HD WIDENER
HW LD2W V

Digitized by Google

46523.4

THE BEQUEST OF

HENRY WARE WALES, M. D.,

OF BOSTON.

(Class of 1838.)

Received 22 October,

1856.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Historische Schriften

von

G. G. Gervinus.

Fünfter Band.

Geschichte der deutschen Dichtung IV.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.

1840.

Digitized by Google

Neuere Geschichte

der poetischen

National-Literatur

der

Deutschen

von

G. G. Gervinus.

Erster Theil.

Von Gottscheds Zeiten bis zu Göthes Jugend.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1840.

Digitized by Google

465 #3.4
2

1856. Oct. 22

Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

F. C. Dahlmann

gewidmet.

Sie waren in Göttingen immer der erste Zeuge meiner Arbeiten, lieber Dahlmann: es ist billig, daß ich Ihnen aus der Ferne die Fortsetzungen wenigstens durch eine freundliche Empfehlung näher rücke. Von Ihnen, dem die historische Betrachtungsweise vor Vielen geläufig ist, möchte ich gerne hören, ob es mir gelang, an unserer schönen Literatur, die man nur ästhetisch zu bereden gewohnt ist, das reine Geschäft des Historikers zu üben: zu ordnen, zu stellen, Zusammenhang in Allem, und durch den Zusammenhang Nothwendigkeit nachzuweisen; ob es mir glückte, die neuere Zeit durch größere Objectivität ungefähr so in die Ferne zu schieben, wie ich die ältere durch vorherrschende Subjectivität uns näher zu rücken meinte, Fülle der Sachen beizubehalten und doch große Licht- und Schattenmassen hineinzuwerfen, die meine Gesichtspunkte andeuten und meine Urtheile an die Hand geben. Ueber die neuere Literatur eigene Urtheile mit demselben Nachdrucke vorzudrängen, wie über die ältere, war weder rathsam noch nöthig. Die Producte der alten Zeit sind der Nation entfremdet, die Stimme des Volkes schweigt fast über sie, die zu treffen ein Kriterium für des Historikers Beruf, sie richtig zu stellen die Probe seines Urtheils ist. Hier war es zweckdienlich, deutlich und bestimmt zu sein. In Bezug auf die neuere Zeit aber ist die Nation im lebendigsten

Digitized by Google

Besitze der Literatur; sie hat ihr Urtheil selbst fixirt; von diesem Rechenschaft zu geben ist ein Verdienst, was erst künftig (und dann auch trotz aller Zurückhaltung) seine Anerkennung findet, was im Augenblicke, je prätensiöser es sich geltend zu machen suchte, desto mehr seinen Werth sich selber nehmen würde.

Ich setze meiner Literaturgeschichte einen Januskopf von Dedicationen auf: wie ich die ältere Zeit den edlen Freunden widmete, die sich scherzend wohl selbst Propheten mit umgekehrtem Gesichte genannt haben, so gebührte Ihnen die neuere Zeit überwiesen zu werden, der Sie mit jugendlichen Augen nach unserer Zukunft ausspähen. Jene Freunde bereiten ein neues vaterländisches Riesenwerk für ihr undankbares Vaterland und sammlen feurige Kohlen auf dessen Haupt, indem sie zugleich, ihrer Wissenschaft ganz hingegeben, den Frieden und die Genugsamkeit ausgenießen, der in jedem rein geistigen Bestreben liegt; Sie, den der politische und historische Beruf in die wirkliche Welt drängt, dem die Erzählung der dänischen Geschichte zugleich zur praktischen Lehre der Politik wird, den wir Deutschen auch außerhalb der Wissenschaft gern auf der Hochwacht der gegenwärtigen Dinge des Vaterlandes sehen, Sie haben es in diesen Zeiten schwerer, in Frieden und Befriedigung zu bleiben, aber im gesunden Herzen dauert der Muth aus. Was mich angeht, so hat mich dieses Werk, an das ich eine gute Reihe Jahre gesetzt habe, in einer gewissen Mitte zwischen Wissenschaft und Leben, Literatur und Staat gehalten, aber meine Wahl war längst entschieden. Ihnen, der Sie dieß Buch nicht mit den Augen der belletristischen Näscher durchblättern, für die es nicht geschrieben ist, Ihnen wird es leicht sein, in diesen letzten Bänden überall auf die Beobachtung zu stoßen, daß selbst unsere glänzendste Literaturepoche Mühe hatte, sich im Conflicte mit Wissenschaft und Staat oben zu halten, daß fortwährend ein Kampf zwischen Dichtung und Wirklichkeit war, der die größten Energien auf jener Seite in einem Zeitalter praktischer, materieller Ten-

Digitized by Google

denzen und dringender Staatsbedürfnisse hemmen und beugen mußte. Weiterhin ist unsere schöne Literatur ein stagnirender Sumpf geworden, von so giftigen Bestandtheilen gefüllt, daß man Orkane von außen hinein wünschen muß, da keine deutsche Regierungsweisheit bis jetzt zu der Einsicht reicht, daß ein Staatskörper auch physische und gymnastische Bewegung braucht, wenn er nicht wie das Individuum verkrüppeln soll, das eben diese Bewegung über der bloß geistigen Regsamkeit vergißt. Unsere Dichtung hat ihre Zeit gehabt; und wenn nicht das deutsche Leben still stehen soll, so müssen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat locken, wo in neue Materie neuer Geist zu gießen ist. Ich, so viel an meinen kleinen Kräften gelegen ist, ich folge dieser Mahnung der Zeit. Von mir wird man es nach diesem Werke glauben, daß Sinn und Liebe für Kunst und Dichtung mit meiner ganzen Existenz verwachsen ist, und ich werde es wohl, ohne der Prosa beschuldigt zu werden, sagen dürfen, daß uns die inneren Nöthigungen unserer Zustände anrathen, uns fürderhin mit dem Genusse unserer alten Poesien zu begnügen, die ermattete Productionskraft auf einen anderen Boden zu verpflanzen, wo sie neue Nahrung findet, und wenn wir das Alterworbene in der Literatur nicht mit dem Neuzuerwerbenden im Staate zugleich verbinden können, lieber jenes aufzugeben als dieses. Aus jener steifen, starren, stumpfen Welt der Empfindungslosigkeit im 17. und 18. Jahrhunderte hat uns Empfindsamkeit, Affect, Liebe, Dichtung und Gesang mit siegender Gewalt gerettet: sorgen wir nun, daß wir nicht in das andere Extrem von lauter Schmelz und Mattheit, Weichlichkeit und Leidenschaft zurückfallen. Lieben, Dichten, Singen hatte zu jener Zeit eine historische Größe und Bedeutung; im Flusse des Lebens, wo Nichts ewigen Bestand hat, sind dieß Alles nur Kräfte neben anderen Kräften, um nichts größer in sich als diese, und sie müssen diesen weichen, wenn Zeit und Schicksal diese andern wachsen lassen.

Bei uns ist die Verzärtelung unter dieser Dichtungs- und Empfindungsschwelgerei so sybaritisch geworden, daß bald ein Heißsporn Heinrich Percy öffentliches Beispiel geben muß, das göttliche Abbild des Mannes von rein handelnder Natur, der von Liebe, Dichten, Singen auch seine Meinung hatte, wenn es ihm in den Weg trat bei großen Unternehmungen. Soll ich Ihnen seinen Katechismus ausschreiben? ich finde ihn so einzig schön, mögen mich doch jene immer einen Barbaren schelten, die keine Sache von zwei Seiten kennen!

„Dichten? ich wär' ein Kitzlein lieber und schrie Miau,
als einer von den Versballadenkrämern.
Ich hör 'nen ehernen Leuchter lieber drehn,
oder ein trocknes Rad die Achse kratzen,
das würde mir die Zähne gar nicht stumpfen,
so sehr nicht als gezierte Poesie. —
Singen — führt euch gerades Weges dazu, Schneider zu werden, oder Rothkehlchen abzurichten.
Lieben? Ist dieß 'ne Welt
zum Puppenspielen und mit Lippen fechten?"

Heidelberg, im Juni 1840.

Gervinus.

Inhaltsverzeichniß.

Pag.

XIV. Regeneration der Poesie unter den Einflüssen der religiösen und weltlichen Moral, und der Kritik.

1) Ueberblick ... 1
2) Gottsched und die Schweizer ... 15
Didaktische und weltliche Dichtung ... —
Drollinger ... 26
Neumeister, Schmolck, Joach. Neander ... 30
A. H. Francke ... 31
Zinzendorf ... 33
Albr. v. Haller ... 35
Frhr. v. Creutz ... 39
Triller ... 39
J. J. Dusch ... 39
Tralles ... 40
Hagedorn ... 41
Gottsched ... 46
Bodmer ... 52
Breitinger ... 54
Liscov ... 57
3) Die Verfasser der Bremer Beiträge ... 73
J. J. Schwabe ... 73
Gärtner ... 75
Gli. Fuchs ... 80
J. A. Ebert ... 80
N. D. Giseke ... 81
G. W. Rabener ... 87
Chr. F. Gellert ... 92
Fabeln ... 98
M. G. Lichtwer ... 105
G. C. Pfeffel ... 107
F. W. Zachariä ... 108
4) Klopstock ... 113—153
5) Christliche Dichtung nach Klopstock ... 153
S. Geßner ... 163
Jac. Fr. Schmidt ... 163
Fr. Xav. Bronner ... 170
Joh. Kasp. Lavater ... 171
J. A. Cramer ... 177
Chr. F. Neander ... 179
J. Ad. Schlegel ... 179
Klopstock's geistliche Lieder ... 180
J. J. Moser ... 186
J. L. Huber ... 186
Eb. Fr. v. Gemmingen ... 186
Fr. Karl v. Moser ... 188
Wieland ... 193

Digitized by Google

Pag.

6) Preußens Theilnahme an der poetischen Literatur.. 198
Gleim 199
Götz 201
Uz 204
Ramler 210
Chr. Ew. v. Kleist 215
Anna Louise Karschin ..... 219—221
Ephr. Kuh 220
Willamow 222
Denis 223
Bardenpoesie 227
Fr. Nicolai 232
Th. Abbt, Mendelssohn 237
Sulzer 241
Gleim 244
Michaelis 255
Joh. G. Jacobi 257
Klamer Eb. K. Schmidt 264
Göckingk 268
7) Wieland ..... 270—318
8) Lessing ..... 318—356
8) Schauspiel (Lessing) 356
Allgemeiner Zustand der Bühne, ib. Gottsched und seine Schule 360
Joh. Elias Schlegel 365
Cronegk 372
Chr. Felix Weiße 374
Lessing in Leipzig ..... 370—379
Theater in Wien 384
Theater in Hamburg 392
Eckhof 398
Dramaturgie 399

XV. Umsturz der conventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoesie.
Periode der Originalgenies 413
1) Preußen (Herder) 426
J. J. Winckelmann 428
J. G. Hamann 436
J. G. Herder ..... 452—496
2) Der Rhein. (Göthes Jugend) 496
Göthe 498
Das Leben in Weimar 539
Merck 539
Möser 539
G. Pet. Sturz 553
J. G. Schlosser 554
Friedr. Heinr. Jacobi 574
Maler Müller 579
R. Lenz 581
Fr. Max. Klinger 583
Leisewitz 583

Digitized by Google

Druckfehler.

Seite	172	Z.	10 v. o.	lies:	Gröningen.
=	224	=	19 v. o.	=	einem — Sinne ſtatt einer — Scene.
=	254	=	19 v. o.	=	Peleus ſtatt Petrus.
=	258	=	17 v. o.	=	unſere.
=	258	=	29 v. o.	=	nach ſtatt noch.
=	282	=	10 v. u.	=	wenn ſtatt wie.
=	315	=	7 v. u.	=	dem ſtatt denen.
=	327	=	2 v. o.	=	1767 ſtatt 1761.
=	334	=	6 v. u.	=	Cardan.
=	364	=	8 v. o.	=	übertrug ſtatt vererbte.
=	372	=	5 v. o.	=	ſeinen Freigeiſt ſtatt ſein Ereigniß.
=	379	=	3 v. o.	=	Gedankenleere.
=	409	=	15 v. u.	=	geſchützt ſtatt geſchätzt.
=	422	=	19 v. o.	=	in ſtatt aus.

Digitized by Google

Geschichte
der
deutschen Dichtung.

XIV.

Regeneration der Poesie unter den Einflüssen der religiösen und weltlichen Moral, und der Kritik.

1. Ueberblick.

Wir sind bei dem Zeitraume angelangt, zu dem unsere Erzählung von allem Anfang an als zu ihrem Haupt- und Zielpunkte hingedrängt. Es ist die Zeit, wo unsere Dichtung jene Grade der Ausbildung erhielt, die ihr bei dem Auslande Stimme und Geltung verschafften, die sie befähigten, mit den Literaturen der übrigen europäischen Nationen zu wetteifern, und Einflüsse auf die Gestaltung der nordischen, der englischen, französischen und italienischen Poesien zu üben, wie sie ehemals diese auf die deutsche ihrerseits geübt hatten. Was ihr diesen Werth zu geben half und diese Wirkungen wesentlich erleichterte, war allerdings, daß sie die Zeitumstände begünstigten, indem sie ihre Blüte entfaltete, als die der übrigen europäischen Literaturen vorüber war. War dieß ein Vortheil, so war es doch keiner, den wir vor Anderen vorausgehabt hätten. Denn auch die anderen Literaturepochen der gebildeten Völker Europa's hatten zu ihrer Zeit keine gleichzeitigen Widerstände zu bekämpfen; nur die Höhepunkte der englischen und spanischen Poesie berührten sich der Zeit nach, sie haben sich aber grade dem Wesen und den Einflüssen nach so gut wie gar nicht berührt. Diese successive Folge der italienischen, spanischen, englischen, französischen und deutschen Literatur schreibt sich daher, daß die Entwicklung des europäischen Völkerkörpers nur Eine gemeinsame ist, in der jene Glanzperioden der jeweiligen Nationen, welche ihre Geschichte und Bildung vertreten und darstellen, in einer nothwendigen Reihe liegen. Dieß stellt sich in

Bezug auf die obige Folge der europäischen Dichtungen sehr einfach dar, sobald wir das Drama, als die eigenthümliche Gattung der neueren Zeit, vorzugsweise ins Auge fassen. Wir verlangen von jedem Kunstwerke, das auf einige Vollkommenheit Anspruch macht, daß es den zwei contrastirenden Anforderungen an Natur und Cultur gleichmäßig genüge, und wir fanden im Mittelalter darum so weniges nach unserem Geschmacke, weil gewöhnlich beiden Anforderungen nicht entsprochen war. Als Ariosto in Italien dichtete, fiel dieß in die günstige Zeit, wo ein verjüngendes Naturleben durch Europa fuhr, zugleich als die antike Bildung erweckt wurde. Wirklich läßt sich weder Natur noch Cultur dem Sänger des rasenden Roland absprechen, allein Italien wandte sich damit rückwärts schauend auf die mittelalterlichen Epopöen, und bildete ein eigenthümliches, selbständiges Drama gar nicht aus. Spanien warf sich dagegen mit Macht auf diese neue Gattung, allein es blieb innerhalb derselben, weil es den europäischen Einflüssen allzusehr entzogen war, auf den mittelaltrigen Ideen hängen und konnte weder eine Cultur noch eine Natur darin entwickeln, die der fortgehenden Bildung Europa's genügt hätte. Ein frischer Naturhauch durchdringt die englischen Schauspiele und hat ihnen bei jener reiner germanischen Hälfte Europa's, die Natur vor Kunst schätzt, die begeistertste Liebe erwirkt, jener anderen aber, die in der Kunst die Formen vielleicht zu sehr vor dem Inhalt achtet, hat der Mangel einer feineren Cultur sie ebenso entfremdet gehalten. Ihr Gegensatz sind die französischen. Wie groß der Mangel an Natur in ihnen ist, so hat sie doch eine gewisse Cultur immer auf allen Bühnen erhalten, und vorzugsweise auf jenen, die sich mit dem englischen Drama nicht befreunden konnten. Das deutsche Schauspiel erst hat eigentlich jene harmonische Verbindung von Cultur und Natur dargestellt, auf die auch unsere ersten Dichter, bei denen beides Lieblingsausdrücke waren, mit Bewußtsein hinarbeiteten. Nachdem Göthe sich in den gegensätzlichen Formen der Engländer und Griechen mit eigener Freiheit versucht hatte, schmolz sie Schiller mit noch größerer Eigenthümlichkeit zusammen, und stellte sich in seiner dramatischen Architectur haarscharf in die Mitte von Shakspeare und Sophokles. Wann und wo auch das Trauerspiel in den nächsten Zeiten sich fortpflanzte oder fortpflanzen wird, da wird es sich der Form,

die ihm Schiller gegeben hat, nur mit der größten Gefahr entziehen dürfen.

Wenn diese Verbindung der dagewesenen Formen, die Versöhnung streitender Requisite, die Accomodation an die Dichtungen aller Zeiten und Völker, die Höhe der Zeit, in der sich unsere Literatur ausbildete, ihr einen so entschiedenen Werth vor allen anderen gibt, so sollte man denken, eben diese Vorzüge müßten ihr auch eine noch größere erobernde Kraft mittheilen, als die übrigen Literaturen ihrer Zeit entwickelt haben, und sie selbst bisher kund gegeben. Allein einmal hat das Beispiel von Frankreich gezeigt, daß die größten literarischen Eroberungen nach außen zu machen, die kriegerischen ganz besonders behülflich sind, und auf diesen Beistand hat denn die unsere wohl am wenigsten zu rechnen. Dann aber liegt auch in dem Charakter unserer Dichtung selbst, was sie schwerlich jemals anderen Nationen anders zugänglich machen wird, als wenn zugleich mit ihr unsere sämmtliche Bildungsweise übertragen werden könnte. Wenn jene vorhin berührten Eigenschaften, jenes Anlehnen, jener Aufbau auf allen älteren Literaturen ihr einen Charakter der Universalität geben, so trägt sie dagegen auf der andern Seite einen eben so nationalen und eigenthümlichen Zug, den sie mit keiner anderen vielleicht als der griechischen Dichtung theilt, und der neben und mit jener Universalität ihr merkwürdigstes Unterscheidungszeichen bildet. Unsere Poesie nämlich stand von jeher weit weniger isolirt, als in anderen Ländern, und besonders im vorigen Jahrhundert griff sie mit ungemeinen Folgen in alle Fächer des Lebens und der Wissenschaften ein, und verzweigte sich nach allen Richtungen mit den Bestrebungen der Zeit. Klopstock wirkte auf die Religion, Wieland auf praktische Philosophie, Lessing auf die gesammte Wissenschaftlichkeit, Voß auf Philologie und Alterthumskunde, Herder auf Geschichte und Theologie. Bei Göthe und Schiller fragen wir mehr nach Lebensansichten fast, als nach Poesie, und wir behandeln sie als Philosophen, als Vertreter ganzer Richtungen nicht der Dichtung sowohl, als des Gesammtlebens. Weder Lope noch Cervantes, nicht Shakspeare und nicht Corneille haben so scharfe Lebenstendenzen in solchem Maaße aufgeregt, und man ließ auch überall die Lebensgeschichte dieser Dichter fallen, während bei uns ein gleiches Interesse um biographische Notizen und um

Nachlese von Poesien fortwährend eifert. Diese auffallende Verschiedenheit unserer Literatur rührt daher, daß diese bei uns das ganze Leben der Nation gleichsam ausfüllte. Shakspeare stand neben Elisabeth und Englands junger Nationalmacht, Cervantes und Lope dichteten, als Carl V und Philipp II die ganze Welt umspannten, Racine und Moliere, als Ludwig XIV mit seinem Glanze Alles verdunkelte. Dieß spornte die Dichtung, sich den großen Nationalbegebenheiten gleich zu stellen, aber sie konnte sie nicht überragen! Wie anders in Deutschland! Der große Friedrich, von dem herrschenden literarischen Geiste des Jahrhunderts mitgerissen, meinte auch als Schriftsteller groß sein zu müssen, ließ sich gleichsam in einen Kampf mit der deutschen Literatur ein und unterlag vollkommen. Kaiser Joseph ließ sich von eben diesem Geiste verführen, nach dessen Forderungen Politik und Regierungsweise zu richten, und verlor sich in mannichfaltige Irren. Wir hatten in Deutschland, wie noch jetzt, keine Geschichte, keinen Staat, keine Politik, wir hatten nur Literatur, nur Wissenschaft und Kunst. Sie überflügelte Alles, sie herrschte und siegte allerwege, sie dominirte daher in allen Bestrebungen der Zeit.

Diese großen Wirkungen machte unsere Literatur nur aus dem Trieb der eigenen Lebenskraft, sie war von dem ganzen Theile der Nation gefördert, der sich thätig oder empfangend für sie interessirte, kein Hof und keine Akademie konnte dabei ein vorragendes Gewicht und Ansehn gewinnen, keine Nebenabsichten auf ästhetischen Luxus haben ihr falschen Glanz geliehen. Daher kommt es, daß sie eben so merkwürdig von anderen Literaturen durch jenen Charakter der Schrankenlosigkeit und Ungebundenheit unterschieden ist, den ihr das junge Naturleben, zu dem sie ungehindert aufschoß, mittheilte; und bis auf den heutigen Tag blieb unseren Literaten und literarischen Blättern der Ton von Freiheit und Rücksichtslosigkeit, der im vorigen Jahrhundert von tausend Kämpfen genährt ward, als ein Rest, ja als Fortdauer jenes revolutionären Umschwungs, dem wir das neue Leben Deutschlands allein zu danken haben, ohne dessen Vorausgang die französischen Einflüsse während des Kaiserreichs bei uns so wirkungslos vorübergegangen sein würden, wie in Italien und Spanien. Es gibt nichts Großartigeres, als das Schauspiel dieser geistigen Umwälzung; es setzt unsere Geschichte im vorigen Jahrhundert in den

großen Verband mit den Weltbegebenheiten in America und Frankreich, und zeigt, nur in einem anderen Gebiete, dieselben Ideen, die übrigens auch bei uns außer einem ganz neuen Gesichtskreise der Bildung neue Staatsordnungen und eine neue Lebensordnung hervorriefen. Keine Literargeschichte einer anderen neueren Nation hat eine ähnliche Gestaltung und Entwickelung erfahren. Zwar die italienische im 15. und 16. Jahrh. stellt in gleich großartiger Fülle einen ähnlichen Reichthum neuer Bildung dar, allein es war diese nur die Vollendung einer alten Civilisation, nicht der Beginn einer neuen. Auch Frankreichs wissenschaftliche Literatur im 17. und 18. Jahrh. hat einen analogen Revolutionscharakter gehabt und war die natürliche Vorläuferin der späteren politischen Umwälzung, allein es ist grade das Schöne in unserer deutschen literarischen Bewegung, daß nicht die Religion oder Philosophie, die leicht fanatisiren, sondern daß die Dichtkunst der vorherrschende Zweig war, die überall mildert und versöhnt. An die Geschichte der Poesie muß also die Geschichte dieser Umwälzung geknüpft werden, obgleich dieß nicht anders geschehen kann, als wenn wir gelegentlich auch auf andere Gebiete der Theologie und Pädagogik, der Geschichte und Philosophie wenigstens hinüberblicken. Denn die Bewegung der Geister war durchaus eine gemeinsame und allgemeine, wie wir vorher schon andeuteten, und selbst die reinsten Dichtergenien konnten sich Thätigkeiten, die der Dichtung fremd waren, nicht entziehen. Unter diesen hat Schiller, dessen Seele allen feinsten Einwirkungen der historischen Witterung offen stand, sogar die Bedeutung unserer Dichtung für eine künftige politische Wiedergeburt mit einer merkwürdigen Ahnungsgabe vorausgesehen.

Den Revolutionscharakter unserer Literatur im vorigen Jahrhundert hat man bisher kaum im Allgemeinen nur erkannt; geschildert ist jene Bewegung ihrem inneren Zusammenhange nach noch gar nicht worden, weil wir noch keine Literargeschichte hatten, die eigentlich das wäre, was sie ihrem Namen nach sein will: Geschichte. Und es war doch so leicht, nur mit Uebertragung der Symptome einer politischen Revolution die ähnlichen Erscheinungen in unserem Literaturstaate zu gliedern. Freilich gehörte dazu erst eine Art des Ueberblicks derselben, wie wir ihn nicht gewohnt sind, und wie er uns eben daher so schwer wird; ein

Ueberblick, der auf jedes Buch wie auf eine Begebenheit, auf jeden Autor wie auf einen handelnden Menschen, auf kritische Urtheile wie auf Wirkungen des Geschehenen hinsähe, der also eine historische, chronologische Lectüre bedingte, nicht eine ästhetische und einfach genießende. Sollte ich also diese geschichtliche Betrachtung unserer Literatur hier übersichtlich erleichtern, so würde ich mich am kürzesten entschließen, jene Analogie zu skizziren, obwohl ich reichlich weiß, wie leicht eine solche Vergleichung misdeutet und durch Misdeutung lächerlich wird. Ich würde also erinnern, daß unsere Poesie seit dem 16. Jahrh. in den Händen der privilegirten Stände war, unter Geistlichen und Adel. Zuletzt noch werden wir sehen, daß selbst jene weltlichen Gelehrten, die aus den Leipziger Schulen wirken, dieser Verbindung mit Adel und Höfen sehnsüchtig nachstreben. Gegen eben diese beginnt nun zuerst eine durchaus bürgerliche Reaction von zwei Republiken aus, Hamburg und Zürich. Auf der Höhe dieser ersten Bewegungen steht Klopstock, der zwar vornehm und aristokratisch war, aber auch herablassend und frei, zwar noch gleichsam innerhalb des privilegirten Standes der Geistlichen sich bewegte, aber ein durchaus neues und populares Element mitbrachte: Empfindsamkeit. Das Wesen der vornehmen Adels- und Hofdichtung war Esprit und Verstandesweisheit, das Eigenthum der höheren Stände; die Empfindung aber ist durchaus in den unteren Regionen herrschender. Eine Weile riß diese neue Richtung andächtiger Empfindsamkeit Alles mit, bis sich Wieland lossagte und sich etwas dem Verständigen wieder zuneigte, und sogleich auch eine annähernde Bewegung nach dem Hofe, nach dem Adel, nach Academien machte. Mit diesem Charakter seiner Werke steht sein persönlicher, durchaus schlicht bürgerlicher fast ganz im Widerspruch, und so mischen sich in ihm und Klopstock offenbar die streitendsten Elemente: Klopstock lehnte sich an Höfe und Republiken zugleich, war Volksmann und Fürstendiener, und im Anfang ein eben so begeisterter Vertheidiger, als später ein zelotischer Gegner der französischen Revolution; Wieland sucht sich ähnlich mit allen zu halten, und predigt bald zu Jacobi's Aerger machiavellische Grundsätze, bald stellt er das Bild von Idealstaaten auf, die auf Menschenrechte und Tugend gegründet sind. Nun kommt Lessing: der eigentliche Beschwörer des jungen Geistes, der Deutschland

erneute. Zwar dem gelehrten Stande angehörig, warf er das Standeskleid verachtend von sich, verschmähte obzwar in Büchern lebend die Buchweisheit, brachte die gelehrtesten Gegenstände in der ungelehrtesten Behandlung vor's Volk, und statt auf Academien hinzusteuern, schreckte er vielleicht Maria Theresia von ihren Planen, die dahin gingen, ab. Er zerstörte alle die abgelebten poetischen Gattungen, die (wie das Lehrgedicht) nur Bedeutung für die oberen Stände hatten, und warf sich mit aller Macht seines kolossalen Geistes auf das Schauspiel, nicht auf ein geschriebenes, sondern auf ein zur Verwirklichung und Darstellung gekommenes, auf die Bühne. Das Theater ist das eigentliche constitutionelle Gebäude in dem Reiche der Poesie, wenn es — wie Lessing strebte — Nationaltheater wird. Als Nationaltheater traten die in Hamburg und Mannheim auf, zu denen Lessing mitwirken sollte, und Joseph taufte sein Hoftheater mit diesem popularen Namen um. Lessing brauchte keine Höfe mehr für die deutsche Literatur, wenn er für diese Form Sinn in dem Volke fand, wenn ihm gelang, die Bühne als Vereinigungspunkt der Nation zu gründen, wo die ausübenden, gesetzgebenden und richterlichen Gewalten geschieden sind, wo alle Stände in richtiger Gleichstellung sitzen, für jeden gesorgt wird, und jeder freies Stimmrecht hat. Es war uns eine Nationaldichtung gesichert, wenn die Nation diesen großen Mann in seinen Reformen nicht verließ! Aber sie verließ ihn! Er scheiterte in Hamburg an der Gleichgültigkeit des Volkes, gab die Bühne auf, und hielt es nun für nöthig, fundamentaler alles, was die Kunstblüthe unter uns hemmte, wegzuräumen. Er griff daher das ängstliche Christenthum und die Orthodoxie an, die der Dichtung und besonders dem Theater entgegen waren, und eben so das verständige Princip in der bisherigen Poesie. Er legte jenes denkwürdige Zeugniß gegen seine eigene kritische Dichtung ab und ließ infort dem Jacobinismus in unserer Literatur, an dem Er nicht Theil haben konnte, schweigend und nicht ohne geheimes Wohlgefallen den Lauf. Eine ganz neue Welt zerstörte nun hereinbrechend die alte. Die Vertreter der früheren Dichtung, Haller, Klopstock und Andre traten ab, Wieland, wie vorsichtig er lavirte, entging nicht heftigen Angriffen, selbst Lessings Stellung ward hier und da über seinen Werken vergessen, die nach dem alten

Regime schmeckten. In allen Fächern quoll nun ein neuer Geist heraus, anregend mehr als vollendend, und Herder ist der eigentliche Repräsentant dieser Zeit, der die Leidenschaft zuerst losband und gegen alles, was dem alten Kastenwesen ähnlich war, gegen die Schulgelehrten, gegen die Schulpoeten, gegen die amtsstolzen Geistlichen, gegen jeden Druck und Ursurpation gleich in frühester Jugend gewaffnet stand. Er brachte Schwung zu allen Wissenschaften, Vorliebe zur urältesten und einfachsten Dichtung des Volks, Freiheit der Forschung in Religionsdingen in vollen Händen mit. Die Jugend bemächtigte sich der ganzen Literatur, ein republikanischer Geist riß selbst jene Stolberge und Aehnliche, die ihrem Stand und Wesen nach den Privilegirten angehörten, in den demagogischen Schwindel mit; die unerhörteste Preßfreiheit herrschte in den Journalen, in denen jener ungeheure Kampf geführt ward, Aller gegen Alle, wo Sentimentalität mit Humor, Patriotismus mit Weltbürgerthum, Mysticismus mit Freigeisterei, Originalität mit Classicismus, die gesammte Poesie mit dem Einfluß und Gegenstoß der Wissenschaften und der Weltbegebenheiten stritt, wo kalte Vernunft und prophetischer Enthusiasmus, Menschenverstand und Empfindsamkeit, Einfalt und Unnatur, Rücksichtslosigkeit und Pietät, Geschmack und Rohheit oft aufs Härteste sich stießen, oft aufs Wunderlichste nebeneinander lagen. Der Despotismus des französischen Geschmacks allein war es, was gemeinsam von Freund und Feind in diesen Bewegungen niedergeworfen ward, in denen die Einwirkungen von England her die wichtigste Rolle spielten. Es war eine eigentliche Schreckenszeit, jene Periode der Originalgenies, die jedes Herkommen verachteten, jede Autorität mit Füßen traten, auf dem erschütterten Ansehen Gellerts und Klopstocks der kaum erst allgemein angegriffnen Freigeisterei Altäre errichteten, die in der Poesie alles Gesetz und jede Regel verwarfen. Verknöchert und festgestanden dauerte der Charakter dieser sentimental-humoristischen, elegisch-satyrischen Zeit in Jean Paul fort, dessen ganzes Wesen durchaus nur hier begründet ist, und er schlingt sich von dort an durch die Wetzel, Falk und ähnliche Satyriker und misanthropischen Menschenfreunde bis auf die heutigen politisch-literarischen Freiheitsmänner herüber, welche Verbindung denn mit der ganzen schriftstellerischen und menschlichen Art der jetzigen Jugend wohl zeigt, daß wir die

revolutionäre Stimmung noch nicht erstickt haben. Mitten in den Umwälzungen dieser Zeiten war auch das Drama, nicht eben verschwunden, wohl aber von wilderen Gattungen und noch populareren, von dem Romane, von der Prosa überflutet. Allmählig besann man sich jetzt. Herder kehrte zurück und suchte Bande zwischen Regel und Freiheit zu knüpfen; Wien fiel ganz ab und warf sich wieder auf den französischen Theatergeschmack; von jenen aristokratischen Freiheitsmännern in Göttingen ging die feine Reaction des Classicismus aus, und die größte Persönlichkeit unter den jungen Dichtern jener Generation, Göthe, der vorhin ganz in dem demagogischen Sinne mitgewirkt hatte, ging dahin über. Ein Princip der Mäßigung faßte mitten unter den dauernden Stürmen Fuß. Zu Göthe gesellte sich Schiller. Sie waren schon ihren Schicksalen nach zweiseitige Männer der Mitte. Der Eine von den jungen Bewegungsmännern und einer republikanischen Stätte ausgegangen ging an einen Hof über, dem er sich vielfach hingab, der andre einer Despotie entronnen ging zum Volke über und ward auch nach seiner Verbindung mit Göthe von dem nahen Hofe nicht angezogen. Sie regten noch in den Xenien eine allgemeine Bewegung auf, aber dann richteten sie sich ganz auf anständige Wirksamkeit, und strebten für Lessings Werk, für die Bühne. Sie standen mit Voß wie ein Triumvirat eine Zeitlang, sie entledigten sich des dritten, und dieß war eine schöne Zeit, als die zwei so verschiedenen Männer im friedlichen Consulate für das Drama arbeiteten. Leider auch sie erfuhren Lessings Schicksal. Die gemeine Popularität des Kotzebue riß die Majorität der Bühnenwelt an sich; Schiller starb, und Göthe, obgleich ihn die Romantiker erst zum Imperator und Alleinherrscher erklärten, dankte doch gleichsam ab und isolirte sich immer mehr, des poetischen Treibens müde. Daß alsdann die Romantiker gegen die vulgare Menge eine Restauration durchzufechten suchten, liegt der Vergleichung literarischer und politischer Begebenheiten so nahe, daß Friedrich Schlegel in Wien sogar in politischer Beziehung vielfach als ein Werkzeug der Restauration erscheint.

Wem dieser Faden durch den labyrinthischen Gang unserer Literaturgeschichte nicht sicher genug scheint, dem lassen sich zahllose andere von einfacherem Gespinste bieten. Unter diesen empfiehlt sich besonders Einer auch dem tieferen historischen Betrachter, weil

er das Hauptsymptom einer Revolutionszeit darlegt. Das nämlich, was einer solchen Umwälzungsperiode ihre intensive Fülle und dadurch ihren Reiz gibt, ist die erhöhte Lebensthätigkeit in dem Volkskörper, kraft welcher in derselben alle Kreise menschlicher Entwicklung, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge Jahrhunderte ausfüllen, in verhältnißmäßig kürzester Zeit durchlaufen werden. Wie die französische Revolution alle Staatsformen und Phasen politischer Entwickelung rasch durchging, so recapitulirte sich im vorigen Jahrhundert bei uns die ganze Geschichte unserer bisherigen Literatur bis zu den Männern hin, die sie eigentlich erst eine Stufe weiter rückten. Wer also zwischen unserer alten und neuen Literatur so unübersteigliche Klüfte sähe, der würde verrathen, daß er über geschichtliche Dinge nicht urtheilen dürfte. Hier eben ist die Geschichte der Literatur am lehrreichsten, wo sie uns nachweist, in welchem Verhältniß die ältere zur neueren, ohne unser Wissen und absichtliches Zuthun, steht durch die bloßen gleichmäßigen Bildungen, die der gleiche Volksgeist in verschiedenen Zeiten bedingte; denn erst wenn wir dieses Verhältniß durchschaut haben, lernen wir richtig darüber denken, was unsere alte Literatur für uns Lebende war und forthin sein wird. Man kann also sagen, daß die Jahre, in denen ein neu entdeckter Dichter der Urzeit, in denen Ossian und neben ihm Homer bei uns eingeführt ward, und Klopstock den Bardenton anstimmte, das rasche Wiederbeleben und Wiederdurchleben unserer ganzen bisherigen Literatur eröffneten. Wie zur Zeit des niederdeutschen Heliand und Otfrieds der kirchlichen Dichtung eine Art Kunstwerth gegeben werden sollte, so geschieht es jetzt durch Klopstock und Lavater, die in den ähnlichen Gegenden ähnliche Werke liefern, die unter sich im ähnlichen Verhältnisse liegen. Wieland beschreibt in einem großen Umfange den ganzen Kreis der alexandrinisch-mittelalterlichen Prosa und Dichtung, scheiternd an Dramen und Allem, was außerhalb dieser Sphäre liegt und im Gedächtniß der Nation erhalten eigentlich nur durch Ein episches Werk, dessen Stoff aus jenen Zeiten entlehnt ist. Ganz wie unsre mittelalterlichen Epiker individualisirt er Alles, was er entlehnt und übersetzt, nach sich und färbt Alles mit einem französirenden Tone. Lessing stellt in allen Theilen die Reformationszeit dar, die, wie Er wieder that, zuerst auf das Drama führte, die den antiken Sinn weckte, die Wissenschaft neu

belebte, und die Religion läuterte, wie Lessing Luthern hart auf dem Fuß folgend gethan haben würde, wenn nicht der Mangel an religiösem Interesse und die politischen Ereignisse gehindert hätten. Herder führt dieß Werk weiter und leitet uns in den Geist des 17. Jahrhunderts zu Polyhistorie und Philosophie über. Ganz so unerwartet, wie man aus dem freien Geist der Volkspoesie im 16. Jahrhundert plötzlich in die gelehrte Poesie des 17. Jahrhunderts trat, ist man überrascht Herdern nach und neben seiner Fürsprache für das Volkslied das Lehrgedicht cultiviren und anempfehlen zu sehen. Eben in diesen Zeiten steht auch Jean Paul in jenem ganz gleichen Gegensatze zu Wieland, in welchem die komischen Romane zu den Ritterepen stehen. Erst wenn man bei Göthe und Schiller angelangt ist, sehen wir uns auf eigenen Füßen. Man hat es auch sehr gut gefühlt, wie wenig jene älteren Koryphäen selbständig waren; man fand überall ihre Anlehnungen aus. Ihre Zeit selbst gab ihnen jene Ehrennahmen, die vielleicht nicht so ehrenvoll sind: sie nannte Klopstock unsern Milton, Wieland unseren Voltaire, Jean Paul unsern Sterne und jeden anderen anders, aber Göthe und Schiller blieben ewig sie selbst. So ist auch nichts leichter, als nach den fremden Influenzen und nach dem herrschenden Geiste der Nachahmung, nach dem Vorragen der französischen, englischen, griechischen und deutschthümlichen Tendenzen eine Ordnung in die Dinge des vorigen Jahrhunderts zu bringen. Auch diese Betrachtung würde überall die Abhängigkeit der früheren, und eigentliche Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit nur bei den allergrößten und letzten unserer schaffenden Geister darthun.

Auf das mannichfaltigste ließen sich, wenn man dieß wollte, die Merkmale der Verjüngung, d. h. der Revolution, in unserer neueren Literatur variiren. Wie wir eben in der Poesie im Allgemeinen die rohen und Anfangsgattungen wiederholen sehen, so läßt sich dieß von dem Drama im Besonderen nachweisen. Wir haben alttestamentliche Stücke bei Klopstock, eine Moralität bei Lessing, eine Historie im Götz, Mordspektakel bei Klinger, den griechischen Cothurn bei den Stolbergen. Natur und Jugend war der laute Ruf des Jahrhunderts, und wie Rousseau zu dem Urstande der Menschheit zurückwies, so klärte man uns die deutsche Anfangsgeschichte und die Urwelt auf, man

fing an ein Naturrecht neu zu begründen und commentirte die Urgesetze der Barbaren und Hebräer, man schrieb für Einsetzung der Juden und der Weiber in die Menschheitsrechte; und mit allem diesem liegt das Wegringen von der conventionellen zur natürlichen Poesie, wie es Voß im Leben Höltys nennt, auf Einer Linie. Eben so charakteristisch ist es, daß sich die neu aufkeimende Poesie einen jungen Boden suchte, der durch längeres Brachliegen neue Kräfte gesammelt hätte. Sie wich aus dem erschöpften Schlesien und Sachsen, sie concentrirte sich in Preußen nach Berlin, und im katholischen Deutschland nach Wien, ohne jedoch zum Flore kommen zu können. Sie drängte aus dem gesammten Osten weg nach der Schweiz, die nun nach langer Pause fortwährend geschäftig bleibt, nach Niedersachsen und dem Norden, wo von Brockes und Hagedorn an, durch Gleim und Klopstock bis auf Voß und Niebuhr, Dahlmann und Schlosser eine ungemein energische Thätigkeit herrschend ward, die mit der Weichheit der schweizerischen Leistungen in einem sonderbaren Contraste steht; und ferner nach dem Rheine hin, der seit zwei Jahrhunderten gefeiert hatte. Nachdem auf diese Weise die Peripherie des Kreises beschrieben war, strömte eine Zeit lang das Mark der deutschen Literatur nach dem Mittelpunkte hin und sammelte sich in Weimar und Jena, und es war ein Zeichen des schnellen Verfalls, als dann plötzlich eine neue Zersplitterung eintrat und die Dichterschulen im Norden, in Berlin, Wien und Stuttgart entstanden, eine Zersplitterung, die in neuester Zeit noch größer geworden ist, wo die junge Dichterrepublik, wie verabredet, ihre Prätoren in alle Städte mäßiger Größe vertheilt. Wer sich in noch gefährlichere Tiefen dieses geheimnißvollen Wachsthums einer neuen Zeit versenken wollte, der könnte in ihren Repräsentanten das Großwerden des jungen Geistes physiologisch verfolgen, wie er embryonisch in dem räthselvollen Hamann liegt, mit aller physischen Kraft einer Kindernatur in Herder vortrittt, dann als ein Bild der träumerischen Frühjugend in Jean Paul, der reifen Spätjugend in Göthe, der umsichtigen Männlichkeit in Schiller erscheint.

Aber hier sei es genug mit diesen mislichen Winken aus der Binnenlehre historischer Weisheit, die nicht mittheilbar sind als dem, der sie schon hat, und die Vielen eher ein verdunkelndes

Räthsel als ein aufschlußgebender Ueberblick sein werden. Wem es in meinem Werke an Uebersichtlichkeit gebricht, der muß, mit Verzichtleistung auf das, was die historische Einsicht darin fördern kann, sich an die Lichtpunkte des dargestellten Stoffes halten, wo es ihm nie an Klarheit fehlen kann. Ich konnte in diesem so angelegten Werke, das eine Art Vollständigkeit bezweckt, leider den Vortheil nicht ganz benutzen, den die Literargeschichte besonders des vorigen Jahrhunderts darbietet. Ihre Entwicklungen, Richtungen und Ideen haben außerordentlich scharfe Vertreter; der Gang unserer Poesie läßt sich an Klopstock und Wieland, Lessing und Herder, Voß und Jean Paul, Schiller und Göthe vollkommen darstellen. Hätte ich mich der Gegenwart und ihrem Bedürfnisse entfernter gestellt, ein Werk von reinerer Form statt eines von reicherem Stoffe zu schreiben gewählt, so wäre eine so klare und einfache Erzählung zu liefern gewesen, wie sie nur irgend eine Periode der politischen Geschichte des Alterthums duldet. Durch die ungeheuren Massen der mittleren Talente hindurch ist dieser planere Weg allerdings schwerer zu bahnen. Doch habe ich auch diese möglichst um die Hauptführer zu gruppiren gesucht, was nur dort schwieriger war, wo die führerlose Unordnung und die Wirren der literarischen Anarchie Selbstzweck der Darstellung wurden.

2. Gottsched und die Schweizer.

Wir stoßen im Verfolge unserer Darstellung zunächst auf eine Periode, die berühmt und berüchtigt genug, und auch ihrem Verlaufe nach häufig geschildert worden ist[1]). Allein in diesen Schilderungen ist der innere Zusammenhang der Erscheinungen leider zu wenig beachtet worden, so daß die Kämpfe, die nun zwischen den Sachsen und Schweizern sich entspannen, gewöhnlich als ein eitles Spiel nichts bedeutender Kräfte erscheinen. Daß aber auch hier in dem scheinbaren Chaos Ordnung herrscht, daß

1) Die Geschichte der Streitigkeiten zwischen Leipzig und Zürich ist bei Manso, im 8. Bande der Nachträge zu Sulzer klar und durchsichtig mit Benutzung der Quellen erzählt, die bei ihm und Jördens in den betreffenden Artikeln angezeigt sind.

auch die Streitigkeiten, die Ansichten, die Leistungen der schwächeren Köpfe in diesen Zeiten der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht außer dem nothwendigen Gang der Dinge stehen, daß sie die bisherige Ordnung der Dichtungen theils beschließen, theils die neu vortretende einleiten, liegt uns vor allem ob nachzuweisen. Um auch diesen Gang und die innere Lage dieser nächsten Periode hier übersichtlich anzudeuten, erinnern wir, daß wir in dem Jahrhundert der Reformation die Elemente einer ächten Naturdichtung, oder, sollen wir Schiller's Auffassungsweise benutzen: einer naiven Poesie, besaßen. Im 17. Jahrhundert verloren wir die producirende Kraft der Phantasie ganz aus den Augen; wir hatten eine Poesie der Empfindung, die besonders im geistlichen Liede zu Hause war, und eine andere des Verstandes, die sich im Lehrgedicht, in der Satyre, im Epigramme kund gab. Kaum war in der Idylle eine ferne Spur von schaffendem Dichtungsgeiste übrig geblieben. Und auch jene Empfindungs- und Verstandespoesie war jetzt durch die lange Dauer abgenutzt und matt geworden, und zeigte mannichfaltige Merkmale des Siechthums und Alters. Noch aber waren in der geistigen Constitution des Volkes Kräfte genug, um zum Anfangspunct noch einmal zurückzukehren und die erstorbenen Säfte neu zu verjüngen. Das erste Symptom dieser Verjüngung war das Erwachen der Sinnlichkeit, ohne die es keine Einbildungskraft und keine Dichtung gibt. Brockes war daher das Ziel des vorigen Zeitraums, in dem diese Sinnlichkeit und eine neue Triebkraft zu Tage kam, die noch mehr durch den Nahrungssaft belebt ward, der aus Englands und Frankreichs vielfach verwandten Dichtungen jener Zeit zu uns hergeleitet ward. Zuerst nun äußerte diese neue Triebkraft ihre Wirkungen theils auf dem Gebiete äußerer Sinnlichkeit und schuf jene malerische Poesie schon bei Brockes, theils in jenen abgelebten Gattungen selbst, so weit sie nur immer Boden finden konnte. Wir werden daher zuerst betrachten müssen, wie Haller dem Lehrgedichte einen neuen Schwung gibt, Drollinger ihn dem geistlichen Liede weniger gibt als wünscht. Beide sind von Brockes angeregt, und lehnen sich an ihn an. Beide wollen wie Er zu einer natürlichen Empfindungsweise zurück, ohne darum die gewohnte verständige Betrachtung aufzugeben, sie wollen Sinnlichkeit herstellen und Vernunft behaupten. Schiller, der seine Sätze über naive

und sentimentale Dichtung aus diesen Zeiten mit der feinsten Beobachtungsgabe abstrahirte, bemerkt vortrefflich, daß das Resultat einer solchen Bestrebung immer die sentimentale Stimmung sei, und eben diese stellte sich mit Brockes in Deutschland ein und steigerte sich durch mehr als ein halbes Jahrhundert zu einer ungemeinen Höhe. Durch drei Dichtungsweisen, bemerkt Schiller ferner, erschöpft sich die sentimentale Dichtungsart, durch die satirische, idyllische und elegische, je nachdem sich nämlich das Gemüth im Widerstreit mit einer gekünstelten Wirklichkeit, oder im Einklang mit einer natürlichen, oder schwankend zwischen beiden erkennt. Auch diese Dichtungsweisen [2]) sehen wir nun zuerst vorherrschend, wir sehen sie aber auch schwinden und ausgehen, je mehr man sich dieser sentimentalen Uebergangszeit entfremdet, und wir sahen sie im 17. Jahrhunderte desto unbedeutender, je weniger man sich einer solchen Zeit noch genähert hatte. Liscov und Rabener bezeichnen die Ausgangspunkte der Satire, wie Käſtner den des Epigramms; Geßner neben vielen geringfügigen Anderen bilden die Idylle, ehe sie Voß auf den naiven Standpunct zurück stellte. Das Elegische ist weniger als Dichtungsart sichtbar, denn als Empfindungsweise, als welche es sich häufig in den Episteln dieser Jahre, und sonst in allen möglichen Gattungen ausspricht. Wie außerordentlich fein und richtig die Zusammenstellung und gleichsam Vereinigung dieser drei Gattungen ist, wollen wir mit einer historischen Bemerkung verdeutlichen. Alle drei Gattungen nämlich leiten sich gleichsam aus jener Einzigen her, die wir im Mittelalter Allegorie nannten. In jenen bei uns so unvollkommen gebliebenen Gedichten dieser Art war ja didaktische Lehre, poetische Malerei, Idylle, Satire und Elegie vollkommen vereinigt. Hätten

2) Wer den Aufsatz Schillers über naive und sentimentale Dichtung kennt, der weiß, daß Schiller dort diese sentimentalen Dichtungsweisen von den Gedichtarten dieses Namens unterscheidet; er handelt nur von den Stimmungen, nicht von den Mitteln dieselben zu bewirken. Daß aber beides einander entsprechen muß, ist klar, und es wäre schön gewesen, wenn Schiller gerade aus seiner Anschauungsweise entwickelt hätte, warum Satire, Elegie und Idylle in dem naiven Zeitalter so verschieden von den unsrigen sich gestalten mußten. Auch das ist auffallend', daß er zwar das Ungenügende der streng sentimentalen Dichtungsweise einsah und folglich auch die der Gattungen, nicht aber auf das Verhältniß des Dramas zu derselben in der Theorie kam, das er in der Praxis so schön traf.

wir diese Allegorie fleißiger cultivirt, so würden wir jetzt vielleicht dahin zurückgekehrt sein, oder wenigstens Einen Dichter haben, der alle diese Gattungen gleichmäßig angebaut hätte, oder der auf jene Allegorien geschichtlich zurückzuleiten wäre. Wir haben in Deutschland von diesen drei Fällen keinen, aber in England haben wir in eben diesen Zeiten Einen Dichter, in dem sich alle drei Fälle vereinigen, eben den Dichter, der auf Brockes am mächtigsten wirkte, den Brockes einführte, den nicht allein dieser und Zachariä und Kleist und Klopstock, den auch der junge Lessing sogar erstaunlich hoch hielt, der ganz ungewöhnlich auf unsere Dichtung in diesen Jahrzehnten gewirkt hat: Thomson. In ihm liegen diese Gattungen beisammen; sein Dichtungstalent ist von jenem Spenser, dem so hochgehaltenen Allegoristen der Engländer angeregt; und ganz in dessen Nachahmung ist sein castle of **indolence** geschrieben, das gewöhnlich unter seinen Dichtungen am höchsten gestellt wird. Wir aber haben keine solche Allegorie aufzuweisen, in der jene Dichtungsweisen zusammen hätten fallen können, in der zugleich die falschen Gränzberührungen von Kunst und Wissenschaft, wie das Lehrgedicht, und jene von Kunst und Kunst sichtbar geworden wären, wie die malende Poesie, die sich indessen mit ihrer Verwandten, der malenden Musik (Haydn), und ihrem Gegensatz, der Allegorie in der Malerei, der sich Winkelmann so sehr annahm, breit genug in diesen Zeiten machte. Ich sage, wir haben keine solche sentimentale Allegorien aufzuweisen, in denen sich jene Gattungen hätten vereinigen können, und dieß auch darum, weil wir dagegen eine gleichsam verwandte und doch gegensätzliche, langehin nicht mehr erschienene Gattung eben in diesen Zeiten wieder aufgriffen, die zuerst als eine verjüngende Gattung gelten kann, die zuerst in größter Einfalt, eben wie es sich für den Anfang schickt, von verständiger und empfindender zur phantasievollen Dichtung, von sentimentaler zur naiven zurückleitet, ja die geradezu eine naive Allegorie heißen kann, und mit der Allegorie sehr häufig in einfachen Zeiten zusammengeworfen ward. Es ist die Fabel. Sie ist eine Allegorie, und in ihr ist eine Art sinnlicher Malerei und Doctrin, häufig ein satirischer Anstrich und durch die Versetzung in die Thierwelt gleichsam ein idyllischer Boden vereint. So wie sie damals von Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Pfeffel und so vielen Anderen behandelt ward,

nach dem Muster der Franzosen, nahm sie auch in der That häufig genug satirische Bezüge, ja sogar elegische Stimmungen in sich auf, und sie leitete gleichsam die wissenschaftliche Lehrdichtung auf die moralische, auf die lebensphilosophische über. Sie liegt natürlich an der Gränze naiver und sentimentaler Poesie, sie wird meist von Gelehrten behandelt, aber sie ist fürs Volk, sie ist ihrer Form und Gestalt nach damals der sentimentalen Zeit angehörig, aber ihrer Einfalt nach ist sie eine naive Dichtungsart, sie *soll nicht* an die Idylle erinnern, soll nicht satirische Stiche auf besondere Verhältnisse enthalten, am wenigsten elegische Farbe tragen, und Lessing suchte ihr diesen naiven und allgemeinen Charakter ganz wiederzugeben. Es hat also einen tiefen Sinn, wenn wir es *historisch betrachten*, daß die Schweizer, Bodmer und Breitinger, in ihren Theorien einen so außerordentlichen Werth auf die Fabel legten, was Göthe so sonderbar finden wollte. Es ist um so weniger sonderbar, als sie sich dabei an den allgemeinen Begriff von Fabeln halten, und von da aus ganz natürlich auf eine plastischere, sächliche Dichtung zurückweisen, von Doctrinen und Zuständen (in Lehrgedicht und Idylle) auf Handlungen. So wie wir daher uranfangs vom Epos und den Thiergeschichten auf die Fabel geriethen, so gelangen wir hier umgekehrt von der Fabel auf die Erzählung und auf das Epos zurück. Es ist also auch ganz entsprechend, daß eben diese Schweizer den Milton verpflanzen, sich an Klopstock anklammern und alte epische Gedichte auffrischen. Alles Epos aber, eine Gattung, die durchaus der naiven Poesie, der Naturdichtung eigen gehört, konnte in den neueren Zeiten schwer mehr gedeihen, die den sentimentalen Charakter, den Charakter der Kunstdichtung tragen. Die wahre ächte Gattung dieser letzteren ist das Drama, das darum um so viel höher steht als jene Unterarten der Satire, Elegie und Idylle, weil es nicht wie diese in subjectiven Stimmungen sich umdreht, obgleich alle diese verschiedenen satirischen, elegischen, idyllischen Stimmungen darin objectivirt erscheinen können, ja sogar die Lehrsentenz und epische Erzählung (nach der antiken Theorie wenigstens) darin zulässig oder gar nothwendig ist. Das Drama vereint also, wie es sich chronologisch auf dem Gipfel aller Dichtung ausbildet, auch alle Dichtungsgattungen in sich, und sondert sich nach jenen sentimentalen Stimmungen in seine drei Hauptarten. Daß sich die

Tragödie auf elegischen Stimmungen aufbaut, haben unsere Dichter des 17. Jahrhunderts schon gesagt. Daß ihr Gegensatz, die Satire, dem Gegensatz des Trauerspiels vorausgeht, hat schon Aristoteles bei den jambischen Dichtern gesagt, und Diderot nannte die Satire die Kindheit des Lustspiels. Und daß zwischen Idylle und Oper das ähnliche Verhältniß sei, ist wieder im 17. Jahrhundert ganz deutlich, wo das Singspiel fast immer Schäferspiel und das Schäferspiel Singspiel war. Wer des Aristoteles Bevorzugung des Dramas vor dem Epos billigt, der muß diesen intensiven Reichthum und den Vortheil der Mannichfaltigkeit besonders in Anschlag bringen. Das Epos und die naive Dichtungsweise bleibt bei den geschilderten wirklichen Zuständen stehen, die sentimentale bezieht diese auf Ideen; jene Unterarten thun es direct, das Drama in jenem großen Sinne, in dem es Shakspeare einen Spiegel der Zeit nannte, thut es indirect durch eine freie poetische Schöpfung, und hier fällt der Begriff der Fabel (eines Schauspiels) mit dem des Apologs allerdings zusammen. Das Epos fällt in Zeiten, wo die Kraft der Phantasie so lebendig ist, daß sie keiner Hülfe bedarf; aber das Drama in solche, wo die Sinnlichkeit stumpf geworden ist, und wo daher dem Auge eine accessorische Nahrung geboten wird, die die erschlaffte Sinnlichkeit und Einbildungskraft unterstützen soll. Indem nun grade, als die Schweizer auf das Epos fielen, Gottsched sich auf das Drama warf, wäre es wohl natürlich gewesen, daß diese beiden bedeutungsvollen Gegensätze das Thema ihres Kampfes geworden wären. Allein so tief freilich faßte man jetzt noch nicht die Angelegenheiten der Dichtung auf, und der Hauptnutzen, der aus den oberflächlichen Streitigkeiten zwischen beiden herauskam, war unstreitig die bloße Anregung ästhetischer Kritik überhaupt. Wie diese nachher so weit geübt und fortgeschritten war, daß Lessing seine kritischen Einsichten schöpfen konnte, so war es auch möglich, daß ein solcher Mann die Gebrechen und Rathlosigkeiten der Zeit mit Bewußtsein durchschaute, und auf die jugendlichen und zeitgemäßen Gattungen der Poesie hinsteuerte.

Wir wollen also zunächst sehen, wie sich das neue Leben in den bisher kultivirten Gattungen verständiger und musikalischer Dichtung ausspricht, im Lehrgedicht und im geistlichen Liede. Beides führt uns nach der Schweiz hin, auf zwei Männer, deren

Einer immer neben Hagedorn als Verkünder der neuen Literatur genannt worden ist, der andere immer hätte genannt werden sollen, was jedoch nur Einmal in einem bekannten Gedichte von Bodmer geschehen ist. Jener ist Haller, dieser Drollinger. Zu allen dreien gehören Richey und Brockes unzertrennlich, und sind auch nur darum äußerlich bei mir getrennt, weil ich überall die Bändeabschnitte an solche Stellen zu legen suchte, wo grade die Einschnitte früherer und späterer Ideen am schärfsten sind, um anzudeuten, daß es in den Perioden der Geschichte keine grellen Abtheilungen gibt. Wir sehen uns in Beiden plötzlich in ein Land gesetzt, das seit der Reformation und besonders seit der Exemption von dem Reichsverbande im westphälischen Frieden fast gänzlich aus der deutschen Literatur verschwunden war. Wollen wir die neue Befruchtung dieser brachgelegenen Provinz uns pragmatisch erklären, so können wir nachweisen, wie die deutsche Gesellschaft in Leipzig, als der einzige Rest der literarischen Corporationen des 17. Jahrhunderts, Anpflanzungen in die verschiedensten Gegenden Deutschlands schickte. Seit langen Zeiten war Leipzig der Sitz gelehrter Klubbs gewesen; Prediger-, Redner-, anthologische, philobiblische Gesellschaften waren dort neben- und nacheinander und gelangten, wie z. B. die letztgenannte, zu einem großen Rufe. Zuletzt, haben wir schon früher erwähnt, entstand 1697 aus einem poetischen Collegium Mencke's die sogenannte görlitzische poetische Gesellschaft, die erst 1722 bei Gelegenheit eines 25jährigen Jubelfestes den eben genannten Gelehrten zu ihrem Vorsteher wählte und sich nun die deutschübende, seit 1728 die deutsche Gesellschaft nannte. Sie veranlaßte, wie gesagt, die Stiftung zahlloser ähnlicher Vereinigungen in Jena, Greifswald, Halle, Königsberg, Helmstädt, Frankfurt, Tübingen, Bremen, Westphalen, Göttingen, Altdorf, Wien, und so auch unter anderen in der Schweiz; in Bern, wo die deutsche Gesellschaft (unter Professor Altmann) sich in Opposition gegen die Zürcher, die einen mehr originellen Klubb bildeten, an Gottsched anlehnten, und in Basel, wo man es mit den Bernern betrieb eine helvetische Gesellschaft zu gründen. Mit diesen Vereinigungen, die eben so plötzlich und mit eben so raschen Wirkungen und ganz in demselben Geiste auftraten, wie heutzutage die Kunstvereine, war überall die Publikation von Schriftsammlungen oder Wochenblättern verbunden, welche letztere sich in

ungeheurer Anzahl durch lange Jahrzehnte hinziehen, und meistens nach dem großen Vorbilde des englischen Spectators moralische Tendenzen hatten, neben denen die Poesie nur beiher ging: denn es ist das allgemeine Kennzeichen dieser Periode bis zu Lessing hin, daß die Poesie durch religiöse und weltliche Moral beherrscht ist. Die ersten dieser Wochenschriften, der Vernünftler **1713** und die lustige Fama **1718** waren in Hamburg erschienen, die Zürcher Discurse der Maler schließen sich **1721** an. Von diesen Erstlingen an bis zum Jahr **1761** sind in Gottscheds Monatschrift, dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit[3]), **182** Wochenblätter aufgezählt, die in den verschiedensten Gegenden erschienen sind, und ihre Zahl ließe sich noch vermehren. Alle diese Blätter wurden schon durch ihre Menge genöthigt, sich als provinzielle Organe aufzuthun, und das Provinzielle ward Anlaß zu den Reibungen der Kritik. Wir haben schon früher gehört, daß der Unterschied von schlesischer, meißnischer und niedersächsischer Dichtung immer mehr durch literargeschichtliche Werke, durch poetische Sammlungen, durch kritische Beobachtungen zum Bewußtsein kam; bald organisirte sich eine eigenthümliche preußische und östreichische Literatur; Gottsched machte sich ein eigentliches Geschäft daraus in wohlerwogenen Absichten bald auf den Gegensatz der protestantischen und katholischen, der benedictinischen und jesuitischen Literatur aufmerksam zu machen, bald auf die Leistungen und Unterscheidungszeichen der verschiedenen Provinzen und Gesellschaften. So kann man in seinem Neuesten wohl verfolgen, wie er die westphälischen Bemühungen, die fränkischen und schwäbischen Versuche, den armseligen Hofpoeten Casparson in Cassel, die baierischen Reimschmiede und Aehnliches aus dem Staube hervorzieht, den Stümpern Muth macht, die Fremden bald mit Lobsprüchen, bald mit Tadel für seine Schule wirbt. Ebenso setzte er sich mit Bern gegen Zürich, und hatte anfangs auch mit den Zürichern so enge Verbindung, daß Bodmer selbst unter den Mitarbeitern an Gottsched'schen Zeitschriften erscheint. Als nachher die Mishelligkeiten ausbrachen zwischen Zürich und Leipzig, drängte er sich eben so wie zu den Bernern, auch zu den Baselern, machte dem dortigen Gelehrten Werenfels das Compliment, daß sich von seiner

---

3) Band XI. S. 829.

Schrift **de meteoris orationis**, die in den Schriften der Leipziger Gesellschaft übersetzt erschien, der Ursprung der kritischen Zeiten herschreibe; er wußte sich die Herausgeber des helvetischen Patrioten in Basel ebenso zu verbinden, wie die des Brachmanen in Bern; und endlich wollte er Drollinger und Spreng in Basel mehr für Schwaben als Schweizer gehalten haben. Spreng würde sich diese Ehre als ein guter Baseler verbeten haben, Drollinger ist aus Durlach und also zwar kein Baseler, für den ihn jedoch sein Freund Spreng ausdrücklich mehr erklärt, als für einen Schwaben, weil er dort gebildet ward und meistens dort lebte. Bei all dem läßt sich nach Gottscheds Winke wohl sagen, daß die Poesie in die Schweiz eingewandert ist, und man kann ihre Wege von Sachsen und Schlesien aus verfolgen. Wir sahen oben, daß Neukirch von Schlesien und Berlin aus nach Anspach überging, und daß dort dieser Same nicht verloren war, zeigten nachher Cronegk und Uz. Dann gaben wir schon König als einen solchen an, der die Literatur des Ostens und Westens verband und dieser ist ein Schwabe, und stand sehr genau mit den Zürichern in Verbindung. Und endlich ist allerdings Drollingers Wanderung nach Basel und sein Anschluß an die Züricher von Bedeutung, und hauptsächlich darum charakteristisch, weil er mit dem Hofe von Durlach in die Republik versetzt, auch alle Eigenschaften eines Hofdichters preis gab und wesentlich ein populärer Dichter ward.

Wenn wir aber bei dieser pragmatischen Erklärung des erneuerten Antheils der Schweiz nicht stehen bleiben wollen, so läßt er sich auch ohne Schwierigkeit tiefer herleiten. Die Schweiz, ihrer geographischen Lage nach, war eine ebenso natürliche Vermittlerin der neuen Einflüsse von England und Frankreich her als Hamburg. Wirklich zeigt die ganze Geschichte der Schweiz einen sehr auffallenden Parallelismus mit nord- und niederdeutschen Erscheinungen, den man nur erklären kann durch die ähnliche Isolirung vom deutschen Reichskörper, die eigenthümlichen obzwar ganz verschiedenen Lebens-Erwerbsweisen und die enge Grenzberührung mit auswärtigen Völkern. Wie die Niederlande mit der Schweiz durch den Rhein geographisch verbunden liegen, wie sich beide geschichtlich in den burgundischen Reichen, poetisch in den Nibelungensagen berühren, so auch in der Ablösung vom Reiche, in dem Republikanismus hier und dort, in der Aehnlichkeit der schweizerischen und

dithmarsischen Freiheitskriege, des Tschudy und Neocorus. Gleich energisch traten beide Gegenden hervor, wo es die Reinhaltung humanistischer und religiöser Dinge galt, obwohl beide in sich gespalten, und wieder in dem, was sie mit Deutschland darin gemeinsam hatten, eigenthümlich unterschieden; wie denn auch die literarischen Spaltungen zwischen Schweiz und Sachsen, auf Einer Linie mit den religiösen im 16. Jahrhundert liegen. In die Geschichte der deutschen Poesie verzweigen sich beide Gegenden allemal nur in den vorragenden Glanzperioden. Als unsere Literatur und Sprache überhaupt zuerst erwachte und sich der lateinischen gegenüber ausbildete, haben wir in der Schweiz und in Nieder-Deutschland nebeneinander den Otfried und den Heliand; in der Ritterdichtung die Nibelungen und Gudrun; späterhin im 14ten Jahrhundert gleiche Volkslieder in alterthümlichem Tone. So ist das Ineinandergreifen in der Reformationszeit klar, wo der Rotterdamer Erasmus in Basel die Verbindung persönlich bezeichnet. So berühren sich in dieser unserer neuesten Periode Haller und Drollinger mit Brockes und Hagedorn, Bodmers und Liscovs Kritik, Klopstocks geistliche Dichtung mit Bodmers und Lavaters, Voß mit Usteri, Campe mit Pestalozzi. Wenn man mehr die historischen Verhältnisse ins Auge fassen will als die Gattungen der Poesie, so verhalten sich Haller und Geßner, wie Klopstock und Wieland zueinander, Bodmer steht gegen Gottsched so im Vortheil, wie Sulzer gegen Lessing im Nachtheil u. s. f., so daß es nicht schwer wäre, die ganze schweizer Literatur des vorigen Jahrhunderts als ein Miniaturabbild der allgemeinen deutschen zu zeichnen.

Was die schweizerische Poesie für sich auszeichnet, ist, daß sie gern vorzugsweise religiös blieb. Sie war in jener ältesten Periode ganz eigentlich Mönchsliteratur; in der ritterlichen Zeit gibt es hier geistliche [4]) Minnesänger; in der Reformationszeit ist alle schweizerische Poesie geistlich oder kirchlich polemisch; in der neuesten Zeit ist sie allgemein durch die streng oder übermäßig religiösen Haller und Geßner, Bodmer und Lavater repräsentirt. Dieß hat schon eben dort seinen Grund, worin die neuesten Bewegungen im Canton Zürich ihre Erklärung finden. Wo

4) Was sonst eine Irregularität ist.

die Staatsordnungen stricter sind, wie hier und in England, ist die Religion wie ein Gesetz, und sie weicht dem Buchstaben nach weder der Demoralisation, noch der Aufklärerei und ebenso ist es natürlicher, daß sie die Poesie beherrscht, als daß sie von ihr beherrscht wird. Aus Schriften der damaligen Zeit schon hätten die heutigen Radicalen sich über diese Verhältnisse belehren können. So schrieb Haller seine Briefe über die Offenbarung gegen Rousseau und die neue Aufklärung, nicht allein weil er wirklich religiös und hypochonder überdies war, sondern weil er als republicanischer Staatsmann die Folgen fürchtete; und so schlage ich im Drollinger eine Stelle auf, die als Inschrift auf diese letzten Wirren in Zürich hierunten [5]) stehen mag. Noch weiter erklärt sich dieser religiöse Charakter der schweizer Literatur daher, daß jedesmal ihre Hauptperioden in solche Ruhezeiten fielen, wo sich die Nation nach Erschöpfung in politischer Thätigkeit zur geistigen zurückzog. So ist es überall bei vorzugsweise politischen Nationen, deren Geschichte von Thatsachen nicht von Büchern ausgefüllt wird; so war es bei Römern und Engländern. In der ersten Zeit feierte die Schweiz nach dem allgemeinen Heldenalter Europas und sandte ihre Friedenssegnungen nach Deutschland aus. Vor der Reformationszeit hatte sie ihre burgundischen Kämpfe geführt; und vor der letzten Periode gingen im 17. Jahrhundert die mannichfachen Kämpfe der katholischen und protestantischen Orte vorher, die grade in jenen Jahren mit einem Landfrieden anfingen beendigt zu werden, als die Literatur auch anfing ihre ersten Flüge zu wagen. Es ist daher ungemein bezeichnend, daß grade die neue englische Literatur in der Schweiz eine so große Wirkung machte, die ihrerseits auch auf die große politische Erschöpfung der Revolution folgte, und eben den Charakter der Weichheit und Religiosität theilweise annahm wie die schweizerische; und ebenso, daß grade Milton der Liebling der Schweizer ward, der nach

---

5) Drollingers Gedichte 1745 p. 31.

So wuchs der neue Hauf (der Religionsspötter); die Lehre ward bekannt,
geschwind bei Hof und Stadt, doch langsam auf dem Land.
Der Landmann widerstund dem Reiz der fremden Künste,
Der Einfalt Schwere brach das dünne Kunstgespinnste.
So mühsam gibt ein Volk, verliebt in einen Satz,
Den die Natur gelehrt, der Gegenlehre Platz.

einer republikanisch-politischen Thätigkeit, nachdem er die Welt durchlebt und durchhandelt hatte, durch Blindheit und gleichsam also durch Nöthigung der Lebensorgane zur religiösen Beschaulichkeit überging. Diese Lage der Dinge, dieß Uebergehen von einer handelnden zu einer contemplativen Natur, von Thaten zu Zuständen, erklärt nicht allein den religiösen, sondern auch den beschreibenden, idyllischen und überhaupt weichen, reizbaren und sentimentalen Charakter der schweizerischen Literatur des vorigen Jahrhunderts und selbst der Literaten. So riß den trocknen aber lebendigen Bodmer der seraphische Schwung hin, so schrieb Zimmermann über die Einsamkeit, fand Geßner mit seinen schlaffen Idyllen allgemeinen Beifall und Lavater mit seinen Schwärmereien eine Parthei; der friedliche Charakter von Sulzers und L. Meisters ästhetischer Kritik, die der erstere auch auf die schlesischen Aesthetiker übertrug; Müller und Bonstetten, Pestalozzi und Iselin, der jüngere Wyß und die ganze Matthisonsche lyrische Schule, die gleichsam Anker warf in der Schweiz, sind hier durchaus charakterisirende Erscheinungen.

Nach diesen allgemeinen Angaben kehren wir zu Drollinger und Haller zurück, die uns als Mittelpunkte der didaktischen und kirchlichen Dichtungen vor allen anzogen, und die wir mit Hagedorn voraussstellen, weil alle drei sich außer dem Conflict der Kämpfe mit Leipzig zu halten suchten. Drollinger (1688—1742) lebte in Basel hauptsächlich im Kreise des Pfarrers Burtorf und des Professor Spreng. Der letztere hat geistliche und weltliche Gedichte (1749) und eine Uebersetzung der Psalmen geliefert, wovon weder die Einen noch die anderen sich auszeichnen, obwohl die letzteren, so undavidisch sie sind, von Gottsched noch gegen Kramer aus Verdruß an der Klopstockschen Schule geltend gemacht werden, die ersteren allerdings sich neben Drollingers Gedichte stellen, im Kampf gegen die trockne Liederdichterei eines Opitz[6]) oder Rist. Auch Drollingers „Gedichte" (1745) gab Spreng

---

6) Er sagt von Opitzens Psalmen vortrefflich:

Wie tappt und klappt der Boberfelder, wenn er nach Davids Spuren kreucht!
und durch des jähen Hermons Wälder ein jüdendeutsches Liedchen keucht!
Er ist zu Haus im Griechenlande, doch ist er fremd in Canaan,
und bleibt bei trockenem Verstande am Brunnen Gihons und Jordan.

heraus, lange nachdem sie verfertigt waren; denn so wie jener diesem das Zeugniß gibt, daß er vor Anderen die Lethargie der Schweiz gesprengt habe, so dieser jenem, daß er einer der Ersten gewesen und schon vor 20 und mehr Jahren, also um 1720, gedichtet habe, und daß er den Namen des helvetischen Opitz verdiene. Beide arbeiteten sich gemeinschaftlich von Lohensteins Manier los, von dem Professor Bernouilli in Basel auf Canitz und Besser gewiesen, später auf Boileaus und Pope's Kritik achtsam, dazu von David und Pindar begeistert, und durch J. Baptist Rousseau's geistliche Oden zur Nachahmung angefeuert, so daß sie, in ihrer Polemik gegen den gewöhnlichen Kirchenliedertон in Deutschland, an Lobwassers einstige Stellung zu den französischen Psalmen zurückerinnern. Drollinger im Besonderen hat sich zugleich von Brockes anregen lassen; wie dieser kümmerte er sich um Botanik, Malerei und Musik; ist lyrisch und didaktisch zugleich; und wetteifert mit ihm in jenen Naturgesängen, in denen er ihn, wie Brockes selbst eingestehen mußte, weit überflügelte, indem er weniges und vorsichtig dichtete und Fleiß mit Seele verband. Wirklich sind seine Dichtungen von einer Durchsichtigkeit, und einem klaren Flusse, der sie vor vielen gleichzeitigen weit auszeichnet, und der ihnen eine Freiheit gibt, die durchaus schon der neuen Zeit angehört, wie denn auch Uz und Aehnliche ihn noch mit Vergnügen lasen. Durchweg zeichnet er aber auch schon in seinen Mustern, wie in seiner poetischen Kritik, die verschiedenen Wege vor, auf denen diese Zeiten der Poesie ihren Werth geben wollten. Er verband wie Brockes die verschiedenen Eigenschaften des Malerischen, Musikalischen und Lehrhaften, und wie er neben Pindar den trockenen Boileau studirte, so empfielt er als poetisches Reizmittel ein Musikstück oder ein Gemälde, neben dem tiefen Durchdenken der Materie; er schulte sich mit Spreng an dem gekünstelten und gefühllosen Rousseau, aber doch nennt Spreng des Dichters Zeughaus sein Herz, räth ihm zu schreiben, wenn ihn der Wecker des Herzens mahne, in dieser Bewegung keinen Zwang zu achten, nur sich des Einfalls zu versichern, selbst auf die Gefahr der Dunkelheit hin: gnug daß er sich selbst verstehe. Erst später soll dann die Kritik eintreten: und hierin liegt gleichsam der Katechismus der poetischen Kritik nach der Klopstockschen Schule, die überhaupt für ihre Liederpoesie kein Muster hatte als Drol-

lingern. Daher nun kommt es auch, daß dieser sich über jeden unnatürlichen Zwang ärgert: über den Schellenklang des Reims, von dem sich das deutsche Ohr entwöhnen möge, über das Gelegenheitsgedicht und über den Alexandriner. Ist's möglich, sagt er in einem Gedichte an Spreng, daß den deutschen Dichtern von einer Kirchweihe die Ader schwillt? Crispinus freit? Glück zu! Susanne starb? Gnad Gott! Johannes ist Magister worden? Ich wünsche ihm Verdienst und Brod! Da habt ihr's! bei so schlechten Wundern fällt mir nichts Besseres bei; und soll etwas meinen Geist beleben, so muß es etwas Größeres sein. Viel vortrefflicher ist, wie er über den Alexandriner scherzt. Was legt uns doch der Dichterchor für eine Versart zur Strafe auf! Einen Doppelvers, zu groß für Einen, zu klein für Zwei. Zwölf Füße helfen ihm nicht zum Laufen, kein Wechsel macht ihn dem Ohre angenehm, kein geschicktes Maas dem Sinne bequem. Ein gleicher Tact bestimmt ihm seinen trüben, schweren Schritt, beim sechsten stellt auch wenn er laufen möchte, das strenge Reimgesetz ihn still. Vernunft und Witz schläft ein, wenn wie ein Pendel sein Tiktak beständig schallt. Mühselig gebiert man diese Brut, die von Wind und Luft, statt mit Geist und Blut gefüllt ist, und kein Wunder, daß der Britten feines Ohr sich ein freieres Reimgebände gewählt. Diesem Ringen nach freier Bewegung hält aber durchaus seine kritische Strenge gegen sich selbst in Rath und That ein Gegengewicht, und er weist gleich dringend auf Flaccus' Feile, wie auf Davids Feuer. Mit nichts konnte er aber hoffen, der deutschen Dichtung eher vom Boden aufzuhelfen, als wenn er sie auf die geistlichen Gedichte zurückwies, und „in das Reich der Blitze, wo David seine Donner fand." Denn noch drängte sich alles Interesse in Deutschland um die religiösen Angelegenheiten herum, und für die Liederdichtung geschahen noch immer ungemeine Anstrengungen, obwohl freilich nicht die, die Drollinger wollte. Dieß macht eine Episode über den Stand der geistlichen Poesie nöthig, in der ich mich aber kurz fassen kann, weil die Massen der mechanisch hingeschriebenen Lieder nach dem alten Styl forthin keine Bedeutung behalten, und fast nur solche in jenen Zeiten anzutreffen sind. Denn wie groß auch die Erregung eines neuen religiösen Lebens im Anfang des 18. Jahrhs. bei uns war, so wirkte sie doch zunächst im Gebiete des Kirchenlieds mehr auf Quantität als auf Qualität günstig.

Wir waren damals in Deutschland noch weit entfernt, dem philosophischen Neuerungssinne zu lauschen, der sich in England und Frankreich regte. Unser Leibnitz stand gegen beide und führte Unterhandlungen zur Vereinigung der protestantischen und katholischen Kirche; Wolf mußte vor den Pietisten weichen, und die Pietisten vertraten theilweise selbst die Stelle der Aufklärer und freien Denker bei uns, indem sie das Joch der Orthodoxie müde waren und erschütterten. Freisinn und Frommheit gingen lange noch unter uns friedlich zusammen, und es läßt sich diese religiöse Liberalität bis zu Herder hin in einem Wachsthum verfolgen, das von allen Freigeistereien und Orthodoxien nicht gehemmt werden konnte. Wir haben oben gesehen, daß mitten in Hamburg, wo zwar gelegentlich Beccau über die Postillenreiter und Hunold über die Pietisten satirisirte, doch dieser letztere sich bekehrte und das unchristliche Opernwerk verließ, und daß Brockes dort den Christen und Philosophen in sich vereinte. Offenbar spielte hier nebenher grade, wie Boileaus Einfluß in die Poesie, so auch in die Religiosität die französische Mode nach Deutschland herüber. Bekanntlich wurden der Pariser Hof und Racines Schauspiele gegen das Ende des 17. Jahrhs. plötzlich fromm, Fenelon wirkte sehr nachhaltig auf die deutsche Literatur fort, und selbst der Geist jener Secte der Antoinette Bourignon kam durch Poiret herüber, der aus dem Mysticismus eine Art System machte, dessen Sätze man später in dem Herrnhuter Gesangbuch wieder fand. Was aber ganz aus der alten deutschen Natur unabhängig hervorging, war der Pietismus jener Zeit, der eine Weile Sache und Namen zu Ehren brachte, bis die Herrnhuter diesen neuerwachten Geist übertrieben, und Fanatiker und Schwärmer sich hinter jenen Namen mit versteckten, und dadurch den Gegnern Waffen bereiteten, so sorgfältig sich auch die Arnold und Aehnliche von ihnen zu sondern suchten. Zuerst kam dieser Name der Pietisten in Umlauf, als 1698 einige Studirende in Leipzig sich zu Interpretation der Bibel vereinigten, deren Werk Spener (1635—1705), damals Hofprediger in Dresden, begünstigte. Als sich dieser nachher nach Berlin begab, wo die Spuren seines Wirkens, das ganz im Sinne der Arndt, Andreä und Gerhard, die Religion dem Herzen nahe zu legen suchte, am sichtbarsten blieben, siegten in Leipzig die scholastischen Gegner wie Carpzov, und nur Joachim Feller

blieb dort ein Vertreter des Pietismus, der auch den Namen Pietisten sogar, im Gegensatze zu den Amoristen, auf die kirchlichen Dichter übertrug[7]). Von daher schon darf man sich es erklären, daß noch so spät die Leipziger, daß Gottsched gegen die geistliche Dichtung stand, die er in Einer Linie mit den pietistischen Nachwirkungen sehen durfte, und daß er über die Herrnhutischen Lieder spottete. Da sich ferner die Pietisten an Wolf versündigt hatten, so war dieß ein anderer Grund, warum ein Groll bei dem Wolfianer Gottsched zurückblieb. Darum stellte sich die ganze Dichtung Gottscheds nachher so poetisch regelrecht und orthodox, so kalt und verständig an, und Drollinger verräth an einer versteckten Stelle seinen Mißmuth über ihn, da seine Neigung ganz zu der geistlichen, musikalischen Dichtung hinging[8]). Es läßt sich voraussetzen, daß Drollinger und Spreng über die Lieder, die aus diesen pietistischen Kreisen herausgingen, besser geurtheilt haben würden, als über die Fabrikarbeiten der Neumeister und Benjamin Schmolck (aus dem Liegnitzschen **1672—1737**), die beide in Rists Manier zahllose Lieder hinschmierten, und von denen der letztere auch der schlesische Rist genannt worden ist. Er kann in dieser Zeit als Repräsentant aller der gedankenlosen Arbeiter stehen, die kalt gegen die Reize der Poesie, aus Gewohnheit oder auf Bestellung ihre Lieder schrieben, und die wie Rist ihre Mattheit und Seichtigkeit nur gelegentlich, wie Spreng sagt, mit etwas Zuckerkant und Marzipan zu versüßen suchen. Gegen die Gedankenleere und das leichte Schulgeschwätze dieser Poeten stellten sich diese Baseler also in offener Fehde, wie gegen Opitz und Rist, die ihnen gähnenden Verdruß erweckten. Hätten sie nun zwar wohl billiger geurtheilt von den wenigen Liedern Speners und seines Freundes Joachim Neander (aus Bremen **1610—1680**),

---

7) In der Vorrede zu Tob. Richters Uebers. der meditationes von Joh. Gerhard. **1692**.

8) In der Ode von Unsterblichkeit der Seele apostrophirt er die heiligen Dichter so:
Geweihte Dichter, heilger Chor! o welche Kraft, o welche Töne
Durchdringen plötzlich Herz und Ohr! Es wirket euer mächtger Wille
Der tiefsten Sinne Sturm und Stille. Er stellt den Regungen Gebot.
Ich hör, ich höre Davids Lieder, der Himmel steigt zu uns hernieder,
und unser Geist hinauf zu Gott.

des Hauptvertreters der reformirten Liederpoesie, und Anderer, die sich um Spener gruppiren ließen, so wie auch von der ganzen Hallischen Schule, so würden sie dennoch nicht davon befriedigt gewesen sein, weil sie durchaus neue Elemente suchten, und zwar eben die, deren sich Klopstock nachher bemächtigte, und mit denen auch von seinem Messias aus die Liederdichtung vorübergehend neu belebt ward. Diese neuen Elemente aber waren in den Hallischen Liedern so wenig zu finden, wie in den Herrnhutischen, in welche zwei große Gruppen sich fast Alles vertheilen läßt, was bis zu Klopstock hin Psalmartiges gedichtet ward. Beide Liedergruppen schauen aber durchaus rückwärts, die hallische auf die bessere und herzlich einfache Hymnendichtung des 17. Jahrhs., die herrnhutische auf die schlesischen katholisirenden Mystiker eben dieser Zeit; allein Beide erreichten ihre älteren Muster nicht, ja zum Theile nicht einmal mehr die Sacer, Ernst Lange, Arnold, Diterich, Neander und Aehnliche, die der Zeit nach ihnen näher lagen; und eben darum empfanden die Baseler das Bedürfniß eines Neuen so grell. Was die Dichtungen dieser Kreise in einem untergeordneteren Werthe hielt, war dasselbe, was selbst ihre Frommheit und Religiosität drückte. Alle Kräfte der Menschen entfalten sich am schönsten unter freier offner Luft, unter allgemeiner Mitwirkung des Jahrhunderts. Sobald sich Gegenwirkungen von bedeutender Macht einstellen, inficirt dieß wenn auch noch so fein jede Leistung und Bestrebung; die religiösen Tendenzen aber vor Allem ertragen keine Reizbarkeit in den Individuen, von denen sie ausgehen, sonst stellen sie gegen jeden Widerstand Intoleranz, Intriguen, Sektengeist und Fanatismus. Bekanntlich sind die schönsten Charaktere unter jenen Pietisten verfolgt worden, sie haben aber auch wieder verfolgt. Sie haben sich nicht begnügt Asyle für sich zu finden, die Inspirirten gingen von Halle und Herrnhut auf Eroberungen aus. Dieser große Kreis erscheint in der Geschichte als eine kleine christliche Oligarchie, und wie respectabel die einzelnen Männer an der Spitze sind, so unwohlthuend ist dieses Sektenartige, das auch schon die Hallenser an sich tragen. Eben die Freund- und Gevatterschaften aber, die in den persönlichen Verhältnissen sichtbar sind, erscheinen auch in der Liederdichtung dieser Kreise. Nach Speners Sinn ward die theologische Facultät in Halle eigentlich gebildet, und A. H. Francke (1663

—1727) war sein jüngerer Freund und Schüler, dessen innere Jugendgeschichte schon den geistlichen Eifer in ihm etwas weit treiben mußte. Vor Gellert und Klopstock hat dieser Mann offenbar den größten öffentlichen Einfluß in Deutschland gehabt, und in vielen Beziehungen einen sehr segensreichen. Um ihn herum stellt sich eine ganze Reihe von Liederdichtern. Sein Schwiegersohn Freylinghausen gab 1704—14 das bekannte Gesangbuch heraus, in dem eine ganze Reihe von Liederdichtern erscheinen, die wie Herrnschmidt, Eusebius Schmidt, Urlsperger, J. Lange, Breithaupt, Fr. Richter, Wolf und viele Andere, mit ihm oder Franke bekannt und verbunden sind. Ich leugne nicht, daß nicht vortreffliche Lieder hier noch vorkommen, aber doch überwiegen bei weitem die gleichgültigen Massen, und das Fabrikwerk. Es ist schon sehr charakteristisch, daß jetzt wieder ganze Reihen von Juristen und Aerzten, die alle mit der Haller Schule in Beziehung stehen, in den Vorgrund der Liederdichtung treten: die Namen des zur Theologie in Halle übergegangenen Bogatzky, der schon genannten Wolf und Richter, v. Bonins, Böhmers u. A. gehören hierher, und diese Erscheinung wiederholt sich etwas später in Wirtemberg. Ward es in diesem Lande ein kritisches Zeichen für die fromme Poesie, daß sie hier ihre Hauptstätte auf der Festung Hohenasperg hatte, wo die Moser, F. L. Huber, Rieger und Schubart ihre Lieder dichteten, so war in Halle und sonst überhaupt in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts der Sammelgeist ein unwidersprechliches Zeichen des Verfalls, der Ueberlebung und Ueberfülle der bisherigen Hymnenpoesie. Freylinghausen und J. J. Rambach zeigen, was noch in den neuesten Sammlern, wie bei Knapp, wieder zu finden ist, daß sie besonders dort gern dichten, wo es fehlt, oder wie Wetzel und Andere der damaligen Hymnologen aus Nachahmungsgeist und allzuvieler Belesenheit und Anregung. Erinnern wir uns auch aus unsern anfänglichen Bemerkungen über das Kirchenlied, daß grade dieses die Zeiten waren, wo jene ungeheuren Anstrengungen gemacht wurden, die Literatur des Kirchenlieds zu ordnen, den Vorrath zu überschauen oder zu sammeln. Dieß ist allemal der Anfang vom Ende. Es ließ sich also wohl auf die Kürze eine Revolution in der geistlichen Poesie versprechen und Alles arbeitete zusammen, um die Erscheinung Klopstocks reichlich zu motiviren.

Fehlte dazu unter den Produkten der Hallischen Schule noch etwas, so ersetzte dieß gewiß das Herrnhutische Gesangbuch. Auch Zinzendorf (1700—1760) liegt nicht außer dem Verbande mit den obigen Erscheinungen. Er war Speners Pathe und hatte seine Jugend theils unter seiner frommen Großmutter v. Gersdorff, die auch Dichterin war, theils in Halle zugebracht unter Francke's Leitung. Wie das ganze Local der Herrnhuter (Böhmischen und Mährischen Brüder) uns in die Gegenden versetzt, wo von Huß an bis auf Schwenckfeld und Böhme, Frankenberg und Kuhlmann die mystische Theologie und Poesie zu Hause war, so führen uns auch die Lieder des Herrnhuter Gesangbuchs (1735) auf die Dichtungen der Silesius und seiner Genossen zurück; und zwar sinken auch sie formell eine Stufe herunter, und dieß schon durch die unkritisch und geschmacklos gehäufte Masse und die unendliche Schwatzhaftigkeit dieser Lieder. Wir finden hier jenes Katholisirende wieder, das man auch den Unions-Grundsätzen Zinzendorfs überhaupt zu Last legte, wir haben wieder jene Bilder und Lehren von der Abgeschiedenheit der Seele, dem Wirkenlassen der Gottheit und dem Bündnisse mit dem Seelenbräutigam, jene fein sollende Kindlichkeit wie bei Spee, jene Spielereien mit dem Gott Papachen und Jesu dem Zimmergesellen, jenes Liebeln mit dem Lendenloch und den Wundenmalen; im Geiste durchaus jenen altbekannten Quietismus, in der Form jene Mischung apokalyptischer Erhabenheit mit lehrhafter Prosa, jenes Erhöhen des Gemeinen und Herabziehen des Heiligen, jenes Französisch-Deutsch, das Zinzendorf selbst seinen Favoritstylum nannte und seine Elegantien.

Nicht allein der Convenienzsprache und dem „natürlichen Eloquio" dieser Liederklasse, sondern auch dem trivialen Tone der großen Masse unserer dem Sinn und Geiste nach reinen Hymnen strebten aber grade unsere Baseler, zu denen wir endlich zurückkehren, die geistliche Dichtung zu entreißen. Sie wollten ihr einen höheren poetischen Schwung und einen größeren Werth an Gedanken und Empfindung geben, und eben dieß griffen nachher Cramer und Klopstock auf, als deren Vorläufer wir Drollinger nothwendig hervorheben, und zu deren Erklärung wir diese Episode nothwendig einschieben mußten. Indem Drollinger und Spreng unsern deutschen Hymnendichtern den J. B. Rousseau entgegen-

setzten, fühlten sie wohl, daß dieß nur ein andres Extrem sei und daß auch ihm noch bedeutend fehle zu jener Höhe, die sie in Aussicht nahmen. Er erbaut sie zwar mehr; es regt sich etwas in ihnen, wenn er auf heiligen Saiten spielt, allein sie wissen, daß sich dieß Etwas nicht in ihm selbst geregt! Sie denken aber grade deßhalb darüber nach, wie doch dieser sie rühren könne, der Davids Harfe entweiht und nur zum Zeitvertreibe schlägt? warum, wenn Günther klage und bereue, sie seine Pein in sich entglimmen fühlen? Sie schließen, wenn der Himmelsfunke dieß thierische Gemüth so begeistre, Gottes Geist auch rohen Seelen seine Gefühle leihe, wie vielmehr jenen, die in seiner Gnade stünden — falls sie nur jene Gabe der Dichtung zugleich besäßen! Sie wollen also den Schmuck der Poesie wieder, den Gryphius nicht verschmähte, der aber gemeinhin im Kirchenliede verschmäht ward, sie ärgern sich an denen, die einen Psalm, verwöhnt durch die werthlosen Liedermassen, geringschätzen[65]); sie scheuen sich nicht, das Weltliche dem Geistlichen näher zu rücken, wie es Brockes schon gethan hatte, und eine Gedankenfülle zu suchen, die Drollingers Gedichte hier und da nicht leicht faßlich macht. Mit Lehre und Bild, mit poetischem Colorit und mit Stoff zum Nachsinnen strebt Drollinger seine Gedichte geistlichen Inhalts zu heben, und nichts ist bezeichnender, als daß sie ihrer Form nach Oden, ihrem Inhalt nach Lehrgedichte sein sollen. Man wird aber gewiß nicht leugnen, daß die seiner Zeit berühmte Ode vom Lob der Gottheit, oder die von der Vorsehung und ähnliche oft wirklich poetischen Anstrich haben, den Psalmenton in reinen Versen und ungezwungenen Wendungen treffen und eine unpathetische wohlthuende Hohheit behaupten, obgleich sie den hergebrachten Bibelton verlassen und den Reiz der alten Sprache mit dem des poetischen Ausdrucks, wie Gryphius, zu ersetzen suchen. So ist er auch in seinen wenigen Fabeln unter die besten Erzähler der Zeit zu stellen,

---

9) An Spreng p. 102.

Denk, was ich über deine Lieder zu drei Poeten neulich sprach:
Schwingt unser Spreng nicht sein Gefieder dem Dichter Jacobs glücklich nach?
Man sprach: Ein Psalm ist keine Sache! Da fuhr ich aus: du arme Rott!
Du rühmst dich doch der Göttersprache, so singe, kannst du's, auch von Gott!
Umsonst, du kreuchst in deiner Pfütze! Wer zu dem niedren Schlamm verbannt,
Der steigt nicht bis ans Reich der Blitze, wo David seine Donner fand.

und was seine malerische Seite angeht, so hat das schon Bodmer, bevorzugend vor Brockes, an ihm gerühmt, daß er nicht blos todte Stoffe, nicht nur ein Feld voll Luft male, sondern eine Welt, die denkt, empfindet und handelt, hinzusetzt.

Drollingern gegenüber stellen wir Albrecht von Haller (aus Bern 1708—1777), den Dichter des Verstandes neben den der Empfindung. Wie sich jener an die religiöse Seite des Brockes anlehnt, so dieser an seine wissenschaftliche. Wir hatten schon bei Brockes gesehen, in welchen engen Verband Philosophie und Dichtung zu treten suchten, und hatten aufmerksam gemacht, wie jene Ideale des Opitz nun realisirt zu werden schienen, der die Dichtung auf jener gefährlichen Stelle suchte, wo sich die extreme Imagination und Speculation berühren. Leibnitz, der nicht selten seine Wahrheiten in Bilder und Gleichnisse kleidete, mit poetischen Vorstellungen seine Metaphysik aussteuerte, und ein Kunstgebäude in seiner Theodicee entwarf, wünschte selbst, daß Fraguier sein System in ein lucrezisches Lehrgedicht brächte. Je populärer durch Wolf die Leibnitz'sche Philosophie ward, je mehr Mode ton es damals in Deutschland ward zu philosophiren, und sich in öffentlichen Gesellschaften von den Monaden, dem zureichenden Grunde und der besten Welt zu unterhalten, desto mehr trat auch die Philosophie der Dichtung nahe, und in der Wolf-Gottsched'schen Schule galt es für eine Art Beruf der Poesie, die tiefen Wahrheiten der Weltweisheit zu populariſiren. Auf diesem Stande waren die Dinge in Deutschland, als Alles in Frankreich, Genest, Polignac und Andre mit Lucrez wetteifern wollten, und als Boileau und Pope bekannt wurden, die, wie sie mit der Elle alle Räume der Dichtkunst ausmaßen, um ihr Mobiliar anzupassen, auch in den Winkel des Lehrgedichts ihr Kunststück setzten. Haller war von Pope erregt, nachdem ihm Lohenstein, Brockes und Canitz verleidet waren, er begegnete ihm mehrfach in seinem Ideenkreise; in seiner Jugend schon war Virgil sein Liebling, während ihm im Homer der Mangel an Sittenlehre mishagte; von jenem genährt, liebte er den Ernst und die Gedrungenheit der englischen Dichter, und mehrere seiner Gedichte entstanden auf Wetten, daß er um den Preis eifernd mit den Engländern beweisen wolle, die deutsche Sprache verschulde nicht den Mangel an philosophischen Dichtern. War irgend jemand gemacht, der

Lehrdichtung Ansehen zu verschaffen, so war freilich Er es, der eine Riesenlast von Gelehrsamkeit trug, die sich in seinen zahllosen Beiträgen zu den Göttinger Anzeigen in ihrer ganzen universellen Breite, in seiner Physiologie, jenem in dieser Zeit großartigen wenn auch materiellen und compilatorischen Werke, in ihrer größten Tiefe darlegt. Wie Göthe vortrefflich bemerkt hat, daß Hallers literarischer Ruf günstig für die Aufnahme und Schätzung der Dichter wirkte, deren Stand noch immer in gewisser Art gebrandmarkt war, so gab dieser wissenschaftliche Anstrich den Gedichten Hallers in den Augen der damaligen Welt einen philosophischen Werth. Es kam hinzu, daß der Mann grundsätzlich wie Drollinger die Gelegenheitspoesie verachtete und strenger als einst Opitz vermied, daß überall aus seinen Gedichten eine gesunde und grade Weisheit, und ein ernster, tiefangeregter, männlicher Sinn sprach, der weit entfernt war von der Hofeleganz des Canitz, der Weichheit des Brockes, der Lüderlichkeit des Günther. Sein Ernst geht bis zu finsterer Strenge in jenen Gedichten, die er Satiren nennt, wo er sich dem Schwarm der Pariser Spötter gegenüberstellt und die poetische Polemik gegen die Freigeisterei eröffnet, die bald ein allgemeines Thema unserer Dichter ward. Er selbst fand keinen Beruf, der Menschen Thun in Satiren zu richten, weil er sah, daß Juvenals und Boileaus Satiren nutzlos geblieben waren; er ist auch hier ein Materialist, dem alles Ideale fern lag. Und dieß spiegelt sich in seinem Vortrage ab, der schwer und voll ist, in dem man, z. B. eben in jenen Satiren, wohl leicht findet, daß jeder Vers etwas sagt, aber schwer verfolgt, was das Ganze sagen will, so daß schon die Gottschedianer und die Verfasser der Hallischen Bemühungen, allerdings in kindischer Uebertreibung, vor Hallerischer Mystik und Dunkelheit warnten, aber doch auch Michaelis klagte, daß der Dichter keine Sylbe an die Deutlichkeit verschwende. Er fiel aus der profusen Manier der Mariniſten in das Gegentheil; es war Absicht bei ihm, gedrängt und knapp zu sein; er suchte etwas darin, zu zeigen, daß sich Begriffe reimen ließen; er wollte daher nur den Verstand befriedigen. Daher gibt er uns nicht einen Gegenstand an sich, sondern das, was sein Verstand darüber denkt; und wenn es Empfindungen sein sollen, so sind es genau betrachtet Reflexionen. Dieß sind meistens die Eigenschaften aller Didaktiker, die selten

oder nie verstanden haben, einen poetischen Gedanken schon zum Thema zu wählen, und in der Ausführung der Einbildungskraft die Vorhand zu lassen. Ueberall empfindet man daher bei Haller, wo er ernst sein will, Härte, wo er erhaben sein will, Anspannung, wo er poetisch ausschmücken will, Malerei, die er noch spät selbst gegen Lessings Laocoon vertheidigt; endlich selbst da, wo er warm und rührend sein möchte, Kälte und höchstens Schwermuth. Mit diesen Eigenschaften konnte er kein Dichter sein; als er **1776** die eilfte Ausgabe seiner Gedichte besorgte [10]), sah er auch selbst mit Gleichgültigkeit darauf zurück, obwohl mit heimlichen Verdruß über die neuen Aenderungen seit Klopstock, denen er nicht folgen konnte. Haller war eine schroffe aber ganz normale Natur; die Dichtung seiner Jugend, die verständige Forschung und praktische Thätigkeit in seinen besten Jahren, die religiöse Beschaulichkeit und philosophische Betrachtung, der er sich in seinen Altersschriften hingab, in seinen Romanen und den Briefen über die Offenbarung, stellen einen natürlich geregelten Lebenslauf dar. In Briefen an Bodmer gestand er, daß er je kein Poet gewesen, daß ihn in seiner Jugend nur die lebhaftere Empfindung dazu gemacht habe. In seinen gelegentlichen Urtheilen, wenn er z. B. Weiße über Shakspeare, Geßner über Theokrit setzt, beurkundet er dieß noch deutlicher als in seinen Gedichten selbst. Unter diesen blieb das erste, die Alpen (**1729**), das beste. Es entstand auf einer Alpenreise; die Natur selbst dictirte es ihm: wirkliche Ansichten der Natur oder von Gemälden, wirkliche Aussagen der Alpenbewohner, sind die Quellen dieses Gedichtes, das aus dem Glauben geschrieben ist, die Schüler der Natur, ein Volk schlichter Sitte, fern von den goldnen und papiernen Schätzen der Reichen und Gelehrten, lebe noch heute in dem goldnen Zeitalter. Dieß gibt dem Werke den malerisch-idyllischen Charakter, mit dem es verschiedenartig auf Kleist und Geßner hinwirkte; es ist ein ähnlicher, obwohl verschiedenartig geäußerter Naturſinn darin, wie bei Brockes: dieser ist ein niederländischer Blumist, Haller ein großer Naturforscher; bei Brockes steht Pope hinter Thomson, bei Haller Thomson hinter Pope und Virgil. Das Lieblingsgedicht Hallers selbst war das vom Ursprung des Uebels (**1734**); es ist

10) Sie kamen zuerst **1732** heraus.

der Vorläufer der großen Masse von Lehrgedichten, die sich an ihn anschließen. Es ist das große Thema, über das sich damals die Philosophie quälte; es gilt hier nicht um poetischen Körper, sondern um Weisheit und Gedanken. Charakteristisch ist dabei ganz erstaunlich, wie fein der Dichter von der philosophischen Lösung der Frage zu einer religiösen übergleitet, und damit den Gang der Dichtung in Deutschland so andeutet, daß er zugleich wie ein Vorläufer von Klopstock erscheint. Gott ist eine Welt von Mängeln lieber, als ein Reich von willenlosen Engeln; der Tugend Uebung wird durch Wahl erst gut. Dieß lehrt das erste Buch; das zweite schildert Engel und Menschen in dem Stande der Vollkommenheit und Unschuld; das dritte den Fall von Beiden. Allerdings ist nicht die biblische Geschichte erzählt, sonder ihr abstraktes Resultat philosophisch durchgeführt, aber sie liegt doch zu Grunde, und was die Hauptsache ist, der Dichter selbst bereute später als unverzeihlich, daß er die Mittel verschwiegen habe, die Gott zum Herstellen der Seele angewandt, die Menschwerdung Christs, sein Leiden, die Erlösung. Die konnte aber nicht ein Didaktiker besingen, dazu gehörte ein epischer Dichter, Klopstock mußte diese Aufgabe lösen.

Hallers Einfluß war so bedeutend, daß das Lehrgedicht in Deutschland langehin nach seinem Vorgange cultivirt, ja daß es durch Lessings gegnerische Autorität nur in den Hintergrund gestellt, nicht ganz beseitigt ward, geschweige daß Gottscheds inconsequente Erklärung gegen diese Gattung etwas hätte verfangen sollen, der sich an Haller ärgerte und gelegentlich aus den **lettres antipoetiques** der Holländerin Hooghard Waffen gegen die wissenschaftliche Poesie holte, die sonst seinem ganzen Systeme nicht ablag. Herder, der im Anfange nach Lessings Beispiel sich bitter gegen alle Didaris erklärte, später in der Adrastäa ihr lebhafter Vertheidiger ward, uns einen Boileau und Pope wünschte und Uz bewunderte, Herder machte in jener ersten Periode die vortreffliche Bemerkung, daß zum Lehrgedichte kein Stern erster Größe erfordert werde, es dulde Halbschönes und fordere wenig Phantasie, es sei eine Beute für mittelmäßige Köpfe, ein Gegenstand um Dichterlein im Vorhofe der Poesie aufzuhalten. Dieß ist so wahr, daß deutlich sich ein jeder, der mit Haller über den Alexandriner nicht hinauskam, und mit Klopstock entweder oder mit

den gewandten Dichtern der Grazien nicht fortkonnte, sich jenem ins Schlepptau hing und unter seinen Flügeln Schirm suchte. Dieß gesteht einer der Hauptnachahmer Hallers, der Freiherr von Creutz (in Homburg **1724—1770**), gradezu ein, er halte es mit Reim und Alexandriner, weil er die Götterſprache nur von Klopstock selbst hören möge! Haller hatte in seinem Ursprung vom Uebel noch das systematische vermieden, er wollte nicht vollständig sein, nichts erweisen, sondern nur malen, rühren, anregen. Die Dürftigkeit seiner Nachfolger aber führte stets mehr ins Prosaische, ins Begriffwesen, in Systemreimerei hinein, die die Literaturbriefe mit allem Recht bitter verspotteten, mit der Andeutung, daß wenn einmal Lehrgedichte gemacht werden sollten, die Sitten der Menschen ein würdigerer Gegenstand seien als der Vortrag von Systemen, daß aber unsere Dichter, die den letzteren trefflich verstünden, unter mittelmäßig würden, sobald sie sich auf dieß Feld des Horaz oder der **moral essays** von Pope wagten. Man darf nur die moralischen Lehrgedichte von Löwen oder den bändereichen Triller (aus Erfurt **1695—1782**) in seinen poetischen Betrachtungen (**6** Theile **1725—1750**) aufschlagen, wo er von der Nachahmung der Brockes'schen Naturpoesie auf sittliche Gegenstände übergeht, um dieß nur allzuwahr zu finden. Bei weitem die namhaftesten der Hallerianer haben sich auch immer gerne auf jene herrschenden Modefragen der Philosophie geworfen und die Philosophen ausgeschrieben und in Reime gebracht, und wenn man Beurtheilungen solcher Gedichte liest, so sieht man, daß nicht die Poesie, sondern die philosophische Farbe und Orthodoxie untersucht, und so z. B. Creutz von Gottsched unter die adligen Philosophen neben Tschirnhaus, nicht unter die adligen Dichter gestellt wird. So schrieb Zernitz über den Endzweck der Welt, Josias Sucro über die beste Welt, Withof über die zeitliche Glückseligkeit (in den moralischen Ketzern), Creutz von der Unsterblichkeit, Wieland über die Natur der Dinge. Uz ließ sich zu seinem kurzen Gedichte, der Theodicee, die wohl das beste ist, was wir in diesem Gebiete besitzen, von Leibnitz anregen; der ältere Sucro reimte in elenden Versen Baumgarten'sche Theorien; Lichtwer sein Recht der Vernunft nach Wolfischen Begriffen; J. J. Dusch (aus Zelle **1725—1787**), der in diesem Fache und überhaupt sich gewaltig wichtig machte, und in seinen Briefen

über Bildung des Geschmacks über alte und neue Lehrgedichte raisonnirte, schrieb in seinem dürftigen Gedicht die Wissenschaften, Hollmanns Naturlehre und Pope mit erklärter Freibeuterei aus; selbst Lessing machte in seiner Jugend ein Gedicht von der Mehrheit der Welten, bestimmt durch die neue Theorie des Whiston und des Hugens Kosmotheoros, über das er sich späterhin selbst lustig machte. Ueberall sehen aus diesen Dichtungen die Männer der Wissenschaften, nicht selten wie selbst bei Dusch und Withof (aus Duisburg **1725—89**), den Herder gelegentlich Einzelheiten halber sehr hoch hielt, und wenn er ihn im Ganzen übersah weit wegwarf, der Pedant und Nachbeter Hallers heraus; und hiervon ist selbst Kästner in seinem Gedichte über die Cometen nicht auszunehmen, zu dem ihn Opitzens Vesuv scheint begeistert zu haben. Von diesen zwar werthlos behandelten, aber an sich doch noch würdigen Gegenständen glitt man aber noch weiter herab, von Vernunftproblemen zu noch viel prosaischeren Verstandesfragen, von Philosophemen auf wissenschaftliche und praktische Themata. Die Aerzte reimten, wie Triller, von der Makrobiotik und der Pockeninoculation, Tscharner in Zürch von der Wässerung der Aecker, Elias Schlegel bewies, daß einem Dichter die Mathematik nützlich sei, und Kästner die Pflicht des Poeten deutlich zu sein. Dieß sind natürlich Gegenstände und zum Theil Personen, die uns hier nicht berühren können. Und noch viel weniger jene sklavischen Nachahmungen des großen Vorgängers unserer Didaktiker, die hier und da ins unglaublich Elende noch ziemlich spät herabsinken. Davon ist ein Hauptbeispiel der Breslauer Arzt Tralles, der Hallers Alpen auf einer Bergreise mit sich hatte, darüber das Reimweh bekam und das schlesische Riesengebirge besang. Er seinerseits begeisterte wieder den hyperbrockischen Blumisten Chr. Cuno (Kaufmann in Amsterdam) zu einer Ode über seinen Garten, und mit diesem wieder hängt der Professor Denson in Stargard zusammen, der den Beweis Gottes aus dem Grase besang, und Beinom, der eine Erklärung der Kupferzierathen bei Cuno's Gartengedicht reimte. Mit der Erbärmlichkeit dieser Didaktik streitet sich nur die damit verknüpfte poetische Malerei, und es begreift sich wohl, warum Lessing so bitter gegen beide Gattungen ward. Wenn man diese Dinge sieht, so glaubt man sich nicht im 18. Jahrh., und man sieht wohl hier so gut, wie bei

den Kirchenliederdichtern, wie sich Verfall und Neubau auch in dieser Gattung noch kreuzt. Wir können noch innerhalb dieser trocknen Lehrdichter selbst nachweisen, wie selbst hier Alles nach dem neuen Schwung, namentlich nach der größeren Empfindung der Klopstockschen Dichtung sich ummodelt. Man sieht es bei v. Creutz und Dusch, wie beide neben Pope sich zugleich Young zuwenden, und dieß bezeichnet überhaupt die Krisis, die bald bei uns eintrat. Creutz in den Gräbern (1752) stimmt einen elegischen Ton an und bewundert den Dichter der Nächte, „der in seinen Gram vertieft, wie ein Pelican die große Zuflucht zu seiner Brust nahm." So geht auch Dusch schon auf Affect und Rührung aus, wie hölzern es sich ausnimmt, läßt sich vom Schmerze mehr entzücken als von der Freude, und sein Gedicht von den Wissenschaften [11]) nimmt mehr die Gestalt eines didaktischen Hymnus an.

Auf ein andres Gebiet versetzt uns Friedrich v. Hagedorn[12]) (aus Hamburg 1708—54), den wir Drollinger und Haller noch gesellen wollten. Er bildet mit ihnen ungefähr eben den Gegensatz, den in der schlesischen Zeit Hoffmann gegen Gryphius und Lohenstein gebildet; er kannte auch Hoffmann, und tadelte ihn zwar um seinen italienischen Schwulst, den er wie Neukirch mit dem französischen Esprit vertauschte, aber er fühlte doch, daß die meisten Tadler Hoffmann's zu schwach seien, um nur so zu fehlen wie dieser. Er steht überhaupt, wie entschieden zugeneigt er den Ausländern, im Liede dem Chapelle und Chaulieu und den ähnlichen, im moralischen Gedicht Boileau und Pope, in der Fabel Lafantaine ist, doch mit der älteren, deutschen Literatur in einer weit engeren Verbindung als die Schweizer, las und ehrte noch die Pietsch und Mencke, hatte Canitz als Muster vor sich und ließ sich auf der Universität von Schlesiern seine Gedichte corrigiren, um nicht gegen die oberdeutsche Sprache anzustoßen. Diesen Unterschied bedingt die Neuheit der Literatur in der Schweiz, und auf der andern Seite die weitläufige und lebhafte Cultur unserer

---

11) In Dusch's vermischten Werken 1754.

12) Fr. v. Hagedorn's poetische Werke. ed. Eschenburg. 1800. 5 Thle. — Sein erster Versuch einiger Gedichte kam 1729; der Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen 1738 heraus.

Poesie in Hamburg, in deren blühendste Zeit Hagedorn fiel. Er lernte von Wernicke, er machte sich von Weichmann los, er ehrte Richey, er bewegte sich im Kreise des Tragikers Behrmann, des Rechtsgelehrten Wilkens, des Pastors Zimmermann, Eberts und des reichen Arztes Carpser, die alle dichteten und heitere Geselligkeit liebten. In so ganz verschiednen Verhältnissen bildete Hagedorns ohnehin ganz verschiedene Natur seine Poesie in einem vollkommenen Contraste zu Hallers aus. Dieser war einsam in Bern, vor seiner Berufung nach Göttingen wenig geachtet, schon als Knabe kalt und verschlossen, nach der Bekanntwerdung seiner Gedichte verbittert, weil man naturalistische Aeußerungen und persönliche Satire darin finden wollte, Hagedorn dagegen von früh auf gutgeartet und weich, jovial und selbst locker gestimmt, in einer freien obwohl nicht glänzenden Lage, überall wohl gelitten und gewandt; und selbst öffentlich hatte er mit seinen Poesien das bessere Loos, daß alle Partheien ihn hochachteten, daß Gottsched ihm sogar einen ehrenvollen Platz einräumte, obwohl er privatim mit den Schweizern hielt, während Haller von dem Leipziger Aristarchen ignorirt ward, obgleich er sich strenger außerhalb des Streites stellte. Hagedorn, als ein Verächter der Pedanten und Polyhistoren, als ein feiner Edelmann, neigte sich zu Canitz' Hofpoesie, die Haller nicht mochte, und zu den Franzosen mehr, als zu den Engländern, die Haller leidenschaftlich liebte. Unter den Alten war Hallers Liebling Virgil, Hagedorns aber Horaz und Ovid, wie einst bei Lohenstein und Hoffmann der Unterschied war. Hagedorn betrachtet die Dinge mit heitren Augen, Haller mit trüben, kein Weiser haßt die Welt, ist der Wahlspruch des Hamburgers, der das Kopfhängen und Beten verlachte, mit dem Haller nicht wenig Gemeinschaft pflegte; die Satire ist bei Hagedorn gutmüthig-ironisch, bei Haller sarkastisch; die Liebe war für Hallern, wie er selbst sagte, ein ernsthaftes Geschäft, für Hagedorn ein lächelnd fröhliches; Hallers heitre Stellen sind nicht von trübem Ernste frei, das einzige mehr traurige Gedicht, das Hagedorn gemacht hat, (die Liebe eines Sohnes gegen seine Mutter) geht zuletzt aufs Komische hinaus. Beide Männer haben im Anfang keine sehr laute Wirkung gemacht, das Publikum hatte kein Urtheil, und achtete sie nicht mehr wie viele andere, doch wurzelte ihr Verdienst mit der Zeit stets fester, so daß sie langehin weit

über ihren Werth erhoben wurden. Bei Hagedorn erklärt sich dieß schon durch die Feile, mit der er statt Neues zu dichten, sein Aelteres, fortschreitend mit der Sprachbildung und dem Geschmacke, besserte; während Haller das Seinige gleichgültig liegen ließ; doch aber muß man schon den niederdeutschen Patriotismus hinzudenken, wenn man begreifen will, daß noch Niebuhr im Jahre 1812 Hagedorns Erzählungen mit hingerissener Bewunderung las! Dieß ist um so auffallender, als Niebuhrs Charakter bei weitem nicht verträglich mit Hagedorn's erscheint, wie dagegen z. B. Wielands, der auch der beständige Lobredner Hagedorns war und keinem Dichter irgend einer Nation feineren Geschmack zugestehen wollte! Der ganze Kreis der sokratisch-anakreontischen, der epistolographischen, der fabulirenden Dichter der nächsten Zeit sahen auf Hagedorn wie auf ihren gemeinsamen Ahn, wie auf den Patriarchen der deutschen Dichtung zurück, alle die die galante, die mittlere Poesie, nach der bisherigen Benennung cultivirten; die nichts zwar mit der kalten Doctrin, aber auch nichts mit Klopstocks Ueberschwenglichkeit zu thun haben wollten, über dessen Messias sich Hagedorn, noch ehe er gedruckt war, vortrefflich dahin aussprach: **incedit per ignes suppositos cineri doloso**; so wie ihn sein Gutachten über den Hexameter auch wohl charakterisirt: **non equidem invideo, miror magis.**

Die Bedeutung Hagedorns wird sogleich einleuchtend, wenn wir hören, daß er in seinen Gedichten grade jenes Feld bearbeitet, das neben Drollinger und Haller noch in den mittleren Regionen offen war, eben jenes, was die Literaturbriefe so wenig und schlecht bebaut fanden, die sittliche Seite des Menschen; und seine ungemeine Fortwirkung auf die nächsten Zeiten springt in die Augen, wenn man sieht, daß er fast alle lyrischen Gattungen eröffnet, die später verfolgt wurden. Hier also könnte uns nicht einfallen, wie bei Haller und Drollinger Gruppen ähnlich beschäftigter Köpfe um ihn herum zu stellen: er zieht ganze Massen nach sich und darunter Männer, die ihn weit überragen. Er giebt jener mittleren Poesie Maß und Richtung, die nachher fast gemeinsam die Dichtung der Grazien genannt wird. Drei Gattungen sind es besonders, die er hier, wenn nicht neu eröffnete, doch neu umgestaltete. Zuerst die eigentliche Lyrik. Hier stimmt er im Wein und Liebesliede, sorglos wie Hoffmann, einen freieren Ton an, und will

nicht seine scherzhaften Einfälle nach der Erleuchtung der Methodisten und anderer Heiliger beurtheilt wissen. Er lacht der Sittenkünstler und Aretalogoi, er ahmt nicht trocken nach, er wagts zu sein, was er singt, und zu fühlen, was er anpreist. Er verließ hier die Italiener und folgte den Franzosen, die Chapelle, Pelisson, Pavillon, Deshoulieres u. A. und man sieht dieß besonders darin, daß er sich jener französischen Forderung fügt, nach der jedes Lied wie ein Epigramm zugerichtet und gegen das Ende gesteigert sein sollte, und die auch Haller in den einzelnen Strophen seiner Alpen zu befriedigen strebte. In diesen Liedern bereitet er den Ton Lessings, in seinen Naturliedern den des Voß und Aehnlicher vor, in seinen anacreontischen ging er Gleim und Uz zur Seite. Obgleich diese freilich noch so wenig ächte Farbe tragen, wie seine horazischen Oden, so gingen doch Beide in diesen Zweigen voran, die bald bessere Früchte tragen sollten. Dieß sind also die lyrischen Organe jener Weisheit, welche edler Seelen Wollust und der ächten Freude Werth wollte kennen lehren; auch didaktisch aber lehrte Hagedorn diese fröhliche Wissenschaft, diese sokratische Doktrin [13]). Durch die ganze Folgezeit zieht sich dieß hindurch, daß Horaz, Sokrates, Anacreon Losungsworte für Moral und Poesie wurden; sie sollten gleichmäßig die ächte Zufriedenheit lehren, und die wahre Freude, deren Grenze Geschmack, Wahl, Artigkeit (die Grazien) bezeichnen; sie sollten unsere Dichter lehren, diese Weisheit wieder zu lehren und fortzupflanzen. Didaktischer als im Liede spricht sich dieselbe bei Hagedorn in seinen moralischen Gedichten, Episteln und Sermonen in Horazischer Art aus, in denen wir durch Boileau und Pope hindurch dem alten Dichter etwas näher rücken. Diese Gattung lehnt sich an die hergebrachten Satiren der Canitz und Neukirch an, und leitet die Epistel ein, die in der halberstädter Schule nachher üblich wurde. In ihr sieht man, wie weit selbst diesen fröhlichen Dichtern die Moral vor der

13) Klopstock in der Ode Wingolph singt Hagedorn zu:

Zu Wein und Liedern wähnet der Thor dich nur
allein geschaffen. Denn dem Unwissenden
ist was das Herz des Edlen hebet
unsichtbar stets und verdeckt gewesen.
Dir schlägt ein männlich Herz auch! Dein Leben tönt
mehr Harmonien als ein unsterblich Lied!
Im unsokratischen Jahrhundert
Bist Du für wenige Freund' ein Muster.

Poesie am Herzen lag. Ganz stimmen sie in jenes Horazische: Nunc itaque versus et cetera ludicra pono; quid verum atque decens, curo et rogo et omnis in hoc sum, oder noch besser in das andere: scribendi recte sapere est et principium et fons. Hagedorn rühmt es hier an Horaz, daß er aus der Dichtung Lehren gezogen, die Menschen zu bessern, ohne darum den Musen gram zu werden, er habe häufig ein Lied entworfen, aber öfter den Unterschied der Menschen, der Laster Selbstbetrug, die Eigenschaften des Thoren und des Weisen ächtes Bild; und wie sehr er des Römers Dichterruhm achtet, doch ist ihm die Gelassenheit seines Herzens vorzüglich werth, sein höchstes Glück jene Bescheidung und Zufriedenheit, der Freiheit Frucht, die nur den Weisen rührt. So findet er den Homer reizend, aber Eine That der schönen Mäßigung schöner als Alles was Homer schrieb. Eben so wie Er hier die Genügsamkeit lehrt und die glückliche Mitte, so thun es nachher Wieland und Gleim und die sich um sie sammeln; wie Er der Freundschaft Tempel baut, so thun es nachher in Leipzig die Herausgeber der Bremer Beiträge. Was endlich die dritte Gattung betrifft, die Hagedorn wieder in Schwung brachte, die Fabel, so ist es ganz entsprechend, daß sie von einem so warmen Moraldichter oder dichterischen Moralisten zuerst wieder mit Glück vrsucht ward. Hier verbindet sich die ernste Lehre des moralischen Gedichts, mit der Laune des erotischen und hier und da selbst lüsternen Lieds. Der eigentlichen Fabeln sind wenige, viele Anekdoten und Schwänke. Man merkt es seiner Fabel an, daß sie aus einer Zeit stammt, wo das Epigramm geübt ward, von einem Dichter, der den Wernicke achtet und nachahmt, Anekdoten und Apophthegmen mischen sich darunter, satirische Beziehungen auf gesellige und literarische Verhältnisse sind nicht selten. Es war etwas werth, daß dem Dichter hier die Erzählung schon Selbstzweck war, wenn auch diese so sehr gerühmte Seite vielleicht seine schwächste gewesen sein sollte; sie wies doch wenigstens auf den eigentlichen Beruf der Dichtung hin. Wenige seiner Erzählungen sind ihm so geglückt, wie der berühmte Seifensieder; wie frei er dem Lafontaine nachging, so ward er doch jenen weit- und abschweifenden Gevatterton nicht los. Man vergleiche die Erzählung von Laurette, einen bekannten Eheschwank aus der Ritterzeit, wie entfernt ist sie von der alten Schalkheit und Simplicität! Oder

die von Aurelius und Beelzebub, wie viele Selbstgefälligkeit, welches Ausholen ohne Spannung, welche nutzlosen Alltagsscherze, um einen übelriechenden Spaß zu erzählen, den ein Hans Sachs oder Waldis, die Hagedorn nicht fremd waren, weit besser behandelt hätten. Eben so ist es für jemanden, der den Ovid gelesen hatte, Schade, daß er die Geschichte von Philemon und Baucis nicht gefälliger nacherzählen konnte, als Hagedorn that.

Nachdem wir diese drei Männer vorausgeschickt haben, lassen sich nun die Streitigkeiten zwischen Gottsched und den Zürichern weit besser beurtheilen. Auch folgen sie chronologisch erst nach; Gottscheds erste Thätigkeit fällt mehr in die 30er, der eigentliche Kampf erst in die 40er Jahre. Um nun gehörig zu würdigen, was eigentlich die Schweizer unternahmen, als sie Gottscheds Autorität angriffen, müssen wir zuerst einen Blick auf dieses Mannes Persönlichkeit, Wirksamkeit und Verbindungen werfen, wo dann begreiflich werden wird, warum er die neue Kritik gegen ihn, die sich bei uns später jeder gefallen lassen mußte, so übel nahm, dann in beleidigter Eitelkeit stets eigensinniger und gereizter ward, und sich so nach erworbenem Ansehn einen Fall bereitete, der im höchsten Grade tragisch oder auch tragikomisch war. Gottsched (1700—66) war ein geborner Preuße, aus Juditbenkirch; hatte in Königsberg, wo Pietsch sein poetischer Lehrer war, seine Studien gemacht und kam 1725 als Hauslehrer zu Mencke nach Leipzig. Bald trat er als akademischer Lehrer in dessen Fußtapfen, sammelte in oratorischen Vorlesungen, für die er schon 1728 einen Grundriß der Redekunst ausarbeitete, der 1736 erweitert und später wieder im Auszug erschien, einen Kreis von jungen Leuten um sich, mit denen er umging wie Mencke vor ihm, und nach ihm Gellert mit ihren Zuhörern, oder wie vor hundert Jahren Buchner mit den seinigen in Wittenberg. Grade wie dieser letztere thut er erstaunlich wichtig mit den Redekünsten seiner Jünger, bereitet das Publikum auf die Früchte seiner Lehren vor, und 1738 erschien wirklich ein Band mit Proben der Beredsamkeit, die eine Reihe seiner Schüler herausgaben, unter denen bekannte Namen wie Schwabe, Bärmann, Kästner stehen; und sie lassen es natürlich an Lobeserhebungen ihres Meisters nicht fehlen. Mencke brachte seinen Freund ferner in die deutsche Gesellschaft, zu deren Regeneration Gottsched wesentlich beitrug. Damals wäre es noch eine

große Ketzerei gewesen, was 25 Jahre später die Göttinger in ihren Anzeigen thaten, die nagelneue Frage nämlich aufzuwerfen, ob die Stiftung gelehrter Gesellschaften eigentlich förderlich sei, die einen Privatcharakter trügen, und die den Schulwirkungen Einzelner Thür und Thor öffneten. Gottsched gründete sich vielmehr innerhalb dieser Gesellschaft ein ungemeines Ansehn, dem freilich der öffentliche Geist in Deutschland entgegenkam, der überall die Nachbildung ähnlicher Gesellschaften betrieb. Diese Verbindungen waren meist in erklärter Abhängigkeit von Leipzig, und gaben ihre Schriften nach dem Muster der Mutterstadt heraus, worin denn Gottscheds Lob aus allen Enden Deutschlands verkündet ward. Förmliche Emissare gingen von Gottsched nach einzelnen Punkten aus, wenigstens führt Nicolai an, daß Schüler Gottscheds, wie Quandt und Neugebauer, protestantische Sachsen und Schlesier, in Wien die Liebe zur deutschen Sprache zuerst ausgebreitet hätten. Wir haben schon oben angezeigt, wie sich diese Gesellschaften verzweigten und in welcher Anzahl sie entstanden. Zu dieser Wirksamkeit aus und auf der Universität und in den Klubs kam die auf die niederen Schulen. Er mischte sich in alle Fächer, er schrieb eine kritische Dichtkunst (1729), eine Redekunst (1728. 36), eine Sprachkunst (1748), eine Weltweisheit (1734), und von allen machte er Excerpte und kleine Ausgaben, die in vielfachen Auflagen auf den Schulen verbreitet und theilweise, wie seine Sprachlehre, in viele Sprachen übersetzt wurden. Nirgends versäumt er dabei, die Eroberungen dieser Bücher zu rühmen und den Scholarchen Artigkeiten zu sagen. Hatte er sich so der unteren Regionen versichert, so griff er es mit gleicher Geschicklichkeit bei den Gelehrten an. Ueber dreißig Jahre hindurch suchte er sich mit seinen kritischen Zeitungen zum Dictator der Sprache und des Geschmacks aufzuwerfen. Dieß begann 1725 mit den vernünftigen Tadlerinnen, und setzte sich nachher in dem Biedermann 1727. 8, in den kritischen Beiträgen 1731—44, in dem Neuen Büchersaal 1745—50 und dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1751—62 in einer ununterbrochenen Reihe fort. Von diesen Schriften verlieren die späteren desto mehr ihre Bedeutung, je rascher die Zeit fortschritt, die früheren aber, namentlich die Beiträge sind ohne allen Vergleich weit vorzüglicher als irgend eins der zahllosen Blätter aus der gleichen Zeit. Wenn irgendwo, so war hier der

Beifall, den er erntete, nicht unverdient. In dieſen ſeinen kritiſchen Bemühungen, namentlich auch in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt gerirt er ſich überall als einen Wolfianer, und hatte daher dieſe ganze Schule für ſich, ehe es den Schweizern gelang, auch hier eine Spaltung zu bewirken. Er kann es gar nicht oft genug ſagen, daß zur Kritik ein Philoſoph gehöre, gar nicht nahe genug legen, daß ſeine kritiſche Dichtkunſt im Wolfiſchen Syſteme die Lücke der Poetik ausfülle, und es war ihm ein ſehr empfindlicher Schlag, als ſpäter Baumgarten und Meier ſich ihm entgegenſtellten, und der bloße Name einer Aeſthetik, den ſie aufbrachten, war ihm ein Greuel. So alſo ſtand er mit den Philoſophen, er ſtellte ſich auch mit den Rechtgläubigen. Er nahm überall eine Poſitur gegen die Freigeiſterei an, er gab des Polignac Antilucrez mit einer Vorrede heraus, er überſetzte Fontenelle's Geſpräche und kleine Schriften; ſelbſt ſeine Frau nahm er zu Hülfe, die den Spectator aus dem Engliſchen überſetzen mußte, das große Gegengewicht gegen die Shaftsbury und andere Freidenker in England. Eben dieſe ſeine Frau brachte ihn wieder in eine günſtige Stellung zu dem ſchönen Geſchlechte. Sie war eine eben ſo fruchtbare Schriftſtellerin und Ueberſetzerin wie er ſelbſt, ſie bereicherte ſeine deutſche Schaubühne um die Wette mit ihm, ſie verräth in ihren herausgekommenen Briefen (ed. Runkel. 1776) ſogar einen weit feineren Sinn und Geſchmack als Gottſched ſelbſt, wie denn dieſelben offenbar weit über die Briefe Junkers und Neukirchs hinausgerückt und ich weiß nicht ob nicht ſogar den Gellertſchen vorzuziehen ſind. Sie war dabei Kennerin der Wolfiſchen Philoſophie und ſchon Dichterin ehe ſie Gottſcheds Frau war; ſie überſah ihn offenbar, aber ſie würde uns vielleicht beſcheiden und wenig vordringlich erſcheinen, wenn ſie nicht mit in das Geſchick ihres Mannes wäre geriſſen worden, nicht in nachgeahmten Satiren und eignen Schriften Theil an ſeinen Zänkereien genommen hätte. Vielleicht aber iſt ihr ſelbſt dieß ein Ruhm, daß ſie ſich ihrem Manne ſo fügte, über deſſen Schwächen ſie zum Theil erhaben war. Sie lachte über die Krönung Schönaichs, die ihr Mann ſo eifrig und feierlich betrieb, ſie verſchmähte es in die deutſche Geſellſchaft aufgenommen zu werden, die er den Frauen öffnete, und in der ſich damals Charlotte v. Ziegler, geb. Romanus, neben anderen Frauen bewegte, der zeitige Mittelpunkt der gelehrten Damen, auf die noch die Unzer, die Karſch,

Digitized by Google

die Grose u. A. ihre Augen gerichtet haben. Noch mehr: auch den Hof und den Adel suchte Gottsched auf alle Weise sich zu verbinden. Alles was unter dem Adel dichtete, sammelte sich um ihn, oder er drängte sich ihm zu. Welcher lächerlichen Dinge machte er sich schuldig, als er den Freiherrn von Schönaich, der ihm ganz ergeben war, zum ersten Epiker über Klopstock erheben wollte! als er den Herren von Scheyb, den Verfasser einer elenden Theresiade, den Herrn von Spilker, den Uebersetzer des Prinzen Cantemir, den Herrn von Derschau und ähnliche hervorhob, als er eine anonyme erbärmliche Uebersetzung des Horaz hoch anpries, weil er wußte, daß sie von einem Grafen von Solms war, als er den französirenden Herrn von Bar und von Grimm seine Complimente machte. Seine ganze Poesie gehört hierher. In seinen Gedichten stehen wir mitten wieder in jenen Lobhudeleien und heroischen Preis- und Gelegenheitsoden, wir sehen in der That wie im Rath seiner Poetik diese ganze elende Gattung förmlichst in Schutz genommen und die guten Wenzel und Pietsch als Muster gepriesen, während Drollinger, Haller und Hagedorn, Richey und Brockes, ohne Verabredung aus einem gemeinsamen Ekel und Ueberdruß diesen Quark mit voller Absicht uns zu entreißen strebten. Mit diesen Grundsätzen war nicht allein die hohe Gesellschaft zu gewinnen, an die jene Lobgedichte gemeinhin gerichtet wurden, sondern solche Gedichte schienen auch der Kritik gleichsam entzogen, (wie sich denn Gottsched einmal sehr wundert, daß man in Berlin die Frechheit geduldet ein Gedicht von Bock auf den König öffentlich hart beurtheilen zu lassen); und was noch viel mehr war, die ganze Masse der elenden Reimschmiede und Bettelpoeten war damit gewonnen und dieß sind eigentlich die, die Gottscheds getreueste Schildknappen ausmachen.

Um nun mit Einem Blicke zu übersehen, über welches Heer Gottsched zu commandiren hatte, so müssen wir erst hinweisen, wie er als ein geborner Preuße und nach Sachsen übergesiedelt und nach Schlesiern gebildet, diese großen Provinzen ganz in seiner Abhängigkeit hielt. Aus Königsberg ging Pietschens Ansehn auf ihn über, und die preußischen Dichter Bock, Kongehl, Derschau, Spilker, Schönaich u. A. waren ihm ganz angehörig. Seinen neuen Landsleuten, den Sachsen, wußte er so fein zu schmeicheln, und so gründlich zu sagen, warum selbst aufs unpartheiischste betrachtet ihrem Meißen ein so großer Vorzug

gebühre! Man solle ihm doch einen Landstrich in Deutschland von ähnlicher Größe sagen, worin wie hier ein Dutzend Residenzen, ein Dutzend andere große Städe, vier Universitäten, viele Gymnasien und Fürstenschulen, unzählige wohlbestellte Stadtschulen, so viele Druckereien, Buchhandlungen und Bücher seien, wo so viele selbst unstudirte Leute, Handwerker, Landleute, Weiber läsen, und wo man sich bis in die untersten Schulen deutscher Bücher bediene! So kam es denn, daß alle Polyhistoren wie Müldener (Geander) und Justi, alle Rectoren und Magister in Zwickau, in Zittau, in Halberstadt u. s. f., alle schöngeistigen Professoren in Leipzig (wie der berufene Schwabe), in Halle, besonders in Wittenberg, wo Triller, Bärmann, Lichtwer, Titius u. A. beisammen waren, auf seiner Seite standen. Was die Schlesier betrifft, so posaunte Gottsched Opitzens Lob und Lehre; er war auch in seiner verständigen prosaischen Poeterei, die sich, wie auch sein Haß gegen die Oper von seiner durchaus unmusikalischen Natur herschreibt, ganz Opitzens Nachhall; er feierte 1739 das Todesjahr Opitzens mit einer Rede und ließ Lindnern sein Leben schreiben. Dieser mit der ganzen Hirschberger Schule schwur zu seinen Fahnen, denn wer sollte auch die bändereichen Gelegenheitspoeten Stöckel und Hanke, Krantz und Stiese, Tralles und Pantke u. A. preisen, wenn es nicht Gottsched that? Mit dieser großen nordöstlichen Ligue unterwarf er sich eine Weile den ganzen Süden und regte ihn auf zu neuer Theilnahme, wie einst Opitz den Norden, aber darin ward er ihm leider ungleich, daß später die ganze Herrlichkeit für ihn verloren ging. Er hatte seine Hofdichter, wie Schwarze und Casparson, in der Pfalz und in Kassel, er hatte seine Schulpoeten wie die Will, Richter, Haug in Altdorf, Göttingen und Schwaben; bis nach Petersburg und Moskau hin, wie einst bei Opitz der Fall war, trugen seine Freunde Lotter und Kellner seinen Namen, und so huldigten ihm anfangs natürlich auch die Schweizer, und in Hamburg hatte er an den Weichmann, Dreyer u. A. eine Parthei.

Was wäre diesem Manne in seiner guten Zeit unmöglich gewesen? Er hatte schon ganz frühe seine Kräfte an wirklich großen Aufgaben geprüft und es war ihm gelungen! woran sollte er verzweifeln? Jenes Verdienst, dessen er sich gern am meisten rühmte, haben wir noch gar nicht erwähnt, und wir wollen es auch an diesem Orte grade nur so weit anführen, um seine persönlichen Ein-

flüsse zu bezeichnen. Gleich bei seiner Ankunft in Leipzig machte er einen Versuch auf das Theater. Er schlug der grade anwesenden Truppe vor, Gryphische Stücke zu geben, und bot ihr ein übersetztes französisches Stück an. Er ward abgewiesen. Allein er ließ sich nicht irren und übersetzte mit seiner Frau eine Masse Stücke, griff die deutsche Bühne an, die Possenspiele und Opern, und wies auf französische Muster und Geschmack. Bald darauf kam die Neuber nach Leipzig und diese Frau gewann Gottsched zu einem Versuch mit regelmäßigen Stücken. Sie spielte 1728 den Regulus von Pradon. Die hergebrachten Staatsactionen voll Schwulst und Schmutz, die Lustspiele voll Pöbelwitz, die Opern, die so herabgekommen waren, wie wir früher ausführten, mußten nicht so schwer zu verdrängen sein, man schonte sie auch, und die Neuheit und Pracht der reformirten Bühne gewann. Stück auf Stück ward jetzt übersetzt und aufgeführt. Noch fehlten ihm deutsche Originale, oder wenigstens ignorirte sie Gottsched grade so wie einst Opitz die neben ihm erschienenen regelrechten Gedichte. Er trat 1731 mit seinem Cato hervor, der bis nach Frankreich hin sogleich ausposaunt und überall gegeben ward, und den er nachher in seiner Sammlung deutscher Stücke (1741) bescheiden voranstellte. Wie er sich später im Eifer gegen Klopstocks Hexameter die Miene gab, Er habe mit einer kleinen Probe zu dem Misbrauch mit diesem Versmaaße den unschuldigen Anlaß gegeben, wie er das Ansehen nahm, die anakreontische Dichtung, die die Nürnberger schon im 17. Jahrhundert betrieben, sei von ihm ausgegangen, wie er sich rühmte zuerst die Kritik zu einer Wissenschaft erhoben, zuerst die wahren Schönheiten der Alten in Poesie und Beredsamkeit enthüllt zu haben, so wieß er nachher auch immer mit Stolz darauf hin, daß sein Cato diese Art von tragischer Dichtung in Deutschland rege gemacht. So also überflügelten nun allmählig die Schauspiele die Opern, es gelang sogar, den Harlekin 1737 feierlich vom Theater zu verbannen, welches selbst, wie man richtig scherzte, die größte Harlekinade war, und in einer Stelle des nöthigen Vorraths s. a. 1741 scheint Gottsched auch zu hoffen, daß die Opern in Deutschland gar nicht mehr wiederkommen würden. Mit den Wirkungen auf Dresden allein, auf die es wohl am vorzüglichsten abgesehen war, mußte Gottsched unzufrieden sein, dort fuhr man noch lange fort, auf Ballette und Tänzerinnen unsinnige Summen zu verschwenden.

Dieß also ist das allgemeine Bild des Mannes, gegen den sich die Züricher anfingen aufzulehnen. Natur und Verhältnisse in dem Züricher Kreise waren so verschieden von den Leipzigern, daß, wenn man vollends die unmerkliche Steigerung der Spannungen zwischen den anfangs befreundeten Zirkeln hinzunimmt, der große Bruch, der am Ende erfolgte, wohl vorauszusehen war. Die Seele des Züricher Kreises war Joh. Jac. Bodmer (**1698—1783**) von Anfang an und blieb es bis an das Ende seines langen, von einer unermüdlichen und ungeduldigen Thätigkeit bewegten Lebens. Er war so weit entfernt von dem Schulwesen und der Schulgelehrsamkeit Gottscheds, daß er vielmehr schon in seinen Jugendneigungen auf dillettantisches Naschen gestellt erscheint, sich von Romanen und Abentheuern bis zur Manie fesseln ließ, während er der Wissenschaft den Rücken kehrte, der er bestimmt war, so daß er auch zum Kaufmannstande überging und nach Italien in die Lehre geschickt ward, in der er sich aber eben so untauglich erwies. Seit **1720** zog er sich in sein Haus und in ein Amt zurück, das ihm gestattete seinen Gedanken ganz nachzuhängen. Hielt ihn schon dieß von allem Schultone frei und von aller vorherbestimmten Richtung, so noch mehr die literarischen Verhältnisse in der Schweiz. Man war selbst in Zürich der französischen und deutschen Literatur gleichmäßig nah oder fremd, und es war nur ein Zufall, daß Bodmer, der französisch und italienisch dichtete und in Zürich selbst fortwährend Umgang mit Italienern hatte, sich auf die deutsche Literatur und Poesie warf. In Bodmers Jugend war Bayle in Zürich so unbekannt wie Leibnitz und Wolf, und diesen Schulen zu verfallen, war also gleichfalls keine Gefahr. Aufgeklärte Denker in Wissenschaften und Religion, wie Scheuchzer, König, Wägelin u. A. hatten in Zürich, Bern, St. Gallen noch Verfolgungen zu erdulden, und der trübe Zustand der Bildung mußte es auch veranlassen, daß so viele und grade so ausgezeichnete Schweizer wie Zimmermann, Sulzer, Chr. H. Müller, Haller u. A. nach Deutschland gingen, unter denen jedoch verhältnißmäßig wenige Züricher waren. Erprobte sich nämlich hier auch literarisch der Wanderungszug der Schweizer, so bildete sich dagegen Zürich zu der Stätte, von der aus nachher die schweizer Literatur durchaus ihren eigenthümlichen Nationalcharakter annahm. Hier constituirte sich ein Klubb, in dem sich die feinsten Schattirungen der allgemeinen

deutschen Literatur im Laufe der Zeiten abbildeten. Fehlte es dieser Vereinigung, die mit dem Kränzchen, aus dem die Discurse der Maler ausgingen, begann und mit der helvetischen Gesellschaft endete, an jener Basis literarischer Verbindungen, die man in Sachsen voraus hatte, so ersetzte sich der Mangel an jenem Halte, den dergleichen ertheilen konnte, reichlich durch die patriotische Einheit und ganz besonders durch die Bedeutung, die sich diese literarischen Vereine innerhalb ihrer Republik zu geben suchten. Die bedeutendsten Staatsmänner waren immer in ihrem Interesse; so rühmte sich Bodmer in seinem Schwanengesang, daß er mit dem zu früh gestorbenen Wyß, mit dem großen Heidegger, der in den Rath und die Diäten des Cantons die Einsicht gebracht, die ihm der Heimischen Liebe verdient, mit Zellweger, den Eifer um die Wohlfahrt des Landes fast aufs Schaffot gebracht, gesessen und der Etikette der Großen und der Dunse gelacht habe. So war Hans Kaspar Hirzel (1725—1803) Bodmern ganz ergeben, der in seiner Correspondenz Zürich mit allen deutschen Gelehrten in Verbindung brachte, und in seinen Schriften und Werken unter den gemeinnützigsten Patrioten von Zürich steht. Als Heinse auf seiner italienische Reise nach Zürich kam, fand er es dort von Literaten wimmeln, er wollte wissen, daß man 800 zählte, die etwas hätten drucken lassen; damals waren schon große Spaltungen eingerissen, die Einzelnen und die Gesellschaften hatten oft schon keine rechten Zwecke mehr, aber doch drang sich Heinse die richtige Bemerkung auf, daß sie alle zusammen gewissermaßen die Seele in ihrem Staatskörper darzustellen und ihre Bildungsvorzüge politisch geltend zu machen suchten. Wenn dieß das eigenthümliche, nicht selten übertriebene und verzerrte Selbstgefühl erklärt, mit dem weiterhin ein Bodmer, Lavater, Füßli u. A. auftraten, so erklärte es sich auch schon früher durch die Natur der Leute. Bodmer war von erstaunlich beweglicher Anlage, polypragmatisch im größten Sinne des Worts, ein Enthusiast, eine lebendige Chronik der deutschen Literatur. Göthe und Heinse haben ihn ein Kind genannt; dieß kann den Sinn haben, daß er wie ein Kind erreglich, aufnehmend, stets lernend, eitel, verliebt in seine Arbeiten und seinen Ruhm war. In Einem Worte läßt sich dieser Charakter fixiren: er hatte die Unbekümmertheit und Selbstgefälligkeit eines anfangs von bloßem Thätigkeitstriebe bestimmten, dann von übertriebenem

Lobe verwöhnten Kindes, das hierdurch zu seiner natürlichen Gutartigkeit einige Reizbarkeit und selbst seine Bosheit annimmt. So producirte er bis an sein Ende in sorgloser Vergnüglichkeit für sich und für seine Freunde, und ließ wie Gleim Vieles blos als Manuscript drucken; so kritisirte er und verfolgte seine Gegner mit oft sorglos gewählten Mitteln, Er, der so streng rechtschaffen und religiös sein wollte; er bot aber auch eben so sorglos die Hand zum Druck einer scharfen Kritik seines Noah; er war verbittert gegen Lessing, der ihm gelegentlich seinen Platz nicht hoch über Gottsched anwies, aber er nimmt ihn ein andermal auch eben so aufrichtig gegen unbillige Angriffe von Dusch in Schutz. Diese Unbekümmertheit gab ihm also das zuversichtliche Wesen, seine natürliche Freiheit gab ihm das Talent zu scherzen, und sich zu verwandeln, womit er nachher, wie man gesagt hat, alle Lacher auf seine Seite und gegen Gottsched wandte, der in der hölzernen Gravität eines Pedanten weder Scherz zu machen noch zu tragen verstand. Mit witzigen Köpfen sieht man Bodmern in seiner frühesten Correspondenz zuerst verbunden, mit Hagedorn, Renner, Liscov, König, besonders mit dem unfeinen Rost, der nicht wenig zu hetzen und das Feuer zu schüren verstand. In Zürich selbst stand er am frühesten mit Waser, der nicht nur Swift (1756) übersetzte, sondern auch Swiftischen Charakters war, und dann mit J. J. Breitinger (1701—76), der in seinen theologischen wie in seinen kritischen Schriften geordnet, voll Gelehrsamkeit, weit gemessener und einsichtsvoller als Bodmer, und auch darin viel klüger war, daß er sich bei seinem kritischen Vermögen begnügte und sich nicht ein poetisches antäuschte. Auch ihn fand Kleist, als er 1752 die Züricher besuchte, als einen Weltmann und Erzpoliticus, und seine einfache Schilderung jenes Kreises zeichnet sprechend den vergnügten und selbstgefühligen Ton dieser Leute, die er genievolle Männer nennt, und lauter lustige und witzige Schelme.

Bodmer lernte um 1719 den englischen Zuschauer von Addison und den Opitz zugleich kennen, dieß bestimmte ihn mit Breitinger, Zellweger, H. und J. Meister, Keller von Maur und A. in eine Gesellschaft zusammenzutreten, aus denen die Discurse der Maler 1721—22 hervorgingen. Wie bedeutungslos die englische Wochenschrift ist, die ihren ungeheuren Beifall und Absatz in England nur der goldnen Mittelmäßigkeit, der Kunst zu laviren, der

bequemen Tugendhaftigkeit, die sie predigte, zu danken hatte, so muß man ja nicht glauben, daß diese Discurse ihr im geringsten zu vergleichen wären. Sie sind in ihrer ersten Gestalt kaum etwas besser als der Hamburger Patriot und ähnliche Blätter, gegen die sie auftraten, es sind noch immer solche Discurse und Tractate in der alten Schupp'schen Art, und man konnte nicht ahnen, daß das Bischen poetische Kritik gegen Lohenstein, gegen den Reim u. dgl., das sich zwischen den moralischen Aufsätzen versteckte, den Samen zu aller ächten Kritik in Deutschland streuen würde. Von 94 Blättern gehören 46 auf Bodmers Antheil allein. Gottsched selbst mußte es gestehen, daß ihn diese Wochenschrift auf den Gedanken gebracht, die Poesie kritisch zu betrachten. Man hatte bisher nur jene alten poetischen Trichter, jene unkritischen Poetiken, die Opitz aufgebracht, oder jene poetischen Kritiken in den Satyren der Canitz, Neukirch und so vieler Anderer, oder in den Epigrammen und Noten des Wernicke. Jetzt sollte sich die Kritik als Wissenschaft constituiren, und eben hier fragte sichs, ob sie in Leipzig oder Zürich ihren Sitz haben sollte. Die Schweizer richteten ganz ihre Waffen mit richtigem Tacte auf das rechte Nest der elenden Schriftstellerei, auf die Wochenschriften und Zeitungen, in denen der Ueberrest der barbarischen Satyriker und Romanschmiede ihr Wesen trieben. So griffen sie den Leipziger Diogenes, den Hamburger Patrioten und auch die vernünftigen Tadlerinnen an, an denen Gottsched Theil hatte. Zur Verbreitung ihres „gestäupten Diogenes" (1726) bot er selbst die Hand, aber ihre „Anklagung des verderbten Geschmacks"[14]) passirte in Leipzig Gottscheds wegen nicht die Censur und konnte erst später in Zürich herauskommen. Schon hier zeigten sie, daß sie die englischen Kritiker mit Nachdenken lasen; ja veranlaßt durch den Spectator, der in England eine Theorie der schönen Wissenschaften vermißte, dachten sie schon damals auf ein allgemeines Werk über die poetische und prosaische Beredsamkeit und schrieben von dem Einflusse der Einbildungskraft zu Ausbesserung

14) Es kann unmöglich meine Absicht sein, alle die Schriften und Schriftchen, die von diesen Kreisen ausgingen, nur aufzuzählen, geschweige zu beurtheilen; die bloßen Listen würden viel zu viel Raum wegnehmen. Ich begnüge mich hernach die beiden Poetiken von Breitinger und Gottsched herauszuheben nnd daran die Hauptpunkte der Verschiedenheit und des Streits anzuknüpfen.

des Geschmacks. Seit lange hörte man hier einen verlorenen Begriff wieder, der selbst bei Gottsched mangelt. Hagedorns und Hallers Gedichte erschienen; sie konnten beide, besonders die der Schweiz ausgehenden, unsere Kritiker nur ermuntern. Hier trat ein anderer Bundesgenosse zu, der von englischen Dichtern seinen poetischen Geschmack herleitete. 1732 gab Bodmer seinen übersetzten Milton heraus, auch ihn hatte Addison veranlaßt, der in England Milton erst zu seinem Ruhme half. Dieß ist ein erstaunlich wichtiger Act in der Geschichte unserer Literatur. Damals billigte Gottsched noch diese Uebersetzung in seinen kritischen Beiträgen, obwohl er schon über die reimlosen Verse, den Gegenstand (Fall des Menschengeschlechtes) und den Helden (Satan) im Milton spottet und einen höhnischen Auszug aus den zwei ersten Büchern gibt. Nachher entbrannte der heftigste Kampf grade über diesen Dichter, denn an ihm hing Bodmer schon vor Klopstock mit schwärmerischem Eifer; schon 1720 hatte er den Anfang zu einem Gedichte von der Schöpfung gemacht und der Plan zu seiner Noachide ist älter als der Messias[15]). Man sieht also wie stufenmäßig und allgemein der Geist in der Zeit wuchs, aus dem Klopstock hervorging, dem sich Gottsched unverständig widersetzte. Denn hier erlitt er mit der Zeit die allerempfindlichsten Schläge, hier feierten die Schweizer ihre höchsten Triumphe. Als Gottsched zuversichtlich verkündigte, dieser Miltonsche Geschmack werde sich in Deutschland nicht ausbreiten, erschien Klopstock und riß die ganze bisherige Poesie aus allen ihren Fugen! während er Milton aufs lächerlichste herabsetzte, erlebte er stets neue Ausgaben! Ein Engländer Lowder hatte in einem besonderen Buche Milton der unverschämtesten Plagiate mit ausführlicher Citation der Stellen beschuldigt, mit Triumph gab Gottsched im Neuesten 1752 breite Auszüge daraus, als ihm plötzlich Bodmer eine Gegenschrift von John Douglas vorhielt, die schon 2 Jahre vorher 1750 aufgedeckt hatte, daß diese Stellen von Lowder ganz unverschämt erfunden und erlogen waren!! Hier also ging Bodmer, durchaus feiner organisirt als Gottsched, mit der öffentlichen Stimmung sicherer fort, sympathisirte in seinen Theorieen mit dem Zeitgeiste, und wußte mit weit feinerem Geschmack die Dichter der Zeit zu charakterisiren und zu schätzen. Seine eigenen Gedichte

15) Dieß sieht man aus Bodmers kritischen Briefen 1746.

(1746) vor Klopstock sind nicht eben viel besser, als die Gottschedschen, unter ihnen ist aber eines über den Charakter der deutschen Dichter, das er schon 1738 in Gottscheds Beiträge rücken ließ, und welches wir früherhin mehrfach stellenweise benutzt haben, weil die Dichter des 17. Jahrhunderts darin z. Th. vortrefflich geschildert werden. Ebenso ist das, was er über Brockes sagt, und dann der historische Tact, mit dem er die Heräus, Besser, König, Pietsch zu Gottsched gruppirt, eben so vortrefflich, wie die Zusammenstellung und Charakteristik der Drollinger, Haller und Hagedorn, und der Scharfblick, mit dem er diese über den Troß der übrigen Poeten hervorhebt, zu einer Zeit, als sehr wenige Andere noch diese Einsicht mit ihm theilten. Immer noch suchte man in dieser Zeit auf beiden Seiten den Ton der Unpartheilichkeit zu halten. Bodmer lobte Gottscheden in dem erwähnten Gedichte noch aufrichtig[16]), aber Gottscheden wurde es immer schwerer sein Sticheln zu lassen. Er beklagte sich, daß die Schweizer seine Sprachausstellungen empfindlicher aufnähmen als die Niedersachsen; er lobte zwar Bodmers Briefwechsel mit Conti über die Natur des poetischen Geschmacks (1736), aber zugleich stellte er sie als eine Ausführung des dritten Kapitels seiner Dichtkunst hin; er zeigte seine Uebersetzung des Hudibras (1717) an, allein er fügt eine Probe in altfränkischen Knittelversen bei und meint darin würde er sich besser ausnehmen. So viel Krittelei mochte die Schweizer endlich verdrießen, die in der That bisher den Leipziger Schulherrn sehr ordentlich behandelt hatten und dazu kam denn in den 30er Jahren eine weitere Erscheinung, die sie vollends zu einem anderen Tone bestimmte.

In den 30er Jahren nämlich schrieb Chr. L. Liscov[17]) (aus

---

16) Die Stelle ist oft angeführt:
Mit ihnen (Pietsch u. s. w.) im Begleit seh ich auch Gottsched gehen,
Der mir nicht kleine deucht und nicht darf schamroth stehen,
wenn er bei ihnen sitzt, wiewohl er sie verehrt u. s. w.

In späteren Ausgaben lautete dieß:
Mit ihnen seh ich auch den stolzen Gottsched gehen,
Der doch weit kleiner ist und schamroth scheint zu stehen,
Da er bei denen ist, die er doch nur entehrt u. s. w.

17) Schriften, ed. Müchler 1806. 3 Bde. eine Ausgabe, die eine bessere und vollständigere verdrängen sollte.

Wittenberg 1701—60), der eigentlich in prosaischer Rede das erste Licht eines neuen Tages verkündete. Er kann in den Hamburgischen Kreis gestellt werden, er arbeitete in dem Hamburger Correspondenten, der neben den Schweizern zuerst gegen die Leipziger auftrat, er war befreundet mit Hagedorn [18]), und erst als er aus Holstein nach Dresden überging, kam er in Verbindung mit Rost und König, und durch diese auch mittelbar mit Bodmer. Wir lernen in ihm wieder eine jener kräftigen Naturen kennen, in denen die Lectüre englischer und klassischer Schriften, bei ihm besonders des Swift und Cicero, ganz anders wirkte, als bei Gottsched und seiner Schule. Betrachtet man nämlich die Schreibart dieser verschiedenen Provinzialen und besonders ihre Uebersetzungen, so findet man, daß Gottsched zwar gegen die falsche Erhabenheit des Lohenstein und die platte Gemeinheit des Weise sich erklärt, so wie er mit Swifts Antilongin, den sein Schüler Schwabe übersetzte, gegen den Schwulst wie gegen das βαθος in der Schreibart eifert, allein er geht in einer kalten Mitte, in einem prosaischen Pathos zwischen beiden Extremen so durch, daß er gleichsam beide Fehler vereint, wie sich denn Lessing mit Recht über die Gemeinheiten und sein sollenden Natürlichkeiten in seiner und selbst seiner Frau Uebersetzungen, andere dagegen mit gleichem Recht über die steife Gravität seiner Prose beschweren; von seiner Poesie gar nicht zu reden, in der er noch ganz wie Weise die Wort- und Satzfügung der ungebundenen Rede verlangt. Den Uebersetzungen Gottscheds und seiner Schüler, besonders der Aeneide von Schwartze, dem Stichblatt des Witzes der Züricher, werfen diese vollkommen richtig vor, daß sie sämmtlich gottschedisirten, daß sie die Alten reden ließen wie sie in Leipzig Anno 1730 geredet haben würden und insofern Schönheiten darin enthüllten, die vorher nicht gesehen und erhört waren. Bodmer strebt offenbar wenigstens nach Objectivität und Verwandlung vor dem Gegenstand, welche Gabe er in Opitzen schon rühmend entdeckte; es wäre ihm auch sonst nicht möglich gewesen, später solche Massen poetischer Nachahmungen

---

18) Dieser singt ihm zu:

Dein glücklicher Verstand durchdringt in edler Eile
Den Nebel grauer Vorurtheile,
Des schulgelehrten Pöbels Macht.

zu liefern; und ob ich gleich seine Uebersetzungen nicht rühmen will, so muß ich doch erinnern, daß Männer wie Herder darin Stärke und Einfalt stellenweise vortrefflich fanden und daß in Weimar s. Z. nur Eine Stimme darüber war, Bodmers Homer selbst dem der Stolberge vorzuziehen. Ermüdet von Gottscheds Ausstellungen an ihrem Dialekte kamen die Züricher zuletzt dahin, daß sie gradezu den Gebrauch von Provinzialismen rechtfertigten, den Weg also einschlugen, den nachher Lessing betrat, um Natur in unsere von einer Seite her latinisirte Sprache zurückzubringen, und daß sie umgekehrt ebenso die Nachahmung fremder Satzverbindungen, Constructionen und Wortbildungen [19]) vertheidigten, die unserm Sprachgenius angemessen waren, um in unsere von einer andern Seite her durch den herkömmlichen Curialstyl festgefrorene Sprache Bewegung und Mannichfaltigkeit zu bringen. Das Gleiche geschah in Niedersachsen, wo besonders zuerst Joh. Ad. Hoffmann († 1731) den Unwillen der Meißner dadurch erregte, daß er aus dem Englischen den Gebrauch des vorgeschlagenen Genitivs, und des Particips der Vergangenheit einführte, und die weitschweifigen Relativsätze beseitigte, keineswegs mit Billigung unsers auf Feierlichkeit haltenden Gottsched. Hoffmann war ein Mitglied der patriotischen Gesellschaft in Hamburg, ein ganz eigenthümlicher Mann, der die anfangende Bewegung in der deutschen Literatur in Leben und Schriften darstellen kann, Theolog, Sprachkundiger, Antiquar, Juwelenhändler, als Uebersetzer aus dem Englischen ein Vorläufer von Ebert und Bode, als Stylist von Liscov, denn er hatte aus neuen und alten Sprachen seinem Styl einen ganz eignen und neuen

---

19) Wie eigensinnig Gottsched jedem neuen Ausdrucke entgegen war, und was für unbedeutende Wörter ihn ärgerten in dem Styl der Klopstockianer, liegt in einer Stelle im Neuesten, X. p. 136, wo er eine Dichterin dieses Schlags zu tadeln hat. Die Prunksprache der neuen Poeten, das Jauchzen, das ewige Schaffen, das Entlocken, Schmecken und Fühlen, die Sympathieen, der Seraph, der Busen, das Zuweinen, die Melancholie, das Aufwallen, das Große, die Sphären, die Scenen, die Majestät, das Schöpfrische, die heilige Feier, unbewußt, Phantasie, unentwickelt, die Mitternacht, das Jugendliche, das Umgaukeln, das Malerische, besonders das Lächeln — Alles das ist ihm nicht recht. So erklärte er bildliche Redensarten wie: der Hundsstern kocht die Saat u. dergl. für Barbarismen, die Niemand verstehe!

Charakter gegeben, und seine 2 Bücher der Zufriedenheit wurden mit Begierde gelesen und zwischen 1722—38 siebenmal aufgelegt. Alles dieß überflügelte Liscov in seiner merkwürdigen Schreibart, die zwar nach französischer Art correct, prácis, phantasielos, aber eigenthümlich rein und keck ist, und die Lessing ungefähr ebenso vorhergeht wie Drollinger dem Klopstock. Liscov ist der erste Mann, der über schlechte Scribenten bei uns spottet, ohne, nach dem strengsten Maße gemessen, selbst einer zu sein, der in seinen Schriften so als ein Schlußstein der nordischen Satiren des 17. Jahrhunderts erscheint, wie Rabener auf der Höhe des viel niedrigeren sächsischen Humors steht. Wenn er diesen letzteren an Männlichkeit, Muth, Gediegenheit, Gesinnung und Schreibart weit übertrifft, so ist es doch natürlich, daß dieß nur von dem gebildetsten Theil des Volkes anerkannt werden konnte, denn seine Werke zu lesen verlangt hier und da Kopf. Dieß ist besonders in der bei weitem bedeutendsten seiner Schriften der Fall, die uns freilich wenig angeht: über die Unnöthigkeit guter Werke zur Seligkeit (1730). Dieß ist nach meinem Urtheile das merkwürdigste Document, um die damalige Verbindung unserer Freidenker mit den Pietisten zu belegen. Liscov hat nicht allein ausdrücklich sich für die Geistlichen erklärt, die wider den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen eifern, sondern er nimmt hier auch durchgehends die Stellung der Pietisten wider der Orthodoxen Papismus der lutherischen Kirche. Man begreift daraus wohl die Wuth der Theologen über ihn; der dürre Verstand, der hier mit einer merkwürdige Schärfe an die Dinge gelegt wird, über die die geistliche Salbung so gern wegschlüpft, macht eine vielleicht nur zu grelle Wirkung, und dieß noch mehr durch die grundtiefe Ironie, die vielleicht nie so weit getrieben worden ist! Denn man könnte sich gewiß hier die allerstärksten Waffen zur ernsten Vertheidigung der orthodoxen Lehre herholen, so gründlich maskirt führt er auf das Glatteis, auf dem vielleicht noch mancher heutige Theologe straucheln würde. Kein Wunder, daß sich Liscov zu beklagen hatte, er habe in Deutschland für seine hochgetriebene Ironie nicht die rechte Hurtigkeit und Biegsamkeit des Verstandes gefunden, die in lateinischen Köpfen durch die possirliche Schulgravität erstickt werde. Er fühlte ganz die schwierige Stellung eines Satirikers in einer Nation, die für den Scherz blind ist, die lieber Wudrians Kreuzschule liest, als eine Satire, die jeden Kritiker

einen Pasquillanten nennt und jeden Scherz bei der Obrigkeit verklagt. Er ward noch ein Opfer dieses Volks- und Zeitgeistes, indem er sein Leben im Gefängniß schloß, weil er es mit dem Grafen Brühl verdarb, der doch niederträchtig genug war mit dem gemeinen Rost in die gemeinsten Cabalen gegen Gottsched einzugehen, eben mit jenem Rost, der damals auch den Satiriker spielte, und dem Liscov noch zu schläfrig großmüthig war! [20]) Großmüthig war er freilich, besonders gegen Rost gehalten, aber nicht schläfrig. Er ist zwar nicht ganz frei von dem Unwohlthuenden, das ein Charakter mit sich bringt, der alle Dinge nur von der lächerlichen Seite ansehen kann, worin er Wernicke sehr ähnlich erscheint, aber er ist dabei gelassen und unpartheiisch und gerecht. In ihm geht gleichsam jenes hartherzige, grobe, unfein fühlende Geschlecht des 17. Jahrhunderts zu Ende, aus dem wir, durch die sentimentale Stimmung sublimirt, durch die Schriften der Brockes, Addison, Gellert, Klopstock hingerissen, jetzt heraustreten. Noch Eine kleine jener moralischen Unfeinheiten, die wir in den Rist und Wernike, und noch in Rost und Bodmer entdecken, finden wir auch bei Liscov: er hatte sich über den Magister Sievers lustig gemacht und diese Schrift dann in einer nachfolgenden auf Rechnung eines armen Candidaten Backmeister in Lübeck geschoben. Freilich scheint dieß ein blödsinniger Mensch gewesen zu sein; die Ironie war also handgreiflich; dennoch bat sie Liscov nachher öffentlich ab! Und ein eben so schöner Zug ist es, daß er seinen Satiren gegen Philippi Einhalt that, als dieser in Unglück gerieth, so daß man ohne Sünde nicht weiter über ihn spotten dürfte. Was er früher gegen diesen und andere schrieb, bereute er nicht, und sonst hatte er nichts zu bereuen. Schläfrigkeit am wenigsten, dieß Zeugniß hat ihm auch Bodmer, Rabener entgegenstellend, vortrefflich gegeben [21]). Er

---

20) S. in Stäudlins Briefen berühmter Deutscher an Bodmer 1794, in einem Briefe vom April 1744.

21) In seinem Schwanengesang „Bodmer nicht verkannt" am Ende eben dieser Briefsammlung mahnt er die Deutschen Liscovs Satire nicht zu verwerfen; es schade nicht, daß sie persönlich, wenn sie nur gerecht sei:

Liscov hätte der Habichte Schnäbel und Fittiche beschnitten,
ehe sie flück geworden und Haken den Klauen gewachsen;
Rabner, von sanftem Gemüth, verfolgte nur Elstern und Hähne,
ohne Kühnheit, die Vögel von zackigten Schnäbeln zu jagen!

wollte nicht einsehen, daß ihn die christliche Liebe verbände, über öffentliche Thorheiten das Lachen zu halten, er sagte sich von der Schwerfälligkeit der Asceten und Pedanten, dem närrischen Ernste und steifen Anstande der deutschen Gelehrten und Sittenprediger mit dreister und schnöder Keckheit los, er zeigte dem finsteren Volke die Stirne, das zum Lachen spricht: du bist toll, und zur Freude: was machst du? Er stellt einen Canon kritischer Licenz auf, der durchaus Lessing so wohl thun mußte wie Klopstocken Drollingers Psalmen-Begeisterung, er geht gegen die Einmischung der Obrigkeit in literarische Fehden an, und nimmt eine republikanische Freiheit der Gelehrtenwelt in Anspruch, nicht allein factisch durch seine Schriften, sondern auch theoretisch, und eben dieß wirkte auf die republicanischen Schweizer wie ein electrischer Schlag. Wie er sich dieser Freiheit gegen die Theologen bedient hatte, so bediente er sich ihrer gegen die schlechten Scribenten, und hier geht er uns näher an. Hier stehen die Namen Sievers, Philippi, Radigast u. A. neben den älterbekannten Hunold, Hübener und ähnlichen in seinen Schriften als Repräsentanten jener ganzen Klasse von Curiositätenkrämern, die noch aus dem vorigen Jahrhundert übrig waren, und die in den elenden Wochenschriften ihr Unwesen trieben. So war Sievers Hauptmitarbeiter an dem Patrioten, Philippi gab 1734 in Göttingen einen Freidenker heraus, beide haben sich durch Poesieen und Reden in jenem barbarischen Style der Menantes u. s. w. noch so spät verewigen wollen. Liscov meinte gar nicht, daß solche Leute das Recht zu existiren hätten. Und er hat ganz recht; denn wenn man einmal solche Schreiber hat, wie Liscov, so ist die Unterdrückung solcher anderer, wie Sievers und Philippi, Pflicht. Wer nicht die bodenlose Erbärmlichkeit und Barbarei jener Wochenschriften oder eines Gundling u. dergl. kennen gelernt hat, der kann eigentlich gar nicht urtheilen, wie hoch Liscov dasteht, und was er eigentlich mit der Bitterkeit will, mit der er in seiner bekannten Schrift über die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten (1734 und verbessert 1736) diese und ähnliche Autoren angreift, die wahrlich nur deshalb ihre Existenz zu haben schienen, damit sie Liscov verewigen sollte. Denn er scherzte ganz richtig, obgleich die Esel zur Musik ungeschickt seien, so mache man doch aus ihren Knochen die schönsten Flöten, und so gäben die elenden Schriften Anlaß zu sinnreichen Widerlegungen und Spottgeschichten.

Liscov hatte in dieser Schrift Gottsched nicht genannt, er hatte vielmehr gelegentlich von dessen Charakter mit Vertrauen gesprochen, der ihm verdächtigt ward. Allein die Schweizer ließen seine Schrift nachdrucken und setzten Gottsched zu den angegriffenen elenden Scribenten hinzu. Wie wenig Liscov übrigens darüber böse war, geht aus seiner späteren Vorrede zur Uebersetzung des Longin von Heinecke hervor, wo er erklärte, wie nachher auch Lessing, daß Gottsched in der That die Ehre des deutschen Witzes schlecht behaupte und klug thäte sich bei Zeiten zurückzuziehen. Breitinger sei Gottscheden zu hoch; seine Regeln seien leicht, ein Stümper dürfe an seinen Mustern nicht verzagen. Wenn ich übrigens vorhin von den Wirkungen Liscovs auf die Schweizer redete, so meinte ich nicht diese Erklärung, sondern vielmehr den Ton seiner Schriften überhaupt, die er **1739** gesammelt herausgab, mit erneuter Verfechtung der satirischen Freiheiten. Ein Jahr darauf rückten die Zürcher mit ihrem groben Geschütz gegen Gottsched, und Bodmer in der Vorrede zu Breitingers Dichtkunst erklärte ausdrücklich, daß er nun auf den endlichen Durchbruch des Geschmacks an kritischen Schriften hoffe, „seitdem der unerschrockene Liscov in der Untersuchung, ob sein Briontes (gegen Philippi) eine strafbare Schrift sei, das allgemeine Recht der Menschen (die Menschenrechte in dem literarischen Staate, eben jene obige revolutionäre Forderung!) so vollkommen bewiesen habe, daß die Deutschen ohne Zweifel zu diesem Geschmack nunmehr genugsam vorbereitet seien."

Drei Werke erschienen **1740** in Zürich auf einmal: Breitingers Abhandlung von den Gleichnissen, Bodmers von dem Wunderbaren, Breitingers kritische Dichtkunst, und dazu kamen **1741** Bodmers Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter. Gottsched zeigte sie in einem verächtlichen Tone an; er nahm die kritische Dichtkunst schon ihrem Titel nach übel, als ob sie die seinige für unzulänglich erklärte. Wirklich ward jetzt der Gegensatz beider Theile eclatant; Gottscheds kritische Dichtkunst hatte **1737** eine neue Auflage erlebt, und wenn man beide Gegnerinnen nun verglich, so kam man auf die Gegenstände des Streits und die Contraste der Ansichten deutlicher hin. Ueberblickt man das Werk Breitingers, das weit das wichtigste ist, gegen Gottscheds nur ganz oberflächlich, so sieht man, daß das letztere durchaus eklektisch ist; der Verfasser selbst bildet sich darauf etwas ein und hält mit Rollin

den Ruhm eines guten Compilators für groß genug. Breitinger ist aber Selbstdenker und wahrer kritischer Forscher. Dieß zeigt schon sein gewonnener Standpunkt und der Ausgang von Vergleichung der Malerei mit der Poesie, worin auch Er, wie wir von Bodmer sagten, sympathisch mit den Lieblingstheorieen der Zeit erscheint. Schon Göthe hat angeführt, daß dieser Gesichtspunkt, den nachher Lessings Laocoon erschütterte, in der Zeit allgemein gelegen war. Engländer, Franzosen und Italiener theoretisirten damals über die bildenden Künste; Dubos hatte Betrachtungen über Poesie und Malerei geschrieben, Dujon (von der Malerkunst der Alten) hatte beide Künste verglichen, Hurd in seinem Commentar über die Horazische Dichtkunst liebte sehr von der Malerei seine Erklärungen der Dichtung herzuholen, Andreucci verglich in seiner poesia ital. die lyrischen Gattungen mit gewissen Malerschulen. Addison, der so viel auf die Schweizer wirkte, hatte in einzelnen Stellen seiner Reisen und Gespräche über die alten Münzen oft versucht, beide Künste zu wechselseitigen Erklärungen zu brauchen, und daraus erwuchs **1747** Spencers Polymetis, der zwischen beiden Künsten unter den Alten (wie auch Webb in Untersuchung des Schönen und der Malerei) eine stete Wechselwirkung annahm. Breitinger, der unter poetischer Malerei allgemein die Dichtung, nicht die besondern poetischen Gemälde versteht, bleibt zwar zu sehr mit seiner Betrachtung auf Nebendingen und Einzelheiten hängen, so daß auch bei ihm noch die König und Brockes neben Homer zu Ehren kommen; geht man aber der ganzen Ansicht auf den Grund, so sieht man wohl, daß er bei seiner Vergleichung der beiden Künste nur auf ihre gemeinsame Wirkung auf die Phantasie abzielt. Hier liegt der allgemeinste Unterschied der Züricher und Gottscheds. Bodmer hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, als er den deutschen Dichtern Mattheit und Trockenheit vorwarf, „die sie durch ihre Philosophie und ihre Liebhaberei am Verstandeswesen sich erwarben, die die Lustbarkeiten der Einbildungskraft unterdrücke!“ Der gute Gottsched pries das aber grade![22]) die Vernunft sei Gottlob geläutert bei uns! die ausschweifende Einbildungskraft sei in ihre Schranken gewiesen! das habe den Fall Lohensteins bewirkt!

---

22) Kritische Beiträge VI. p. 661.

es seien dauerhafte Schönheiten dafür gewonnen! daher will er von keiner Oper und Cantate hören, „weil der Verstand dabei nichts zu denken hat." Daher schreiben sich die wunderbaren poetischen Urtheile des weisen Mannes, die von einer merkwürdigen Phantasielosigkeit zeugen! Ganz recht tadelt er das Malerische bei König, der Lakaien und Kutscher bis auf die Schnur an ihren Kleidern beschriebe, aber er tadelt auch den Schild des Achilles, und mit welchen Gründen! Der müsse so groß gewesen sein, wie der diamantene Schild der himmlischen Rüstkammer bei Tasso; die Figuren darauf bewegten sich, so daß man sie sich wie Mücken vorstellen müßte, die um den Schild schwebten!![23]) Es ist wohl wahr, daß auch die Schweizer ihre Ansicht von der Wirkung der Einbildungskraft in der Poesie nicht streng verfolgen, auch sie sind auf sehr dürftigen Standpunkten stehen geblieben. Beide ordnen die Dichtung den Anforderungen einer capriciösen Moral durchaus unter. Wenn Gottsched den Ausdruck schöpferische Kraft für Sünde hält, so halten dagegen die Schweizer das Reden von Verbessern und Erhöhen der menschlichen Natur durch die Künstler für gottlos, beide wagen also von Kunst und Ideal noch keinen Begriff zu fassen. Aber die Züricher sind doch wenigstens auf dem Wege zu helleren Einsichten, sie streben wenigstens schon vor Klopstock mehr nach einer Poesie des Herzens als des Verstandes, während Gottsched des ganzen Empfindungswesens nach Klopstock spottet, sie vertragen wenigstens die Phantasie des Milton, Ariost und Tasso, und überall sind daher ihre Werke Schutzschriften für diese Epiker und für das Wunderbare darin, während Gottsched sich je länger je mehr in seinen Urtheilen prostituirte. Als der ärgste Gegenfüßler aller Romantik wirft er die „Teufeleien des Tasso", die „abgeschmackten Hexereien des Shakspeare", den Schwulst des Lohenstein und des Klopstock, mit dem Spektakel von Faust und den Ritterbüchern, das Epos des Ariost und Milton mit dem Ottobert und Wittekind, mit Schönaichs Hermann und der Henriade und Pietsch's heroischen Lobgedichten Alles auf Einen bunten Haufen zusammen, und eine Vorstellung von Milton räth er den Lesern sich bei einem älteren possenhaften verstiegenen Uebersetzer zu

23) Dichtkunst ed. 1750 p. 202.

holen[24]). Selbst mit dem Wunderbaren der Fabel kommt er nicht zurecht, obwohl er doch diese Gattung nicht verwerfen darf, die seine Stoppe und Triller cultivirten, von denen der letztere äußerst scharf in der Dichtkunst Breitingers mitgenommen war. Um sie zu retten findet er nöthig, daß man voraussetzen müsse, die Bäume und Thiere, die da reden, hätten vielleicht in einer andern Welt Verstand und Sprache!! Man sieht wohl, wie dürftig sein Witz da wird, wo ihn sein Dacierscher Aristoteles und sein Horaz verläßt! Eben da aber wird der Schweizer am beredtesten. In Breitingers Dichtkunst nämlich ist außer der Bezugnahme auf die Malerei das Merkwürdigste, was sie über die Fabel sagen. Auch hier ist der logische Gang ihres Raisonnements vielleicht wunderlich, allein das, was sie als Resultat eigentlich meinen und nur nicht scharf auszudrücken und ins Licht zu stellen wissen, ist vortrefflich, und was sie theoretisch hinwerfen, wird von der ganzen Zeit praktisch geübt, in der die Fabel die repräsentirende Gattung ist. Sie raisonniren so: der Dichter hat in seinem Geschäfte eine Wahl zu treffen. Nicht alles in der Natur ist an Werth gleich, nicht Alles muß man schildern wollen, der Poet soll nicht allein wahr sein, sondern auch schön. Die Gegenstände der Natur nun beziehen sich auf unseren Verstand und unser Gemüth, sind lehrreich oder rührend; die Wahl von Materien dieser letzten Gattung sind von sicherer Wirkung. Das Gemüth aber wird mehr gerührt von etwas Ungewohntem, der Dichter soll daher das Neue suchen, dessen höchste Potenz das Wunderbare ist. Das Neue, das Wunderbare ist also die Urquelle der poetischen Schönheit, sie entspringt aus dessen Verbindung mit dem Wahren. Daher sind die Ritterromane, in denen das Wahre fehlt, und die wissenschaftlichen Lehrgedichte, in denen das Wunderbare fehlt, falsche Dichtarten. Das Wunderbare findet sich nun in zweierlei Erdichtungen, wenn der Dichter durch

---

24) In dieser Uebersetzung, die von Haake begonnen und von G. von Berg 1682 vollendet ward, lautet z. B. der Schluß des 3. Buches so:

Endlich nun schimmert und scheint das Licht herfür,
und himmelab durchstrahlet alles tunkel
der äußern Gränz. Von dar sich Chaos in
die tief verschloff, und das irrwirrgeschwärm
der Finsternuß je längr je mehr verschwand
und sich zumahl verlor ꝛc.

die Kraft seiner Phantasie ganz neue Wesen schafft oder wirkliche Wesen zur Würde einer höheren Natur erhebt: in Allegorie und Fabel! In der Fabel ist das utile dulci, das Wunderbare mit dem Wahren vereint; sie hat daher die höchste Kraft der Schönheit eines Vortrages. Diese Theorie ist vielleicht noch schwächer als die Triller'sche, allein wenn man nun sieht, wie sie in dem Begriff von Fabel alle Erfindung und Darstellung vereinen, wie sie das Epos eine ausführliche Fabel, die Fabel ein kleines episches Gedicht nennen, so wird deutlich, daß sie sich dieser Gattung annehmen, wie einst Harsdörfer der Allegorie, weil das schaffende Vermögen sich daran kund geben muß, daß sie mit dieser Bevorzugung der Fabel nichts sagen wollen als was vorher mit der poetischen Malerei: der Hauptgegenstand der Dichtung nämlich müßten Handlungen sein, und wenn Begriffe, so wenigstens bildlich eingekleidete Begriffe. Und daher dringen sie ebenso wohl auf das Epos wie auf die Fabel, und die ganze Zeit bewegte sich mit ihnen diesen beiden Gattungen zunächst zu. Gottsched ruhte auf seinen Regeln der Alten und kümmerte sich um alles Werdende um ihn herum, wie alle Schulpedanten thun, gar nicht. Er trägt daher auch jenes Kennzeichen, daß er Regel vor Anlage achtet, den Kunstbüchern mehr Werth zuschreibt als der Natur. Es würde ihm nicht einfallen, sagt er selbst in der Dichtkunst, daß die Griechen es so hoch gebracht, ehe sie die Regeln gefunden! sie erfanden nach ihm die Künste nicht durch die angeborne Kraft der Phantasie, sondern weil sie mit ihrer Vernunft ihren Geschmack bildeten und über Alles frei philosophirten! Wie die Wolfianer damals in alle Wissenschaften die mathematische Methode und Demonstration trugen, so sollte es auch hier in der Poesie geschehen. Daher spotten denn die Schweizer über ihn, er habe eine Dichterzange [25]), die so oder so gestellt fähig sei, ein Heldengedicht, eine Ode, ein Drama zu produciren. Und wirklich spielte er hierin die Rolle der Academie und des französischen Hofs im goldnen Zeitalter, die sich die mangelnden Gattungen bestellten, wie ein Fabricat; er tadelt die Breitingersche Dichtkunst darum, man werde aus ihr keine Ode und keine Cantate machen lernen, während die seinige Anfänger in Stand setze, alle Gattungen auf untadeliche Art zu ver-

25) S. die Satyre: Denkmal der seltnen Verdienste Gottscheds ꝛc. 1746.

fertigen!![26]) Er betrachtet also, wie alle seine sächsischen Schulmeister, die Poesie wie eine bloße Stylübung, ihm ist daher ein Gelegenheitsgedicht so lieb wie ein Epos, während Breitinger allen lyrischen Gattungen gleichgültiger den Rücken wendet; er hat von einem freien Wachsthum einer verjüngten Poesie keine entfernteste Ahnung, so wie von dem Werth einer selbständig erneueten Kritik. Er sah nicht ein, daß sich die Einsichten der Menschen stets neu beleben müssen; ein ästhetischer Satz, den Lessing, Göthe oder Schiller frei fanden und dann in anderer Art der Auffassung bei Aristoteles bestätigt fanden, war mehr werth, als alle Poetiken der Scaliger, Boileau und Gottsched zusammengenommen. Dieß ahnten die Schweizer wohl, sie schlugen ganz diesen Weg ein. Sie fühlen es daher nicht allein, sondern sie sagen es deutlich, der Unterschied zwischen ihnen und Gottsched liege darin, daß dieser überall auf dem Alten und Abgestorbenen, sie auf dem Neuen und Werdenden, in der Zeit ständen. Dieß bezieht sich nicht allein auf seine aristotelischen Regeln, sondern auch auf sein Verhältniß zu der älteren deutschen Poesie, die sie verachteten. Er sagte es ja deutlich, schon als Klopstock erschienen war, daß die Zeiten des Pietsch das goldene Zeitalter der deutschen Literatur seien!

Daß bei diesem ganzen Kriege nichts herauskommen würde, war bei der Schwäche der Einsichten, bei der Neuheit der Gegenstände über die sich die Kritik verbreitete, bei der Blindheit der Partheien und der Kleinlichkeit der Menschen vorauszusehen. Nichts war gut dabei, als daß sich nun Alles zur Kritik drängte, und daß, während noch lange Zürich als der Thron der Kritik betrachtet wurde und Alles auf Bodmer sah, sich Lessing bildete. Was aber innerhalb dieser streitigen Partheien geschah, war durchaus nicht auf die Dauer wichtig. Es galt nur Worte und Kleinigkeiten; was Gott-

---

26) Wer also, fügt er in der Vorrede seiner Dichtkunst von 1757 hinzu, Breitingers Buch in der Absicht kaufen wollte, um Gedichte machen zu lernen, der werde sein Geld zu spät bereuen. Zumal es doppelt so stark, und folglich doppelt so theuer sei als seines! und dennoch führe es nur einige Capitel der Dichtkunst aus, könne also gegen sein Werk nur die kleine Dichtkunst heißen, wie Aristoteles jene große neuere Ilias gegen Homers die kleine genannt, doch ohne daß Er sich mit Homer vergleichen wollen!! Man sieht wohl, wie dem theuern Manne kein Mittel zu niedrig ist und kein Dünkel zu hoch, um sich gegen die Schweizer zu wehren.

sched an den Schweizer Dichtern aussetzte, was die Vertheidigung der Hallerschen Muse (1741) erwiderte, waren Alles Wortfechtereien; was die beiden Poetiken brachten, war leeres Gehäus auf der Einen Seite, und rhapsodische Bemerkungen auf der anderen. Man ging in poetischer Kritik wie in der Sprache von dem Prinzip der Correction aus, und dieß vorzugsweise auf Gottscheds Seite. Verständige Männer wie Hagedorn wanden sich daher mismuthig von diesen Balgereien ab, die wir auch hier nicht im Detail verfolgen; sie fanden, daß sich beide Seiten lächerlich machten. Was das auffallendste dabei ist, so erkannten beide Partheien das, was ihr bestes Verdienst ist, nicht allein bei den anderen gar nicht, sondern auch an sich selbst am wenigsten an. Gottsched hatte das große Verdienst, daß er sich für die Emancipation der deutschen Sprache in allen Kreisen interessirte. Er gab daher der französischen Academie in Berlin gern einmal einen Hieb, er schonte den französischen Adel in Deutschland so wenig, als die lateinischen Schulmänner, und als die Jesuiten, die die barbarische Sprachmengerei fortsetzten. Er hatte seine deutschen Schulbücher auf allen Schulen in Sachsen verbreitet, und steht so direct neben Thomasius und Wolf und deren Bestrebung für Aufnahme der deutschen Sprache. Er selbst vergißt zwar nicht, gelegentlich auch dieß Verdienst sich anzurechnen, doch spricht er weit seltener davon, als von seinen eingebildeten und Scheinverdiensten geringerer Art; die Schweizer aber beachten es gar nicht. Diese ihrerseits haben fast kein wesentlicheres Gute gestiftet, als die Hervorziehung der altdeutschen Literatur. Was Gottsched für den Reinecke Fuchs und gelegentlich für den Renner, was Leute seiner Seite, wie z. B. Müldener (für den Froschmäusler) thaten, kommt hierneben in keinen Betracht. Die Minnesänger und Boner, Parcival nnd die Nibelungen wurden von Bodmer bekannt gemacht; mit welchem Eifer er die Rettung alter Schätze betrieb, beweist seine Correspondenz: er setzte Hagedorn und Renner, Hartmann (in Tübingen) und Gellert, und wen er erreichen konnte, in Bewegung; Müllers Gedichtsammlung schließt sich an seine Bemühungen eng an. Wie wenig aber beide Partheien, obgleich sie hier einmal zusammentrafen, diese Bestrebungen beachteten, ist schon Lessing aufgefallen, der in seinem Aufsatze über die Fabeln der Minnesinger nachwies, daß sie hier alle Gelegenheit versäumten, von einander zu lernen, und

sogar über einander zu schimpfen. Dieß letztere versäumten sie doch sonst auf keine Weise. Denn dieß ist das Aergerliche in dem ganzen Streite, daß man sich gegenseitig — und genau betrachtet eben so oft mit als ohne Grund — Cabalen Schuld gab, die Hülfe der Partheigänger suchte, und so das Uebel stets ärger machte. Bodmer klagte in der spätesten Ausgabe seines Milton über die Cabale, die sich gegen verschiedene seiner Werke angesponnen, Gottsched argwöhnte Verschwörung und Bestechung von Zürich aus, wo sich nur jemand gegen ihn aussprach, und die Schweizer versicherten selbst ironisch: der Hamburger Correspondent erhalte quartaliter einen Kober mit ½ Schock Schweizer Käse von ihnen, Rost habe Würste, und Liscov Beides empfangen.

Innerhalb **10—15** Jahren entschied sich übrigens für die Seite der Schweizer ein vollkommener Sieg, und Gottscheds Niederlagen wären zu schmerzlich zu nennen, wenn er irgend eine Empfindung zeigte, wenn ihn nicht die Einbildung stumpf gemacht hätte. Nach **15** Jahren war er aus allen Positionen herausgeschlagen, in denen wir ihn oben so fest verschanzt sahen. Auf der Universität begann Gellerts große Wirksamkeit; seine Schulbücher wurden blosgestellt, selbst seine Sprachkunst fing an, von Hagedorn privatim, von Heinze öffentlich und gründlich angefochten zu werden. Die kritische Autorität verlor er, seitdem sich die Dichtkunst Breitingers neben die seinige, und die Sammlung kritischer Schriften in Zürich **1741—44** gegen seine Zeitschriften stellten. Bald überflügelten ohnehin die Berliner Kritiker und Lessing alle beide. Seine philosophischen Monopole wurden zerstört, als Baumgarten in Halle, viel schulgemäßer als Gottsched an Wolfs System und dessen Theorien von der angenehmen Empfindung angeschlossen, seine Aesthetik (**aesthetica 1750**) schrieb. Wenn dieser gleich unpolemisch seine Beispiele aus den Lateinern holte, und überhaupt nur den theoretischen Theil von dem Schönen vollendete, so griff dagegen sein Schüler Meier, der in seinen Anfangsgründen der schönen Wissenschaften (**1748**) das noch unerschienene Werk Baumgartens benutzte, in eigenen Abhandlungen und Beurtheilungen (**1747—49**) Gottsched und seine Dichtkunst wiederholt und hart an. Noch ein anderer Schlag traf ihn aus Halle. Er hatte zwar dort in den Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks **1743—47** ein Blatt, an dem seine geschwornen

Schüler arbeiteten. Aber welche Schüler! Der Hauptarbeiter war Mylius, jener Vorläufer unserer unordentlichen Genies des achten Jahrzehnts, von dessen späteren Wochenschriften noch, dem Freigeist und dem Wahrsager, Lessing, der ihn doch als Freund schonend behandelte, geurtheilt hat, sie seien Scandalchroniken, voll nachlässiger Schreibart, pöbelhaftem Witz, gemeiner Moral und beleidigender Satiren. Die Bemühungen hatten überdieß so wenig Selbständigkeit, daß sie gewöhnlich nur ausführten, was ihnen Gottscheds Schule in Greifswalde in ihren kritischen Versuchen **1741—46** an die Hand gab, die jedoch weniger blind sich in einer gewissen Unpartheilichkeit zu halten suchten. Gegen die Bemühungen nun lehnten sich die zwei Freunde S. Gotthold Lange (*aus Halle* **1711—81**) und J. J. Pyra (**1715—44**) auf, von denen der letztere einen Erweis schrieb, daß die Gottschedsche Sekte den Geschmack verderbe (**1743**). Diese Schrift bedeutet viel weniger, als daß Beide nachher durch ihre von Bodmer herherausgegebenen freundschaftlichen Lieder (von Damon und Thyrsis **1745**) und Horazischen Oden (**1747**) mit Gleim und Uz wirkten, die etwas früher in Halle zusammengetroffen waren, und Baumgartens dankbare Schüler und Meiers Freunde wurden. Die anakreontische Poesie ging von diesen Philosophen und Dichtern aus, und diese Lyrik zwar, die nachher mehr eine feindliche Stellung gegen die Klopstockische Sekte nahm, konnte allenfalls für Gottsched günstig genannt werden, der die Religion nicht als Muster der Dichtung anerkennen wollte, allein die Dichter selbst stellten sich sämmtlich gegen Gottsched, und wie Lange selbst lächerlich andeutete, so steigerte die enthusiastische Freundschaft, die in diesem Kreise herrschte, die freimüthige „republikanisch römische Gesinnung" und die Hülfleistung unter einander, und wirklich war der Bund, der von hier aus mit den Schweizern geschlossen ward, der engste und gegen Gottsched auf alle Weise thätig. Man hetzte von hier aus Kritiker gegen Kritiker, Philosophen gegen Philosophen, Dichter gegen Dichter „der Schule Teutobocks und des Blocksbergs" und Langes Doris sollte ihre Kräfte aufbieten, die Kulmus (Frau Gottsched) zu demüthigen. Nicht so grell fielen auch noch in den 40er Jahren in Leipzig selbst die sogenannten Bremer Beiträger, z. Th. seine eigenen Landsleute und Schüler von ihm ab, und diese Erscheinung werden wir zunächst verfolgen müssen. Weiterhin wand

sich aus diesem Kreise Klopstock los, der alle Frommen und alle Weiber Gottscheden ganz entzog, sammt allem, was nur noch einigermaßen Sinn für Dichtung und Empfindung hatte. Von diesem Momente an war die Schweiz und Niederdeutschland ganz für ihn verloren, sein ganzer Anhang in den Provinzen zerstäubte, das Ansehen Königsbergs und Pietschens ging auf Berlin und Rammler über, Schlesien verstummte und die letzte Dichterin dieser Gegenden, die Karsch, zog sich nach Berlin und nach der Halberstädter Schule, selbst Sachsen ward durch Gellert, Weiße und Lessing ganz von ihm abgewandt. Der letztere zerstörte ihm auch noch die Illusion über seine Verdienste ums Theater, wenn es dessen noch bedurfte. Denn hier hatte er die unverdientesten empfindlichsten Kränkungen schon früher erfahren müssen. Er war thöricht genug, sich mit der Neuber, der Gründerin seines Ruhms zu überwerfen, als diese eine Uebersetzung seiner Frau gegen eine andere zurückwies. Er tadelte sie nun, da sie ihm auch in anderen Punkten nicht immer nachgab, laut und übertrieben, und bedachte nicht, was es heiße, mit einer Frau Händel anzufangen, die alle Mittel gegen ihn hatte, während er keine gegen sie. Sie rächte sich bitter an ihm. Sie gab einen Act seines Cato parodisch übertrieben und ins Lächerliche gezogen, sie brachte ihm zum Trotz die Burlesken zurück, und ihn selbst in einem Vorspiel auf das Theater, unter der Person des Tadlers, im Beisein des Hofs, an dem Gottsched keinen Gönner hatte, und unter dem Schutze des Grafen Brühl. Rost verewigte diese Begebenheit in einer boshaften poetischen Erzählung (das Vorspiel **1742**), die Bodmer zum Druck beförderte, und dachte, nachdem er **1744** Sekretär bei Brühl geworden war, darauf, Gottscheden und seiner belustigenden Phalanx (Schwabe, dem Verfasser der Belustigungen des Verstandes und Witzes) den Garaus zu machen. Er wollte sie mit Namen aufs Theater bringen, weil er fand, daß sie gegen jede Beweisführung und gelehrte Bekämpfung gleichgültig waren. Er war Gottscheds unversöhnlichster und heftigster Feind, und noch **1752** als sogar die Oper wieder in Leipzig erschien und Gottsched also die letzte Frucht seiner theatralischen Bemühungen verloren sah, breitete auch dieses Ereigniß ein ganz persönliches Pamphlet in Knittelversen, von Rost verfertigt, aus, und Gottsched mußte die Demüthigung erleiden, bei persönlicher Beschwerdeführung vor dem Grafen Brühl

in Anwesenheit Rosts selbst noch persiflirt und abgewiesen zu werden[27]).

3. Die Verfasser der Bremer Beiträge.

Einer der berüchtigtsten von Gottscheds Schülern und Schildknappen war J. Joachim Schwabe, der von **1741** an acht Bände Belustigungen des Verstandes und Witzes herausgab, welche die Schwäche der Gottschedschen Seite in der Production viel schlimmer herausstellten, als Gottsched's eigne Blätter die ihrer Kritik. An diesen Belustigungen arbeiteten übrigens eine Reihe von Männern mit, die nachher ehrenvoller bekannt geworden sind, als der Herausgeber. Unter diesen war Kästner Gottscheds genauer Schüler, und der letztere suchte sich den bedeutend werdenden und gefährlichen Mann auch freundlich zu erhalten. Kästner seinerseits brach auch nicht mit ihm, er äußerte sich sogar in Briefen und Epigrammen gegen die Schweizer und selbst gegen Liscov; ich lasse es aber dahingestellt, ob dieß nicht blos Widerspruchsgeist war, der in Menschen, wie Er, die an Allem nur die fehlerhafte Seite sehen, und die sich eben so gern als Andere ungern spotten hören, sehr gewöhnlich ist. Sonst äußerte er sich gelegentlich an Hagedorn, daß er nicht begriff, wie Bodmer alle Arbeiter an den Belustigungen für Anbeter Gottscheds habe halten können. Wie zweideutig es gleich in den ersten Jahren nach dem stärkeren Auftreten der Schweizer innerhalb des vertrautesten Schulkreises Gottscheds um Treue, Anhänglichkeit und Achtung aussah, davon gibt Elias Schlegel das redendste Beispiel. Er hatte bei seinen frühesten dichterischen Versuchen noch auf der Schule Gottscheds Dichtkunst mit Andacht benutzt, er ward dann mit Gottsched in Leipzig bekannt, ließ sich von dessen Eifer für die Literatur anstecken und schrieb gegen Mauvillon's **lettres sur les François et les Allemands.** Noch viel entschiedner griff er mit Gottsched das Werk der Bühne an und schon **1739** wurden des jungen Mannes Geschwister in

---

27) Die äußeren facta sowie die einzelnen Fehdeschriften muß man natürlich hier nicht aufsuchen, wo sie den größeren Erscheinungen, die sich nun drängen, den Platz unbillig versperren würden. Ich verweise darüber auf die gleich anfangs citirten Werke.

Taurien und Hermann von der Neuber durch Gottscheds Hinzuthun aufgeführt. Dabei war er einer der fleißigeren Mitarbeiter an den Beiträgen, dem Büchersaal und den Belustigungen. Bald aber sieht man ihn durch Hagedorns Vermittlung mit Bodmer correspondiren, und es geht aus diesen Briefen hervor, wie sehr Bodmers Schriften die junge Welt in Leipzig, die er angriff, zwischen Scham und Aerger theilte, Noch zwar gesteht er (1746), daß er mit Gottsched nicht zerfallen sei, er sei sein Freund gewesen. Schon damals aber, als Bodmers Dichtercomplott [28]) Allen, die darin getroffen gewesen, die Galle rege gemacht, habe er sich zu wehren gehabt, nicht mit in den Streit gezogen zu werden, denn auch sein erwähnter Brief an Mauvillon war nicht frei ausgegangen in Bodmers Schrift. Schon damals hätte er gern Bodmern Erläuterungen über diesen Brief gegeben. Wenn man sich übrigens, fügt er hinzu, in Leipzig jetzt aus dem Lobe Gottscheds keine Ehre mehr machte, so sei dieß schon zu seiner Zeit so gewesen. Gottsched habe ihn stets als seinen Schüler gerechnet, doch habe er sich auch stets mit Anderen darüber geärgert, wenn sie seinen Beifall vollkommen gehabt! Nächst diesen war Rabener ein eifriger Mitarbeiter an den Belustigungen. Sein Antheil daran füllt den ersten Band seiner gesammelten Satiren und kann uns ein Bild des ganzen unlustigen Inhalts dieser Zeitschrift geben. Man wird sich dabei unwillkührlich an die schlechten satirischen und humoristischen Schriften des 17. Jahrhs. erinnern, aus denen Liscov mit einem frischen Satz herausspringt, Rabener aber langsam hervorgeht und noch viel — wenn nicht Schmutz — so doch Wasser und Staub an sich hängen hat. Auch Er correspondirte aber bald mit Bodmer, fiel ganz von Gottsched ab, machte sich mit J. Adolph Schlegel über ihn lustig und pflegte ihn blos *sched zu nennen, weil man den Namen Gottes nicht unnütz führen solle, was wenigstens ein besserer Witz war, als wenn Gottsched immer in Scherz und Ernst Klopfstock schrieb. Auch Gellert war im Anfange Gottscheds Anhänger und schrieb in die Belustigungen; ein Band ver-

28) In den Belustigungen war gleich Anfangs ein prosaisches Gedicht, der Dichterkrieg, erschienen, in dem Bodmer unter dem Namen Marbod verspottet ward; hiergegen setzte Bodmer: das Complott der herrschenden Dichter und Kunstrichter.

miſchter Gedichte, der 1770 als ein Anhang zu ſeinen ſämmtlichen Schriften herausgegeben ward, und womit man ihm einen ſchlechten Dienſt erwies, enthält lauter beſtellte Gelegenheitsgedichte, die ganz in Gottſcheds Manier ſind. Auch Er aber änderte ſeine Meinung von Gottſched nach ſeinem eignen Geſtändniſſe bald. In den Beluſtigungen war ferner Zachariäs Renommiſt erſchienen und Cramer hatte hineingearbeitet, beide behandelte Gottſched nachher als Abtrünnige, ſobald ſie ſich als Klopſtockianer verriethen. Endlich war auch Gärtner ein Mitarbeiter an den Beluſtigungen, und half Gottſched an ſeiner Ueberſetzung des Bayle und Rollin. Er aber iſt es grade, der zuerſt mit den Beluſtigungen unzufrieden ward und das Signal zum Abfall von Gottſched gab. Daß dieß grade von gebornen Sachſen, von ſeinen eignen Schülern und von Leipzig ſelbſt ausging, war für dieſen ein empfindlicher Schlag, denn bald ward der Meißniſche Witz durch dieſe neue Geſellſchaft vertreten, und nicht mehr durch Gottſcheds Anhang.

L. Chr. Gärtner (aus Freiberg 1712—91), ſchon auf der Schule in Meißen mit Gellert und Rabener bekannt, entwarf den Plan zu den ſogenanten Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes (1744—45), die ſich ſchon dieſem Titel nach von Schwabe losſagten, mit dem Gärtner vorher die Reformation des bisherigen Blattes berathen hatte. Da ſich dieß zerſchlug, ſetzte er ſich zuerſt mit Cramer und J. A. Schlegel in Verbindung, dann trat Rabener zu, C. Arnold Schmid aus Lüneburg, Ebert, Zachariä, und aus der Ferne Elias Schlegel (in Kopenhagen); erſt als die Verfaſſer bekannt wurden, Gellert; bei dem 2. Bande Giſeke und Spener, der jung ſtarb, zuletzt Fuchs, Klopſtock und Schmidt aus Langenſalza. Einige unpaſſende Elemente ſonderten ſich bald ab, wie Mylius und Kühnert, der nach Klopſtocks Schilderung, eben wie Mylius, eine Art Vorläufer der unregelmäßigen Genies geweſen ſein muß: bald Zweifler, bald Philoſoph, bald Spötter aller menſchlichen Handlungen, Dichter, Menſchenfeind und Freund. Andre waren dieſem Kreiſe zugeſellt, die weniger oder gar nicht durch Schriften bekannt wurden: Olde, Rothe, Straube aus Breslau. Auch Hagedorn wurde eingeladen, und wenn auch nicht als Mitarbeiter, ſo war er doch als Freund mit den meiſten verbunden, und Ebert und Giſeke, die ihm ſehr nahe ſtanden, vermittelten das Band, ſo wie auch Fuchs durch Hagedorn unter-

stützt und dieser Gesellschaft empfohlen war. Die Augen Aller waren auf diesen Mann als auf ein Vorbild gerichtet, seine Selbstkritik, sein Geschmack, seine Friedlichkeit und Abneigung vor den literarischen Streitigkeiten wurden ihnen gleichmäßig Muster, und auch der gesellige Kreis seiner Umgebung schien hier nachgeahmt werden zu sollen. Die Richtung unserer neuen Verbündeten ging nämlich zuerst auf strenge Kritik aus; die ganze Gesellschaft sollte als Censurgericht über Aufnahme und Verwerfung der Artikel entscheiden, und Gärtner war in dieser Hinsicht der Vorsteher, der unnachsichtig und delikat war, und um so strenger sein konnte, als er selbst sehr Weniges, einige Gedichte, ein und das andere Schäferspiel u. dergl. producirte. Sodann aber war die Hauptabsicht, sich außer dem Streite zu stellen, die Namen deshalb verborgen zu halten, und keine Kritiken und Streitschriften aufzunehmen. Um auch nicht einmal als blinde Leipziger zu gelten, setzten sie auf den Titel den doppelten Druckort Bremen und Leipzig, woher ihre Schrift die Bremer Beiträge hieß, und sie suchten die Verbindung mit Hagedorn und den Niedersachsen. Sonderbarerweise hatte dieß solche Erfolge, daß später die ganze Gesellschaft, unter der mehrere Niederdeutsche waren, außer Gellert und Rabner nach Nieder- und Norddeutschland überwanderten, was sehr schön die Verödung der sächsischen Literatur ausdrückt, die mit der politischen Catastrophe 1756 ungefähr zusammenfällt. El. Schlegel war schon seit 1743 in Kopenhagen, Cramer und Klopstock zogen sich dorthin und der erstere hatte Absichten auch auf Gellert; Ebert aus Hamburg war mit Zachariä, Schmid und Gärtner später in Braunschweig zusammen, Giseke, A. Schmid, A. Schlegel im Hannoverschen. Die friedfertige Stimmung spricht sich in der Einleitung der Beiträge aus. Sie sagt, die Verfasser wollten die Liebe zur Dichtung und Beredsamkeit ausbreiten, sich über das Mittelmäßige heben, besonders den Frauenzimmern nützlich sein! Sie wollen vergnügen, erheitern, und lassen denen ihre Freiheit, die nicht scherzen können und deshalb Scherze anfechten. Sie erwarten Kritiken, um sie sich zu Nutze zu machen, wehren würden sie sich nicht dagegen. Der kriegrischen Gegenden gäbe es schon genug, man werde schon ausmachen, unter welchem Himmelstrich der gute Geschmack seine meisten Anhänger habe. Sie wollten friedlich zusehen.

Das Symbol oder die Quelle ihrer Friedlichkeit war die geſellige Natur dieſer Männer und die trauliche Freundſchaft, die ſie im engeren Zirkel zuſammenband. Ihre freiere, heitere Art zu ſein, unterſcheidet ſie ſämmtlich von Gottſcheds ſteifer Gelehrtenſitte, und neigt ſich anfangs, wie wir ſelbſt in dieſer Einleitung hören, ganz Hagedorn zu. Einige unter ihnen waren, wie Rabener, geachtete Geſchäftsleute, mehrere von durchaus jovialer, witziger, aufgeräumter Natur, und in geſelligen Kreiſen ungemein wohl gelitten, worunter Rabener, Ebert und Zachariä gehören, Andere, wie namentlich Cramer, ihres feineren und ſelbſt vornehmen Geſellſchaftstons wegen gerühmt. Bei ihrem Zuſammenleben in Leipzig muß eine fröhliche glückliche Stimmung unter dem ganzen Kreiſe verbreitet geweſen ſein, die von Selbſtgefühl und dichteriſcher Wärme und gegenſeitiger Achtung aufs Schönſte geſteigert war. Keiner iſt unter allen, der nicht irgendwo in ſeinen Werken oder Gedichten auf dieſe reizvolle Gemeinſchaft zurückblickt, mit Stolz und Wehmuth die goldne Zeit preiſt und der innigſten Freundſchaft mit Entzücken denkt. Unter ihnen iſt Klopſtock wie ein Rieſe über die Andern emporgeſchoſſen, er hat ſich aber nie über ſie emporgehoben, und mit Recht war Niebuhr die Beſcheidenheit rührend, mit der er die z. Th. mittelmäßigen Freunde als ſeine Ebenbürtigen um ſich ſah. Von ihm haben wir die poetiſche Schilderung dieſes Kreiſes in der Ode Wingolf (1747), die merkwürdig daſteht unter den ähnlichen Dichtercharakteriſtiken von Bodmer und Gottſched, und die zugleich die Gehobenheit der Geſinnungen und Empfindungen und der dichteriſchen Kraft dieſer Jünglinge ausſpricht. Wie ſchön gibt er jedem, mit freundſchaftlichen Händen freilich Lob vertheilend, ſein charakteriſtiſches Merkmal. Er rühmt Ebert minder als Dichter, aber als Freund, als Schüler der Griechen und Römer, beſonders als Verehrer der Engländer. Cramers Ode von der geiſtlichen Beredtſamkeit gegenüber hebt er, dem Style des Freundes gemäß, den Ton. Sing noch Beredtſamkeiten, ruft er ihm zu, die erſte weckte den Schwan in Glaſor ſchon zur Entzückung auf! Sein Fittig ſteigt und ſanft gebogen ſchwebt ſein Hals mit des Liedes Tönen. Giſeke's ſanftes Auge hatte Klopſtocks Herz entwandt, als er ihn das erſtemal ſah: wenn er einſt ſtirbt, ſo ſoll Er ihn beſingen; ſein Lied voll Thränen wird den treuen Geiſt noch um ſein nachweinendes Auge zu weilen zwingen. Den Haſſer

der Thorheit, Rabener, den menschenfreundlichen und gerechten, dessen herzvolles Gesicht den Freunden der Tugend liebenswürdig ist, heißt er die Thoren scheuchen, und selbst durch ihr kriechendes Lächeln sich nicht im strafenden Zorne stören zu lassen. Gellerts süßes Geschwätz soll ihm einst seine Freundin auf dem Schooße erzählen, und als Mutter zugleich es die kleine Tochter lehren. Dem ernstvoll heitren Gärtner, dem Vertrauten unverhüllter Wahrheit, lauschen die Bemerkungen seiner Freunde, denen er werth war wie Quintilius dem Flaccus. Schlegeln sieht er in der Dämmerung des Hains aus dichtrischen geweihten Schatten schweben, in Begeisterung vertieft und ernstvoll. Aber das lauteste Evan Evoe begrüßt Hagedorn und es zeigt mehr als etwas, wie sie den fröhlichen Weisen in enthusiastischer Verehrung hielten und wie sie in jenen Zeiten für Vergnügen und Freunde empfänglich waren[29]). Wenn wir auch nachher an diesem Orte zusammenstellen, was eigentlich aus diesen Männern und aus ihren Schriften diesen Zeitpunkt und die Bremer Beiträge charakterisirt, so würden es hauptsächlich nur Rabeners Satiren, Zachariäs komische Epopöen und Gellerts Fabeln sein, deren eingängliche Laune ihnen wenigstens so viele Leser damals verschaffte, als ihre makellose Moral. Selbst Gellert nämlich war im Anfange offenbar zu weit größeren Freiheiten hingerissen, als er sich selber später verzieh. Es stritten sich in diesem Kreise, in ihren Charakteren, Gedichten und Schicksalen Freude und Wehmuth ganz eigenthümlich. Was in Haller und Hagedorn mehr auseinanderlag, vereinte sich hier eine Weile

---

29) Evan Evoe Hagedorn!
Da tritt er auf dem Rebenlaube
muthig einher, wie Lyäus Zeus Sohn!
Mein Herze zittert! Herrschend und ungestüm
bebt mir die Freude durch mein Gebein dahin!
Evan! mit deinem Weinlaubstabe,
schone, mit deiner gefüllten Schale!
Ihn deckt als Jüngling eine Lyäerin,
nicht Orpheus Feindin, weislich mit Reben zu,
und dieß war allen Wassertrinkern
wundersam, und die in Thälern wohnen,
in die des Wassers viel von den Hügeln her
stürzt — u. s. w. Dazu die schon früher citirte Stelle.

gleichsam, um nachher in Klopstock und Wieland sich noch weiter von einander zu entfernen. Der vergnügliche Zirkel der weichen und sanften Freunde trennte sich und dieß ließ einen Stachel in jedem Einzelnen zurück, der sich wieder am schärfsten in jener schwermüthigen Ode Klopstocks an Ebert ausspricht. Widrige Schicksale wirkten auf die Gemüther verdunkelnd ein; Schlegel hatte den Tod seines Vaters, bald darauf den Tod seines früh dahingegangenen Bruders Elias, Giseke den seiner Eltern, Cramer den seiner Braut, Klopstock den Verlust seiner ersten Liebe zu betrauern. Dieß wurden Klagen für den ganzen Kreis der Freunde. Mit dem Messias zog sich ein elegisch sentimentaler Ton über ganz Deutschland hin, Klopstock versenkte sich immer tiefer in heilige Stimmungen, Cramer ward obscurer und sah sogar auf die Satiren seiner Freunde misbilligend hin, Schlegel folgte, sogar Zachariä griff nach geistlichen Epopöen und Ebert übersetzte den Young. C. Arnold Schmids lange nachher erschienenen Gedichte, seine (Klopstockischen) Lieder auf die Geburt des Erlösers (1761) und seine (Wielandischen) Jugendgeschichten des heil. Blasius (1786) zeigen ihn scharf getheilt zwischen diese beiden Richtungen. Gellert ging von der Fabel zum geistlichen Liede über; seine Heiterkeit war immer eine rührende gewesen, und auch in Gärtners und Giseke's Frohsinn spielte Ernst und sanfte Schwermuth hinüber. Alles, was die ganze Lyrik dieser Männer charakterisirt, läßt sich auf diese Momente zurückführen, auf die Freude, die ehemals in ihrem Kreise herrschte, auf die Wehmuth, die ihre Trennung und andere Geschicke, die allgemeine Stimmung in Deutschland oder die hypochondre Anlage der Einzelnen über sie breitete, auf die Freundschaft und die Tugend, die in beidem, in Leid und Freude ausdauerte.

Allerdings ist grade das Lyrische, und besonders das heitre Lyrische die Stärke dieser Männer nicht. Ihre gesammten Reimgedichte sind nur veredelte Gelegenheitsgedichte, die dadurch, daß Empfindung in sie eingeht, aus der Reihe der hergebrachten Gottschedschen heraustreten. Gärtner hatte nur des Mitgehens wegen wenige Gedichte gemacht; Klopstocks Freund, Schmidt, machte nur eine Zeitlang die Gesellschaft zum Dichter; Adolph Schlegel hatte sich von seinem stürmischen Bruder nur so mitreißen lassen,

wie er selbst gesteht; auch des Pastors Gottlieb Fuchs (geb. 1722) wenige Gedichte[30]) sind im Grunde nur interessant, weil sie von einem gewesenen Bauernsohne herrühren. Was bei allen diesen leichteres und heiteres ist, hat, wie Alles der Art, auch bei Giseke durchaus keinen Werth. Es schien, als ob sich alles Anakreontische und Joviale um Gleim und Uz hätte sammeln wollen, es gedieh in diesem Kreise nicht. Nur der Eine J. Arnold Ebert (1723—95) machte hier eine Ausnahme, er trat aber auch mehr mit den Halberstädtern in Beziehung und lehnte sich vielfach und unselbständig in seinen lyrischen Werken an. Seine Gedichte, die 1789 von Eschenburg herausgegeben sind, früher z. Th. in Rammlers Anthologie aufgenommen waren, neigen sogleich zu dem Tone der Halberstädter Episteln, der Lessingschen, hier und da auch der Voßischen Lieder hinüber, und stehen in unsrer Leipziger Gesellschaft fremd. Dieß machte seine Herkunft aus Hamburg, wo er an feineren Umgang gewöhnt, mit Hagedorn bekannt, schon 1742 Lieder machte, deren freierer Ton veranlaßte, daß man ihn von dem Studium der Theologie abschreckte. Ihm allein, dessen scherzhaftes Wesen beim Weine den strengen sittlichen Sachsen auffiel, verdarb die schwermuthsvolle Weisheit seines Young, den er übersetzte, sein fröhliches Herz nicht, wie Klamer Schmidt von ihm rühmt[31]). So sagt auch Gleim von ihm, er verdiene um seiner heiteren Lieder willen eher ein Monument als Young mit seinen schwarzen Nachtgedanken. Ebert war übrigens nicht Dichter und wollte es nicht sein; Freundschaft und Freude hatten ihn dazu verführt. Er warf sich auf die Prosa, und übersetzte den Leonidas von Glover (1737) und Young's Nachtgedanken (1760), und wenn an diesen die Reinheit des Vortrags gerühmt wird, so muß man

---

30) Gedichte eines ehemahls in Leipzig studirenden Bauers-Sohnes. 1771.

31) Werke I, p. 495.

— Nein willig flog es Dir o Komus und Dir o guter Amor
weit entgegen, und stimmet auch manches Lied an,
das die blühende Nachwelt noch beim Kelchglas
singt und unter dem Lôsespiel der Pfänder,
wenn der jammernde Britte, kaum durchblättert,
von den Grätern und von den Eschenburgen
der Jahrtausende, die noch unterwegs sind,
alterthümlich im morschen Schrank umherstäubt.

ja im Auge haben, was damals geleistet ward, und übrigens auch zwischen früheren und späteren Ausgaben unterscheiden. Am allgemeinsten vertritt das Lyrische der Bremer Beiträger Nicol. Dieterich Giseke (eigentlich Köszeghi, aus Ungarn, 1724—65), dessen poetische Werke Gärtner 1767 herausgab. Auch Er war in Hamburg wenigstens erzogen und stand mit Brockes und Hagedorn in Verbindung, rühmt jenen als den, der die Welt glücklicher genießen gelehrt hätte, diesen des Geistes wegen, der in ihm den Dichter und Freund, der Deutschen Redlichkeit und den Witz der Franzosen vereint, der ebenderselbe Geist sei, der im Horaz gerühmt wird, der im Sokrates die Wahrheit ergründet, und der uns in Sylvien gefällt. Man merkt schon, wir sind auf Hagedorns Thema von den Grazien, oder wie dieser noch gleich Hagedorn schreibt, vom Geschmack. Wie Giseke persönlich seines anmuthigen Umgangs halber bekannt war, so spricht er sich gleich seinen Lehrern gegen Schulpedanterie und die „Eingelenkigkeit der mislungenen Philosophen" aus, gegen die Unempfänglichkeit der Mathematiker, die nichts als Reime hören, wenn man ihnen ein bewegliches Lied von der Tugend singt, statt sie zu definiren. Der Geschmack, lehrt er, macht auch den Pansophus galant, und ohne ihn ist selbst der Staatsmann ein Pedant; der Geschmack gibt der Tugend selber etwas, das ihr fehlt; die Freundschaft, die uns Gott hier zum Trost gegeben, empfängt von ihm Lebensanmuth. Wenn erst Geschmack in Deutschland herrschte, so würde Empfindung mehr des Dichters Kunst belohnen und Artigkeit nicht allein in Frankreich zu Hause sein. Noch freilich besingt er diese hellere Weisheit dunkel genug, ungraziös diese Grazie, sein Lied und seine Oden sind noch hölzern, oft sind es bloße Gelegenheitsgedichte. Aber dunkel zeigt sich die Spur jener feineren Empfindsamkeit, die bei Klopstock kühner und deutlicher wird. Sie wagt sich hier nur fern in Liebesliedern an seine Frau zu äußern, die Gärtner noch gleichsam entschuldigen zu müssen glaubt. Erst Klopstock getraute, seine Liebe der Welt zu eröffnen, Cramer und seine Radikin wurden in der Zeitschrift, dem Jüngling, nur noch unter den Namen Arist und Irene geschildert; und Giseke, wie deutlich er fühlt, daß Liebe sich gern dem Geschmack und der Dichtung geselle, will sie zu besingen einem Größeren vorbehalten; seine Muße weiß nicht die Empfindungen zu sagen, die kaum das Herz, das sie fühlt,

begreife. Als Schlegel, sagt er, die Liebe Cramers besang, empfand sein Herz nur die Freundschaft, doch die Schmerzen der Liebe empfand er noch nicht. „Ich aber fühle sie schon die ganze Seele durchwallen." Dennoch wird auch bei ihm nur die Empfindung der Freundschaft laut, wie in diesem ganzen Kreise. So haben Gellert und Schlegel und Rabener gesagt, die Freundschaft habe sie zur Dichtung begeistert; so sagt Gellert in Briefen an Rabener: daß Er und Gärtner und die Andern seine Freunde gewesen, solle ihm so gewiß bei der Nachwelt Ehre und Sicherheit seines Geschmacks sein, als es Racine Ehre war, daß Boileau und Moliere seine Freunde gewesen; ihre Periode werde in der deutschen Literatur nicht minder merkwürdig sein, als die des Boileau in der französischen! So sagt Giseke, Gott habe in ihn den Trieb freundschaftlicher Liebe gelegt, und ihn zum Herrn der übrigen Triebe gesetzt; Freundschaft lehrte ihn singen, und der Freunde Beifall ist ihm lieber als der einer Welt; als ihm der Himmel seine Freunde raubte, war es ihm Freude, seine quälende Schwermuth in Klagen zu ergießen, und er labte sich dann an dem schmerzlichen Rückblick auf die schöne Zeit in Leipzig[32]). So preist auch Adolph Schlegel jene kurzen Tage des Glücks, ihm für Jahrhunderte von Wollusttaumel nicht feil; auch ihm war die Freundschaft sein Ruhm, sein Glück, aber auch der Quell der herbsten Klagen. Diese Empfindung der Freundschaft regte sich damals im ganzen Geschlechte und ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen. Bei Klopstock findet sie bekanntlich fähigere Organe des dichterischen Preises. Bei Gleim stieg das Gefühl der Freundschaft bis zu einer Art Manie; in seinem ganzen Kreise gruppirt sich alles in Freundespaare, und die Verhältnisse und Briefe von

---

32) Poetische Werke p. 173.

O wie wünsch ich mir dann nur Einen der vorigen Tage,
Eine Stunde zurück!
Nur Ein Lächeln von euch, nur ein Geschwätze von Freundschaft,
Einen flüchtigen Scherz!
Ach zu tief ist in mir der Freundschaft Empfindung gewurzelt,
sie mein einziges Glück.
Ihr Gedächtniß bleibt mir unendlich werther als Alles,
dann auch, wenn es mich quält.
Ach der Himmel hat mir zu zeitig Freunde gegeben,
und mein Herz ist verwöhnt.

Lange und Pyra, Jacobi und Gleim und Aehnliche sind ihres sentimentalen Anstrichs wegen bekannt genug geworden. Wir haben die Bemerkung nahe liegen, daß ein ganz regelrechter Gang zur Ausbildung feinerer Empfindungen eingeschlagen wird. Brockes hatte für die Reize der todten Natur gestimmt, Hagedorn und Richey für die Grazien des geselligen Umgangs, Diese fügen das tiefere Glück der Freundschaft hinzu, und machen sie zu ihrer Muse, und Orest und Pylades zu ihren Helden. Giseke steht auf der Schwelle, wie wir sehen, um in das Heiligthum der Geschlechtsliebe vorzudringen. Klopstock, werden wir finden, philosophirt förmlich über das Verhältniß dieser und der Freundschaftsliebe, er bleibt gleichsam in dem Vorhof platonischer Frauenliebe stehen, wo sich ihm Wieland in seiner ersten Jugend gesellte. Dieser machte es sich aber eigentlich zur Aufgabe, die Liebe zu singen, und schien der Glücklichere zu sein, den Giseke prophezeite. Er brachte es, wie im Mittelalter geschehen war, wieder dahin, daß die Liebe der Dichter Muse ward, und dieß blieb an unseren größesten Meistern hängen. Es war dazu eine recht sinnliche Liebe im Anfange, die Göthe und Schiller erst wieder läutern und sublimiren mußten.

Wenn es noch ein anderes Thema außer der Freundschaft giebt, in dem die Bremer Beiträger, wie verschieden sie von Charakter sind, fast alle harmoniren, so ist es die Bekämpfung der Freigeisterei, das Einstehen für christliche Tugend. Dieß unterscheidet ihre Moralpoesie, auf der sich Klopstock aufbaute, von der Lebensphilosophie der Epistolographen in Halberstadt, auf deren Höhe Wieland steht. In allen ihren einzelnen Werken, in den Beiträgen, in den vermischten Schriften der Verfasser dieser Beiträge, die 1748—52 die letzteren fortsetzten, in den vielen Filialblättern und Wochenschriften, die sich an sie anlehnten, dem Jüngling, dem Freunde, dem Fremden, dem Nordischen Aufseher u. A., die von Giseke, Cronegk, Elias Schlegel, Cramer redigirt wurden, ist die Freigeisterei der einzige Gegenstand, über den diese friedfertigen Männer polemisch werden können. Man muß dabei sich erinnern, daß mehrere unter ihnen, Giseke, Cramer und Schlegel Geistliche waren, daß andere mit Geistlichen in Verbindung standen, wie denn z. B. Mosheim seinen freundlichen Verhältnissen nach fast mit zu diesem Kreise gezählt werden müßte. Die Sache selbst tritt mit den Dichtungen darüber eben jetzt allmählig heraus

in der deutschen Welt. Der prophetische Aberglauben, der noch von Petersen her fortdauerte in den Kindermann Bengel, und Andern rief jetzt einen Gegenstoß hervor; man nannte einzelne Freigeister, wie Edelmann und Dippel, aber mit Abscheu, man witterte Zweifel und Unglauben, und so war jener Mylius im Rufe eines Freigeistes, obgleich er seiner Zeitschrift nur aus Speculation diesen Titel gegeben hatte. Man merkt aber wohl, daß schon etwas mit dem Namen zu machen war, der sich, seitdem Tolands Buch christianity not mysterious (1696) verdammt und der Verfasser verfolgt ward, schnell verbreitet hatte. Wir rücken allmählig auch in die Zeit, wo die Schriften jener freidenkenden Philosophen in England nach Deutschland verpflanzt wurden, wo Heß, Sack, Bamberger den Shaftesbury, Locke, Benson u. A. bekannt machten, wo Spalding selbst (1745) Shaftesbury's Moralisten übersetzte, wo Michaelis und Semler, von Engländern angeregt aus der trivialen Kritik ihrer Vorgänger heraustraten. Schon erregte es großes Bedenken, daß man in Deutschland die gewissesten Wahrheiten, das Dasein Gottes und dergl. als streitige Probleme aufwerfen durfte. Und wie lange, so sah man den großen König von Preußen im Umgang mit Voltaire, wie Gellert schrieb, mit seinem Unglauben triumphiren. Dennoch waren wir bei weitem früher mit den Widerlegern dieser freigeistigen Sekte in England und Frankreich bekannt geworden, als mit den Widerlegten selbst. Wir hatten die Waffen der Boileau und Bernis gebrauchen sehen, wir hatten Polignac und Fenelon, Young und den Spectator übersetzt, ehe die Reihe an Hobbes und Locke kam, und es dauerte bis 1770, ehe Shaftesbury ganz übertragen ward. Die pietistische Theologie hatte sich diesem neuen Geiste mit ihren Glaubensstärkungen entgegengeworfen, allein dieß wollte nicht ausreichen. Wie viel fehlte, daß nicht die Orthodoxen den Zinzendorf gar wegen seines Umgangs mit Dippel zum Freigeist gemacht hätten! Unsere poetischen Theologen, von denen wir handeln, greifen es ähnlich an. Wenn jene die Freidenker abgeschreckt meinten von den orthodoxen Subtilitäten und dafür Nahrung des Herzens boten, so heben diese die Reize der Natur, der Kunst, der menschlichen Bildung, der Philosophie hervor, um zu zeigen, daß alles dieß Weltmännische wohl mit Religion und Glauben bestehen könne. Jenes Accomodationssystem beginnt, dem so viele Theologen des vorigen

Jahrhunderts huldigten. So hoben Brockes und Giseke die Weisheit der Einrichtungen in Natur und Welt hervor, um sich über den Spinozisten lustig zu machen, der sich und das verächtlichste Gewürm zu einem Theil von Gott macht, und mit dem letzteren einen Theil von Gott zertritt. So hatte schon die Gottsched aus einer ähnlichen Absicht den Spectator übersetzt. Sie fand, daß Viele glaubten, ein großer Geist und ein Freigeist, ein witziger Kopf und ein Religionsspötter sei einerlei. Hier macht sie mit tiefsinnigen Weltweisen bekannt, die es für keinen Schimpf halten, Christen zu sein, Leuten, die den feinsten Spott zu Hand haben und doch damit den guten Sitten nicht nahe treten, großen Geistern, die es nicht für Dummheit halten, an die Ewigkeit zu glauben. So hält sich Gellert in den Lehren seiner Fabel und seiner Moral immer eng an Philosophie und Vernunft angeschlossen, immer auf jener Seite der Buttler und Mosheim, die natürliche und geoffenbarte Religion, Vernunft und Glauben versöhnen, um hinter dieser Toleranz die intolerantesten Sätze gegen die Freidenker, und gegen die Moralphilosophie der Heiden, die ihm dicht bei der Starkgeisterei liegt, auszusprechen. Nirgend ist Gellert so feierlich beschwörend, so grell ausmalend, so rücksichtslos ausfallend, als wo er in seinen moralischen Vorlesungen gegen die Deisten zu Felde zieht, die bald Herder in Schutz nimmt, gegen jene Lehren, die uns der Natur folgen, das Leben genießen, den Aberglauben brechen heißen, wie sie sehr bald von Wieland nachdrücklich genug gepredigt wurden. Ganz besonders merkwürdig für unseren Zweck sind aber die Aeußerungen Cramers im Nordischen Aufseher über die Lectüre der Bibel.[33]) Sie scheint ihm in Bezug auf Styl und Geschmack mit allen menschlichen Schriften um den Vorzug zu streiten. Wenn, sagt er, die heilige Schrift und besonders die Psalmen und Propheten mit kritischem (d. h. ästhetischem) Geiste untersucht würden, so würde man poetische Schönheiten finden wie in keinem menschlichen Dichter. Eben darum beklagt er, daß so wenige Ausleger derselben Geschmack gehabt haben; wir würden sie von ganz anderen Seiten kennen! Die Freigeister verachten die Schrift, aber wenn sie sie nun als ein Werk des Geschmacks lesen wollten, in welche Bewunderung würde sich ihre Verachtung

33) Nord. Aufseher St. 57.

verwandeln! Betrachteten sie sie blos mit den Augen Longin's, welche Schönheiten würden sie darin entdecken! Er beschäftige sich zuweilen mit ihr in der Absicht, auch ihre schönen Seiten kennen zu lernen, und er sehe diese Art der Betrachtung als die Andacht des Witzes und einer regelmäßigen Einbildung an! Wie viel Vergnügen finde er darin, zu sehen, daß diese Kräfte unserer Seele eben so viel Nahrung darin finden, als Vernunft und Herz!! Dieß ist das Stichwort, mit dem Klopstock nothwendig auf die Bühne treten mußte; es ist die Ansicht, aus der die ganze wiederbelebte geistliche Dichtung um Klopstock herum betrachtet werden muß. Die Kunst konnte wenig dabei gewinnen; die Religion mußte fast nothwendig dabei verlieren. Man wollte den Freidenkern mit artigen Formen begegnen, und dieß eben machte Wieland umkippen vom Christen zum Freigeist; man wollte die Religion zur Leidenschaft machen, und dieß bewirkte, daß schwache Protestanten zum Katholicismus übertraten.

Ehe wir aber auf die ernste, feierliche und musikalische Dichtung Klopstocks übergehen, wollen wir der weltlichen und geselligen Moral folgen, die, wie wir sagten, anfänglich in diesem Kreise sich im Gewand des Humors, der Satire, der leichten Laune zeigte, und wir werden dabei finden, wie wenig innere Consistenz und Kraft diese heitere Weltansicht unter den Hauptvertretern hatte, um dem Anstoß sentimentaler Stimmung von Seiten Klopstocks Widerstand zu leisten. Dieser einen Damm entgegenzustellen, wurden nachher Leute von ganz andrem Charakter erfordert, als sie sich unter diesen fanden. Drei Männer wollen wir an diesem Orte etwas näher betrachten, welche sich mit poetischen Waffen der öffentlichen Moral annahmen, und zwar in den drei damals verwandten Gattungen der Satire, der komischen Epopöe und der Fabel. Wenn damals das Absehen der Poesie überhaupt auf die Moral ging, so war dieß ganz besonders in Sachsen eigentlich von jeher der Fall. Man denke nur an Buchners Theorien, an das Kirchenlied, an die Schulkomödien zurück! man erinnere sich, daß Gottsched seine ganze Theaterreformation aus diesem Gesichtspunkte betrieb; und man wird sich dann nicht wundern, in den Schriften der Rabener, Zachariä und Gellert vor lauter Moral so wenig Dichtung zu finden.

Gottl. Wilh. Rabener (aus Wachau bei Leipzig 1714—71), der satirische und witzige Freund in unserm Kreise, ist nächst Gellert der gelesenste unserer Schriftsteller gewesen, ehe Klopstock erschien. Die Empfehlungen, die von Gellert und Weiße ausgingen, erklären wir uns durch seine Schriften weit weniger, als durch das, was Rühmliches über seinen edlen, uneigennützigen Charakter und bestechenden Umgang erzählt wird, in dem ihn auch Klopstock concentrirter und witziger als in seinen Werken fand. Rammler hat ihm in seiner Einleitung zum Batteux ein Lob gespendet, das uns zeigen kann, wie selbst aus dem Kritischsten der damaligen Kritiker Laune und Vorurtheil, nicht eigentliches reines Urtheil sprach. Er nennt Rabener mehr einen lachenden Satiriker, männlich schön in seiner Schreibart, lehrreich in seinem Tadel, ganz unerschöpflich in seinen Erfindungen; er findet eine ganze Gallerie von Bildern und Charakteren in seinem Swiftischen Testamente, in der Chronik und Todtenliste, im deutschen Wörterbuch und ähnlichen Werken. Von allen diesen Aussagen würde man ungefähr das Gegentheil wahr finden, wenn man sich die Muße nähme, die Satiren durchzulesen. Was nämlich zuerst die Erfindungen angeht, so berührt sich dieß mit der poetischen Ader und mit der Aehnlichkeit Rabeners mit Swift, die so oft ist hervorgehoben und selbst von Herder noch anerkannt worden. Swift selbst pflegt wohl bei denen im größten Ansehn zu stehen, die ihn nicht gelesen haben, dennoch aber muß man anerkennen, daß er seinen Satiren hier und da eine poetische Einkleidung zu geben weiß, die eigentlich bei Rabener ganz fehlt. Nach einem strengen Maaße gemessen, würden seine Satiren ganz außer allem Antheil an Poesie erscheinen, obgleich sie damals neben die Fabel gestellt wurden, und mit dieser als poetische Gattung galten. Ganz aus diesem Gesichtspunkt betrachtet Rabener selbst die Satire als eine praktische Predigt, als ein Beispiel statt der Lehre, als eine Art Fabel also. Und wirklich enthält z. B. eine gewöhnlich unter seinen Schriften ausgezeichnete „Abhandlung Sancho Pansa's von Sprüchwörtern" solche satirische Exempel, Beispiele nach dem alten Gattungsnamen, die ganz auf einer Linie mit den Gellertschen Fabeln liegen, nur daß etwas Beleidigendes darin ist, Sprüchwörter durch ironische Sophistik verdreht zu sehen, die grade der gesunde Menschenverstand sanctionirt hat. Auf poetische Würze

also muß man in seinen Satiren ganz verzichten. Er ist auch in allen seinen ästhetischen Urtheilen ein guter phantasie- und poesieloser Gottschedianer; er mag von Klopstocks Messias nichts hören, und nichts von Odensprache und Versart. Ein Ausdruck Cramers: „sie schläft zu Gott hin" betäubte ihn. Kann ich dahin schlafen, schrieb er Cramern selbst, so kann ich auch einher wachen. Alle seine Freunde und Biographen haben seine pünktliche Praxis und geschickte Amtsführung ausgezeichnet; ein guter Geschäftsmann aber ist selten ein guter Poet. Wir müssen es Rabenern Dank wissen, daß ihm eben seine geschäftliche Stellung so viel Selbstgefühl gab, daß er sich nicht zum Lustigmacher mehr gebrauchen ließ, wenn sie auch dem Werth seiner Schriften sollte bedeutend Eintrag gethan haben. Er schrieb in einer glatten Geschäftsprose, die reich an Formeln und leer an Gedanken ist, und sich also sehr gut, wie Geßners Idyllen und Aehnliches für Fremde zum Erlernen der deutschen Sprache eignet. Es fehlt ihm an der Verstandestiefe und der Phantasie, die allein die grade Ironie, deren er sich stets bedient, erträglich machen kann. Wenn man nicht wie Liscov die Ironie bis an die Grenze des Ernstes treiben kann, so weiß man jedesmal beim Anfang schon das Ende, zumal wenn der Autor so phantasielos ist, wie Rabener, und sich so wenig getraut. Denn von aller Kühnheit und Schärfe ist seine Satire völlig entblößt, und von der Männlichkeit, die Rammler an ihm rühmt, ist seine Schreibart nicht nur, sondern auch ihr ganzer Inhalt das grade Gegentheil. Es ist der gereinigte Styl der Wochenschriften, deutlich und bequem für die Leser jener Zeit, die nicht viel vertrugen; für uns bis zum Ueberdruß breit und langweilig. Nur das Publikum, das von Gellerts Fabeln enthusiasmirt ward, konnte sich an Rabeners Satiren erquicken. Auch die Gegenstände sind wie der Styl dem Inhalt der Wochenschriften gleich. Für heutige Leser, die den Inhalt der zwei ersten Bände von Rabeners Satiren[34]) aufschlagen, sind gleich die Titel sättigend. Ueber Vortrefflichkeit der Gratulationsschreiben; eine Lobschrift auf ein Schooshündchen; item auf die geplagten Männer u. dergl., dieß sind die erbaulichen Themen der Rabenerschen Satire. Man schlage die freundschaftlichen Briefe auf, welche un-

34) Samml. sat. Schriften. 1751—54. 4 Th.

säglich läppische Tändeleien mit wie viel Selbstgefälligkeit und Wohlgefallen an der eignen Laune vorgetragen! Die satirischen Briefe im dritten Theile sind immer als das Vorzüglichste herausgehoben worden. Aber in welchem Kreise des Witzes dreht sich auch hier der Satiriker herum! Ein roher Adliger sucht einen wohlfeilen Hofmeister, das Kammermädchen empfiehlt den ihr tauglichen; eine Pfarrerswittwe sucht einen tüchtigen Candidaten zu ködern; ein Richter soll bestochen werden und so fort. Es ist wahr, die Gesellschaft litt damals an solchen Uebeln, und es mag immerhin nicht ganz ohne Nutzen gewesen sein, daß man so vielen Scherz nicht allein auf Laster, sondern auch auf gesellige Thorheiten, und schlechte Gewöhnungen, auf Modenarren und lächerliche Gelehrte und Adlige ausgoß. Allein es zeigt eine große Unkenntniß der Menschen, wenn sich der Satiriker an dem großen Gebäude der Thorheit diese kleinen vorspringenden Ecken sucht, um sie glatt zu reiben. Rabener, Zachariä und Gellert haben die Pedanterien der Zeit, auf die sich ihre Laune wirft, nicht vertilgt, sie fielen aber von selbst, als die Freiheitsjugend der 70er Jahre den ganzen Bau unterminirte und stürmte. Man rühmte an Rabener, daß ihm sein Amt Kenntniß der Menschen verschafft habe! Aber ihm konnten die ärmlichen Provinzialsitten der Landpfarrer und Landadligen in Meißen gleichgültig sein, wenn er nur Kenntniß der Zeit und der Nation hatte, um sich gegen jene größeren und momentanen Uebel zu wenden, die den Entwickelungsgang der Zeit hemmten, statt auf die kleinlichen aber dauernden der Gesellschaft, die, aller Satire zum Trotz, zu jeder Zeit, nur unter andern Formen, dasein werden und müssen. Jenes that Liscov, und durch Leute seines Schlags und auf seinem Wege ward es besser, nicht durch Rabener und die ihm ähnlich waren. Dazu eben hatten ihn die kleinen Umgebungen und Verhältnisse, in denen er sich sah, zu gedrückt gehalten. Der Satiriker hat die Entfernung von Einfalt, den Widerspruch der Cultur mit der Natur, der Wirklichkeit mit dem Ideal zum Gegenstande; Niemand hat so sehr mit der gemeinen Wirklichkeit zu verkehren, in Niemanden sollte daher der Gegensatz des Ideals größer und schärfer hervortreten. Davon ist aber bei Rabener gar nicht zu reden; eben jene engen Verhältnisse haben ihn dazu schon viel zu ängstlich gemacht. Sein Wahrheitseifer ging nicht weit genug, daß er mit

seinen Satiren hätte zum Märtyrer werden mögen; er wollte anfangs, gläubiger an die Kraft der Satire als Haller, so mancherlei Thorheiten heilen in seinem Volke, an jene Thorheit aber, keinen Spaß verstehen zu wollen, mochte er kaum einen Federstrich setzen. Nachdem er in Erfahrung gebracht, daß man Persönlichkeiten in seinen Satiren und Schlüssel zu seinen Geheimnissen suchte, spottete er zwar noch in dem Mährchen vom 1. April (4r Th.) dieser Manie, allein er verschwur zugleich noch weitere Satiren drucken zu lassen. Wie er es den Lesern bequem machte, so wollte er es auch gern als Schreiber bequem haben. In Deutschland, klagte er, dürfte man keinem Dorfschulmeister die Wahrheit sagen, die man in England jedem Erzbischofe sagen dürfe! Meint er ungerügt? Auf die Gefahr hin wieder verfolgt zu werden, durfte er es aber in Deutschland auch! Selbst Gellert, der gewiß nicht zu viel Schärfe liebte, hat es gesagt, daß die Satire viel zu enge Grenzen habe, wenn sie sich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäftigen sollte: die Thorheiten der Großen machten beredter als die Narrheiten der Niedrigen. Allein Rabener, der eine eigne Abhandlung über den Misbrauch der Satire seinen Schriften als Vorbericht vorausschickte, lehnte es ab, sich an die Narren der Paläste und Antichambren wagen zu sollen; sie sind ihm zu gefährlich! Er unterdrückt ein Thema „der allzeit fertige Bankerutirer", das er unter der Feder hat, weil es etliche „Excellenzen ungnädig vermerken könnten"! Ueber Fürsten und Obere zu spotten, ist ihm ein Frevel! wenn ein Geistlicher oder Schulmann unter die Geißel der Satire fällt, erschrickt er! nur über den Curialstyl zu spotten, hält der loyale Mann für unrecht!! Und so waren ihm jene bibelfesten Lustigmacher ein Greuel, jener Gottl. Richter aus Nürnberg u. A., die den Styl der heiligen Schrift auf allerhand moderne Geschichten und Chroniken übertrugen und damit zu belustigen suchten. Es versteht sich von selbst, daß er persönliche Satire nicht zuläßt, da doch der Satiriker mit Luftgebilden ficht, wenn er Thorheiten schlagen will und nicht seine Hiebe auf die leibhaften Thoren fallen läßt. Bei so viel Aengstlichkeit also war es freilich nicht möglich Satiren zu schreiben. Will man übrigens unpartheiisch richten, so kann man Rabenern auch vielfach entschuldigen. Die Sättigung an den Streitschriften unter Gottsched, die Friedfertigkeit seiner ganzen

Umgebung hielt ihn so zahm; seine Freunde vertrugen es gar nicht anders. Wenn er auf die Poeten stichelte, so tadelte ihn Gellert, wenn er über Chicane sprach, so hatte Gärtner etwas dagegen, wenn es über die Geistlichen herging, Cramer, und so jeder über jedes. Was sollte er nun schreiben? Wie wenig vertrug die Zeit und das Volk Satire, das sie so nöthig hatte! Welche Empörung machten noch in so später Zeit die Xenien, die von so hochgeachteten Männern ausgegangen waren! Klotz zog sich bald nach Rabener in seinen **mores eruditorum** und im **genius seculi** wieder in die lateinische Sprache zurück, und in ihr hinter versteckten Spott! Noch hat Rabener zu klagen, daß Viele immer Satire und Pasquill verwechselten, daß andere aus Heuchelei und schlechten Sitten gegen alle Satire schrien. Andere verständen die Ironie nicht, die müßte man wieder in die Schule schicken, Andre vertrügen sie aus Traurigkeit und Engbrüstigkeit nicht, denen wisse er nicht zu helfen, vielleicht wisse es sein Barbier. Wie weit aber diese Engbrüstigkeit ging, zeigte die Aufnahme jenes bekannten Briefes an Ferber, worin Rabener (übrigens vier Wochen nach dem Factum) in scherzhaftem und selbst muthwilligem Tone erzählte, wie sein Haus abgebrannt sei mit seinen Schriften, und wie er es mit Gelassenheit und ohne eine unruhige Minute habe brennen sehen. Dieser Brief ward damals von den Händefaltenden vielfach zu seinem Nachtheil gedeutet. Wer begreift es! Goethe fand sich daher bewogen, grade dieses Briefes wegen und grade mit einer frommen Händefaltung Rabenern „als einen Heiligen allen denen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen zur Verehrung" zu empfehlen! Wer begreift auch dieß? Wie sehr übrigens auch unter den männlicheren Lesern jener Tage in den **50r** und **60r** Jahren durch die sentimentale und sanfte Stimmung der Zeit die Verweichlichung und die Scheu strenger Satire durchgedrungen war, können uns, zur weiteren Entschuldigung Rabeners, die Literaturbriefe lehren. Sie bevorzugen weit den schalkhaften und naiven Horaz vor dem strengen Juvenal! sie empfehlen Lafontaine und Gellert dieser sanfteren horazischen Manier wegen! von so gutmüthigen Männern in so unschuldigen Formen, wie die Fabeln waren, ertrug sich allenfalls ein sanfter Streich. Ganz neu nennt man dort den Satiriker seinem Temperament nach **cupidum pacis**,

und erklärt sich geradezu gegen alles schonungslose Maskenabreißen. Das heißt denn freilich verlangen, der Satiriker solle als ein Schaf im Wolfskleide einhergehen, und noch dazu mehr als die Ohren herausstrecken, um ja nicht zu plötzlichen Schrecken einzujagen.

Das Verhältniß Rabeners und seiner Schriften zum Publikum kündigt schon jene große Weichlichkeit und Passivität an, die so weit sie sich in den Schriftstellern findet, nachher freien Spielraum für die Kraftgenies öffnete, bei deren Auftreten diese Lieblinge in einem großen Theil der Nation veralteten und abgängig wurden; und, so weit sie in dem Publikum lag, dem Einzug der Sentimentalität alle Thore öffnete. Noch weit deutlicher aber blicken wir auf diesen schwächlichen Charakter der Zeit in Gellert, dessen Schriften nicht allein, sondern auch dessen Beispiel und persönliches Wirken ungemeinen Eingang in die Nation fanden. Bei ihm müssen wir daher einen Blick auf seine Lebensweise[35]) werfen, was wir überall nur da thun, wo uns persönliche Verhältnisse gleich charakteristisch und wichtig zur Aufklärung der Zeiten erscheinen, wie die Schriften selbst. Christian Fürchtegott Gellert (aus Haynichen 1715—69) zeigt sich uns schon auf der Schule in jenen drückenden und engen Verhältnissen, die bei unseren Vätern so langehin jeden freien Aufschwung im Keime erstickten. Die Schule unterdrückte den besten Theil seiner Jugendfreude; der Hofmeister gewöhnte ihn an Bedientendienste und an so viel Respekt, daß er später noch seine Strenge pries; die Noth zwang ihn, Kaufbriefe, Documente und gerichtliche Akten abzuschreiben, was ihm frühe den artigen Kanzleistyl einübte, dessen er sich auch in Privatbriefen bediente. Auf der Fürstenschule in Meißen machten Günthers Gedichte vorübergehend einen Eindruck auf ihn. Darauf blickte er später wie auf ein Verbrechen zurück. Sie hätten einen feuerspeienden Aetna aus ihm gemacht, der alle umherliegenden gesunden Gegenden verheert habe! Schon bei seinen Studien in Leipzig aber war dieser gefährliche Hang völlig unterdrückt. Hypochondrie und Kränklichkeit wiesen ihn frühe zu einer Religiosität hin, die ganz ohne alle subjectiven Einmischungen,

---

35) Vgl. Gellerts Leben von J. A. Cramer. 1774.

selbst in Gellerts Sinne ängstlich und peinlich genannt werden muß, weil er abwechselnd einmal so viel Trost darin fand und so viel Stolz hineinsetzte, daß er den Vorwurf eines Milzsüchtigen und Abergläubigen, den ihm die Spötter machten, als den erhabensten Lobspruch aufnimmt, ein andermal aber den Gedanken schrecklich findet, daß uns die Religion das Vergnügen des Lebens rauben sollte, und doch selbst dabei eingestehen muß, daß ihm die Hypochondrie den rechtmäßigen Antheil am geselligen Leben entzöge. In hellen Augenblicken beschuldigte er sich selbst einer finstern Ernsthaftigkeit und Schwermuth, die die Frucht eines siechen Körpers und schweren Blutes sei, und einer leichtsinnigen Eilfertigkeit im Wohlthun, die aus Trägheit und Weichlichkeit entstehe; statt daß ihn aber diese Beobachtung hätte von seinem Ascetismus zurückschrecken sollen, so arbeitete er sich, wie aus seinem Tagebuche hervorgeht, in eine strenge Achtsamkeit auf jeden Gedanken und jede Empfindung hinein, verkümmerte sich mit Andachtsübungen auch seine guten Stunden, in denen er grade „ganz Empfindung der Religion zu werden" sucht, er steigerte dann seine Begierde nach stets stärkeren Dosen andächtiger Gefühle, schrieb seinen Mangel daran nicht mehr der Krankheit, sondern der menschlichen Gleichgültigkeit zu, klagte sich des Unglaubens, der Erstorbenheit des Herzens, der Eitelkeit an, und quälte sich mit dem Scrupel, ob er nicht das Gute aus Verlangen nach dem Schein thäte! Grade, weil in diesem letzten subtilen Vorwurf einiges Wahre lag, mochte dieß für ihn ein weiterer Antrieb sein, sich aus übertriebener Gewissenhaftigkeit so strenge zu verfolgen. Ein feiner Ehrgeiz barg sich in dem bescheidenen Mann; er ward zwar züchtig roth dabei, wenn man ihn lobte, aber er hörte es gerne; als ihm ein Sinngedicht, das Kleist bei einer falschen Nachricht von seinem Tode machte, und das mit den Worten schloß: „die Erde weinte, der Himmel freute sich", zu Gesicht kam, erschrak er und zitterte in einer Mischung von Aengstlichkeit und Freude. Er hat die Eigenschaft mancher eifrigen Christen, daß er sich seiner Tugend rühmt; in seinen schönsten Handlungen ist der Zug nicht angenehm, daß er zu sehr mit Bewußtsein darauf ausgeht, daß sie sich nicht immer als freies Ergehen einer Kraft äußern, die in ihrer bloßen Thätigkeit vergnügt ist ohne Rücksicht auf ihre Wirkungen. Er war ein moralischer Enthusiast, er ging auf

Seelenrettungen aus, die, wo ſie ohne ſehr rechtfertigende Gründe bezweckt ſind, mir nicht viel mehr Werth zu haben ſcheinen, als die Miſſionsbekehrungen. Sogar in ſeine geiſtlichen Lieder ging der Ausdruck der Freude über ſolche Rettungen ein[36]). Verwandt mit dieſem Scheine eines moraliſchen Propagandismus iſt der äſthetiſche Anſtrich, der über ſeine Schriften und beſonders die Briefe (1751) gebreitet iſt. Pope's Briefe waren damals erſchienen, die er, wie Johnſon ſagt, immer mit ſeinem Ruhm vor Augen geſchrieben; wenn auch dieß grade nicht bei Gellert der Fall war, ſo doch, daß er die ſeinigen mit dem Streben nach Correctheit und nach jener Wohlanſtändigkeit und Eleganz ſchrieb, die die Franzoſen, die Voltaire nicht allein beſitzen ſollten. Wie Gottſcheds Poeſieen gegen Lohenſtein gerichtet waren, ſo ſtehen Gellerts Briefe gegen Balzac's und Voiture's; Richardſon iſt ſein Muſter. Wenn man aus dieſen Briefen auf Gellerts Leben ſchließen ſollte, ſo würde man ſo weit fehl gehen, als ſie ihrem ganzen Geiſte nach von ſeinem Tagebuche entfernt liegen. In dieſem ſpricht immer der geängſtete Geiſt, in jenen der galante Hofmeiſter, der mit anſtändiger Würde von Freundſchaft, Liebe und allen Herzensempfindungen redet, und der den Kitzel ſpürt den Weltmann zu ſpielen. Man würde nach dieſen Briefen ſchließen, ſein Leben und Umgang müſſe nach Richardſon's Romanen und Addiſon's Spectator gefärbt ſein, wo man ſich einen ſittlichen Scherz noch erlaubte, nach ſeinem Tagebuche aber müßte er die Youngiſchen Nachtgedanken durchlebt haben. Wirklich verſichern ſeine Freunde, daß er nach außen ſein liebreiches Weſen bei ſeiner Ascetik gegen ſich ſelbſt beibehalten habe. Auch hier verſchuldete nicht Er, nicht ſeine Krankheit Alles, ſondern Vieles auch das damalige Geſchlecht. Wie lange war es her, daß Carpzov den frommen Spener einen Spinoziſten genannt hatte! es fehlte gar nicht viel, daß andere Eiferer den guten Gellert zum Freigeiſt machten! Er hatte in

---

36) Da ruft — o möchte Gott es geben,
vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil ſei dir, denn du haſt mein Leben,
die Seele mir gerettet, du!
O Gott, wie muß dieß Glück erfreun,
der Retter einer Seele ſein.

den 40er Jahren einige Luſtſpiele, darunter die Betſchweſter geſchrieben, man fand ſie anſtößig. Wenn man Vergrößerungsgläſer brauchen will, ſo kann man wohl einige Liberalitäten in Gellerts Schriften finden; die Stiche auf die Platoniſche Liebe in dem Leben der ſchwediſchen Gräfin, die äſthetiſch-moraliſche Toleranz und das milde Licht, in dem dort Verbrechen aus Liebe und Reue gezeigt werden, könnten weit eher als die Luſtſpiele dahin gehören. Allein wie begreift man, daß es damals Leute geben konnte, die in Briefen an Gellert die Redlichkeit ſeiner Geſinnungen angriffen, die das Wort Betſchweſter ſchon eine Sünde nannten, weil der Begriff des Gebets dadurch verunehrt würde, die ihn aufforderten alles Anſtößige in den Luſtſpielen zu tilgen, die darin die Zärtlichkeit der Liebe zu einnehmend und ſchlüpfrig beſchrieben fanden! und dieß noch im Jahre 1768, nachdem Wieland ſchon lange aufgetreten war! Bei ſolchen Angriffen konnte er feierlich den Witz verdammen, den Er gegen die Religion angewandt haben, und übrigens auch ernſtlich untröſtlich werden. Daher denn waffnete er ſich ſo eifrig in die ſchwerſte Rüſtung des Glaubens, um auch jeden gefährlichſten Feind zu beſtehen. Schon auf der Univerſität begann es, daß er ſeinen Haß gegen die Alten einſog, den er nachher in ſeinen moraliſchen Vorleſungen (1771) ausſprach. Er verwarf ihre Philoſophie als gefährlich, weil ſie ſtolz mache, weil ſie ihre Ausbildung auf die eigne menſchliche Kraft gründe, weil ſie das Herz lehrt, auf eigene Hand fromm zu werden und ſich ſelbſt eine Tugend zu geben, weil ſie in ihrem ſchläfrigen Vortrage gegen die Religion gleichgültig mache, dem Geiſt Gottes nicht die Ehre laſſe, unſer Herz zu ändern, um ſelbſt dieſe Ehre zu verdienen! Dieſe natürliche Sittenlehre gebot ihm keine Feindesliebe, keine Demuth, kein Gebet, nicht Buße und Glauben, nicht Alles Gute zu Ehren Gottes zu thun. Und dieß waren ihm eben die theuerſten Pflichten! ſo mußte es ihm wohl ein Greuel ſein, daß Ariſtoteles die Sanftmuth für Gemüthsſchwachheit erklärt, und Geduld bei Beleidigungen für etwas Sklavenartiges. Wie Schade, daß dieſer Mann ſo ohne Saft und Kraft war, der ein Volkslehrer ward wie lange keiner! Wie hätte er wirken können, wenn etwas von jener Lutherſchen Energie in ihm geweſen wäre! ſtatt daß er nun eine ſchläfrige Tugend lehrte, der die höfliche Sitte neuen Werth zufügen ſollte, Moralvorleſungen hielt in halb ſchön-

geistiger und halber Kanzelrede, brieflichen Rath ertheilte an hysterische Frauenzimmer, denen die Clarissa im Kopfe spukte[37]). Er hatte mit seinen Lustspielen zuerst, besonders aber mit seinen Fabeln, später mit seinen geistlichen Liedern eine ungeheure Wirkung gemacht. Alles was er schrieb, war durchaus für die mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens bestimmt, auf die damals am entschiedensten zu wirken war. So treiben sich seine Lustspiele in diesen Kreisen herum wie Rabeners Satiren; seine Fabeln wandten sich von den Gelehrten weg zu den Mittelleuten von gesundem Verstande, deren Fähigkeiten seine Erzählungsweise grade angemessen war; dorthin waren seine Briefe gerichtet, sein bürgerlicher Roman, seine moralischen Gedichte, die sich überall in der genauen Mitte zwischen Christenthum und Vernunftmoral bewegen, dorthin auch seine geistlichen Lieder, die in Schule und Kirche ein gutes Theil älterer ganz verdrängten, eben weil sie so schön auf ein dürftiges Maß der Einsicht angepaßt waren. Mit dieser Faßlichkeit und Popularität, der eingänglichen Ausbildung gangbarer Ideen, der nachgiebigen Zubereitung für Jugend und Frauen, der zarten Rücksicht auf allen Anstand senkte er sich in Haus und Schule so tief ein, wie kein anderer Schriftsteller. Mit dieser weitverbreiteten Wirksamkeit seiner Schriften wetteifert die persönliche an der Hochschule. Er las über Dichtung, Beredsamkeit und Moral, verband mit seinen Vorlesungen stylistische Uebungen, sammelte ein ungeheures Auditorium um sich, das er schonend und aufmunternd behandelte, dem er Freund sein wollte. Er ließ sich Poesien, Briefe, Reden, Abhandlungen geben, las davon anonym vor was ihm gefiel, und kritisirte mit Bescheidenheit und Sorgfalt. Alles was er sprach, war höchst genau ausgearbeitet, er gab sich also nie eine Blöße, seine rührende Stimme, seine herzliche Meinung verbreitete Spannung, Theilnahme und wahre Ehrfurcht und Liebe. Geschah irgendwo ein Exceß, so strafte er öffentlich und er durfte starke Rügen wagen; er setzte sich mit den Eltern der Studirenden in Correspondenz, und war ein Sitten-Censor und Ephorus im ganzen Sinne des Worts. Daher drängte sich Alles, was auf gute und auf feine Sitte hielt, nach Leipzig, und in seine mora-

37) Man sehe in den Neuen Briefen ed. A. Schlegel und Heyne.

liſchen Vorleſungen, Militair und Adel, Bürger und Student. Jeder wollte von ihm Rath haben, und er ſchrieb an jeden wie ein Beichtiger und geiſtlicher Vater. Er bildete und empfahl alle Hauslehrer, er war der Großhofmeiſter der ganzen Nation. Wenn noch heutzutage ein ſolcher Mann an einer Univerſität lehrte, wie würde man gern ſeine Söhne zu ihm in ſichere Hut ſchicken! Was Wunder, daß damals Fürſten und Feldwebel, Bauern und Barone, Militairs und Mägde ſich an ihn drängten mit Dank, mit Lohn, mit Ehren; daß man ihm Penſionen und Geldſchenkungen anonym überall her zuſchickte; daß ihm Oeſtreich das Land öffnete und ein böhmiſcher Geiſtlicher um ſeines wahren Seelenheils willen ihn katholiſch machen wollte. Wenn er ſich in Carlsbad ſehen ließ, war er von hohem und niederm Adel wie belagert. In ſeiner letzten Krankheit gingen tägliche Stafetten nach Dresden, nach ſeinem Grabe geſchahen Wallfahrten, die der Leipziger Magiſtrat verbieten mußte, eine Sammlung von Gedichten erſchien auf ſeinen Tod, den ganz Deutſchland beweinte. Wenn die öffentliche Theilnahme für ſeine Perſon und die zeitgemäße Art ſeiner Wirkſamkeit ſpricht, ſo thun es noch mehr die Urtheile der allerverſchiedenſten Männer unter Freund und Feind. Daß ihm Weiße nachſang, es ſei in Deutſchland über ihn kein Tadel, Ein Lob, Ein Leſer und kein Richter, daß ihm Rabener unter Betheuerungen, er könne nicht ſchmeicheln, ſeine Lieder als Wunderwerke rühmte, daß Cronegk nicht an ihn denken konnte ohne zu weinen, dieß ließ ſich erwarten. Aber haben nicht die leichtfertigen Halberſtädter ihm rührende Nekrologe geſchrieben?[38]) hat nicht auch Wieland ihn

38) Klamer Schmidt ſagt von Gellerts Bild ſehr ſchön (Werke I, 471):

Dieß ſind die abgehärmten Wangen,
auf welche nie ein Morgenroth
von leidenſchaftlichem Verlangen
und froher Thorheit aufgegangen.
Dieß iſt die Miene, die den Tod
als einen lieben Gaſt empfangen.
Sein hohles Geiſterauge liegt
tief in dem warnenden Geſichte,
erzählt des Herzens rührende Geſchichte,
ſpricht Engeltoleranz und rügt
die Laſter mehr durch eine weiche Zähre
als Rabner oder Swift durch feingedrehten Spott.

sein Mignon genannt? und seine naive Annehmlichkeit, seinen natürlichen Witz, seine einfältige Sprache der Erzählung gepriesen? hat sich nicht Göthe in der freigeistigsten Zeit seiner Jugend des Fabeldichters angenommen gegen die Stürmer des alten Parnasses? hat nicht sogar Lessing, in dem Gellert etwas vom Pferdefuß witterte, als er in Leipzig studirte, in seinen Briefen schöne Natur, Gesinnung und Gefühl, Liebenswürdigkeit und alles Edle anerkannt? Wo solche Stimmen zeugen, da muß der spätere Geschichtschreiber, der ein Verhältniß zwischen seiner Zeit und jener, seinem Charakter und diesem schwerer finden kann, vorsichtig schweigen.

Wir reden an dieser Stelle blos von Gellerts Fabeln; seiner Lustspiele und Kirchenlieder gedenken wir mit wenigen Worten noch an anderen Stellen. Es ist billig, daß die Summe seines Wesens und Wirkens da gezogen wird, wo von seinen Fabeln die Rede ist, denn diese haben ihm den großen Eingang in die Nation vorzüglich verschafft. Die Fabeln sind zugleich die Lieblingsgattung der Bremer Beiträger, die von A. Schlegel, Giseke, Ebert und Zachariä auch versucht wurde, und mit der man einmal einen ganzen Band der Beiträge zu füllen dachte, was sich aber zerschlug. Sie drängen zugleich der Zeit nach in die 40er Jahre zusammen, wo kurz vorher Hagedorn sein folgereiches Beispiel gegeben, und die Züricher ihre Theorie aufgestellt hatten, die wir vorher anführten. Wenn Hagedorn in dieser Gattung sich fortgeübt hätte, so ist es kein Zweifel, daß Er die großen Wirkungen anticipirt hätte, die nach ihm Gellert machte, und daß Er in die Mitte der großen Gruppe von Fabeldichtern gestellt werden müßte, auf welchem Platze wir soeben Gellert betrachten wollen. Um zu überzeugen, welch eine zeitgemäße Gattung Gellert mit seiner Praxis, die Schweizer mit ihrer Theorie in der Fabel ergriffen, wollen wir einen Blick auf die Geschichte ihrer Wiedergeburt werfen. Sie hatte im ganzen 17. Jahrhundert, wie wir häufig bemerkten, ganz gefehlt. Nur in Nürnberg hatte eine Art kleiner Allegorien oder Parabeln ihre Stelle vertreten. Dasselbe Bestreben nach poetischer Erfindung hatte damals auf die Allegorie geführt, das jetzt auf die Fabel führte, und diese letztere ging eben aus jener Gattung jetzt wieder hervor, ja man kann sogar sagen von Nürnberg aus. Zwar finden sich die ersten Spuren der erneueten Fabel nicht in Nürnberg. Der Rector Justus Gottfr. Rabener in Meißen, der Groß-

vater unſers Satirikers († 1699) gab ſchon 1691 nützliche Lehrgedichte heraus, die an Harsdörfer und Andreä erinnern, und mehr allegoriſches als apologiſches enthalten. Ein Paſtor Chr. Andr. Roth erſchien (Frankf. 1698) mit Lehrgedichten, von der Parabel in der Bibel angeregt, bekannt mit Aeſop und Reinecke Fuchs, die jedoch nicht einwirkten auf ſeine Fabeln. Es ſind dieß dürftige Parabeln, die mit einem gereimten Verschen oder Bibelſprüchlein ſchließen, in höchſt läppiſchem Mährchenton, nach Manier unſerer heutigen Kinderbücher, vorgetragen[39]). Hier ſieht man in der That die Fabel in den Kinderwindeln wieder ganz neu geboren. In den erſten Jahren des 18. Jahrhunderts fing ſich nun ſchon alles an zu dieſer jungen Creatur väterlich hinzuneigen. Scherz fing 1704 an mit altdeutſchen Fabeln bekannt zu machen; 1703 ward Aeſop von Hartnock überſetzt, 1712 Phädrus in Verſen von Melander (mythologia paraenetica); einzelne Dichter wie Canitz, König, Mencke und Anderen verſuchten ſich ſchon an einzelnen Stücken, die zum Theil wie bei Hanke überſetzt waren, bei Mencke aber (1710) von eigener Invention. Auch hier tragen ſie aber ſogleich allegoriſch-ſatiriſchen Charakter. Hunold hatte einen beſonderen Hang zu Fabeln und ſoll auch, nach Mencke, eine nette Verſion des Lafontaine in der Arbeit gehabt haben, die aber nicht gedruckt zu ſein ſcheint. Alles dieß ging unbemerkt verloren, bis 1717 Aeſop's Fabeln von J. Fr. Riederer in deutſchen Reimen erſchienen. Eben dieß iſt ein Nürnberger, einer jener Emblematiker, der ſich mit Erfindung von artigen Münzen, und cabbaliſtiſchen Buchſtabenſpielen abgab, Paragrammata auf gekrönte Häupter machte, auch ein poetiſches Scherzkabinet herausgab, in welchem Geſchichtchen und Schwänke erzählt waren, noch abgetrennt von der Fabel. Hier läuft dieſer unſer neuer Ankömmling ſchon in der Kutte herum, und hat aus Hans Sachs (in kurzen Strophen und 4füßigen Jamben) zu reden gelernt. Dieſe Fabeln machten nicht ihres Werths, ſondern ihrer altmodiſchen Art wegen

39) Die erſte Parabel lautet ſo: Jenes fromme Kind ſetzte ſich auf einen ſchönen ſchönen Berg, da that ſich der liebe Himmel weit weit auf, daß das fromme Kind hinein ſchauen konnte; es kam auch ein ſchön ſchön Engelchen vom Himmel, der führte das Kind bei die andern vielen vielen ſchönen Engelchen u. ſ. f.

aufmerksam, sie sind oft gar zu drollig und man trug einzelne Stellen daraus lange Jahre zur Kurzweil im Munde herum. Hier sehen wir die Fabel also noch ganz sich selbst überlassen, aber es schien doch auch hier deutlich, daß unsre Poesie durchaus und in allen Stücken durch fremde Hülfe erzogen werden mußte. Man fand bald, daß sie sich bei Niederer gar zu possenhafte Pöbelsprache angewöhnte und man dachte auf eine anständige Erziehung. Die bloße klassische Schule wollte nichts verfangen; Aesop ward vor Gellerts Erscheinung noch zweimal übersetzt ohne Erfolge. Man sah sich nach französischen Gouvernanten um, und fand ihrer zwei, La Motte und Lafontaine. Besonders Brockes gewöhnte mit Uebersetzungen an den ersteren, der endlich **1756** in Hirschberg ganz übersetzt herauskam. Es hatte vorher, dieß sieht man deutlich, durchaus nicht mit der Fabel fortgewollt; **1752** erschien noch jener Hennynk de Han von Casp. Fr. Renner (**1692—1772**), der den Reinecke nachahmte und sich langhin mit Glück für ein Gedicht des **16**ten Jahrhunderts ausgab. Renner kümmerte sich um die Aufdeckung altdeutscher Gedichte, und hat auch die Winsbeckin übersetzt; es schien dieß also ein Versuch, als ob auf dem originalen deutschen Wege auch noch einmal das Thier-Mährchen versucht werden sollte, allein die dürftige Erzählung, und dagegen die breiten Anecdoten und jene gelehrte mythologische Ursprungsgeschichte vom Hahn u. dgl. lehrten wohl, daß dafür keine Zeit mehr war. So wie dagegen jene Franzosen eingedrungen waren, da kam Alles auf Einmal! Diese Fabulisten überschwemmten die ganze Welt, wie das französische Drama auch; in Frankreich selbst, in England und so in Deutschland ward die Zahl ihrer Nachahmer Legion! Zwei Jahre nach dem übersetzten La Motte (**1738**) erschienen auf Einen Schlag die Neuen Fabeln von Stoppe in Breslau und die Fabeln und Erzählungen von Hagedorn. Was Frankreich in vielen Jahren erlebt, triumphirte man sogleich, das brachte uns Eine Messe! Stoppe war unser La Motte, denn er hatte lauter neue Erfindungen, Hagedorn unser Lafontaine, denn er nahm wie dieser den Stoff von vielen ältern, von Lafontaine selbst, von Aesop und Phädrus, von Ruisseau, Oldham, Lestranges, La Motte u. A. Gottscheds Beiträge begrüßten, beide Dichter lobend, die ganze Gattung als eine neue Art von Dichtungen. Noch hier ist dieselbe Erfahrung zu machen, daß Stoppe, der wenigstens in der Materie

auf eigenen Füßen stehen will, noch sehr oft in Allegorisches und Parabelartiges verfällt, dann auch weit mehr Rohheit verräth als Hagedorn. Er ist zwar nicht mehr so ungeschlacht hier, als in seinen (früher erwähnten) Gedichten, aber doch laufen noch manche Unfeinheiten unter. In der Manier will er übrigens ganz die Franzosen kopiren, der Handlung ist wenig, des Redens und fein sollenden Witzes desto mehr. Schon Gottsched hebt dagegen die wundernswerthe Kürze Aesops hervor, und tadelt Stoppe zugleich mit den beiden Franzosen darüber, daß sie die geringste Sache zerrten und ausdehnten, über unnütze Kleinigkeiten und Nebenstücke die Hauptsache aus den Augen verlören, possirliche Einfälle einflöchten, für die hier kein Ort war, weitläufige Eingänge, geschwätzige Erzählungen, postillenhafte Lehren zusammenleimten. Hagedorn dagegen fand fast allgemeinen Beifall mit der kunstmäßigen Richtigkeit und Eleganz seiner Sprache, und ihm ist hauptsächlich das große Glück zuzuschreiben, das jetzt die Fabel machte; Stoppe ward bald vergessen, nur nicht bei Gottsched und Bodmer, die hier einmal einig waren. Die Fabel drängte jetzt überall hin mit einer großen Triebkraft. Sie erschien in Wochenblättern; der deutsche Lockmann (Halle **1739**) ist eine moralische Schrift, die Fabeln brachte weder im Geschmack des Alterthums noch des Orients; der deutsche Aesop (Königsberg **1740—43**) erschien als Wochenschrift und brachte **324** Fabeln stückweise, sehr ungleich an Werth. Sie drängte in die Streitigkeiten der Schweizer und Leipziger, ja sie war eigentlich der Apfel des Zwistes, der diesen vieljährigen Kampf anschürte. Es waren nämlich **1740** neue äsopische Fabeln von Triller erschienen, abgeschmackte Uebersetzungen und noch abgeschmacktere Erfindungen, sammt einer elenden Theorie. Die Schweizer warfen ihn zu den elenden Scribenten, und griffen seine Produkte und Lehren in ihrer Dichtkunst im Tone Liscovs heftig an. Sie setzten ihre eigene Ansicht entgegen und **1744** auch ein halbhundert neue Fabeln von Meyer von Knonau. Wenn man das satirische Element in den modernen Fabeln pragmatisch herleiten wollte, so würde man gradezu sagen, sie hätten es durch diese Kämpfe angenommen. Meyer von Knonau und nach ihm Bodmer in den kritischen Briefen machten gradezu Forderungen an die Fabel, die sie, pünktlich befolgt, zum Epigramme machen würden; man solle, verlangen sie, in einer kurzen Aufschrift merken lassen, bei

welcher Gelegenheit die Fabel verfertigt worden, als da sind z. B.: Wie Herr Gottsched sich schämte in den Hallischen Bemühungen gelobt zu werden; wie einer behauptete, Stoppe hätte mit seinen Fabeln mehr Ehre einlegen können, wenn er mehr Arbeit daran gewandt u. s. f. Wollte man Meyers Fabeln seciren, so würde man sie um kein Haar besser finden als die Trillerschen. Wir sehen also, daß trotz dieser vielfachen Versuche noch immer das Feld für einen glücklichen Vermittler frei blieb. Die friedfertigen Bremer Beiträger traten auch hier mitten zwischen die Streiter hinein. Zwischen 1742—48 fallen die Fabeln, die eigentlich diese Gattung bei uns darstellen, und dieß sind wesentlich die Gellertschen, denen sich die von Giseke, Schlegel, Ebert und Lichtwer so anlehnen, daß Schlegel z. B. sich verwahrt, er habe, wie man ihm gewöhnlich nachsage, Gellerts Fabeln nicht nachgeahmt; es sei wohl natürlich gewesen, daß, wenn Freunde an Einem Ort sich in Einerlei Gattung versuchten, sie unvermerkt einen gegenseitigen Einfluß auf einander übten. Sehr häufig ist das Verhältniß der Originalität und Nachahmung der verschiednen Fabulisten damals zur Sprache gekommen, Gellert, selbst Lichtwer u. A. haben immer ungern oder gar nicht den direkten Einfluß des Lafontaine anerkennen wollen. Sie konnten dieß auch klüglich sagen, denn der sie anregte, war überall Hagedorn. Das haben aber die meisten klüglich nicht gesagt. Die späteren waren geständiger, daß sie Gellert nachgingen; unter dieser großen Masse ist eigentlich nur Pfeffel wichtig, original ist Niemand als Lessing und Gleim. Bei Gellert und seinen Anhängern ist die Fabel allerdings durch kleine deutsche Züge von den genannten Franzosen verschieden, dem Wesen nach durchaus nicht. Sie lag zu sehr in den Zeiten, wo Satire und Epigramm zu Hause waren, als daß sie nicht von diesen einige Eigenschaften annehmen sollte. Ueberall überhüpfte Lafontaine die Gränzen, und so auch Gellert. Ihre Ausdehnungen und witzigen Ausschmückungen wurden unvermerkt zu satirischen Zügen, die nur schon darum von unschuldiger und sanfter Natur bleiben mußten, damit sie das Wesen der Fabel nicht völlig zerstörten, und eben hier berührt sich Gellert so sehr mit Rabener, und zeichnet sich vor seinen dürftigen Nachahmern dadurch aus, daß bei ihm wenigstens, wie bei Lafontaine, diese Ausschmückungen nicht bloßes Wortgepränge und ganz zwecklose wenn auch zweckwidrige Einschiebsel waren.

Wie es immer war, das Amuſante trat vor das Lehrhafte voraus, und das haben Göthe und Leſſing und Herder gleichmäßig misbilligt. Der letztere iſt darüber am ſchärfſten herausgegangen, und ich finde ſeine Sätze durchaus ſchlagend. Sie haben, ſagt er, die Fabel aus einer Naturlehrerin zu einer Schwätzerin gemacht, ſie haben ſie aus der rohen Natur ins Viſitenzimmer geführt, es ſprach die Perücke mit der Fontange. In Einleitungen und Digreſſionen, denen meiſt der Reim ihr curriculum vorzeichnete (!), ſchlenderte man ſpaßhaft langweilig hin, und auch im Inhalt erlaubte man ſich ſprechen zu laſſen, was irgend ſprechen konnte. So ward die wahre Naturpoeſie das abgegriffenſte Ding, ſo amüſant, daß es faſt niemanden mehr amüſirt. Gehe man den Scherzdigreſſionen und Spaßpräambuln nach, es ſind platte Einſchiebſel und die meiſten haben ſich auch dem Ausdruck nach überlebt. Hätte man nur wenigſtens, möchte ich allenfalls einſchränken, die alte wahrhaft naive Art zu ſcherzen noch von unſern unverdorbenen Vorfahren übernommen, ſo wäre vielleicht nicht ſo viel Abſtoßendes darin. Waldis, Boner, Hugo von Trymberg u. A. waren Zachariä und Gellert bekannt; Gellert fand auch wirklich einen ungeſchliffenen Demant in Boner, und hätte er ſich doch dorther angeeignet, was ihm darin ſo gefiel, daß nichts Gekünſteltes und nichts Froſtiges darin ſei, daß ſie nicht ſo kurz wären, um ängſtlich zu werden, und nicht ſo wortreich um müßiges zu ſagen! Aber das Manierliche des Lafontaine gefiel ihm doch beſſer, als das Natürliche der Alten. Und ſo wenig wie dieſer ſelbſt hat er weder die Naivetät der ritterlichen Schwänke noch die Einfalt des alten Aeſops erreichen können. Vielleicht — wenn nur nicht Mode geweſen wäre, über Hans Sachs zu lachen! oder wenn ſeine Nachahmer, die ſich in Knittelverſen verſuchten, die Müldener und Roſt, nur nicht ſo geringe Talente oder ſo böſe Menſchen geweſen wären! und wie ſollten vollends ſolche altmodiſche Fabeln vor La Motte's Theorie beſtehen, die der Canon für alle Fabeldichter war! Gellert hatte noch ſehr viele Mühe ſeine Geſchwätzigkeit etwas zu mäßigen, ſeine erſten Fabeln in den Beluſtigungen wurden ſpäter ſehr gekürzt. Immer aber behielt er im Auge ſie für diejenigen, die nicht viel Verſtand beſitzen [40]) lesbar zu machen. Darum geht alles ſo im

40) In der Fabel von der Biene und Henne heißt es:

Tone des sanften Humors und der Behaglichkeit her, die Gegenstände faßlich, hübsch aus der bürgerlichen Gesellschaft, in der Moral nichts, worüber der scrupulöse Sinn des Zeitalters straucheln konnte, in den Scherzen artig, daß es niemanden wehe that, in dem Tone gleich, ohne die Rohheiten Stoppe's, die Abfälle Lichtwer's, den flauen Spaß des Zachariä, in der Ironie recht handgreiflich, aber doch manierlich, damit sich der witzige Leser gleichsam über eine versteckte und gefundene Feinheit selbstschmeichelnd erfreue. Von einer Poesie ist hier nicht die Rede, die mit dem Gemüthe, der Einbildungskraft, oder auch nur mit Empfindungen zu thun hat. Leidenschaftlos wie der Mann selbst war, unaufgeregt, wie er sich zu halten strebte, so bewegt sich auch seine Erzählung im schonenden Conversationston, sein Lustspiel stillt das Lachen mit Rührung, sein tragischer Roman die düstern Eindrücke mit milder Beleuchtung, sein Kirchenlied fordert weder große Anstrengung des Kopfes, noch macht es dem Herzen eine große Bewegung. Er nannte in seinen Vorlesungen die Namen von Klopstock, Lessing und Wieland gar nicht; sein nüchterner Verstand hat ihn dem Einen, und seine übertriebene Moralität den andern entfremdet. Uebrigens war das, was uns jetzt an seinen Fabeln und Erzählungen das Widerlichste dünkt, damals das Wichtigste. Daß er in demselben Tone wie der Naturenthusiast Brockes, der Schulmann Richey, der Weltmann Hagedorn auf die Perückensitten der Zeit, die steifen Moden, unter deren Joch die Gesellschaft gebeugt war, die Kleinstädtereien des Provinziallebens spöttelte, half immer die jungen Geschlechter aufmerksam machen, daß nicht Alles so sein müsse wie es war. Und so kam es, daß nachher Leute, die die alte Kleinmeisterei in Deutschland freilich zugleich mit der alten Ehrbarkeit und Frömmigkeit erschüttern halfen, in ihrer Manier ganz an Gellert angelehnt erscheinen. Wir haben oben gehört, wie Wieland von Gellerts Erzählart urtheilte; er hat auch die seine ganz von ihm gelernt. Was sich bei Lafontaine zusammen fand, das trennte sich bei uns in Gellert und Wieland, der letztere ging erst auf die schlüpfrige Erzählung von der ehrbaren Fabel über, die Lafontaine

---

Du siehst an mir, wozu sie nützt (die Poesie),
Dem, der nicht viel Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

beide behandelte. Wie wenig Kluft aber zwiſchen beiden lag, ſehen wir nachher auch in Deutſchland bei v. Nicolay; und Wielands Charakter zeigt ſehr deutlich, wie natürlich es iſt, daß häusliche Ehrbarkeit ſicher im Gewiſſen, das ſichere Gewiſſen muthwillig, und der Muthwille endlich frivol macht und öffentlichen Anſtoß gibt. So kam es, ſonderbar nur dem Anſchein nach, daß die Weichlichkeit und Schlaffheit dieſer Jahrzehnte in dem nächſten (6ten) nach zwei ganz verſchiedenen Richtungen hinführte, zu geſteigerter Frömmelei und Sinnlichkeit, die bei Wieland nebeneinanderliegen.

Ich erwähne die Fabeln der übrigen Bremer Beiträger nicht beſonders. Getrennt von ihnen war Magnus Gottfried Lichtwer (1719—83) aus Wurzen[41]), der mehr Verhältniß zu Gottſched und Triller hatte, und ſich übrigens überhaupt iſolirt hielt, wie er denn auch nachher, nach Halberſtadt verſetzt, durchaus keine Verbindung mit dem dortigen Poetenklubb unterhielt. Seine Fabeln erſchienen 1748, man fand aber noch ſo viel gemiſcht Gutes und Schlechtes darin, daß ſich zwei fremde Hände, und darunter Ramler, an ihrer Verbeſſerung verſuchten, zu dem größten Aerger des Verfaſſers. Mendelsſohn (in den Literaturbriefen) fand gleichfalls Ungleichheit darin, einige von gemeiner Moral, und niedrig poſſierlichem Weſen, andre unnachahmlich. Wir müſſen uns dieſem Urtheil etwas ermäßigend anſchließen, das auch Leſſing unterſchrieb. Wie närriſch kreuzte ſich bei uns der Geſchmack! die Fabel von den Katzen und dem Hausherrn fand man damals in den Literaturbriefen abgeſchmackt, die Herausgeber der Werke Lichtwers aber nennen ſie unſterblich! Auch ich möchte ſie mit anderen (z. B. I, 13. II, 10) völlig verwerfen und meine Freunde laſſen ſie noch in Anthologien abdrucken! Wie war es anders möglich, als daß man ſich über dergleichen Produkte nie vereinte, wo gutſtehende Naivetät und misglückte Verſuche der Thiere Natur und Stimme abzulauſchen wechſeln, wo bald eine magere Wahrheit breit aufgeſtutzt wird, bald epigrammatiſche Sätze unerwartet und überraſchend als Moral gezogen werden. Es iſt daher auch gar kein Wunder, daß Leſſings Erſcheinung in dieſem Gebiete verhältnißmäßig weniger fruchtete als irgendwo ſonſt. Noch ehe er auftrat erſchienen Fabeln von

41) Schriften ed. Pott 1828.

Gleim, die ersten um 1755. Er hatte sie früher schon versucht, ohne Glück. Auf einmal aber ging es von Statten. Nicht eines Prinzen Zuspruch, wie er meinte, war daran Schuld, sondern weil er stets mehr gelernt hatte auf sich zu vertrauen! Sie sind eine Art Widerspiel zu den bisherigen, wie der ganze resolute Charakter Gleims gegen Gellerts. Sie schreiten leichtfüßig einher, wo die Gellertschen ehrenhaft wandeln, sind so kurz wie jene lang, so pickelnd wie jene breit humoristisch, mit knapper, oft mit gar keiner Moral, wo Gellert Lehrgedichte anhängt. Wo er recht in seinem Wesen ist, macht die Lehre gewiß ein Epigramm für seinen König oder gegen einen Uhu-Recensenten oder Pfaffen aus. Gleim unterscheidet so: Aesops Fabel ging schlecht und recht, Phädrus' nett und ohne Pracht, Lafontaine's als eine Hofdame; wir können fortfahren: Gellerts als lehr- und wortreiche Gouvernantin, und Gleims als kurz angeknüpftes schnippes Kammermädchen. So näherte sie sich denn etwas mehr wieder dem lehrhaften Sklavenstand des Aesop, zu dem sie Lessing (1754) ganz zurückführen wollte. Schon daß sie sich gegen die andern Nebenbuhler zu stellen hatten, machte, daß es nicht ohne satirische Hiebe abgehen konnte. Seine Thiere sind Epigrammatisten, hat Johannes von Müller gesagt, und Gellerts Professoren der Moral. Immer besser jene als diese. Sie sind es doch nicht in dem Grade wie späterhin die politischen Fabeln von Fischer (Königsb. 1796) und ähnliches bei Pfeffel, was nicht unbeliebt war, wo man unter lauter Besonderheiten der Gesinnung, der Stimmung, der Facten, der Nutzanwendungen tritt, die politisch, partheiisch, leidenschaftlich und bitter sind. Lessing konnte die Welt nicht anders stellen als sie stand; wir leben nicht mehr in den großen Uranfängen der Gesellschaft, wo große Grundlehren der Menschheit in einfachen Bildern zu lehren waren; die Fabel hatte sich dorthin gezogen, was wir Gesellschaft nennen, und dort mußten sie wohl einigen Witz geltend machen. Satirisch und witzig war die Fabel nicht allein bei Lessing in dieser Zeit, sondern bei Allen; dieß ist durchaus kein Unterscheidungszeichen für seine Person, sondern für seine Zeit. Der wahre Unterschied ist, daß die übrigen alle in ihren Fabeln witzig sein wollten und nicht waren, Lessing vielleicht nicht wollte und war. Es kam nur darauf an, daß der Scharfsinn nicht seine eigene Spitze brach, daß der Autor gesund blieb

in der ungesunden Luft und daß er den nutzlosen Flitter verschmähte. Lessing that dieß, und ich zweifle, daß man bessere Fabeln in unserer Zeit machen kann als die besseren unter den seinen, bis ich welche gelesen habe. Gleich **1760** erschien Bodmer mit seinen unäsopischen Fabeln. Er schrieb sich selbst das Armenzeugniß, indem er bei jener Fabeltheorie zu bleiben erklärte, die Lessing aus den Stoppischen Fabeln gezogen habe, der die Gedanken seines Kopfs der Kürze zu Liebe nicht zurück behalten habe. Er dachte Stoppe's Lustigkeit solle schadlos halten für die anderen Schönheiten, die er seinen Fabeln nicht geben konnte. Das ganze Heer der übrigen Fabelschreiber, die in den **50**er und **60**er Jahren und weiterhin noch sehr zahlreich waren[42]), folgte meistens Gellert, einige, die wie Kretschmann, Westphalen u. A. Prosa versuchten, scheiterten[43]), und dieß mag Lessings Wirksamkeit in diesem Fache sehr beeinträchtigt haben, daß eben jeder schlechte Reime, aber Niemand gute Prosa schreiben konnte, was, wie auch Göthe sagt, die Leute erst in den **70**er Jahren durch Lessing einsehen lernten. Aus der großen Masse nenne ich nur noch Gottl. Conrad Pfeffel (**1736—1809**) aus Colmar, der wie sein Landsmann v. Nicolay zwar außer engerer Verbindung mit den deutschen Poeten dieser Zeit steht und erst nachher in Verhältniß zu Georg Jacobi kam, der aber doch zur Fabel von Gellert angeregt war. Die fruchtbare Epoche seiner Fabeldichtung hatte er erst ganz spät, als ihm Florian in die Hände fiel, zu dem er in demselben Verhältniß steht wie Gellert zu Lafontaine. Seine ersten aber erschienen schon gedruckt um **1759—61**. Sie sind für die Schule sehr bequem gefunden worden, und dieß darum, weil sie an Glätte der Form mit der Zeit fortgegangen waren, und weil sie das allzuüppige Neben- und Beiwerk abschnitten, was ihr charakteristisches Merkmal ist. Aber jener Ernst um die Sache, der bei Gellert noch wohlthuend ist, ist bei ihm ganz

---

42) Ich gehe natürlich auf die Einzelnen nicht ein, die zu wenig Verschiedenheit unter einander haben. Ich will die vorzüglichsten jedoch wenigstens nennen: Es sind in den **50**er Jahren Pfeil, Petermann, in den **60**er Lieberkühn, C. v. Moser, Westphalen, Willamov, Michaelis, Burmann, in den **70**er Zachariä, Brauns, Kl. Schmidt, Nicolay, Götz u. A.

43) Man vergl. nur z. B. die schauderhaften Proben aus den Fabeln von einem Nachahmer Lessings, Raupsch, die die Lit. Briefe Nr. **121** mittheilen.

weg, und dieß ist das Zeichen, daß die Gattung nicht mehr an der Tagesordnung war. Die Masse solle nun die innere Güte ersetzen, die Eleganz die Liebe zur Sache; und eben diese Massen nebeneinander, und diese durchgehende Mattheit und Weichlichkeit machen dann eine gleich unangenehme Wirkung, wie die vergnügliche Weitschweifigkeit bei Gellert. Dabei wird man noch häufig gewahr, daß jene Glätte der Form oft gar sehr bloßer Firniß ist, denn plötzlich überraschen uns im gewöhnlichen Erzählton und ganz unmotivirt gemeine Ausdrücke, wie das Mensch, das Beest, der Bengel u. s. f., die, scheint es, Kraftbrocken in der schalen Brühe sein sollen, und neben denen sich dann die orientalischen und mythologischen Benennungen und Gestalten mitten in dieser Thierwelt sonderbar ausnehmen. Nirgends meine ich auch so oft jene plumpen Wort- und Witzspiele statt der Moral gefunden zu haben, wo plötzlich das arme agirende Thier als ein Schimpfname auf gewisse Menschenklassen gebraucht wird. Wäre unter diesen Thieren, sagt Herder, der Affe und Esel lächerlich? O der alten abgekommenen Späße, die den Dichter so oft selbst zum Affen oder Langohr gemacht haben! Kein Witz kann leicht abgeschmackter werden als der Fabelwitz. Und keine Gattung, füge ich hinzu, so sehr zu Trivialität verwöhnen. Dieß fühlt jedes Kind mit rechtem Takt. Auf der Schule gäbe wohl jeder frische Knabe Pfeffels sämmtliche Fabeln um seinen Ibrahim hin. Wie im Mährchen so ist es auch nicht gut, die lebensdurstige Jugend zu lange in der Fabel zu halten; sie sehnt sich bald nach Handlungen, die eben so wohl belehren und zugleich den Charakter bestimmen.

Auch Fr. W. Zachariä (aus Frankenhausen **1726—77**) hat „Fabeln in Burkard Waldis Manier" (**1771**) geschrieben, über die wir schon früher einmal unser Gutachten gegeben haben. Das charakteristische Fach dieses Dichters ist aber die sogenannte komische Epopöe. Sie liegt durchaus auf Einer Linie mit den bisherigen Erscheinungen und führt uns in steigender Progression, aber langsam dem poetischen Schaffungs- und Erfindungsvermögen näher. Dieses äußerte sich in neuer Lebenskraft zuerst bei Brockes als bloße Nachahmungsgabe, im Abschildern und Malen; Rabeners dürftige Charakteristiken von Menschen und Ständen führten einen Schritt weiter; die Fabeln verlangten schon eigent-

liche Composition, allein sie waren noch am seltensten erfunden, meist blos nacherzählt. Die komische Epopöe und die Idylle führen zu Darstellung weiterer, ausgedehnterer Verhältnisse über; noch aber sind es bloß einzelne kleine Begebenheiten und Zustände, die geschildert werden. Erst Klopstock ging zu Handlungen, zum Epos über. Was man gewöhnlich komische Epopöe nennt, müßte durchaus einen anderen bescheidneren Namen führen, und läßt sich eigentlich gar nicht unter Einen Titel bringen. Es gibt nur Eine komische Epopöe, Reinecke Fuchs, und nur Ein Werk in Prosa, was sich dem vergleichen läßt, Don Quixote. Was jene vornehme Benennung führt, ist gewöhnlich Parodie des Epos der Form nach, dem Inhalt nach aber komische oder satirische Idylle. Und so liegt auch die Schäferpoesie in dem glänzendsten Zeitpunkt ihrer Entwickelung in Europa dem derbkomischen Roman in großen Massen gleichzeitig gegenüber. Uz, der ein sehr mäßiger und verständiger Mann war, und den seine poetische Beschäftigung in keiner Weise aufgeblasen machte, nennt auch das Stück, das er in dieser Gattung gemacht hat (der Sieg des Liebesgottes) ausdrücklich eine bloße Erzählung, und zwar in Opposition gegen Dusch, der sich nach Pope's Lockenraub seine Theorie der komischen Epopöe gebildet und dann die Thüre hinter sich zugeschlagen habe. Diese Popesche Theorie, der alle unsere scherzhaften Epiker eben so sclavisch als seiner Praxis folgen, läuft dahin aus, daß in den komischen Epopöen ein kleiner Gegenstand in dem großen Style des ernsten Epos solle behandelt werden. Daher werden bei ihm Stellen des Homer und Virgil parodisch benutzt, die ausgeführten Gleichnisse nachgeahmt, der Cothurn ironisch beibehalten, eine Art Göttermaschinerie (Sylphen und Genien) angewendet; Alles dieß ahmen unsere Deutschen getreulich nach. Sieht man aber auf das Wesen, so liegen diese kleinen Dichtungen durchaus im Gegensatze zur Idylle. Während hier die Naturzustände unschuldiger Menschen, der Hirten und Fischer geschildert werden, so drehen wir uns dort in den Zuständen der verfeinertsten Gesellschaft, der Stutzer und Koketten herum. Beide Gattungen treten auch gleichzeitig hervor, nur mit dem Unterschiede, daß in der Einen der Hauptrepräsentant, Zachariä, vor kleineren Nachahmern vorausgeht, in der Andern Geßner auf kleinere Vorgänger folgt, der daher erst etwas später genannt werden kann. Uebrigens

haben wir schon gelegentlich erwähnt, daß Gottsched und seine Frau Schäferspiele machten, eben so Gärtner und Gleim; und Rost, dessen Vorspiel (gegen Gottsched) ganz im Style dieser komischen Epopöen geschrieben ist, hat auch Idyllen geschrieben. Bei den besseren scherzhaften Erzählungen läßt sich auch die Gränzberührung oder Verwandtschaft sehr deutlich herausstellen. Zachariäs Phaeton, in dem er die steife Form des Alexandriners verläßt, und im Fluß des Hexameters jenes Detail anbringt, das in allen übrigen komischen Epopöen durchweg fehlt, ist immer, so viel ich weiß, neben dem Renommisten am meisten gelobt worden, nur nicht von Gottsched und den heutigen Gottschedianern, die der Hexameter ärgert. Wenn das Ganze nicht einigen Anstrich einer Parodie auf Ovids Phaeton hätte, und wenn nicht schon der Gegenstand — ein Mädchen will im Phaeton selbst und allein kutschiren und wird für ihren Vorwitz im See abgekühlt — wenn nicht schon die Kleinheit dieses Gegenstandes einen Stich enthalten sollte auf die Fruchtbarkeit der elenden Dichterlinge, die sich ohne Vermögen an dem ernsten Epos versuchen, so würde man dieß Stück nicht anders als eine Idylle nennen können; man wird schon ganz auf Voßens Luise vorbereitet. Thümmels ihrer Zeit sehr bewunderte Wilhelmine würde ebenso nichts als eine Idylle heißen, wenn nur der hochgehende Ton und die Reminiscenzen an Homer daraus getilgt wären, und wenn es nichts wehethuendes hätte, ein idyllisches Gemälde von Gemeinem entstellt zu sehen, was selbst in der komischen Erzählung unangenehm auffällt[44]). Was ich hier von diesen deutschen komischen Epopöen sage, gilt auch von ihren ausländischen Mustern, von Boileau und Pope. Wie dürftig unsre guten Poeten an Erfindungsgabe sind, liegt bei diesen Produkten Zachariäs zu Tage, von denen nicht zu reden, die den Nachahmer wieder nachahmten! Er bekennt sich von den hohen Tönen Boileaus und Popes (im Pult und Lockenraube) entzückt, fürchtet aber, daß sie den Deutschen noch unnachahmlich seien! Als er sie selbst hinlänglich nachgeahmt hatte und Beifall genug fand, und ein ganzes Heer Nachahmer

---

44) Das Thema ist ein frommer guter Pedant, sonst unverschuldet, dem ein zerpflücktes Kammermädchen zur Frau zugeführt wird. Dieß scheint mir eben nicht ein Stoff zum schadenfrohen Lachen.

wieder auf ihn folgte, ward er es endlich müde, daß „der deutsche Stutzer vom Satyr aufgeführt werde", was das Lieblingsthema von Pope her blieb, und er ermahnt die Dichter, nicht immer Wiederhall zu bleiben, original und neu zu sein. Dieß sagt er, als er eben ein nagelneues Thema aufgebracht, und von einem Lieblingskater erzählt hatte, der getödtet ward und nicht in die Hölle konnte, weil er unbegraben lag: und er fühlt sich wie ein Kind verjüngt in dieser neuen Erfindung, und in der Gunst der Muse, die ihm die Hölle der Thiere gezeigt! Man begreift wohl, dieß waren die Männer nicht, die uns zu einer neuen Dichtung helfen konnten, die sich auf solche Schöpfungen etwas zu gute thaten, die sich an einer so elenden Gattung entzücken und gar an ihrer Nachbildung verzagen konnten. Geht man die einzelnen Stücke durch, die Zachariä meist in den 40er Jahren gemacht hat, so erstaunt man über die Leerheit und Geringfügigkeit dieser eine Zeitlang so berühmten Erzählungen, in denen keinerlei Tiefe der Satire, kein freier Humor, nicht einmal ein Reiz zum gesunden heitern Lachen gefunden wird. Er war übrigens nicht der Erste, der sich darin versuchte. Der Hamburger Lambrecht hatte schon 1741—44 zwei solcher scherzhafter Gedichte geliefert, die Tänzerin und die Nachtigall; sie wurden aber erst recht häufig auf dem deutschen Parnaß, als die Gottsched Popes Lockenraub (1744) übersetzt hatte, und Zachariä mit dem Renommisten auftrat. Dieß ist das berühmteste unter seinen Stücken; er hätte auch viel mehr Recht gehabt, sich auf diesen Griff etwas einzubilden als auf den Murner; es ist doch wenigstens ein Gegenstand frisch aus dem Leben und der Gegenwart genommen, der auch in sofern noch zu uns heutigen eine Beziehung haben kann. Das Leere an Faktischem, an Mannichfaltigkeit des Details, die abgeschmackten allegorischen Figuren, den parodisch-epischen Ton, all das hat das Gedicht mit Pope gemein, allein was viel besser darin ist, ist der gewonnene Gegensatz zwischen Rohheit und Mode, Renommist und Stutzer, zwischen den zwanglos groben Sitten seines Jenenser Raufbolds und den galanten und modischen des Leipziger Galans. In den Verwandlungen wird Ovid parodirt. Ein Sylphe, der Pudergott Zephis, verwandelt eine ganze Schaar Stutzer in entsprechende Formen, um Selinden, die er liebt und die sie umflattern, von ihrer Koketterie abzubringen. Zuletzt scheint es zu

gelingen, da er selbst als ein modischer junger Herr erscheint; sein Kleid siegt, als er ihr aber auf ihr Verlangen, von Liebe bethört, sein Zauberband giebt, so verwandelt sie sich in einen Stein. Dieß kann uns Ein Beispiel für alle sein, welch albernes Zeug der gewöhnliche Inhalt dieser Sachen ist. Den Phaeton haben wir vorhin erwähnt. Die Lagosiade besingt in hochtrabender Prosa, wie ein Jäger einen Hasen mit einer Keule erschlägt! Das Schnupftuch enthält wieder eine solche Toilettengeschichte, ein „Heldenpos von einer Kleinigkeit", wie aus einem Taschentuch ein neues Ilium wird. Eine Reihe von Nachfolgern, die kaum sich in etwas unterscheiden, gehen mit ganz ähnlichen Erfindungen furchtsam nach. Dusch erzählt in 7 Büchern wie das Toupe eines Stutzers in seinem Zirkel von einem Neider aufgebrannt wird; Uz, wie Amor eine Spröde mit einer prächtigen Equipage beugt; Aehnliches enthält der Baron (1755) von Schönaich, der verlorne Hut (1761) von Eberlein, einige Stücke von Hommel, Löwen u. A. Bei Dusch werden schon Stellen aus deutschen Epen von Schönaich und Naumann mit satirischer Absicht parodirt; auch Uz stichelt vielfach in seinem Liebesgott auf die geschmackverderbenden Epen der mizraimischen Dichter. So ist es sehr bezeichnend, daß noch spät in dem erneuerten Rabelais von Sander, diesem Hauptwerke auf der Seite komischer Erzählung die Götterſprache der Klopstockianer vortrefflich verspottet wird. Ganze komische Epopöen wie der Wurmsamen, die Trüffeln u. A. setzen sich gleich nach Erscheinung des Messias Klopstock entgegen, und geben jede andere Absicht auf, als die Parodie der seraphischen Dichtung. Bei Zachariä findet höchstens ein Spott auf Nauman's Nimrod Eingang. Denn er selbst ging zu entschieden zu Klopstock über, und ahmte ihn mit eben so wenig Glück nach, als Pope. Er lehnt sich wie Er gegen den Reim auf und gegen die Anakreontiker[45]), er gefiel sich in gesuchten

---

45) In den Stufen des weiblichen Alters, einem Gedichte, dessen Vorbild von einem Züricher, Wartmüller, herrührte, (Br Th. der Werke 1767) sagt er von seiner idealen Jungfrau, sie höre Lieder:

— nicht lesbische Leyern,,
oder das tejische Lied. Der Sionitischen Musen
göttlichen Harfenklang hört sie entzückt, und liebt die Gesänge,
die ehrwürdige Tugend zum Ruhm — nicht jene voll Wollust u. s. f.

Bildern und Ausdrücken, er versuchte Oden, und hob seine Seele „mit seraphischem Schwung in höhere Sphären", wo er nicht heimisch war. Er griff weltliche und geistliche Epen (den Cortes, und die Schöpfung der Hölle) an, ohne damit fertig zu werden. Wenn diese Wendung auffallen sollte, so muß man bedenken, daß Zachariä nur Nachahmer, nie Dichter war, und daß er sich als solcher gleichgültig verwandelte. Wie er auf Klopstock, wie er auf Waldis fiel, so auch gelegentlich auf Hagedorn, dem er gleich allen seinen Freunden gewisse humoristische Liederformen absieht, so auch auf Milton, den er in Hexametern übersetzte, so endlich auch auf Thomson, dem er in seinen Tageszeiten grade so sklavisch folgt, als Pope in seinen Erzählungen. Dieß wäre etwa der Mittelpunkt seines ganzen Dichtens, daß er überall an die Engländer angelehnt erscheint. Sein Umgang mit Ebert erklärt dieß, sein Aufenthalt in Göttingen, wo damals mehr britische Sympathien waren als später, wie man auch aus Dusch sieht. Seine Tagszeiten in der frühern Bearbeitung, die sehr verschieden von der späteren ist, sprechen seine Anglomanie nicht allein in Beziehung auf die Dichter, sondern auf das ganze Volk nur zu oft aus. Dieß ist überhaupt der große und allgemeine Charakter der ganzen niedersächsischen Literatur, daß in und über ihr die verwandtere englische Natur und Literatur völlig herrscht und waltet. Als den Culminationspunkt dieser niedersächsischen Literatur aber haben wir Klopstock zu betrachten.

4. Klopstock.

Wir haben unter den Bremer Beiträgern auch Friedr. Gottl. Klopstock (aus Quedlinburg 1724—1803) genannt. Er trat am spätesten mit seinem Freunde J. C. Schmidt (aus Langensalza) zu, und steht in den 50er Jahren in solch einer abgesonderten mehr ernsten Gruppe mit Cramer und J. A. Schlegel, wie die bisher genannten humoristischen unter sich. Wer ihn mit unserm gesammten Kreise im innerlichen Bunde sehen wollte, der hätte nicht Mühe, die Züge zusammenzustellen, die sich berühren, aber vergebens würde er den Ton zu halten suchen, der sich der Schilderung jener eintönigen Charaktere natürlich aufdringt, den

aber dieser außerordentliche Mann ebenso entschieden verdrängt. Gleich seine früheste Geschichte wirft ein ganz anderes Licht über den zwar gleichen Grundton seiner Jugend, und er ragte gleich als Knabe über die andern durch merkwürdige Sicherheit und kräftigen Trieb hinaus. Er brachte wie jene zwar die fromme und gläubige Denkart von Haus aus mit, aber sein Vater war ein Mann von derbem und tapferem Charakter, unter dessen Leitung den Knaben die drückende Stubenluft nicht so verwöhnen konnte; auch wuchs er kräftiger unter freiem Himmel auf, badete gegen der Eltern Willen, und sein enthusiastischer Lebensbeschreiber (der junge C. F. Cramer[46]) möchte uns gern in seiner Jugend einen kleinen Cheruskerhelden in ihm zeigen, wie er sie später in den Bardietten besang. Er theilte mit mehren unserer Leipziger Verbindung die gute sächsische Schule in Pforta, aber in keinem hing sich die Begeistrung für die Alten so lebensvoll an und weckte die Lust zum Schaffen so frühe: er dichtete schon auf der Schule in beiden alten und in deutscher Sprache Schäfergedichte und Bußlieder. Vor ihm hatten schon Gottsched und Gellert in verschiedener Art einen groben und feinen Wetteifer gegen die Fremden und Alten verrathen, aber keinen quälte in dem Maaße Schamgefühl und Unmuth wie ihn, bis er Hand an ein Werk gelegt hatte, das sich dem Besten der Ausländer an die Seite stellen sollte. Ein geheim gehaltener und unterdrückter Ehrgeiz lag bei Gellert unter deckender Asche, aber in ihm schlug das feurige Gefühl für Nachruhm und Unsterblichkeit in helle Flammen, die selbst seine christliche Demuth nicht niederhalten konnte. Mit eben jenem friedlichen Gemüthe kam er zu den Leipzigern, das den Lärm der Streitigkeiten haßte; aber bei ihm bildete sich der Abscheu gegen alle Kritik zu einer seltenen Höhe: sein Vater selbst ermunterte ihn, die thersitischen Gottschedianer mit dem goldnen Scepter des Ulyß zu wiederlegen, aber er fand es nicht ehrbar, und machte es sich später zum Grundsatz auch auf keinen Tadel

---

46) Klopstock, Er und über ihn, v. C. F. Cramer. 1780. Ein wunderliches Werk. Es sollte Sammlung der Werke, Leben, Kritik, Panegyricus und Alles werden. Es ward zum Glück nicht fertig; Klopstock hätte es nicht gestatten müssen, daß dieß Werk unter seinen Augen angefangen ward.

zu achten, selbst wo Stillschweigen für Schwäche ausgelegt werde. Auch den elegischen Hang brachte er schon aus der Schule mit; er äußerte sich bei ihm in Liebe zu Natur und Einsamkeit, die die übrigen meistens kälter ließen. In den Andern brachte diese Stimmung das Bedürfniß der Freundschaft zu Tage, keiner hat es so stark empfunden als Klopstock: Freundschaft war ihm mit der Liebe im Grunde einerlei; sie war ihm nach dem Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben, die größte Glückseligkeit des Menschen hier und dort. Wir fanden in jenen einen gewissen Frohsinn oft dicht neben Trübsinn und Schwermuth liegen, bei keinem ist beides so energisch ausgesprochen wie bei Klopstock. Er hat mit seiner freieren Weise, so wunderlich dieß auch lautet, auf die kräftigere Lebensregung in den 70er Jahren ebenso entschieden gewirkt, wie mit seiner liebenden Schwermuth auf die sentimentale Sinnigkeit vorher. Seine gymnastischen Fertigkeiten, sein Schlittschuhlaufen, das er mit Leidenschaft trieb, das er so schön besang, für das er in solonischem Ernste Gesetze entwarf, sein Reiten, sein Baden, hat sich direkt auf die Stollberge vererbt, die diese Burschikositäten so betrieben, daß sie Göthen ein Aergerniß waren; wenn er zu Gleim nach Halberstadt kam, hatten die heitersten Festlichkeiten Statt, und spät noch setzte er (in der Ode der Wein und das Wasser) den muthwilligen Jugendscenen ein Denkmal, die sie dort durchlebten; wie sich Scherz und Ernst bei ihm ablösten, zeigen nicht allein einzelne Dichtungen, wie wenn er (in der Ode Frohsinn) mit Wehmuth besingt, wie er glücklich durch Heiterkeit war, sondern auch solche Scenen seines Lebens, wie der höchst charakteristische Besuch in Zürich und die Fahrt auf dem See. Die Frommen unter den Zürichern erwarteten einen heiligen Propheten in ihm kennen zu lernen; sie hätten wohl über seine Fragmente, die er vorlas, den ganzen Tag verweint, Er aber hielt die Freude wach und eroberte sich, den Andren voran, von seiner spröden Schönen, die ihm zugetheilt war, einen Kuß. So sagt er selbst, er habe Lieder singen wollen wie Hagedorn, aber die Muse hätte ihm zugewinkt, nicht jene Lieder habe ihn die Natur gelehrt.

In allen diesen Zügen steht er unter den Bremer Beiträgern als ein Gleicher, nur überall als ein Höherer: er faßte aber in weit größerem Maaße alle Richtungen und Bestrebungen der Zeit

überhaupt in sich zusammen, vereinte in sich die Strahlen der damaligen Bildung wie in einem Brennpunkt, schloß die vergangene Zeit völlig ab, und warf eben so viele Strahlen nach neuen Richtungen für die Folgezeit wieder aus, die die allerverschiedensten Früchte reiften. Mit ihm beginnt daher erst die neue Zeit, und die Wiedergeburt unserer Literatur, und nur ein so energischer und so beglückter Geist konnte diesen Wendepunkt herbeiführen. Ueber seiner Geburt wachte der Genius der Zeit, der ihm alle Neigungen des Jahrhunderts einimpfte, die bestehenden und die werdenden; mit ihnen ergriff er sein verwandtes Geschlecht und machte eine denkwürdige Wirkung. Was irgend die Gemüther vorher bewegt und die Köpfe beschäftigt hatte, das nahm er mit sichrem Griff auf und trieb es zu einer Reife, nach der nichts übrig blieb, als Abfall der Frucht und Erwartung neuer und andrer Blüthen. Das Verschiedenartigste, was die Menschen um ihn betrieben hatten, band er harmonisch in seinem Wesen und seinen Werken, und dieß ist einer der wahrsten Sätze, daß der Mensch, wo er Contrastirendes harmonisch zu verknüpfen weiß, immer das Höchste zu leisten sich anschickt. Wir sehen demnach in Klopstock nicht allein die sentimentale Stimmung der Zeit eine ansteckende Kraft erreichen, sondern auch ihre fröhlichheitere, wir sehen ihn nicht allein mit der sokratischen Weisheit Hagedorns sympathisiren, sondern auch mit Bodmer auf dem Wege zur Verehrung Youngs und Miltons; nicht allein trat er wie Haller, wie es seiner steten Richtung auf große und erhabene Gegenstände gemäß ist, in sich selbst mit erhöhtem Selbstgefühl zurück, sondern er ging auch, wie Hagedorn und Giseke noch schüchtern thaten, von reicher Empfindung des Schönen überwallend aus sich heraus, und sagte zum erstenmal der Welt die geheimsten Regungen seines Herzens; er faßte in seiner Beschäftigung mit der Sprache nicht allein Grammatik und Regel ins Auge wie Gottsched, sondern auch ihre lebendige Bildung aus Volkssprache und den alten Klassikern zugleich, gerade wie Bodmer; er suchte in seinen Dichtungen das Malerische und Musikalische der Haller und Drollinger zu verbinden mit der Lebensweisheit Hagedorns, und strebte, wie die schweizer Kritik verlangte, für Verstand, Einbildungskraft und Herz zugleich Nahrung zu geben, mit entschiedener Bevorzugung der Wirkungen auf das Gefühl. Wozu Bodmer entfernte Anlage

verrieth, sich in verschiedene Gestalten zu verwandlen, das ist bei ihm gleich in entschiedener Virtuosität. So hatte noch Niemand den Ton der bardischen Urdichtung, die einfache Größe der hebräischen Poesie, den ächten und unverschrobenen Geist des klassischen Alterthums getroffen, wie gleich in seinen Jugendoden Klopstock, wo wir bald Horaz, bald David, bald, was das seltsamste ist, Ossian hören, noch ehe die Welt von Ossian etwas wußte. Diese Gabe hatte selbst Lessing und Wieland nicht besessen, sie zündete zuerst in Herder wieder nur um nachzuahmen, dann in Göthe um frei zu produciren.

Mit all diesen Eigenschaften geboren, sprang seine Dichtung gleich in seiner ersten Jugend wie eine bewaffnete Pallas ins Leben. An einem dreifachen Scheidewege stand der ungeduldige Jüngling und wählte; die Alten und ihre Kunstdichtung, das Vaterland und die Naturdichtung der Barden, das Christenthum und Davids prophetischer Gesang lockten ihn, zwischen Leyer und Telyn und Psalter je zu ihren Gunsten zu entscheiden. Sein Genius zeigte ihm, wie streng das Gericht der Zukunft sei; er wies ihn von der Lustfahrt der Andern auf glattem Strome hinweg auf das weite Meer; aber hier sah er warnungsvoll viel hochmastige Dichterwerke vom Sturm zertrümmert liegen. Er wurde bis zu Schwermuth ernst, vertiefte sich in Zweck, Verhalt, Grundton und Gang eines Gedichtes und strebte, geführt von der Seelenkunde, zu ergründen, was dessen Schönheit sei. Wie selbständig die Dichterkraft sich in ihm bewährte, doch fühlte auch Er, daß wir Deutschen die alte und fremde Bildung, auf der wir aufgewachsen sind, nicht verleugnen könnten, wo wir groß werden wollen. Er wählte so, daß er keines von den Dreien fallen ließ; die Hauptelemente der deutschen Dichtung: das deutsch Vaterländische, das christlich Universelle, das antik Klassische hielt er mit Einem Griffe fest; er umspannte die Dichtung des Nordens, des Orients und des Alterthums, und was er gleichgültig liegen ließ, die alexandrinisch-ritterliche Civilisation war die Ausbeute, die seinem entschiednen Gegenfüßler Wieland übrig blieb. In seinen Oden unterscheiden sich, gleich bei den frühesten am deutlichsten, nicht allein diese drei verschiedenen Elemente, sondern auch drei gleichsam entsprechende Arten, in denen das Eine oder das Andere vorherrschte. Die Einen sind geistlich, die anderen bardisch, die dritten antik;

die ersten dithyrambisch und hymnenartig, die zweiten künstlich in Maaßen, verschlungen und dunkel im Inhalt; die letzten einfach und gehalten; jene verwandt mit dem Messias, mit David und den Propheten, die anderen mit den Bardietten unsers Dichters, mit dem Tone der Edda und des Ossian, die dritten mit Pindar und Horaz. Diese antik geformten und gedachten sind unstreitig die Besten, vielleicht schon weil sie sich den alten Maaßen bequemen; Herder meinte wohl mit Recht, daß bei Horaz die Form der Ode erschöpft sei, und wies mit ungemein feinem Takte die Gebrechen der neu erfundenen gothisch geschlungenen Maaße Klopstocks gegen die Alten nach. Und was dieser von dem Versmaaß sagte, das behauptete Klopstock selbst von dem ganzen Tone der Ode, ihn habe Horaz bis auf jede feinste Wendung bestimmt. Nur diese Gattung hat in Ramler und Voß nachgewirkt, die andern gingen verloren; so hatte auch gewiß Niemand, wenn wir lateinische Kopisten ausnehmen, in neueren Sprachen den Geist der ächten Ode wieder erreicht, und Klopstock führte hier auf die reinsten Meister, Pindar und Horaz, zurück, so weit es die Zeit gestatten wollte, wie Lessing mit der Fabel that, und er warf Alles, was sich vor und neben ihm bei Hagedorn, Lange, Uz und Aehnlichen mit dem Namen Ode schmückte, ohne daß der bescheidne Jüngling es wußte oder ahnte, in tiefen Schatten. Und dieß hauptsächlich darum, weil er mit so strenger Fügsamkeit in die Vorzüge der Formen einging, ohne darum den lebendigen Stoff in sich preiszugeben; er blieb dabei, wie Göthe in der Iphigenie, der moderne Dichter des Herzens und des Gedankens, und die Horazische Form ward nicht bei ihm wie oft bei Ramler ein leeres Gehäus. Er nahm von den Alten, was unsere größten Dichter ihm nach thaten, den Formensinn, der nur leider bei ihm nicht so weit ging, daß er für ihre plastische Dichtungsart Geschmack gefaßt hätte; er blieb vielmehr bei dem stehen, was sich auf Versmaas und Sprache bezieht. Er lernte bei ihnen den Reim verschmähen, den er (in der Ode an Voß) übertreibend ein Wörtergepolter, Trommelschlag und wirbelndes Gleichgetöne nennt; er fiel, als er überdenkend die epischen Maaße der Neueren prüfte und mit eklem Ohre verwarf, auf den Hexameter mit jener Freudigkeit, die des richtigen Taktes Gefährtin ist. Wie viel seinem Hexameter fehlte, doch war er ein unermeßlicher Fortschritt, wenn

man ihn gegen die des Heraus und Weise verglich. Wenn man die beschränkte Kritik jener Zeit bedenkt, mit der noch die Grammatiker Christ und Uz im besten Ernste die alte Versregel an die deutsche Sprache hielten, wie einst Otfried die Sprachregel, so muß man alle Achtung vor dem glücklichen Griffe Klopstocks haben, der den Accent des Sinnes und der Wortgeltung einführte, die einzige mögliche Regel, die mit Poesie bestehen kann, die alle Dichter nach ihm, und darunter Göthe, befolgten, die aber freilich von den pedantischen Grammatikern und Trochäenverfolgern noch heute angefochten wird, denen es noch immer auf dem Standpunkte des Otfried und der Schulmeister in der Reformationszeit gefällt. Die Frage über das Bürgerrecht des Hexameters bei uns ist längst verjährt. Schon vor Klopstock fiel Kleist gleichsam aus sich selbst auf dieses Maas, dem er eine Vorschlagsylbe gab, und das nicht als Hexameter galt. Wir haben, wenn man nicht etwa den Oberon mitzählen will, nur drei epische oder epopartige Gedichte der neueren Zeit, die volksthümlich geworden sind, Messias, Luise und Hermann und Dorothea, und sie sind alle in Hexametern. Ich fürchte auch nicht, daß die Nibelungenstrophe, hinter die sich die poetische Armuth so bequem versteckt, und die Romanzenabtheilung, die noch viel bequemer für die Dürftigkeit ist und die jedes Epos wieder in seine ersten Elemente zerpflückt, in anderer Zeit einen Werth behalten werden, als in solcher, wo die Dichtungen keinen haben. So wie nun Klopstock diese Maaße der Ode und des Epos von den Alten entlehnte, so auch die poetische Sprache. Hier stand er der ganzen Vergangenheit unsrer deutschen Dichtung gegenüber, und der tiefe Unwille, den er über die Verstandesdürre und Prosa der bisherigen Poesien empfand, muß es erklären helfen, daß er in das entgegengesetzte Extrem fiel, seine Begriffe von Poesie und Sprache übersteigerte, und gleich in seiner Jugend auf einen Stoff für sein Epos, auf eine Form für seine Lyrik kam, die seinem Streben nach Würde und Erhabenheit leider den weitesten Raum ließen. Er verwirft die Franzosen mit ihrer prosaischen Poesie, die Alten und die Engländer lehrten ihn, zwischen der Sprache der Dichtung und gemeinen Rede zu scheiden, und er arbeitete daher mit bestem Wissen und Willen, im Sinne Opitzens und Luthers, an der Weiterbildung der Sprache für beide Zwecke, indem er dem richtigen

Takte, nicht der Theorie, die Gränzen in diesen Bestrebungen überließ[47]). Mit Stolz antwortete er denen, die sich über die Schwierigkeit seiner Sprache beschwerten, sie möchten sie lernen. Und allerdings hat uns das Naturelle der Wielandischen und Göthischen Poesie weit zu sehr verwöhnt und auf den Weg der Franzosen zurückgeleitet. Nur daß ich freilich damit nicht die Odenkryptik, die allzu kühnen Wortschöpfungen, die lateinischen Satzbildungen, die seraphische Götterspracbe und jenen allzu hohen Cothurn preisen will, der uns bei Klopstock eben so misfällt, wie dem Aristophanes am Aeschylus und dem Aristoteles am Pindar. Wenn man, wie Klopstock, gefühlt hat, was endlich die Schönheit des Gedichtes, was poetische Rede sei, und wie die Dichtung in Bilder kleiden soll, was die gewöhnliche Rede in abstracten Begriffen läßt, so folgt die letzte Schwierigkeit, an der wir den Geschmack erst prüfen, und nach dem sich der Genuß des Lesers bestimmen wird: daß nämlich ein Maß gehalten sei in der Anwendung der poetischen Form, daß nicht Alles Schmuck und Zierat werde, daß man nicht vergesse, wie das Material, in dem der Dichter wirkt, Verstandesbegriffe sind, die jeden Zoll breit in Bilder umzuschaffen die Phantasie des Dichters und Lesers übermäßig anstrengt, so daß dort zuletzt der klügelnde Verstand die Bilder formen und hier sie zergliedern muß, und so durch die Ueberanspannung der Einbildungskraft ihr Werk ganz verloren geht. Allerdings ist der Ode, die wie ein Bergstrom abstürzt, hierin mehr zu gestatten, als dem ruhig gleitenden Flusse des Epos, in dem das Poetische gleichsam nur wie die Scenerie des Ufers mitwirken soll. Allein unstreitig ist von Klopstock zu viel geschehen, und seine Gegner hatten vielfach Recht, hier Lohensteinischen Geschmack und undurchdringliche Dunkelheit zu tadlen[48]).

---

47) Im Nord. Aufseher. St. 26.

48) „Der Wecker mit dem röthlichen Fuß" (die Sonne), „des frommen Mönchs Erfindung schallt" (ein Schuß fällt) u. dergl. bildliche Ausdrücke, oder solche Worte wie „es kleinelt und zwergelt mit der Größe des Eroberers" berechtigten freilich die Gottschedianer über Lohensteinischen Schwulst zu klagen. Und so finden sich ganze Sätze, die mit Anstrengung wie ein lateinischer Text herausconstruirt werden müssen, über welche Eigenschaft K. doch selbst an den alten Sprachen klagt.

So weit also reicht Klopstocks Verhältniß zu den Alten. Aber sie waren seine Begleiter gleichsam nur bis zum Austritt aus der Schule; er wandte sich später immer mehr, wie Gellert moralischerseits that, poetisch und moralisch von ihnen ab. Schon als er von Schulpforta Abschied nahm, bedauerte er Homer und Virgil um ihrer Religion willen, und vergleicht ihnen Fenelon als Nebenbuhler des Homer. Sobald sich das Selbstgefühl in ihm so steigerte, daß nun das Individuelle und Pathologische sich seiner Dichtung bemächtigte, so fühlte er den Mangel der Herzenserschütterungen in der alten Poesie, sie war ihm jetzt nur Stimme der Kunst, und der Grieche schien ihm die Sprache der Natur nur zu stammeln. Der Poet, unterscheidet er, läßt die Leyer klingen von den Grazien, den leichten Tritt an der Hand der Kunst geführt; der Barde singt zur Telyn die schönere Grazie der seelenvollen Natur. Unter sparsamer Hand tönten (in dem Naturgesang der Barden) Gemälde herab, gestalteten mit kühnem Zug, tausendfältig, und wahr und heiß, ein Taumel, ein Sturm, waren die Töne für das vielverlangende Herz! Dieß ist in Wahrheit, nach unserer anfänglichen Andeutung im Beginn dieser Geschichte, der Charakter des deutschen und nordischen Urgesangs, der auf leidenschaftliche Erregung des Herzens ging, der die Kunst verschmähte und die Natur über alles setzte! eine ächt deutsche Natur empfindet im späten aber sich verjüngenden Zeitalter vereinzelt, wie sein Volk im ersten Keime innerer Regungen in Masse empfunden hatte; und wie er den Ton des Ossian traf, wie ihm Cramer die Anklänge an die Edda in seinen Gedichten zeigte, noch ehe er sie kannte, so wies ihn dieselbe nordische Natur auch theoretisch auf die Erkenntniß der Unterschiede antiker und germanischer Dichtung (in der Ode der Hügel und Hain 1767), so fiel er in ähnlichen Zeiten und Verhältnissen auf einen ähnlichen Gegenstand der Dichtung mit dem eben so nordisch gearteten Milton, ohne auch diesen zu kennen. Immer entschiedner trat dieser germanische Charakter heraus und verdrängte immer schärfer die Alten. Es hing damit auch sein Haß gegen die Franzosen zusammen, deren Schauspiele er auf Einerlei Linie mit den griechischen sah (!), deren Epiker, Voltaire und Chapelain er schon in jener erwähnten Schulrede mit beißendem Spotte verachtete; und gegentheils seine Vorliebe zu den germanischen Eng-

ländern. Nicht allein der englischen Dichtung eines Milton und Young sich gleich zu stellen, ward sein Ehrgeiz, sondern auch den Typus der scandinavischen Poesie zu erreichen, der er gleichsam durch seine Versetzung nach Copenhagen (1751) nahe gerückt ward. Dieß liegt schon in der versuchten Herstellung der nordischen Mythologie gegen die griechische. Wecke ich von den alten Göttern zu Gemälden des fabelhaften Liedes auf, singt er, so haben die in Teutonias Hain edlere Züge für mich. Als nun endlich gar Ossian bekannt ward und das erste Signal zu der späteren Revolution unserer Dichtung gab, warf sich ihm Klopstock natürlich ganz in die Arme, fand, daß er dem Homer trotze und daß Apoll vor ihm verstumme. Auch hier zeigte sich denn in den modernen Dichtern wieder, was unsere Poesie auf ausschließenden Wegen werden sollte. Ramler isolirte sich auf das Antike und ward vergessen, in dieser deutschen Richtung bewegte sich Klopstock nachher in den Bardietten, und sie wurden noch schlimmer als vergessen. Nichts schloß sich ihm in dieser Richtung an, als die nachherigen Barden, ein verdorrter Zweig unserer Literatur. Wie sehr diesem nordischen Ungestüm die Kunstlosigkeit, das Versteigen, das Extrem, die Ueberspannung natürlich ist, beweist Klopstock so gut wie die altnordische Poesie. In seinen Ossianischen Bardenoden ist jenes verführerische Dunkel am häufigsten, das uns zu nebelhaftem und gedankenlosem Lesen gewöhnt. In seinen Bardietten ist der anspannende heroische Bombast immer peinlich gefunden worden, abgesehen noch von der Anstrengung, die darin liegt, daß wir hier in eine uns ganz unbekannte Welt versetzt werden sollen, die die unplastische Manier der Darstellung um nichts heller macht. In der Sprache verirrte er sich in diesen abhorrescirenden Germanismus, in jene puristischen Grillen der Orthographie, die er zuletzt selbst gern unterdrückt hätte. In seinem patriotischen Schwindel schrieb er jene heftigen Oden gegen den französirenden Friedrich II, in denen zuletzt keine Spur von Achtung für den großen Mann übrig bleibt. In seinem Freiheitssinne, der mit dem Patriotismus Hand in Hand ging, verstieg sich der Eifer gegen Tyrannei so übermäßig, daß die Erhabenheit hart an Gemeinheit gränzt. Denke dir, mein Geist, heißt es in der Ode Fürstenlob, daß du nie durch höfisches Lob die heilige Dichtkunst entweiht hast! Durch das Lob lüsterner Schwelger,

oder eingewebter Fliegen, Tyrannen ohne Schwert, Halbmenschen, die sich in vollem dummem Ernste für höhere Wesen halten als uns. Nicht alte Dichtersitte, nicht Freunde, die geblendet bewunderten, erschütterten deinen Entschluß: denn du, ein biegsamer Frühlingssproß in kleineren Dingen, bist, wenn es größere giebt, Eiche, die dem Orcan steht! Und deckte Marmor auch das Grab, es ist eine Schandsäule, wenn euer Gesang Kakerlakken und Orangutane zu Göttern verschuf. Ruhe nicht sanft, Gebein der Vergötterer, sie habens gemacht, daß nur die Geschichte, nicht mehr die Dichtung Denkmal ist. Man hört hier den Freiheitsbombast unsrer teutonischen Jugend aus jeder Zeit, die auch ihr Verhältniß zu Klopstock in den edleren Stimmungen von 1813 u. f. wohl herausfand. Denn edel sind diese Regungen bei Klopstock durchaus, und das eben muß man so tief bejammern, daß Alles, was unseren vaterländischen Dingen je Heil bringen konnte, immer verkümmert, dann durch Verkümmerung verbittert und überspannt ward. Wie vielmehr hätte Klopstock für unsere Sprache noch werden können als er geworden ist, wenn er in ihrer Bildung Maaß gehalten hätte, wenn er nicht seine Poesie allzu erhaben schrauben und seine Prosa allzu pedestrisch hätte lassen mögen. Er liebte unsere Sprache so sehr, so stolz, so weit entfernt von dem Undank Göthes, der die Gründerin seiner Unsterblichkeit den undankbarsten Stoff nennen mochte! Wie manche schöne Ode hat diese seine Wärme für deutsche Sprache geoffenbart! Und übrigens ist er für sie so viel geworden! Seit länger als einem Jahrhunderte war kein Mann von ähnlicher Bedeutung für die Sprache erschienen. Das haben die verschiedensten Männer anerkennen müssen! Herder bewunderte es poetisch und prosaisch, wie ihm die Sprache zu eng, wie er ihr ein Schöpfer geworden sei und seine Macht besonders da vortrefflich geübt habe, wo er „aus der Tiefe der menschlichen Seele Gestalten bildete.“ Und Wieland wollte in der Hälfte des Messias nachweisen, wie die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdrucke jeder Gegenstände und Empfindungen freiwillig entgegengekommen sei, und in der anderen, wie der Dichter die vorgefundene Sprache auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, ihre Widerspenstigkeit zu zähmen, und aus dem oft spröden Stoffe einen geschmeidigen Luftkörper zu bilden gewußt hat. Wie schön ferner schlug Klopstocks Herz für

deutsche Freiheit, wie freudig weissagte er („denn auch ihm ist der Blick hell in die Zukunft"), daß nach einem Jahrhunderte Deutschland frei sein und Vernunftrecht vor dem Schwertrecht gelten werde, wie wirkte er in dieser Hinsicht lebendig auf seine ganze Umgebung, aber warum mußte ein C. F. Cramer aus seiner unmittelbaren Schule und ein Stolberg hervorgehen, die grade in dieser Beziehung nach beiden Seiten schwärmten, warum mußte er so übertrieben selbst in Extremen bald die lobhudelnden Wohldiener mit jenen grellen Farben malen, die wir eben sahen, und doch nachher selbst gegen den dänischen Friedrich im nordischen Aufseher und in den Oden eine Wohldienerei so weit treiben, daß sie ihm sehr hart ist vorgeworfen worden? warum mußte er im freudigen Begrüßen und dann im Verfluchen der französischen Revolution beidemale das Kind mit dem Bade verschütten? Und endlich, welch edle vaterländische Gesinnung, welche feine Kenntniß seines Volks, seiner Schwächen und Größen, spricht nicht aus seinen Oden! wie schwärmt er in dem Gedanken, dem Vaterlande das Leben zu opfern! und in dem Ehrgeize seiner werth zu sein! Wie ganz erfüllt ihn der große Gedanke der Unsterblichkeit, die ihm des Schweißes der Edlen werth schien! und der Stolz, daß die deutsche Dichtung sich ohne Mäcene emporgeschwungen, und daß unsre Muse den Bühnen-Wettlauf mit der beneideten Britischen wagen dürfe.[49]) Er wollte nicht, daß den Deutschen anderer Gesang schrecke als der Griechen, und selbst ihn sollte die Religion überwinden helfen. Ist dir Anderer Dichtung furchtbar, sagt er, so gehören dir Hermann und Luther und Leibnitz nicht an, und die der Hain Braga's verbarg, so bist du kein Deutscher, ein Nachahmer, belastet vom Joch verkennst du dich selber, und hattest nie Nächte, denen der Ehrgeiz den Schlaf nahm. Wie nahe also war die Hoffnung, daß uns ein vaterländischer Dichter einmal werden sollte, allein auch hier ward uns vom Weltbürgerthum das Vaterland beraubt, und, wie das Christenthum so vielfach verschuldete, der Religion wegen entfremdet. Schon da mein Herz den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug, erzählt der Dichter in der Ode mein Vaterland, erkor ich Heinrich (den Vogler) deinen Befreier zu singen. Allein ich sah die höhere Bahn, und

49) Die schöne Ode: die zwei Musen.

entflammt von mehr als nur Ehrbegier, zog ich weit sie vor. Sie führt hinauf zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts! Noch gehe ich sie, und wenn ich auf ihr erliege, so wend' ich mich seitwärts, und singe zur Telyn Vaterland dich dir! So mußte sich denn das Vaterland mit dem Nebengesang begnügen; so seitwärts sang er nachher die Bardiette, die denn auch das Vaterland, unzufrieden mit der halben Abfindung, seitwärts liegen ließ.

So also gab er Homer gegen Ossian auf, und beide zugleich sammt Pindar und Horaz gegen David. Sions Lied schien sich ihm über Hämus und der Hufe Quell zu heben, und Pindar war ihm, wie Gellert, nichts gegen den Isaiden, der den Unendlichen singen konnte. Das Vaterland schien ihm nichts, als Befriedigung der Ehrbegierde zu bieten, die laut in dem Jüngling schlug. Sie verließ auch den Mann nicht, sie ward nur gehaltener; ist etwa ein Lob, ist etwa eine Tugend, dem trachtet nach — dieß war der Leitstern, der ihm nur noch höhere Pfade zeigen sollte! Als er unter den Denkmalen des Vaterlands einen Helden suchte und nicht fand, sank er müde hin, und sah dann plötzlich ihn, den er als Christ liebte, mit einem schnellen begeisterten Blick als Dichter. Ueber ihn vergaß er der gedürsteten Unsterblichkeit, und sah mit Ruhe auf die betrümmerten Gestade. Er grub sichs ins Herz, er dürfe erst nach dem 30sten Jahre seinen Messias beginnen, aber er hielt es nicht aus, übertrat und begann. Er wollte sich ein Denkmal errichten durch das Aeußerste, was die Poesie vermöchte: Erhebung der Sprache, gewählteren Ton, bewegteren edleren Gang und Darstellung, und vor Allem Religion. Sie sollte dem Gedichte einen Werth geben, der die Kunst der Griechen und Leidenschaft des bardischen Volksgesangs überwände. Aber hier lauschte er seinem Genius am wenigsten. Hätte er das Gedicht in Einer Jugendbegeisterung hinwerfen können, so würde vielleicht das Gute erreicht worden sein, was es darbot, ohne das Ueble, das es nach sich zog. Allein, nachdem die ersten drei Gesänge 1748 in den Bremer Beiträgen erschienen waren, verschob sich das Gedicht immer mehr (bis 1773), je mehr der Dichter durch den edlen Bernstorf Muße gewann, und seine Freunde begannen, die Dichterpensionen zu verwünschen. Er ermüdete über der großen Anspannung, aber es band ihn eine Art Pflicht-

gefühl an das heilige Werk! Er gestand es Clodius[50]) selbst, daß er schwerlich Dichter geworden oder geblieben, ohne daß ihn der Gegenstand seines Gefühls und seiner Verehrung gehoben hätte! Es ergriff ihn (schon 1750) Schwermuth, ja Todessehnsucht, aber er wollte leben bis er das Lied von Gott gesungen. Er kehrte immer neu zu diesem Geschäfte zurück, er lebte seiner Dichtung und dichtete sein Leben, beides sog ihn aus, erschöpfte ihn und überreizte ihn, und so ging diese schöne freudige Kraft in weichliche Schwäche über, erschien in seinen Schauspielen und Sprachgrillen nachher zur Carricatur entartet, und in seinen christlichen Oden zum inbrünstigen Pathos verzerrt. Dieß sind jene am häufigsten angefochtenen Hymnen, in denen die Lippe stammelt, was die Seele denkend, und das Herz empfindend nicht erreicht, jene Anbetungen und Entzückungen und Hallelujarufe, zu denen die sublimen Gedanken von Engeln entlehnt sein sollen, jenes Staunen über den Unendlichen, in welchem hier gepriesen werden soll, was doch „die Welten nicht donnern und der Posaunen Chor nicht hallt!" jenes poetische Verstummen im Gebet vor Gott, was ihm schon als Knaben im Milton die höchste Beredtsamkeit war! Dieß ging denn auch in den epischen Messias über, mit jenen Wiederholungen, jenem kurzen parabolischen Tone des Orients, mit jenem Unperiodischen der jugendlichen Poesie der Völker, das dem epischen Gange widerstrebt, mit jener hebräischen Zerstückelung der Sprache, der Bilder, der Anschauungen und Begriffe, die höchstens in musikalischen Texten am Orte wäre, die in das Epos durchaus lyrische Farbe tragen muß, und die Einflüsse des Individuums. Dieß sind nun auch die zwei großen Merkmale der Klopstockschen Dichtung, daß sie ganz musikalisch und pathologisch, daher ganz unepisch und unplastisch ist, was Niemand greller empfunden hat, als der Maler Füßli, der lieber eine nähere Verwandtschaft der Dichtung zur plastischen Kunst als zur Musik gehabt hätte, der nicht Empfindung, sondern Einbildungskraft im Dichtungswerke suchte[51]), und

---

50) S. dessen Auswahl aus Kl. nachgelassenem Briefwechsel. 2 Thle. 1821.

51) Füßli schreibt an Merk: „Den größten Theil von Kl. Andachtsreden hole Gott, und beinahe Alles von seiner teutonischen Mythologie der Teufel. Es ist eine Lüge, daß der größte Theil von Davids Psalmen

der dieser richtigen Einsicht sehr derbe aber sehr wahre und vortreffliche Worte geliehen hat.

Klopstock war selbst musikalisch; er hatte für Musik das feinste Gehör, er war von den großen Meistern jener Tage, von Händel und Bach, von Gluck und Kunz u. A. begeistert, er konnte sich ganz in Wonne verlieren, „wenn geweihte Musik und des Psalms heiliger Flug die Religion begleitete, wenn die Schaaren des Tempels feiernd sangen, und — ward dieß Meer still — die Chöre vom Himmel herab.“ Er warf sich daher mit jener großen Vorliebe auf die Gesänge Davids und auf die Propheten; eben da, wo Händel und Bach musikalische Nahrung suchten, fand er seine poetische. Sehen wir einen Augenblick ab von dem Messias, so ist die Ode Klopstocks eigenthümliche Gattung, in der er bedeutend geworden ist. Sie ist der Culminationspunkt aller lyrischen Poesie, als deren Repräsentanten daher immer Pindar und Horaz genannt werden; die Spitze der musikalischen Poesie, die in sich selbst die Musik ersetzen, und des Gesangs entbehren will, was eine weit größere Emancipation ausdrückt, als wenn das Schauspiel nicht mehr aufs Darstellen berechnet wird. Wer die Selbständigkeit der Lyrik verfechten will, hält sich an jene beiden Dichter, obgleich der Eine sich schon an Episches, der andere an

---

poetisch seien, und das aus dem Grunde, auf welchen Klopstock den vermeinten Vorzug seiner eigenen und der übrigen deutschen Poesie vor der englischen baut: weil sich nämlich die meisten Psalmen auf ein Privatgefühl, eine Localität, oder andere empfindungsvolle Grille stützen. Wer ist der, der mir sagen will, daß dergleichen trockne Brötelei wie der 119. Psalm, oder eines von Klopstocks ewig Herr! Herr! rufenden Tonstücken Poesie sei. Bilder, die Bilder, die ihr verachtet, die ihr nicht erfinden könnt, die machen Homer. Ein wahres allgemeines Gefühl gießt sich durch ein ähnliches Bild in alle Herzen, während ein falsches, örtliches, individuelles nur Einigen gefallen und Alle anderen verwirren und betäuben muß. Die facultas lacrimatoria, dieses Schönpflästerchen der deutschen Poesie, die teleskopisirten Augen, unnennbaren Blicke, und der ganze theologische Hermaphroditismus sind vergänglichere Lumpen, als die, auf welche sie gedruckt sind. Fühlt, wenn ihr wollt, dergleichen; ich wähnte auch es zu fühlen, wie ich ein Kind war; aber es ist fürzenswerthe Unverschämtheit, es Andern vorzutrommeln, und wenn es in euren heiligen Gedichten ist, so sage ich mit Götz: für die Majestät der Religion habe ich alle schuldige Hochachtung, aber Ihr, Herr Hauptmann u. s. w.

Didaktisches anhält, ganz abgesehen von dem Verhältniß beider zur Musik, über das wir nicht so sicher urtheilen können. Allerdings ist die Ode jene lyrische Gattung, die am meisten eine Gränzscheidung zwischen Poesie und Musik verlangt, sie sucht sich selbständig hinzupflanzen, sie kann gelesen und braucht nicht so nothwendig als das Lied gesungen zu werden, sie erscheint als der Musik nicht bedürftig, so wie man damals auf Seiten der Musik die Sonate als das Instrumentaltonstück entgegensetzte, das den begleitenden poetischen Text ersetze und Empfindungen ohne Worte schildere. Allein eben diese Selbständigkeit wird doch nur in der Ode erhalten, indem sie die mangelnde Musik in sich selbst herzustellen sucht; eben das, was also die Unabhängigkeit von der Musik beweisen soll, beweist das grade Gegentheil. Die Musik sucht in ernsten Texten, eben in solchen, die allein in der Ode behandelt werden, nothwendig jene Erhabenheit, die auch der Ode eigenthümlich ist, weil der verweilende Gang des musikalischen Vortrags eine Schwere des Inhalts verlangt, auf dem Verstand und Gemüth lange zu ruhen hat; die Chöre bedingen gleichsam, um mit Ramler zu reden, den Tubaton, eben wie das Instrument selbst. Die Ode sucht ferner, indem sie die Melodie entbehren will, selbst Melodie und Tonstück zu werden, und sie kann daher, je nachdem man es ansieht, sehr schwer oder sehr leicht componirt werden: sehr schwer, weil der Musik kaum etwas übrig bleibt, sehr leicht, weil Sprache und Versmaas erstaunlich vorarbeiten. Daher kommt es denn, daß das, was wir als Reste griechischer Musik haben, und die Begleitung, die wahrscheinlich mittekaltrige Mönche zu Horazens zweiter Ode machten, und die Choräle, die aus den Psalmen wurden, und die Compositionen Klopstockscher Oden von Gluck gleichmäßig im höchsten Grade einfach gerathen mußten! Und umgekehrt ward es Klopstock geläufig, aus kleinen Tonstücken von Händel, Gluck, Allegri, Palästrina u. A. Poesien und Oden zu machen, die er z. Th. unterdrückt hat, die aber in einzelnen Beispielen auch in seinen Werken zu finden sind. Sein großes Vorbild bei Erfindung neuer Odenmaaße, sagt er selbst, war die Natur und der tonbeseelte Bach! Aus dem ganz musikalischen Charakter der Ode rührt es her, daß sie uns so leicht verführt, blos dem Klange nach zu lesen, über den Tonfall uns zu freuen und unvermuthet Sinn

und Gedanken zu vergessen. Sie verlangt laut gelesen zu werden; das Ohr, das musikalische Organ, will an ihr seinen vorzüglichsten Genuß; die Ode ist daher dort am trägsten und unleidlichsten, und ihrem Zweck entgegen, wo sie, wie bei Uz, philosophische Abhandlung, wo sie, wie bei Ramler, voll von kopfanstrengenden Allegorien und Bildern ist; und daher hat Klopstock auch geradezu wie Lessing sich ganz entschieden gegen alle beschreibende und Lehr-Poesie gesetzt[52]). Nicht allein will das Ohr sein Recht im Empfangen der Ode haben, sondern es will auch bei Gesetz und Regel der Ode mitsprechen. Die Ode widersetzt sich und widerstrebt allem logischen, verständigen Gange, und jeder Regel, die eine bestimmte Ordnung da vorschreiben will, wo der regellose Affekt allein Gesetzgeber sein soll, der vor jedem Gegenstande anders operirt; wo sich eine Empfindung, ein Gefühl aus sich selbst und nach seinem eignen Gesetz zu einem oft sehr gesetzlos erscheinenden poetischen Tonstück formen will. In den Psalmen, diesen ganz musikalischen Stücken, die der Composition nur darum günstiger, weil sie poetisch geringer waren, in diesen Psalmen hat Luther jene feinen Ausdrücke der Empfindungen von Leid und Freud, Furcht und Hoffnung gefunden, so wahr, sagt er, wie sie kein Maler besser hätte bilden können! Man beachte, wie schief dieß herauskommt! viel besser hätte er gesagt: wie sie kein Tonkünstler tiefer ins Gemüth senken kann. Denn dem Ausdruck der Empfindungen gibt die Musik erst seine volle Stärke, deren reines Gebiet dieß ist. Darüber hat sich Klopstock selbst nicht getäuscht. Worte sprechen Gott nicht aus, sagt er, aber sie sind doch seines Lichts ankündende Dämmerung; sie werden Morgenröthe, wenn mit herzlicher Innigkeit den nennenden Laut die Menschenstimme (singend) beseelt. Aber er wußte auch, daß seine Odendichtung hier mit der Musik wetteiferte. Wenn sich

---

52) In seinen Epigrammen:

Poesie, welche den Namen der descriptiven verdient,
hätten für Poesie niemals die Alten erkannt u. s. f.

Und:

Wenn Lehrdichter zu sein du wählest, so kannst du des Stolzes Schein nicht vermeiden; denn ohne die leidenschaftliche Handlung wagst du zu gehen des Dichtenden Pfad; der Sterblichen opferst du die Göttin auf, Darstellung auf der Beschreibung.

das Gedicht so hoch erhebet, sind wieder Worte von ihm, daß der Gesang ihm kaum zu folgen vermag, dann entzündet sich heißer Streit; es wird Vollendung errungen, die nur selten dem Friedlichen glückte! Und wie wenig dieser Wettkampf mit der Musik bei ihm eine selbständige Losreißung von ihr sein sollte, beweist seine Ode der Bund. Er stellt dort die plastischen Künste eben darum zurück, weil sie isolirt sind, weil sie sich nicht verbinden lassen, worin Lessing gerade ihren reineren Kunstcharakter gefunden hätte. Aber die zwei redenden Künste, fährt er fort, Musik und Dichtkunst, vereinten sich einst, und so schöpferisch war der beiden Unsterblichen Eintracht, daß sie mit dauernder Glut mich durchströmte, daß auch Seher der Hörende wurde.

Die Ansicht, welche die lyrische Poesie in eine abhängige Stelle rückt, schließt darum keineswegs das Außerordentliche aus. Wir wissen Pindar wohl zu schätzen, aber ohne darum über Aristoteles zu zürnen, der ihn neben Homer und Aeschylus zurücksetzt, und seine Gattung gegen Epos und Drama in Schatten stellt. Diese Ansicht muß übrigens nothwendig in einer Zeit misfallen, die nichts mehr als diese dürftigere Gattung zu cultiviren fähig ist, und sie gern zur höchsten machen möchte, um sich im Kleinsten recht groß zu fühlen. Damit nun diese Ansicht nicht der historischen Betrachtungsweise allein Schuld gegeben werde, will ich einige Stellen einer Beurtheilung der Klopstockschen Oden [53]) von Herder hier ausziehen, die vom ästhetischen Standpunkte ausgeht, und die statt meiner reden mag. Sie ist so voll von jener feinen Witterungsgabe, die hier gerade in diesem musikalischen Gebiete angewandter ist als Lessingischer Scharfblick, und in der Herder bekanntlich so unerreichbar war. Nie hat vielleicht das Werk eines deutschen Dichters eine so eindringende und dabei vielleicht allzusehr anerkennende Beurtheilung erfahren, und ich will auch kein Wort hinzufügen; nur stelle man sich in Gedanken vor, Herder rede von Tonstücken, nicht von Oden, um zu finden, wie jeder seiner Aussprüche noch treffender werden wird. Er entdeckt also in jeder Ode Klopstocks einen eigenen Ton des Ausdrucks, der sich von der ganzen Mensur, Haltung und Betrachtung des Gegenstands

53) Allg. D. Bibl. Band 19. 1, 109.

bis auf den kleinsten Zug, auf Länge und Kürze der Perioden, Wahl des Sylbenmaßes, beinahe bis auf jeden härtern oder weichern Buchstaben erstreckt. Darin haben diese Gedichte so etwas eingegeistetetes, daß über jedem ein anderer Duft und Geist weht. Die Seele hat immer gewirkt wie sie war und fühlte, und Herder wünscht sich nur, diese Melodie und Modulation jedes Stückes deutlich niederschreiben zu können! Welch eine herrliche Abenddämmerung geht z. B. durch die Erscheinung Thuiscons! mit Sylbenmaß und Ideenfolge und Bildern, die wie aus den letzten Sonnenstrahlen und dem stäubenden Silber und den rauschenden Wipfeln heilig, feierlich und still zusammengewebt sind. Nichts ist daher schrecklicher, als alle diese Stücke mit feister Hand und Stimme fortzublättern und zu lesen, da zu jedem eine eigene Bereitung gehört! Einige von seinen Maßen haben schon an sich betrachtet Gesang und Melodie, die den sorglosesten (um den Inhalt unbekümmerten) Leser und Declamator von der Erde erheben müssen. Hier findet der feinhörende Kritiker auszusetzen. Er erkennt den musikalischen Wohlklang höchst ehrenvoll an, gesteht aber, daß oft das Ende nicht dem Anfang entspreche, und dem ganzen Strophenbau die unaufgehaltene Glätte und Runde der Alten fehle. Nach einem meist sanften Anklang stemmen sich die Töne, oft 2—3 hintereinander, dann schließt die Strophe oder bricht meistens ab, ohne daß das Ohr im Tanze fortgeführt und bis zum letzten Tone ahnend erhalten wäre, und man weiß, dieß war das Geheimniß des griechischen Perioden, des Hexameters und der schönsten lyrischen Sylbenmaße. Es kommt bei der Melodie der Ode Alles auf die Succession der Töne, auf das Entwickeln des Gesangs der Seele, und der Bebungen des Herzens an! In der musikalischen Zustimmung der Worte zu den Sylbenmaßen ist Klopstock Meister. Diese Oden sind Gesang, man muß sie laut lesen, daß sie sich vom Blatt heben, daß sie verständlich und lebend reden, ein Tanz der Sylben, eine Gedankengestalt, sich auf und nieder schwingend. Meist aber werden sie dann, vom einfachen Laut bis zur vollsten Modulation ein sich vollendender Ausdruck der Empfindung. Seine Muse sei Rednerin ans Herz (wie man die Musik so oft nennt), die von jedem Bilde der Empfindung gleichsam nur den Seelenlaut nimmt und dem Ohre zubringt u. s. f.

So ist denn diese ganz musikalische Gattung höchst charakteristisch von diesem musikalischen Dichter (dem z. B. kein Epigramm geglückt ist) ergriffen worden, allein auch sein Epos, den Messias, hat er zu einem Oratorium gemacht. Er warf der britischen Dichtung vor, daß sie in Bildern weine, selten das Herz treffend; ihm dünkte die Einbildungskraft leer, die ohne Empfindung ist; Dichtung der Phantasie nennt er die leichte scherzende Grazienlyrik der Anakreontiker! Sein Epos entbehrte daher alles Plastischen und Darstellenden, und sein Verehrer Clodius nannte es selbst einen epischen Hymnus. Die Entstehung in der Zeit erklärt dieß vollkommen. Man war aus den frommen Opern und aus den frommen Romanen (von Ziegler, Lehms u. A.), den biblischen Staats- und Heldengeschichten herausgetreten, Alles warf sich auf Dichtung von Cantaten und Oratorien. Eine große Reihe Dichter ließen sich aus den Jahren kurz vor der Erscheinung des Messias anführen[54]), die mit Musikerten über die Passion nahe führten zu dem Gedanken an eine epische Leidensgeschichte, oder an biblische Poesie, auf die auch Klopstock, Drollinger, Bodmer u. A. selbständig verfielen. War ja Leibnitz **1711** auf den Gedanken gerathen, es ließe sich ein olympisches Gedicht entwerfen, eine Uranias, in der Adams Fall und die Erlösung des Menschengeschlechts durch Christus besungen würde! Wieland entwarf in seinem **13.** Jahre (**1746**) ein Gedicht von der Zerstörung Jerusalems und Lange um **1745** einen Moses, der Milton nachgehen sollte. Fehlte noch etwas, so erschien sieben Jahre vor Klopstocks großer Dichtung der Messias von Händel! Klopstock kannte ihn, bestaunte ihn, er hielt den großen Meister den Engländern triumphirend entgegen: Wen haben sie, der kühnen Flugs wie Händel Zaubereien tönt? Das hebt uns über sie! Und dieß machte, daß im Laufe seiner Dichtung immer mehr dieser musikalische Messias auf ihn wirkte, und der plastische Milton zurücktrat, an dessen Stelle auch Young bei ihm rückte, der gar kein Dichter war, ihm aber der Dichter schien, der allein verdiente ohne Fehler zu sein. Daher fand Schiller in musikalisch poetischer Hinsicht die Messiade eine treffliche Schöpfung, in plastischer Hinsicht aber lasse sie nichts übrig, wo wir bestimmte Figuren für die Anschauung erwarten.

---

54) Vgl. Raßmanns Uebersicht der aus der Bibel geschöpften Dichtungen **1829**.

Wenn schon diese Eigenthümlichkeit den großen Geist in lauter kolossale Irrungen reißen mußte, als er mit diesen lyrischen Gaben unternahm ein Epos zu dichten, so noch mehr das Hineintragen seiner Person und seiner persönlichen Empfindungen und Stimmungen in seine Poesie, ein Zug der mit seinem lyrischen Charakter zusammenhängt. Er verlangte des Dichters Herz voll Empfindung, und wie sehr ihm selbst dieß Beherrschtsein vom Gefühle und dieser erdrückende Ernst bei seiner Arbeit geschadet habe, geben sogar seine größten Verehrer zu. Er ist gegen die Theorie, nach der die Kunst eine Nachahmung sei. Wer thut, sagt er[55]), was Horaz fordert: wenn du willst, daß ich weinen soll, so mußt du selbst betrübt gewesen sein — ahmt der blos nach? Er ist an der Stelle desjenigen gewesen, der gelitten hat, er hat selbst gelitten. Und vollends der, der seinen eigenen Schmerz beschreibt, der ahmt also blos nach? Er stellt also grade die pathologische Dichtung als die rechte und ächte hin. Und diesen Sinn hat jener Ausspruch, daß sein ersungener Ruhm die Frucht seiner Jugendthräne (Liebe) und seiner Liebe zum Messias sei. Darum denn wagte er auch, was seit zwei Jahrhunderten kein Dichter gewagt hatte: er sang von seiner unglücklichen Liebe zu der Schwester seines Freundes Schmidt (Fanny) und später von seiner glücklichen zu Meta. Er verwarf selbst die kalte Gedankenliebe des Petrarca, wie er all das „brennende Stroh der Künstelei" bei den Franzosen verachtete. Und dieser extreme Trotz auf das eigne Gefühl des Dichters, wie schädlich er Klopstocks Gedichten war, war durchaus wohlthätig und nöthig in der Zeit, um die schreckliche Eisrinde zu brechen, die bisher alle poetische Glut überdeckt hatte. Kein wunderlicheres Beispiel von der Denkart jener Geschlechter in diesen Beziehungen gibt es, als eine Aeußerung des doch schon unbefangeneren Bodmer gegen Dusch, als dieser in Lessing den Schriftsteller und Menschen für Eins nahm. Welcher Gedanke, sagte Bodmer seines Feindes sich annehmend, daß der Mensch mit dem Autor etwas zu thun habe! daß der Mensch es sei, der schreibe!! In einer nichts als witzigen Schrift denke und rede blos der Autor, nicht der Mensch! Die profane Sprache der Trinklieder u. dgl. rede der Poet, nicht der

55) Nordischer Aufseher II, 2. p. 341.

Mensch! die Flasche, die Küsse, die Mädchen seien nichts wirkliches, nur Hirngespinnste, Schwindel, die der Poet anspricht, der Mensch aber hat sie nicht mit den Augen gesehen, noch mit der Lippe gedrückt! Gegen diese Engherzigkeit war es wohl nöthig, daß ein von sich selbst und dem eignen Adel so erfüllter Mann, wie Klopstock, die ganze Last seiner Persönlichkeit warf. Und sollte es nicht sehr heilsam gewesen sein, daß er die sinnlichen Gefühle seiner Liebe verließ und sich ganz der Andacht hingab und diese zur dichtenden Kraft in sich machte? Würde er nicht mit seinem machtvollen Beispiele alle moralische Zügellosigkeit eröffnet haben, während er jetzt als Schützer der Moral dasteht? Der geistlichen Dichtung einmal hingegeben, bildete er sich jene Theorie von der Kunst[56]), nach der sie immer moralische Absichten haben solle, wie selten sie sie hat, nach der der letzte Endzweck aller Poesie und das wahre Kennzeichen ihres Werths die moralische Schönheit sei. Von der Kunst die Sittlichkeit trennen, hieß ihm ein Tempelraub. Nach diesem Ziel schreitend nimmt er nun die Offenbarung zu seiner Führerin, das Erhabene zum sichersten Mittel, die Seele mächtig zu bewegen. Er wählte sich jenen Stoff, in dem er die Einbildungskraft mit den in Körperlichkeit gekleideten überirdischen Wesen, den Verstand mit erstaunungswürdigen Wahrheiten, das Herz mit religiöser Beredsamkeit befriedigen will. Indem nun bei ihm Leben und Dichtung in so enges Verhältniß und so stete Wechselwirkung trat, erhöhte die anhaltende Beschäftigung mit dem Gedichte die andächtige Stimmung in ihm und diese influirte wieder um so stärker auf das Gedicht. Er gerieth unversehens in einen christlichen Zelotismus, sah sich immer mehr der Freigeisterei gegenüber stehen, dem alten Voltaire, der sich über die Sterblichkeit seiner Seele mit der Unsterblichkeit seines Namens tröstete, dem Bolingbroke, der in seinem Vermächtniß mit der feurigsten Beredsamkeit gegen die Religion wüthete, dem feineren Hume, der sich den Schein eines bloßen Zweiflers gibt, späterhin Kant, der sich an Hume anschloß. Einen Freigeist zu lieben ist ihm eine Sünde; Alles zugegeben, so nimmt er an, daß ein Freigeist höchstens einige nur scheinbar gute Eigenschaften haben kann. Er fragt die schreckliche Frage, auf

---

56) In einem Aufsatze über heilige Poesie von 1755.

welcher Stufe der Geister der stehe, der den Gottesleugner nicht für rasend halte? Von den Arten an Gott zu denken hält er die angestrengteste, die enthusiastische für die einzig wahre; nicht so würdig als wir können von Gott denken, heißt ihm klein von ihm denken. Beifällig erinnert er an Robert Boyle, der nie Gott sagte, ohne das Haupt zu entblößen. Alle solche Züge der Lebensansichten blieben nicht ohne Wirkung auf sein Epos. Wenn er die späteren Ausgaben durchsah, so korrigirte er, wie ihm Lessing verwies, nicht mit ästhetischer Kritik, sondern mit dem Geiste der Orthodoxie. Es gab Bewunderer Klopstock's, sagt Clodius, denen er ein Homer blieb, wenn auch einst die Ansicht von den zwei vereinigten Naturen nicht mehr Ansehen behalten sollte als die Mythe von den Centauren; mehr in Klopstock's eigenem Sinne setzte er dagegen, daß dessen Dichterwerth sein Christenthum sei. Dieß war aber weder dem Dichterwerth noch dem Christenthum ein Nutzen. Wenn ihn Clodius eine Stütze der Religion nennt, so muß man dagegen erinnern, daß direkt aus der Uebertreibung des Glaubens durch Klopstock der Unglaube seine erste bedeutende Stütze in Wieland, der Ueberglaube einen Apostaten an Stolberg erhielt; daß durch die Richtung des schönen Denkens auf die Andacht die Religiosität eine Leidenschaftlichkeit annahm, die jenen Gegensatz der trockenen Berliner gegen Cramer nothwendig hervorrufen mußte; daß der Eifer, das Christenthum mit der Poesie zu unterstützen, auch auf den verwandten führte, ihm mit der Vernunftreligion eine Stütze zu geben, und ferner ihm in der Schule gegen die trocknen lateinischen Studien mehr Raum zu schaffen: in beiden Richtungen aber ging Basedow von der Verbindung mit Cramer und Klopstock aus, den sie gewiß in seinen weitern Progressen desavouirten. Was aber den Dichter betrifft, so wird uns ein Blick auf sein berühmtes Gedicht das Nähere lehren.

Wer die Meinung hat, daß der Verband von Religion und Poesie beides fördere, den müßte doch bei einiger Nüchternheit ein Blick auf das, was die Poesie und Phantasie im Katholicismus gestiftet, und dann eine Betrachtung der Einflüsse, die die Religion auf unser protestantisches Epos gehabt hat, eines besseren belehren. Der Dichter, der seinen Gesang, wie Klopstock, „durch den Inhalt für unsterblich, für einen Sieger der Zeiten" hält, kann schon durch seine Frömmigkeit sorglos werden. Viel mehr aber, als diese Sorglosigkeit um die Mittel, die er anzuwenden

hat, wird ihm die allzugroße und anspannende Sorgfalt schaden, die ihm die Ueberschätzung seines heiligen Werkes mittheilt. Hier soll eine fortdauernde Erhabenheit erhalten werden, von der kein Ausruhen gestattet wird, über der wir aber völlig ermatten und sinken; es sollen ununterbrochen Empfindungen eingeströmt werden, die sich einander selbst ertränken. Es wird hier aus dem Erhabenen gleichsam eine stehende Gattung von Poesie gemacht, während es nur innerhalb der heroischen Dichtung, (zu der der Messias mitgezählt werden muß) die uns an die Gränzen einer höheren Menschheit führt, als Eigenschaft zuweilen erscheinen sollte, wie es denn schon im Begriffe des Erhebens liegt, daß es nicht dauernd sein kann. Wo die Erhabenheit im Vortrag heroischer Dichtung permanent wird, ist dieß noch viel unleidlicher, als wenn im Trauerspiel das Elegische oder Schreckende, im Possenspiel das Groteske ununterbrochen dauert[57]). Die Spannung, in die sie den Leser in dieser Passionsgeschichte versetzt, wird für diesen eine Passion, über der er die im dunkeln Hintergrunde erzählte ganz vergißt; die Spannung, in der sich der Dichter selbst befindet, läßt ihn über dem Entferntesten das Nächste Alles vergessen. Von diesem Punkte aus erklären sich grade alle Eigenschaften dieses merkwürdigen Gedichtes, das nur eine einzige Reihe ungeheurer Fehler ist. Der Dichter wagt sich, um sein Streben nach Größe und Würde zu befriedigen, an die höchsten Objecte; Gott und die Engel, Himmel und Hölle sollen geschildert werden, für die doch des Menschen dürftige Phantasie kein Maß mehr hat. Er führt uns auf ätherischen Wegen zu Oeffnungen am Nordpol und Sonnen im Mittelpunkte der Erde, zu den Höhen und Tiefen des Himmels und des Abgrunds, die für unsere Sinne eitel Wüste sind. Er will uns

57) Was noch den Fehler erhöht, ist, daß sich diese Erhabenheit hier in das Elegische eindrängt. Die Elegie ruht wesentlich auf dem Grunde der Vereinsamung, wie ihr Gegensatz, alles Komische, auf dem Geselligen. Die Klagen der Zurückgebliebenen um Todte, des unglücklichen verlassenen Liebenden u. dgl. geben daher den ergiebigsten Stoff für Elegien. Das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit erträgt aber den Ton des Erhabenen fast grade so wenig, wie sein Gegensatz, die Freude am geselligen Umgang. Und daher ist aller einsame und dabei lebhafte und gesteigerte Verkehr mit Gott und Aehnliches, ein peinlicher und in sich widersprechender Zustand, und daher Youngs Nachtgedanken z. B. ein Buch, das immer anstrengend ungemein viel fordert, aber nichts im geringsten gibt.

Gott Vater zeigen, den zu nennen er Scheu trägt, den abzubilden er dem Maler als gottlos verbietet. Er führt uns in die Kreise der Engel, aber es ist ihm zu materiell, sie uns menschlich zu zeigen, sie wie Milton und wie das alte Testament essen und trinken zu lassen; und obgleich er Raphael und den ersten Malern vorgeworfen hat, daß sie aus der Engelwelt nichts als gleichförmige Kinder zu bilden, keine Individuen zu unterscheiden, nicht jene Erzengel in größerer Furchtbarkeit als Jupiter zu zeichnen gewußt, so hat doch Er nichts dergleichen plastisches gebraucht und nur vage innere Formen geschildert; er hat nicht allein, was er versprach, diese geistige Welt zu verkörpern, nicht gehalten, sondern er hat auch allem Körperlichen die Körper ausgezogen. Er hat von Milton die Hölle und die Teufel übertragen, weil auch sie den Charakter furchtbarer Erhabenheit unterstützen, allein er hat nicht vermeiden können, daß jener eiteln Titanomachie alle natürliche Triebfeder mangelt, daß alles Interesse einem Kampfe der Unmacht gegen die Macht, die ihr nur allzugut bekannt ist, abgeht, so wie einem Geschöpfe, das diesen Kampf nur führen konnte, weil es kein Bewußtsein hatte, weil es aus Erfahrung nicht lernte. Der Dichter selbst macht dem Satan den moralischen Vorwurf: Wenn du lernen könntest, so würdest du einmal lernen, daß der Kampf des Endlichen mit dem Unendlichen Qual ist für den immer besiegten und immer wieder empörten. Aber er hätte sich selbst, der er lernen konnte, diesen Vorwurf ästhetisch machen müssen. Sind dieß zu unmächtige Wesen, als daß sie in der Dichtung fesseln und bewegen konnten, so ist dagegen der Messias zu mächtig. Hier war es dem Dichter durch seine Kunst nicht allein vorgeschrieben, sondern selbst durch sein Dogma erlaubt, seinen Helden menschlich zu kleiden. Milton, dem die Tradition mit viel weniger Mitteln entgegen kam, brachte wirklich jene Urzustände zu einer sinnlichen Anschaulichkeit, Himmel und Hölle sogar stehen bei ihm in schärfern Umrissen und richtigem Verhalte da, und man kann bei ihm Farben und Gestalten verwerfen, aber nicht Anordnung und Erfindung. Im Charakterisiren der ersten Menschen hatte es Milton viel schwerer, allein er gab ihnen dreist anticipirend die ganze Menschlichkeit, und das idyllische Gemälde des Paradieses ist grade das vortrefflichste in seinem Gedichte geworden. Klopstock hatte es viel leichter. Er hätte nur einen Menschen zeigen müssen, in

dem der göttliche Gedanke aufkam, daß der menschliche Verderb seit Adam nicht auch die menschliche Freiheit verdorben habe, der sich mit dem Muthe rüstet der siegreichen Sünde ins Schwert zu fallen, wie bei Milton Satan der siegreichen Tugend, nicht sie hintergehend und umstellend mit göttlicher Macht; die göttliche Gnade für das Menschengeschlecht hätte nicht die Werke ausschließen sollen. So wie der Dichter in Christus die göttliche Natur bewußt machte, so ging die menschliche, die allein in der Poesie und in der Geschichte Werth hat, verloren. Wie konnte der Christus, der am Oelberg auch bei Klopstock menschlich bebt und leidet, im selben Augenblick den Adramelech mit einem bloßen Blick ohnmächtig machen? Wie gleitet es fast ins Komische ab, daß derselbe Christus, der am Kreuze hängt und schmerzlich duldet, zu gleicher Zeit unsichtbare Winke gibt, Sprachen redet und Befehle ertheilt? Welch menschlich schöner Stoff hätte sich gewinnen lassen, wenn als Wirkungen eines ahnungsvollen Triebs nach seinem göttlichen Berufe jene auffallenden Züge wären dargestellt worden, mit denen sich Christus offenbar zum Tode drängte, als er plötzlich in Jerusalem so geräuschvoll erscheint, das er vorher so vorsichtig mied, als er sich unter die Pharisäer mischte, die Wechslertische umstürzte, sich vor dem Hohenpriester Gottes Sohn, vor Pilatus den Judenkönig nennt und seine Jünger fast zum Verrathe reizt. So aber erscheint er niemals fast handelnd, ruht stets im erhabenen Hintergrunde und tritt als allmächtiger Gottsohn auf, so daß selbst der schönste Grundzug unsers Erlösers, die stille Größe und bescheidne Würde ganz und gar gegen die falsche Majestät verloren geht, in die ihn Klopstock kleidete. Man lese, um dieß bestätigt zu finden, nur im ersten Gesang vor dem erhabenen Erlösungsschwure die großprahlende Rede, die alle Wirkung des folgenden stört. Alles, sieht man wohl, fließt aus dem Einen Streben nach einer wunderbaren Höhe und Würde, die dem Stoffe, den Figuren, den Handlungen gegeben werden soll! Wie schön hätten sich Juden, Römer, Jünger und Pharisäer um die Hauptgestalt gruppiren lassen, um epischen Boden zu gewinnen! Herder in dem Gespräche eines Rabbi und eines Christen deutete es an, wie viel Plastisches und Pragmatisches hätte gewonnen werden können, wenn der Dichter uns in den jüdischen Nationalgeist versetzt hätte, wie viel Christlichinteressantes, wenn die Schicksale der Kirche so im Auge behalten

wären, wie bei Virgil der römische Staat, wie viel menschlich erregendes, wenn die handelnden Menschen natürliche Geschöpfe wären. Nichs aber von all diesem ist geleistet. Die Juden, die dort erscheinen, die Pharisäer und Priester, sind nicht jene fangfragenden Schlingenleger, es sind fluchthürmende Großmäuler, eine Art anderer Teufel; seine Christen, sein Nicodemus ist schon ein viel zu entschiedener Bekenner und Märtyrer, seine Portia spricht so inbrünstig von dem Heiland, als ob sie schon **1800** Jahre hinter sich hätte; seine liebenden Paare sind wie Gestalten aus Richardsons Romanen. Und so sind im Ganzen seine Menschen Engel oder Teufel, Thiere oder Götter, und seine Engel und Teufel sind im Grunde gar nichts. Eine wahre Furcht sich unter Menschen zu mischen, von menschlichen Handlungen zu reden, spricht aus dem ganzen Gedichte; kaum ist bei Pilatus ein Versuch zu finden, einen Charakter, einen Weltmann und Freigeist zu skizziren. An allen Handlungen ist völliger Mangel; es ist sehr charakteristisch, daß der Held leidend handelt, daß die Passion Gegenstand dieses Epos ist. Wo die Erzählung zu eigentlichen Handlungen führt, schlüpft der Dichter vorüber. So geht der Verrath des Ischarioth in ein Paar Versen vorbei; die Verleugnung Petri geht im Hintergrunde vor sich, dann tritt der Sünder auf, klagt sich in einer ekstatischen Verzweiflungsarie seiner Verrätherei an, und „erweint sich die Märtyrerkrone!" Die Kreuzigung schleppt sich durch drei Gesänge, und wir vergessen den eigentlichen Vorgang über den himmlischen und höllischen Heeren, die um das Kreuz her versammelt werden, und reden und klagen und staunen. In der letzten Hälfte des Gedichts kommen wir vollends in die Regionen, wo die Halleluja Handlungen sind. Nur der **14.** Gesang, wo der Auferstandene den Seinen erscheint, wo man einmal Engel und Genien vermißt, ist etwas epischer gehalten; man athmet ordentlich auf. Gleich die folgenden verderben aber wieder den wohlthuenden Eindruck, eine Reihe von Schildereien und Gemälden, wie die Seligen und Patriarchen den Bekennern und ersten Christen erscheinen; der **17.** Gesang, das Fest der Freundschaft in Lazarus' Garten ist eine förmliche Idylle, so wie eine Menge Reden und Klagen ganz eigentliche Elegien sind; die Visionen in den **2** folgenden, die einen Blick auf das jüngste Gericht öffnen, ermangeln wieder aller Handlung, und beleidigen durch den theologischen Zelotismus, mit

dem hier Glaubensfehler bestraft, Menschen verworfen werden, weil sie nicht in Nächten weinend gerungen haben um Gnade. Wie in dem ganzen Gedichte Handlungen gemieden werden, sogar da, wo sie Selbstzwecke sind, so auch da wo sie charakterisiren sollten. Christus und Maria, die Herzensgeschichte von Semida und Cidli im 4. Gesang, die Jünger in deren Gesellschaft wir im 3. Gesang treten, alle lernen wir nicht durch Werke kennen, sondern durch Reden, durch gehäufte, lange, wortreiche Reden. Wer die oratorischen Massen aus dem Messias striche, hätte neunzehn Zwanzigtheile vertilgt. Nachdem man in den 2 ersten Gesängen Himmel und Hölle durchirrt hat, sehnt man sich nach Land; wirklich sollen wir die Jünger kennen lernen, allein wir kommen unter lauter Seraphim, die untereinander sentimentalisiren und uns die Jünger gelegentlich kaltwarm beschreiben. Wir lernen die Schutzgeister der Menschen kennen, nicht die Menschen. Und mit diesen Geistern erhalten wir die weitere Plage gedoppelter Reden. Wenn hier Philo zu reden und Nicodemus geredet hat, so flüstert ein Teufel vorher, oder betrachtet ein Genius nachher das Geredete in neuen Reden. Wo Jscharioth stirbt, hält zuerst Er einen Monolog, dann sein Genius und der Todesengel einen Dialog, hierauf redet noch des Abgeschiedenen Seele! Nicht allein alles erdenkliche Redbare wird geredet, sondern auch das Unnennbare und Unaussprechliche wird wenigstens beredet. Die tausendmal tausend Herrlichkeiten, vor denen die Seraphim stille beten, die schweigenden Reden des Erlösers mit Gott, die kein Erschaffner versteht, die Gedanken der Engel und so vieles Ueberschwengliche, das ihm verborgen bleibt, werden doch immer und immer wieder wie ein eitles Schaugericht vorgetragen. Tausend Gedanken, die ihm die Sionitin, seine Muse, sagte, erflog sein Geist nicht, zu tausenden fehlt ihm Stimme, und tausendmal tausend verbarg sie dem Hörer. In der That, sie hat ihn karg gehalten, denn es kommen von den tausendmal tausend Gedanken immer nur ganz wenige zu Tage, und diese sind dann immer schon tausendmal in einigen Variationen dagewesen. So werden wir denn stufenweise zu dem Verstummen des erhabenen Erstaunens geleitet und dann wieder durch ein dithyrambisches Forte aufgeschreckt. Wir haben eben ein unendlich ermüdendes Oratorium vor uns, das marternde Unisono einer rauschenden Musik, in dem man jede Minute auf einen Ruhepunkt wartet, aber immer wieder

in dasselbe Thema bis zum peinigenden Ueberdruß hineinposaunt wird. Alles Erzählte ist wie ein gleichgültiges Mittelglied zwischen die Arien und Chöre, die hymnenartigen Stellen, die oratorischen Recitative geschoben; in den drei Gesängen der Kreuzigung stehen die sieben Worte Christus zerstreut zwischen all den Arietten, Maestosos und Tuttis wie einfache gehobene Recitativstellen zwischen leidenschaftlichen Musikstücken, und das ganze Ende mit Hallelujarufen, Palmschwingen und Psalmsingen ist gewiß ein vollkommnes musikalisches Finale, wie „wenn erhabner Tempelgesang von der Auferstehung oder vom ewigen Licht, Erfindung der Töne, dem Liede gleich, und Stimme des Menschen und Hauch und Saite zu Einem großen Zweck vereint, mit Schönheit beginnt, jetzt steigend, sinkend jetzt, fortfährt mit Schönheit, nun steigender immer, inniger, sanfter, erschütternder mit Urschönheit endet —!

Wir haben stillschweigend einigemal ein Verhältniß zwischen Klopstock und Milton berührt. Es ist natürlich, daß jener diesen vor Augen hatte, daß er ihm die Maschinerien der Engel und Teufel abnahm, daß gewisse elegische und idyllische Färbungen übergingen. Ihre Themen berühren sich nothwendig; es ist nicht Versöhnung ohne Fall denkbar. Im Ganzen gefaßt liegen sich übrigens die zwei Gedichte ganz verschieden einander gegenüber, eben wie ihre Themen Gegensätze sind, oder wie sich altes und neues Testament entsprechen und widersprechen. In Folge der größeren Freiheit, die sich auch nach Klopstocks Grundsätzen, der Dichter alttestamentlicher Gegenstände nehmen durfte, wurde das Gedicht Miltons durchweg freier und plastischer und hat mehr Verhalt zur Malerei. Winckelmann verglich Miltons Beschreibungen mit schön gemalten Gorgonen, die sich ähnlich und gleich fürchterlich sind; Lessing wollte ihn im 2. Theil des Laocoon brauchen wie Homer im ersten, um aus ihm seine dortigen Behauptungen zu unterstützen. Diesen plastischen Charakter unterstützt die Schule des Virgil, die man Milton ansieht. Erhabenheit des Handelns begegnet uns bei ihm, bei Klopstock aber der Gesinnung und Empfindung. Alles ist männlich groß bei dem Engländer, was weiblich sanft bei dem Deutschen ist, hart und tragisch, was hier weich und versöhnend, wie es dem Stoffe gemäß ist. Bei Milton ist Alles verkörperter und menschlicher, es fehlt nicht an Motiven in jenen paradiesischen Zuständen, wo noch wenig Pragmatismus anzuwenden war, sein

Adam ist sogar ein Grübler, aber der Messias ist ein leidenschaftloser Gott, nichts, was auch die Menschen bei Klopstock handeln, ist motivirt, dagegen wendet er wohl eher einen himmlischen Pragmatismus an, den wir ihm gerne erlassen hätten: als sich die Sonne verfinstern soll, wird von Uriel ein Stern commandirt, sich vor sie zu stellen. Bei Milton ist das Uebermaß der Erhabenheit oft zum Bombast, zur Carricatur und verzerrten Größe geworden, bei Klopstock ist es ins Kleinliche herabgesunken. Christus flößt mit demselben Blicke, mit dem er ein sterbendes Würmchen erhält, dem Satan Entsetzen ein! Mit göttlicher Ruhe, wie wenn er dem Wurme zu sterben geböte, sagt er den Häschern: Ich bins! So soll bei ihm in jeder kleinen Bewegung etwas Bedeutendes, wie in jenem tiefsinnigen Schweigen die erhabenste Poesie liegen. Miltons Gedicht ist durch Didaktisches vielfach entstellt, Klopstock's durch Sentimentalität. Die Phantasie trägt in beiden wenig davon, bei Milton mehr, und, was man nicht glauben sollte, sogar das Herz. Beide Dichter haben lange gewählt; beide hatten zuerst weltliche Stoffe, Milton den Arthur, Klopstock Heinrich den Vogler vor Augen, ehe sie auf ihre kirchlichen Werke fielen; Milton begann das seine spät und endete rasch, daher steht sein Gedicht abgeschlossen und in einer freudigen Festigkeit; Klopstock fing früh an und vollendete spät, und zog seine Krankheit und seinen Trübsinn mit aller Langwierigkeit seines Verfahrens in den Ton des Werkes hinein. Dabei ist es eigen, daß Milton, der sich weniger vertraute und zweifelte, ob nicht sein späteres Zeitalter, oder der nordische Himmel oder seine hohen Jahre seinen Flug drücken würden, der sogar die Schwäche der rechtgläubigen Muse, die umsonst die göttlichen Modelle nachzuahmen strebt, sich nicht verhehlte, daß grade Er so kühn und stark in Erfindungen und Phantasien war, während Klopstock, der voll Selbstgefühl begann, zögernd dichtete, furchtsam erfand und zu große Kühnheit scheute. Beide aber waren von ihrem Stoffe ganz erfüllt, und erwarteten von ihm, was ihre Dichterkraft nicht leisten würde. Und sie haben sich nicht betrogen. Der Eine blieb anfangs vergessen, und machte erst später seine großen Wirkungen, der andere machte diese gleich und ward nachher vergessen; bei beiden aber konnten die Gedichte, wenn sie wirklich so viele Gebrechen hatten, wie wir am Messias zu finden meinen, kaum ihren Ruhm als Kunstwerke an sich be-

gründen, und um so minder, da der Geist der Zeit beiden nicht unbedingt huldigte, da dem Einen Shaftesbury, dem Andern Wieland entgegenstand, die beide unter sich genau in demselben Verhältniß liegen, wie Milton und Klopstock.

Diese Wirkungen aber, die sich gewiß in jenen Zeiten auf viele erstreckten, welche den Messias weder ganz lasen noch verstanden, die eine gewisse epidemische Ansteckungskraft zeigten, erklären sich vollkommen aus den Ideen, auf denen diese Gedichte ruhten und die auch den Massen geläufig waren, welchen die darauf gebaute Dichtung nicht zugänglich war. Wir haben ein Dichtungswerk vor uns, das auf dem Geiste von Jahrhunderten steht, das mit verborgneren Fäden an die Geschichte der christlichen Bildung und Literatur seit einem Jahrtausend her angeknüpft ist, ein Werk wie wir es seit den ritterlichen Epen, d. h. seit fünfhundert Jahren nicht wieder in Deutschland gesehen hatten. Diese großen Verhältnisse geben einem literarischen Produkte ästhetisch keinen Zuschuß von Werth, historisch aber einen ungeheuren, der zwar in den Recensionen der Belletristen übersehen, aber in der Schätzung der Völker und in der dunkeln Stimme der Zeiten angeschlagen wird. Dieß muß es erklären, warum Klopstock unter uns unstreitig bei den Einzelnen weniger gekannt ist, als vielleicht irgend einer auch der viel geringeren Dichter jener Zeiten, aber im Allgemeinen auch ungekannt sich in Achtung und Würde erhält. Ueberdenken wir also, um uns diesen historischen Werth zu verdeutlichen und die dunkle Sympathie mit diesem Werke zu verstehen, daß eine christliche Poesie unter uns seit tausend Jahren existirte. Die ersten poetischen Schöpfungen von einigem Umfang, die uns übrig geblieben, sind jene Evangelienharmonien des Otfried und eines unbekannten Niederdeutschen, die poetisch geschmückten Erzählungen aus dem neuen Testamente, neben denen andere aus dem alten Testamente hergingen. Hierauf folgten, als der biblische Stoff zu enge ward, die gereimten Heiligenlegenden, die immer mehr den *epischen* Theil der religiösen Tradition erweiterten. Als diese Erweiterung ihr Ende erreicht hatte, ging man von der historischen Ueberlieferung zur moralisch *didaktischen* über, es kam jener Freidank und Renner und wie die ähnlichen Werke heißen, in denen zu den Lehren des Evangeliums grade so die der Kirchenväter treten, wie in den Erzählungen die der Legenden zu denen

der Bibel. Das Geoffenbarte in der Religion ward alſo eben ſo poetiſch behandelt, wie das Offenbarende. Allein auch der allegoriſch-dogmatiſche Theil ſollte, nachdem dieß beides vollendet war, hereingezogen werden; man ſuchte jene prophetiſchen Vorzeichen des Meſſias im alten Teſtamente auf; wie der Held des Evangeliums dort ſeine Vorverkündung hatte und ſeine Geſchlechtsahnen, ſo ſollte jede Begebenheit deſſelben auch dort ihr Vorbild haben, man verglich beides und erzählte und moraliſirte über beides erſt in Proſa, dann im Schauſpiel, in den Myſterien. So wie man hier den Hauptgegenſatz von Chriſtus in David, dem epiſchen Helden im Prophetiſch-Lyriſchen, gefunden hatte, war der Uebergang zur lyriſchen chriſtlichen Poeſie nothwendig, und daher füllten die Pſalmen in mehr als hundert Bearbeitungen die zweihundert Jahre aus, die verfloſſen, ſeitdem ſie anfingen die myſtiſchen Religionspoeſien zu verdrängen. Hier haben wir die ganze Geſchichte unſerer Poeſie in einer Nuß, denn die weltliche läßt ſich in einer bis ins kleinſte entſprechenden Parallele daneben ſtellen. Wir ſehen die Uebergänge des Epiſchen ins Didaktiſche, des Didactiſchen ins Allegoriſche, des Allegoriſchen ins Lyriſche, neben dem ſich zugleich die dramatiſche Form ſchüchtern anfing zu bilden. Seitdem die epiſche Form verloren und ſo lange die dramatiſche Form nur geahnt und nicht gefunden war, ſteht in der Mitte jener Zwittergattungen des Didaktiſchen und Lyriſchen die Allegorie als eine Miſchgattung, die alle Eigenſchaften des Didaktiſchen und Lyriſchen, und Alles was damit zuſammenhängt, Idylle, Satire und Elegie, das Maleriſche und Muſikaliſche, in ſich vereinigt, und die über dieſe Nebengattung weg eine einzige ungeheure Brücke bildet, zwiſchen Epos und Drama, und daher auch, an ihren Gränzen beſonders, ſelbſt epiſche und dramatiſche Elemente, Erzählung und Dialog, in ſich aufnimmt. Es iſt die große, geſtaltloſe Gattung, die in ganz Europa über den Zeiten dominirt, wo die Poeſie ſelbſt chaotiſch und geſtaltlos blieb und ſich zu den zwei einzigen ächten Formen nicht erheben konnte; in die Allegorie ſtrömte der verjüngende Samen des abſterbenden Epos über; über ihr brütete die reifende Zeit, und ſie durchging alle Stufen eines embryoniſchen Lebens, bis das Drama aus ihr ans Licht geboren ward. Keine Poetik hat je dieſer Gattung ihr Recht, ja nicht einmal eine einſichtige Erwähnung derſelben gethan; und dieß zwar,

Digitized by Google

weil nie die Dichtung historisch ist betrachtet worden. Und doch blieben, ohne daß man diese Gattung gehörig erkannte, tausend ungelöste Räthsel zurück. Am Ausgang des europäischen Volksepos liegt jene Comödie des Dante. Nie hat man dieß Werk zu rubriciren, nie den Titel zu erklären gewußt. Es ist das kanonische Werk, Eröffnung und Vollendung dieser ganzen Gattung. Es liegt an den Gränzen des Epos und ist darum von epischen Elementen voll, es liegt am fernsten vom Drama und deutet auf dieß ahnend mit dem Titel hin, keineswegs weder durch Wunder, noch durch Zufall, sondern weil der Wechsel der poetischen Farben, der Elegie, Satire, Idylle, des Epischen und Lyrischen und Didaktischen, weil die bunte Variation der Scenen mit nichts besser als einem Schauspiel verglichen werden konnte, grade wie wir früherhin zeigten, daß unsere geringen Allegorien in Deutschland die geringen Anfänge des Schauspiels enthielten, grade wie man die Allegorie des Venusbergs, des treuen Eckhart, eine Comödie nannte, und wie jener Volkspoet Vogel seine Comödien umgekehrt nach Art eines Venusbergs mit Schauwerk aufstutzen wollte. Auf der entgegengesetzten Gränzberührung der Allegorie mit dem Drama ist der Uebergang in den Mysterien von selbst klar. Die Zwischenzeit füllen in Europa jene Allegorien in Frankreich, jene allegorischen Idyllen und Romane, die berühmten Namen der Sannazar und Montemayor, der Sidney und Spenser aus, und was selbst in Italien in epischer Form auftrat, ward vielfach allegorisch gedeutet, oder behielt Elemente der Allegorie in sich. Dasselbe ist der Fall mit unsern ersten Epen, die in England und Deutschland aus dieser gestaltlosen Form herausrangen, in dieser Zeit, wo sich Philosophie und Religion, Kunst und Musik wieder selbständig losrangen aus dem unnatürlichen Vereine, in den sie hier gerathen waren. Brockes hatte auf ein solches kolossale Vereinigungswerk noch das Auge gerichtet, allein es ging nicht mehr; das Epos drängte zu mächtig hervor. Allein unsre beiden Werke von Milton und Klopstock geben wohl noch ihren Ursprung zu erkennen. Wie viel ganz ungeheuchelte Allegorie blieb nicht in Milton hängen! wie gingen nicht in Klopstock Visionen ein und Schildereien! wie haben beide die musikalischen, elegischen, idyllischen, lyrischen Elemente zusammengehäuft, und die ächt epischen nur mit Mühe und vereinzelt gefunden! Ja selbst der Kampf mit dem Drama ist, wenn nicht

in den Werken, ſo doch in den Dichtern zu finden. Milton ſoll von einem Singſpiel Andreini's (Adam) zu ſeinem Werke angeregt worden ſein; er wollte ſogar zuerſt eine Tragödie aus dem Falle des Menſchen machen, zu der ſich verſchiedene Plane und Bruchſtücke vorfanden. Klopſtock umgekehrt ging noch während der Verfertigung ſeines Epos zum Drama gleichſam über und ſchrieb ſeinen Adam. Dieß gleiche, aber umgekehrte Verhältniß rührt daher, weil dem Milton die Blüthe des Schauſpiels in England vorausgegangen war, auf Klopſtock aber erſt folgte. Wie nahe übrigens Milton der Gedanke zu einem Schauſpiel liegen mußte, folgte aus der fortdauernden Exiſtenz der Myſterien, mit denen das Thema ſo verwandt war. Denn das war ja die Quinteſſenz aller jener myſtiſchen Gleichungen, jenes große Verhältniß von Adam zu Chriſtus, von jenem vaterloſen Erdegebornen und dieſem vaterloſen Sohn der Jungfrau, die, beide unſterblich, ſterben mußten, der eine durch Sünde gezwungen, der andere um der Tugend willen aus freiem Antrieb, als Verderber und Erlöſer. Milton ſang den Fall des Menſchen in einer Zeit, wo ſich nach ſeinem Sinne im Politiſchen in ſeinem Vaterlande das große Schauſpiel der verlorenen Freiheit der Menſchheit wiederholte. Er ſagt es im 12. Geſange ſelbſt, daß der Abfall von Vernunft und Tugend den Menſchen auch äußerlich durch Tyrannen den Verluſt ihrer Freiheit bringt; gerechtes Urtheil und Fluch der Vorſehung bringe die innerlich Unfreien auch in politiſche Knechtſchaft; Tyrannei müſſe ſein, obwohl der Tyrann deshalb nicht zu entſchuldigen ſei. Er ſchrieb ſein Werk wenige Jahre, nachdem die Republik England aufgehört hatte zu ſein, deren Sache er ergeben war bis auf die Vertheidigung des Königmords. Man erkennt den Sohn einer rauhen Zeit, die nur ſtrenge Gerechtigkeit nach religiöſen Grundſätzen übt; das ganze Gedicht geht, wie es dem Thema gemäß iſt, von der Satzung aus: der gefallene Menſch iſt dem Untergang geweiht, „er muß mit ſeiner ganzen Nachkommenſchaft ſterben, Er muß muß ſterben oder die Gerechtigkeit.“ Und nach eben dieſem Grundſatze ſtimmte Milton in der Wirklichkeit für jenen Act einer finſteren Gerechtigkeit, die an Carl I. die Erbſünde der Könige unerbittlich ſtrafte. Ein ſolcher Mann konnte den Fall der Menſchheit ſingen, aber nicht ihre Erlöſung. Er verſuchte es, es iſt aber nur Eine Stimme, daß das wieder erlangte Paradies ein mißglücktes Werk

ist. Die Entwicklung der Ideen stemmte sich in der Zeit; der strenge gereizte Puritaner konnte nicht das Wort und den Geist der Barmherzigkeit, der Versöhnung, der Toleranz fassen, aber das weiche und sanfte Jahrhundert in Deutschland faßte ihn, Klopstock faßte ihn, dem die Thräne der Erbarmung immer näher lag, als der Ernst des Gerichts, der den gefallenen Abbadonna in seinem Gedichte rettete, der nur die elegische und versöhnende Todesstunde Adams, nicht seinen Fall besingen konnte, der, nicht minder empfänglich für menschliche und bürgerliche Freiheit als Milton, doch vor dem ähnlichen Acte jener Vergeltung der Erbsünde in Frankreich mit ganz Deutschland zusammenschauderte. Der sang das Werk der Erlösung, nachdem die religiösen Verfolgungen lange aufgehört hatten und ein Geist der Milde und Versöhnung über der Welt wehte, und in unserm Vaterlande besonders. Das Christenthum hatte das Dogma von der Gnade und Vergebung gebracht; bis sich aber der göttliche Begriff in den menschlichen Dingen verwirklicht hatte, brauchte es fast zwei Jahrtausende. Das alte Testament, die ganze alte Geschichte kennt den Begriff der Begnadigung und Billigkeit eigentlich gar nicht. Was der Grieche in seinem kräftigen männlichen Gebete: gib mir was mir gebührt (δος μοι τα ὀφειλομενα) ausdrückt, unterscheidet ihn von dem weiblichen Christengebet: vergib uns unsere Schuld eben so, wie seine ganze Rechtsordnung, in der keine Obrigkeit einen Richterspruch mildern und Billigkeit vor Recht walten lassen konnte, von unserer christlichen. Das Alterthum hatte entschuldigte Sünden, die auch kein moralisches Urtheil verdammte, denn „wo kein Gesetz ist, da ist keine Sünde", das Christenthum aber statuirte keine Schwächen, die eben dadurch entschuldigt wären, weil sie keine menschliche Anstrengung in uns tilgen kann[58]); sie waren Erbsünden und keine Werke konnten ohne die Gnade (ohne Begnadigung und Vergebung, ohne Billigkeit und Nachsicht) sie verwischen. So sollten denn auch solche Verbrechen, an denen die Schwäche der menschlichen Natur ihren Antheil äußert, menschlich nicht mehr nach ganzer Strenge bestraft worden. Allein dieses Begnadigungsrecht ist im ganzen Mittelalter nur selten geübt worden, die menschliche Natur erwies sich mächtiger als

58) Denn jeder Mensch hat seine Schwächen,
Die Gnade nur, nicht Kraft kann überwinden. Shakspeare.

die chriſtliche Lehre. Die Reformation erneute dieſe Ideen der Milde, auch nach ihr aber drängte Krieg und Intoleranz ſie in ſolchen Zeiten, wie die republikaniſchen in England und der 30jähr. Krieg in Deutſchland waren, natürlich zurück. Aber das vorige Jahrhundert machte dieſe Chriſtenrechte zugleich mit den Menſchenrechten in ganz Europa geltend, und dazu half freilich die Philoſophie ihr gutes Theil mit. Vor und um und nach Klopſtock arbeiteten Voltaire und wie viele Andere nach der Beachtung jener Rechte hin, und Toleranz und Humanität ward die Loſung des Jahrhunderts. In dieſer Zeit ſteht das Werk Klopſtocks von Erlöſung und Befreiung des gedrückten Menſchen als ein großes Symbol. Er vollendete das Werk des Milton, beide zuſammen geben in der proteſtantiſchen Kirche, einfach epiſch geſtaltet, den Kern der chriſtlichen Mythologie, den Verhalt der Erlöſung zur Schöpfung, der innern geiſtigen Erhebung zu dem phyſiſchen Zwang der Natur, gereinigt von all dem Beiwerk, das der Katholicismus hinzuthat, in jener einfachen Größe und Würde, die dem Chriſtenthum gemäß iſt, und die dieſe beiden Dichtungswerke bei all ihren Fehlern zu weit würdigeren Repräſentanten chriſtlicher Poeſie macht, als das geſammte, form- und bedeutungslos gebliebene Legendenweſen der mittleren Zeiten. In dem durch die Reformation erneuten Chriſtenthume nehmen dieſe beiden Werke völlig dieſelbe Stellung ein, wie die des Cädmon und Otfried in der Zeit der erſten Verbreitung des Chriſtenthums, und beide Gedichte verrathen auch an einzelnen polemiſchen Stellen gegen den Papismus ihren ausſchließend proteſtantiſchen Charakter, und konnten nur oberflächlich in katholiſche Gegenden eindringen. Im großen und engen Bunde liegen ſie, durch ein Jahrhundert getrennt zwar, doch dicht beiſammen, und es wird nun nicht mehr ſo kühn und willkührlich erſcheinen, wenn wir im erſten Bande zwiſchen den bedeutenderen Dichtungen verſchiedner Zeiten und Völker eine Ideenverbindung vermutheten, denn was ſich dort nur vermuthen ließ, das läßt ſich hier in den helleren Zeiten erweiſen.

Dieſe tiefen Beziehungen der Meſſiade zu der Geſchichte der europäiſchen Literatur erklären uns alſo den ſtillen Beifall der unſichtbaren poetiſchen Kirche hinlänglich. Dergleichen Bezüge finden ſich nie bei bedeutungsloſen Männern; ſie ſind es, die jedem, bei dem ſie ſich finden, in der Geſchichte der Welt eine Stelle geben.

Digitized by Google

Sie setzen immer das engste Verhältniß zwischen der Bildung des Individuums und der seiner Zeit voraus, was eine viel wahrere Größe in sich begreift, als jener oratorische Ruhm, seinem Zeitalter um Jahrhunderte vorgeeilt zu sein. Denn dieser Ruhm bedeutet eigentlich in der Wirklichkeit nichts, oder er muß gerade solchen Männern zugetheilt werden, die die Bildungsstufe ihrer Zeit, eben weil sie ihre ächten Söhne sind, in sich abschließen und zur Reife bringen. Gerade durch diesen Abschluß des früheren sind sie zugleich Anfang des Neueren, das sich durch Jahrhunderte fortziehen kann. Wie Klopstock die Eigenthümlichkeiten der älteren Dichtung und die Ideen der Zeit, die er vorfand, in sich vereinte, haben wir oben gezeigt: die Geschichte der Folgezeit wird uns jeden Augenblick in den verschiedensten Gebieten auf ihn zurückführen, wo er anregte, Ziele zeigte und Wege gebahnt hat. Wie friedlich er selbst war und wie sehr er der friedlichen Zeit unserer Dichtung angehörte, doch hat die folgende Revolutionsperiode fast keine Richtung zu zeigen, in die nicht Klopstock hingewiesen hätte. Auch galt er den stürmischen Genies dieser späteren Zeit als ihr Verkündiger, und er hat auch wirklich diese Begriffe von regelloser Naturdichtung, von Genialität und Originalität neben Lessing zuerst wie einen zündenden Blitz unter die Jugend geworfen. Würdet ihr Satzungen dem geweihten Dichter auf, fragte er die Aesthetiker? dem Künstler ward doch kein Gesetz gegeben, wie es dem Gerechten nicht ward! Wißt, die Natur schrieb es ihm in sein Herz, und er kennt es, ihr Thoren, und sich selbst streng übt er es aus. Kommt zu dem Gipfel, wo ihr gleich im Antritt, wenn ihr zu gehen versuchtet, schon sinken würdet. So galt seine Gelehrtenrepublik selbst Göthen für die beste Poetik, und diese Ansicht sprach sich in seinem Jugendkreise herum und hielt sich gegen mannichfaltige Anfechtungen. So pflanzte er zuerst die Liebe zur Volkspoesie, und Herder konnte bei ihm lernen, fremder Zeiten Sinnesart zu errathen und nachahmend zu treffen, und gegentheils lehnen sich die Grácisten wie Ramler wieder eben so entschieden an ihn an; die kriegerischen Barden sind von ihm ausgegangen und die friedlichen Idyllendichter; die Verächter der Franzosen und die Verehrer der Engländer hatten an ihm Stützen; wer sich mit Hagedorn und Horaz an einem Weinliede erlaben wollte, konnte ihn aufschlagen, und der, dem mit Young eine mitleidige Menschen-

thräne lieber war als das Firmament und die Sterne, dem pflichtete er bei. Wer in dem weiten Gebiete unserer Dichtung vor Schiller den Durst nach Vaterland und Freiheit zu stillen sucht, der findet nur bei ihm eine Stelle, wo er sich rastend erquicke. Ueber die ganze Dichtung des Jahrhunderts weg reichte er, selbst unwillig, seine Hand den Romantikern, er hat die ganze dänisch-deutsche Dichtung, die mit diesen so eng zusammenhängt, angeregt. Der protestantische Dichter sah seinen Lieblingsjünger katholisch werden und konnte ihm nicht zu sehr zürnen, der vaterländische Barde sah die deutsche Jugend sich bis in beide Hispanien und Indien verirren, und er mußte es fühlen, daß er zu beidem ein entfernter Anlaß war. Denn eben das, was die Romantik charakterisirt, das hatte Klopstock ganz entschieden, daß er die Poesie nämlich ins Leben und das Leben in die Dichtung trug. Mit eben diesem Zuge hat er durch seine Persönlichkeit den Wirkungen seiner Dichtung noch einen desto größern Nachdruck gegeben. Der religiöse Dichter durfte nichts anders in der Wirklichkeit sein wollen, als er in der Poesie war; der durch Lehren auf Moralität und Frömmigkeit wirken wollte, mußte es mit seinem Beispiele ebenso. So verlangten ihn daher die Schweizer mehr blos seinem epischen Gedichte gleich, während er zugleich seinem lyrischen glich; so lebte er in seinem Familien- und Freundekreise in Copenhagen oder in Hamburg ein ganz poetisches Leben. Die Schriften und Briefe seiner Meta sind hierfür das sprechendste Denkmal. Sie fühlte sich in holder Freude die allerglücklichste Frau, daß sie ihm beim Messias helfen, daß sie beten durfte, während er daran schrieb, daß sie mit ihm reden konnte, wohin sich ihre kleinen Frauenzimmerlichkeiten gewagt hätten, vom Colorit der Wissenschaften, vom Geschmack, und was über alles geht — von Empfindungen! Die verliebtesten Gedanken gehen mit den heiligsten sehr gut zusammen; sie streiten sich unter einander, wer den anderen, aber auch wer Gott am meisten liebt. In ihrem Familienkreise und auch in anderen war das Schicksal des Abbadonna eine allgemeine Angelegenheit; unter dem Präsidium von Sack in Magdeburg decretirte man synodalisch seine Erlösung, die Züricher Gesellschaft supplicirte für ihn; im 9ten Gesang, schreibt Meta ihrer Schwester, kommt Abbadonna sehr wieder vor! Sie lebten nicht nur das Leben der Richardsonschen Romane, und Meta hieß Clary bei

dem Manne ihres Herzens, den ihre ganze Familie wie ein Wunder verehrte, sondern sie setzt sich auch mit Richardson in Correspondenz, und schreibt ihm in seinem eignen Style. Die Unmittelbarkeit dieser Schreibart, die ihre Schwester Schmidt noch mehr besitzt, ihre Liebe für Klopstock aus seinen Werken, noch ehe sie ihn kannte, und ihre Erklärungen an Richardson, daß, wenn sie in England sei, sie nicht auf die kalte Ceremonie der Einführung bei ihm warten würde, dieß und die ganze Färbung ihres Wesens erinnert etwas an Bettina, und von ihrer Seite also wie von Klopstock's berührt sich ihre Sinnes- und Lebensart mit der der späteren Romantiker, zwischen welchen beiden Kreisen die Stolberge mitten inne stehen. Auch mit Young knüpften sie noch Verbindungen an und Klopstock wünschte sich, daß jener, wenn er stürbe, sein Genius sei. Dieser poetische Anstrich des Lebens pflanzte sich auf seine Freunde über, besonders in Niedersachsen, dessen Poesie bei ihm ihren höchsten Flor erreicht. Die im Harz, in Halberstadt, in Braunschweig Zerstreuten hatten eine Art Mittelpunkt in Gleim, und dieser, wie oft er auch unzufrieden mit Klopstock war, schwärmte doch in Freud und in Andacht mit, enthusiasmirte sich über die Hermannschlacht, und über den Messias, und Klopstocks Mutter kam ihm wie die des Messias vor. Wie die Göttinger Jugend der 70er Jahre für ihn schwärmte, werden wir unten genauer hören; dem Christian Stolberg war er, „um wenig zu sagen, der größte Dichter der neueren Zeit." Und die Liebe, die er in Hamburg, in Holstein, in Copenhagen sammelte, das gesegnete Andenken, in dem er da lange stand und noch steht, war wahrlich mehr werth, als die persönlichen Auszeichnungen bei seinem Leben und die vollen königlichen Ehren, mit denen er begraben wurde. Man muß die Pietät der nordischen Familienbande kennen, um sich einen Begriff von der Wärme und Energie zu machen, mit der seine Freunde an ihm hingen. Bei diesen persönlichen Verhältnissen gilt übrigens völlig, was bei seinen Gedichten zu erinnern ist. Die Meinung ist durchaus trefflich, die Wirkung nicht so. Eine Zeit lang war die Aussicht da, als ob Klopstock, auch selbst mit seinem Messias, ein ganz volksthümlicher Dichter werden sollte; die erste Begeisterung ließ es ganz erwarten. Sobald sich aber der Widerspruch der Geistlichen und der Laien, der Nüchternen und selbst der Enthusiasten (in der Schweiz z. B.) erhob, zog

sich Klopstock, unter inneren Vorgängen, die den Göthischen nicht unähnlich sind, in sich zurück und vergaß seine Pflichten für die Nation über dem isolirten christlichen Standpunkt, den er einnahm, seine populare Stellung über seiner familiären, seinen Ruhm über seiner Seligkeit. Er ging mit den allgemeinen Forderungen und Bildungen der Zeit nicht mehr fort, und die unter seinen Verehrern, welche diesen Entwickelungen folgten, wie Voß und Niebuhr, wandten sich theilweise von ihm ab, beklagten die Beschränkung seines Ideenkreises, die Genußsucht, den Frieden, die Trägheit, der er sich hingab. Nicht allein die Freigeister, wie Clodius meint, sondern auch eben diese Männer, die noch dazu voll Anerkennung waren, warfen Klopstock mit Recht vor, daß er der Urheber weichlicher Empfindelei wurde, daß er das „griechische Gefühl der gesunden Natur" verdrängt habe; die ganz eigentlich seine nächsten Freunde waren, die C. F. Cramer, Schönborn, Stolberg kamen durchaus krankhaft aus seiner Schule, und in der Ferne klammerten sich die Krankhaften, die Lavater, die Schubart u. A. an ihn an. Daher hat Schiller so vortrefflich gewarnt, daß kein Dichter sich weniger zum Lebensbegleiter eigne, als er, der unaufhörlich den Geist unter die Waffen rufe; und es sei ihm bange um den Kopf, der sich den Messias zum Lieblingsbuche mache, der nur in exaltirten Stimmungen des Gemüths gesucht werden könne, leicht ein Abgott der Jugend werde, die sich im Unendlichen gern ergeht, und dessen gefährliche Wirkungen man hinlänglich in Deutschland erfahren habe. Niebuhr ferner fand, es sei in Klopstock etwas Mädchenhaftes gewesen, nicht nur in dem schönen Sinne makelloser Unschuld, sondern auch in dem, der für den Mann nicht paßt. Daher kam's, daß er so frauenbedürftig ward, daß er sentimentale weibliche Lesezirkel gründete, über die Lessing in den Briefen an seine Braut spottete, und daß die Frauen seiner Umgebung, gelehrig wie sie waren, jene schnelle Bildung annahmen, die Niebuhr befremdete. Charakterisirend wie diese weibliche Umgebung ist auch die adlige. Auch dieß hängt mit Klopstocks Persönlichkeit genau zusammen. Er hatte, wie Göthe sagt, von Jugend auf großen Werth auf sich gelegt, er befliß sich der größten Reinigkeit, und die Würde seines dichterischen Stoffes erhöhte ihm das Gefühl seiner Persönlichkeit; gefaßtes Betragen, abgemeßne Rede und Laconismus gaben ihm ein diplomatisches Ansehn, und

es ist ein epochemachendes Faktum, daß er der erste Dichter war, der sich „eigene Verhältnisse schuf und den Grund zu einer unabhängigen Würde legte.“ Anfangs ein Volksmann, dann ein Hofdichter ward Klopstock zuletzt der Mittelpunkt eines aristokratischen Kreises. In seiner nächsten Nähe sehen wir die Bernstorff und Schimmelmann, die Schönborn und Moltke, die Stolberg und Holk und wie sie alle heißen. Der ganze Kreis um Klopstock und seine fromme Dichtung her macht einen ähnlichen oligarchischen Eindruck, wie wir es oben von den Pietisten in Halle sagten. Der Dichter der Würde fing je länger je mehr an von dem Publikum wie vom Pöbel zu reden, oder jenen ehrwürdigen Namen nur den Kennern zu geben. Eben der Mann, der so bewunderungsvoll von der volksthümlichen, unhöfischen Pflege unserer Dichtung sprach, bemühte sich später so eifrig um die Wiener Academie, und dachte wohl darin Dictator zu werden. In eben diesem dictatorischen Sinne suchte er einmal untereinander zusammenhängende Lesezirkel in allen Hauptstädten zu gründen, ein Project, das uns eine Correspondenz mit Thielemann näher eröffnet haben würde, wenn dieser nicht ein ausdrückliches Verbot der Bekanntmachung wäre beigefügt gewesen. Mit diesen Gesinnungen hängt die ganze Tendenz und der ganze Ton seiner späteren Werke eng zusammen, die ihn der Nation immer mehr entfremdeten, und nichts war daher übler angebracht, als wenn man uns zumuthete, im Messias unsre deutsche Nationalepopöe, in ihrem Verfasser unsern ächten Volksdichter zu erkennen.

5. Christliche Dichtung nach Klopstock.

Die Erscheinung der drei ersten Gesänge des Messias (1748) fiel mitten in die Zeit der größten Aufregung zwischen Gottsched und den Zürichern. Sie waren für die letzteren eine gewonnene Hauptschlacht, nach der die Anstrengungen der Sachsen krampfhafter aber stets schwächer und zuletzt verächtlich wurden. Klopstock gründete durch sein Auftreten ein allgemeines und enges Bündniß zwischen der Schweiz und Niederdeutschland, wo sein Anhang an Zahl und Begeisterung wetteiferte, er zog außerdem Copenhagen, Halberstadt, Berlin und selbst Wien in sein Interesse, und

dieß war mehr als genug, Gottscheds Ligue zwischen Sachsen, Schlesien und Preußen zu sprengen. Wie vielen Einfluß die Schweizer auf Klopstock gehabt haben, wie natürlich es war, wenn sie ihn als ihr Werk betrachteten, und wie es ihnen schmeicheln mußte, daß dieser bewunderte Jüngling sich ihnen ganz hinzugeben schien, dieß geht aus Klopstocks Briefen an Bodmer deutlich genug hervor, die seit 1748 geschrieben sind[59]). Er nähert sich ihm gleich mit jener Mischung von Zutraulichkeit und Ernst, die schon dem Knaben eigen war, mit jener Freundeswärme, die im überlegenen Menschen so gewinnend ist, die nachher den Zauber um ihn breitete, der seine jugendlichen Freunde so sehr enthusiasmirte. Er gesteht ihm, daß er seine kritischen Schriften verschlungen habe noch als junger Mensch; Bodmers Milton (denn er las damals noch nicht englisch) mußte erst das Feuer in ihm aufregen, das Homer nicht konnte; das Bild des Epikers, das Bodmer in seinen kritischen Lobgedichten entworfen, ergriff ihn und weckte jenen neidischen Ehrgeiz in ihm; denn ihm schien das Epos über alle übrigen Dichtungsarten erhaben zu sein wie die Erde über ihre Theile. Mit diesem literarischen Bekenntniß legt er Bodmern zugleich sein Herzensbekenntniß, seine Liebe zu Fanny vor; er wollte nicht allein seine dichterische Stellung, sondern auch eine amtliche und auch eine Geliebte und Frau seinem Bodmer verdanken, und wirklich legte dieser sein Fürwort in einem Briefe an Fanny für ihn ein. Die Züricher luden ihn zu sich nnd er kam auch 1750 mit Sulzer und Schultheß dahin. Bodmer täuschte sich in seiner Persönlichkeit etwas, aber dieß konnte nicht die Verbindung stören, und noch weniger das Feuer löschen, das sein Messias bereits in der Schweiz entzündet hatte. Was wir oben von dem Charakter der Schweizer-Zustände und Literatur im Allgemeinen gesagt haben, macht mit der ganzen Stimmung der Zeit begreiflich, daß hier die facultas lacrimatoria (wie sie Füßli nannte) und die patriarchalische Salbung am tiefsten eingreifen mußte. Bodmer setzte Tscharner in Bewegung, den Messias ins Französische zu übersetzen, und Meiern in Halle, ihn zu beurtheilen: (der Messias 1749), er selbst schrieb Empfehlungen, Auszüge und Abhandlungen und fing an, den

---

59) Gedruckt in der Isis 1805.

Plan seiner Noachide hervorzusuchen. Was Milton dem Klopstock war, sollte dieser wieder für ihn werden; der verständige Mann, der kaum kritische Gedichte bisher zu schreiben gewagt, fühlte sich plötzlich von der seraphischen Muse begeistert. Um dieß zu begreifen, muß man auch hier die moralischen Einflüsse nicht vergessen. Klopstock ergriff die jüngeren Gemüther mit einer unwiderstehlichen Anziehungskraft; der zwar 50jährige Bodmer ließ sich jugendlich mitreißen, und ihm war nachher der enthusiastische Wieland persönlich lieber als ihm Klopstock war. Um die Stimmung in diesem Kreise zu bezeichnen, wähle ich eine Stelle aus Briefen von J. G. Heß, Pfarrer zu Altstetten bei Zürich, der gleich 1749 in Zufälligen Gedanken über den Messias eben so empfindungsvoll diese Erscheinung begrüßte, als Meier trocken und verständig gethan hatte[60]). Er schreibt an Bodmer, er müsse ihm Klopstocks Freundschaft verschaffen; entweder sei die platonische Liebe eine Chimäre, oder er habe so rechtmäßige Ansprüche an diese Freundschaft, wie Klopstock an die Liebe seiner Fanny, denn er sei in alle seine edlen Gemüthseigenschaften und Tugenden beinahe so schmerzlich verliebt, als Er in seine Freundin. Wenn er ihn nicht zum Freunde annehmen wolle, so werde er (der sich bisher nur in Lohensteinischer schwerfälliger Poesie versucht hatte) noch lernen, zärtliche Oden zu machen, und darin so kläglich thun, daß sich die ganze Nachwelt für sein freundschaftliches Herz ebenso wie für seine Liebe interessiren müsse. Bald darauf schreibt Heß an Klopstock selbst tändelnde Briefe, in denen er die Rolle des Liebhabers zu Klopstocks Tochter (der Messiade) spielt. Mit der scrupulosesten Gewissenhaftigkeit las man hier und bedachte sich jede Zeile in diesem Werke, damit ja Alles vollkommen sei, damit kein Orthodoxer und kein Ketzer, kein Kritiker und kein Poet etwas zu tadlen haben sollte. Die nüchternen Heidegger, Waser und Künzli hatten ihre religiösen und kritischen Bedenken bei der Sache, sie wagten es aber kaum in Antimessianischen Briefen (1749) unter der Maske von Landpredigern anonym aufzutreten, um es nicht mit Heß und Bodmer zu verderben. Dieser begann nun sich in Young und das

60) Von ihm hat Lessing sehr schön gesagt:

Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne selbst erhellet,
und Klopstock, der schon stand, von neuem aufgestellet.

alte Teſtament zu begraben und theilte ſchon 1749 ſeinen Freunden Proben der Noachide mit, er fühlte den Geiſt auf ſich gekommen und wollte als ein treuer Jünger mit neuen Wundern die Wunder ſeines Meiſters bethätigen. Hätten Klopſtock und Hagedorn gewußt, was ſie thaten, ſie würden ihm ſeine Probeſtücke nicht ſo gelobt haben, wie vorſichtig ſie es übrigens ſchon thaten; vielleicht aber würde es auch nichts geholfen haben, wenn ſie ihn in Schranken zu halten verſucht hätten, denn er hatte ſeinen Wieland zur Seite, der ſeinen edlen kühnen Schwung bewunderte und nichts tadelte, als daß ſeine Epen zu klein wären. So erſchien denn 1752 der Noah in 12 Geſängen, der Hauptvertreter ſeiner ſionitiſchen Geſänge, die kleine Erlöſung des Menſchengeſchlechts, in Klopſtocks Verſen, Malereien, Empfindungen, aber ganz proſaiſchem Gange; und die Wieland und Sulzer empfahlen ihn der Welt als einen Nebenbuhler des Meſſias. Binnen weniger Jahre erſchien ſeine Sündfluth, ſein Jacob und Joſeph, Rachel, Joſeph und Zulika, Jacobs Wiederkunft, Dina und Sichem; noch ehe Klopſtocks Adam kam, ging er ſchon 1754 in ſeinem Joſeph zum Drama über, und ſchrieb eine unüberſehliche Reihe patriarchaliſcher, weltlicher, antikiſirender, polemiſcher, politiſcher Stücke, indem er ſich, ähnlich wie Gleim und Nicolai, verdorben durch ſein Protectorat über jüngere Leute und ſeinen bisherigen kritiſchen Ruhm, auf eine importune Art in alle Dinge miſchte und über alle Dinge wegſetzte. Niemand würde begreifen, wie er in ſo ſpäten Jahren plötzlich zu einer ſo großen Productionskraft kam, wenn man nicht wüßte, daß er über das ſchriftſtelleriſche Eigenthum die lockerſten Begriffe hatte, daß er gleich einer Elſter ſtahl, wie Wieland von ihm ſagte, und wirklich auf eine ganz unſchickliche Art ſich Alles aneignete, was ihm nur irgendwo in fremden Dichtern gefiel. Was Gellert von ſich ſelbſt ſagte, daß er ſich gern wiederhole, was ſogar von einem Voltaire und Wieland zu ſagen iſt, das gilt von Bodmer im höchſten Grade: er ſchreibt ſich aus, er dichtet aus der Memorie, er wiederkäuet nur. Ganz lernte er von Klopſtock, was früher nie ſeine Eigenſchaft war, ſich für Alles zu enthuſiasmiren, von allem die poetiſche Seite zu faſſen, keine literariſchen und politiſchen Begebenheiten vorüberzulaſſen, ohne ſich irgendwie an ihnen verſucht zu haben; er machte den Gang der ſchweizer Literatur von dem harten Haller zu dem weichen Geßner

und zu dem exaltirten Lavater ganz mit. In aller Hinsicht steigerte er mit seinen Kräften Dünkel und Eigensinn, und übrigens auch Ansicht und Gesinnung. Er, der noch 1760 dem Dichter nicht gestatten wollte, seine poetischen Empfindungen wirklich zu empfinden, verlangte gegen das Ende seines Lebens, daß die Gesinnungen der großen Personen seiner politischen Dramen den Lebenden eigen sein sollten, und behauptete, der müsse schlecht sein, dem sie nichts als Poesie wären. Er, der so viel Ehrfurcht für Klopstocks Poesien gehabt, war bald kühn genug, ihn über seine Charaktere aus dem alten Testamente mit entgegengesetzten Stücken zu tadeln, er setzte sich gegen Lessings Fabeln, maßte sich an, dessen Philotas, und Gerstenbergs Ugolino, und Weiße's Romeo und Julie und Gellerts Yariko zu meistern, und kämpfte mit seinem Schüler Wieland gegen die leichtsinnige Poesie der Grazien. Unglücklicherweise gab Klopstock selbst einigen Anlaß, namentlich zu dem patriarchalischen Eifer seiner Freunde. Er zögerte mit seinem Messias so lange, daß die frommen Enthusiasten die langen Lücken auszufüllen strebten; er gab mit seinen Dramen und seinen geistlichen Liedern inzwischen zwei neue Gattungen an, zu denen sich wieder Andere hinzudrängten, und seine geistlichen Dramen waren leider so schwach, daß auch ein dürftiges Ingenium daneben zu bestehen hoffen durfte. Von seinem Tod Adams (1757) hat man mit allem Recht gesagt, daß des Dichters Name das Werk, nicht das Werk den Dichter ziere; es ist so dünn an Gehalt, daß es selbst dem misfallen müßte, der am Weinerlichen und Rührenden sich sehr erfreute, und hat übrigens dadurch Bedeutung, daß es als ein tragisches Idyll Geßnern ganz unmittelbar angeregt hat. Klopstocks Salomo (1764) und David (1772) ferner haben verdientem Spotte nicht entgehen können, obgleich er selbst sich nicht wenig darauf einbildete und vielleicht einen Wettstreit mit Sophokles in Absicht hatte. Von dem ersteren sagt Abbt, es ginge in diesem Stücke Alles darauf hinaus, ob der reformirte Hofprediger oder der katholische Caplan Sonntags bei Hofe speisen sollte; darüber sei der alte Nathan in seinem Hause eine Zeitlang eingesperrt, darüber murre der Nachmittagsprediger Chalcol, und dieß sei der Knoten, der sich zum Vortheil Nathans entwickelt. Er erwartete auf dieses Werk ein Mandel Trauerspiele über alle Könige in Juda und Israel, und er hatte ganz Recht; wie bei dem Messias

mit Epen geſchah, ſo folgten auf dieſe Dramen noch in den 70er und 80er Jahren eine Unzahl von geiſtlichen Stücken und Opern von C. v. Stolberg, Conz, Niemeyer u. A., von denen vielleicht der einzige Joſeph und ſeine Brüder als ein Zeugniß auf unſere Tage gekommen iſt. Ich erwähne anticipirend dieſe ſpäteren Erſcheinungen, die ohnehin nicht Bedeutung für die Geſchichte haben, um zu zeigen, wie natürlich es war, daß, wenn noch in jenen ſpäteren Zeiten von weit anderen Intereſſen und Richtungen Klopſtocks geringere Werke ſo viele Nachfolger nach ſich ziehen konnten, ſein Meſſias dieſe Wirkung auf die Bodmer nothwendig ausüben mußte, wo kein getheiltes Intereſſe noch da war, wo Alles ſich auf dieſes blendende Erzeugniß warf, wo die Stimmung für ähnliches in den Gemüthern außerordentlich erregt war. Man hat daher Unrecht gethan, wenn man dem armen Bodmer allein es verargte, daß er ſich von dem Geiſte der Zeit ſo überwältigen ließ. Bisher hatte die Frömmigkeit keine poetiſche Stimme geſucht; als dieß jetzt Bedürfniß ward, ſo kamen, unabhängig von einander, die verſchiedenſten Männer auf die Dichtung von Cantaten, Oratorien und Epen, wie wir oben ſahen, und ſo verfielen ungefähr zu Einer Zeit in den 50er Jahren Bodmer, Klopſtock und der Dr. L. Fr. Hudemann (damals in Hamburg) auf Racine's Athalia, und eiferten in geiſtlichen Stücken nach. Und worin wären ſo viele andere Patriarchaden der 50er und 60er Jahre von z. Th. namhaften Männern beſſer als der Noah? Moſers Daniel z. B. eine ſo mechaniſche Arbeit ohne Werth und Würde, ſo hochtrabend und gemein, ſo ganz als ob es eine Nachahmung der ſchweizeriſchen Nachahmungen ſei? Oder der Verſuch Zachariä's von einer (unvollendeten) Schöpfung der Hölle, über die die Literaturbriefe ganz vortrefflich jene Stelle aus Klopſtock, die der Autor als Motto vorſetzte, als Urtheil gebrauchten: In drei erſchrecklichen Nächten ſchuf er ſie, und wandte von ihr ſein Antlitz auf ewig! War nicht die Verkehrung Bodmers zum Poeten ein weit geringeres Zeichen der Zeit, als des jungen Wielands Bekehrung zum Seraphiker? der bald nach Klopſtock zu Bodmer kam, in deſſen Haus ſich zu großen Entwürfen ſtimmte, dem Noah nachrühmte, er habe ſeinen ſchwankenden Charakter gefeſtigt, und der nun anfing, die Rowe, das große weibliche Ideal des Klopſtockſchen Kreiſes, in Briefen der Verſtorbenen (1753) nachzuahmen und die patriarchi-

schen Epiker im geprüften Abraham; und der seinen Bodmer dem Ezechiel verglich, „der die Gesichte Gottes, und den Vertrauten des hohen Eloa die begeisternden Schwingen über ihn breiten, und ihm die Harfe reichen sah, die das Herz des Menschen mächtig erschüttert, und auf die selbst die Sphären horchen.“

Bodmer blieb unter so vielen Mitschuldigen der Hauptangeklagte, weil sich natürlich gegen ihn die Waffen der erbitterten Leipziger am heftigsten kehrten; die Nemesis erreichte ihn hier, aber sie riß auch freilich seine Gegner zugleich mit in ihr tiefstes Verderben. Wenn die Gottschedianer nur ein bischen Witz und Geschmack gehabt hätten, so war ihnen hier Gelegenheit gegeben, ihre bisherige Schmach glänzend zu rächen, denn vieles Treffende ließ sich an diesen Patriarchaden aussetzen und geißeln; auch haben sie manches Gute dagegen bemerkt, nur verunzierten sie es mit so vielem Lächerlichen und Verkehrten, was Leidenschaft und Ungeschmack eingab, daß sie sich nur noch mehr prostituirten, als sie bisher gethan hatten, und so ihr letztes Ansehen selbst bei ihren besten Freunden verloren. So erklärte sich Triller in der Vorrede zu einem Bande seiner Gedichte gegen diese neuen Heldengedichte, und in jedem Satze liegt etwas Wahres und etwas Lächerliches und Prosaisches in komischer Mischung beisammen. Es herrsche darin, sagt er, ein ungestümes Lärmen zum Trotze aller gesunden Vernunft, eine Beleidigung des Wohlklangs. Schöpfrisch dichten sei ein strafbarer unchristlicher Ausdruck. Diese Gedichte würden verschwinden, so bald das jetzt allgemeine Sinnenfieber nachgelassen habe. Er würde dieß Urtheil nicht gesagt haben, hätten es ihm nicht vornehme Standespersonen anbefohlen! er danke Gott, daß er nicht von der Dichtkunst leben müsse, sondern weit rühmlicher etwas anders und nützlicheres gelernt habe. Wie überwiegt hier die kleinliche und gemeine Gesinnung das Wahre in den Ausstellungen! und wie durfte der die „knarrenden und knasternden Verse schwülstiger Poetaster und ihr gemaltes Feuer“ tadeln, der ganz gutmüthig „ein gereimte Prosa besser und angenehmer findet, als eine im doppelten Verstande ungereimte, dunkle Ligata, oder Contorta und Coacta“? wie mochte Gottsched jemanden gegen Klopstock stellen[61]), der das belagerte Wittenberg, und den Prinzenraub nnd

61) Daher hatten denn die Schweizer auch hier gewonnene Sache und reiches

den Wurmſamen ſchrieb! Das letzte (1751) iſt ein ſatiriſches Heldengedicht gegen den Meſſias, worin beſungen wird, wie ein Seraph aus den Wüſten der Scythen, bei den Sihim und Orim geboren, wo Kobolde und Rohrdommeln ſich von Wind und Nebel nähren, den Wurmſamen ausſtreut, aus dem die neuen epiſchen Gedichte aufwuchſen. Aber was ſollte dieſer Witz in den Händen eines Mannes, der über die neuen Worthecker ſpottete und über Beleidigung des Wohlklanges klagte, und hier ſo elende Verſe machte[62]), daß ſie nur mit denen des berüchtigten Nimrod von Naumann zu vergleichen ſind, den die patriarchiſchen Dichter ſelbſt desavouirten! Ganz in dieſer Art läßt ſich Gottſched ſelbſt vernehmen! Nur weil man es von ihm verlangte, gab er (1752) im Neueſten ſein beſcheidnes Gutachten über die chriſtlichen Epopöen, womit er nur die Dichtung ſolcher Gegenſtände meint; denn wie weitläufig und detaillirt er oft vom Meſſias u. A. ſpricht, ſo behauptet er doch wiederholt ſehr verächtlich, daß in Leipzig kein Gelehrter ſei, der ſich nur zu Einem Geſang im Meſſias zwingen könne, oder der deſſen Nachahmer nur eines Blickes würdige. Hätte er ſich begnügt, die Uebertreibungen dieſer geiſtlichen Dichtung zu rügen, das Fehlerhafte dieſer abſtracten Poeſien zu zeigen, meinethalben auch auf den möglichen Schaden in der Kirche aufmerkſam zu machen, und übrigens anzuerkennen, was anzuerkennen war, ſo hätte er viel Beherzigenswerthes ſagen können. Aber was

---

Feld zum Witz. Bekannt iſt Bodmers Epigramm auf dieſe elenden Machwerke:

Triller: Was ſagen Sie, mein Gönner, zu Meſſia?
Gottſched. Jeſu Maria!
Tr. Und großer Mann, was ſagen Sie zum Noah?
G. Oha!
Tr. So dacht ich auch, Gott thu mir dieß und das!
Behüte Gott uns die Hermannias,
die Schwarzias und die Thereſias!
G. Den Prinzenraub und den Wurmſamen!
Tr. Ja, Amen!

62) Der Seraph wird z. B. ſo beſchrieben:

Wo ſonſt die Füße ſind, da iſt ſein Haupt angewachſen,
und wo das Haupt ſtund, da ſind hingegen die Füße.
Ihm iſt die Zung unbiegſam, erſtarret und ohne Gelenke,
Daß ſie nicht ſchmecket, ſchwer redet und ſchwer zu verſtehen.
Und dieß ſollen Hexameter ſein!

sollte es heißen, daß er Klopstock zu Böhme und Pordätsch und seine geistlichen Legenden zu dem Talmud und den Rabbinern stellte? Daß er über Bodmer sich lustig machte und von einem Freunde erzählte, der sich den entzückten Schweizer vorstellte, wie er mit erhobenen Händen ausrief: Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Messias gesehen — dieß mochte noch gut sein, obgleich es ihm die Bremer Beiträger als Gottlosigkeit auslegten, aber was sollten die übrigen Denunciationen, daß er sich wunderte, wie die Gottesgelehrten ruhig sitzen möchten bei diesem Unwesen, das er als Nahrung für Freigeisterei und Religionsspötterei bezeichnete, das er in seinem Handlexicon mit den pöbelhaften christlichen Volkscomödien verglich? Mochte er sich doch beschweren, daß man den Messias auf der Kanzel citire, und daß ein neuer poetischer Schwung in die Predigten kam, aber warum stichelte er auf gedungene Lobredner des Messias, als der Rector Stuß in Gotha sich in verschiedenen Commentarien der christlichen Mythologie und Dichtung annahm, und dingte doch wenigstens mit seinem Beifall und hetzte zugleich den Dr. Hudemann, der sich des Schadens Josephs (1754) annahm, und sich dagegen erklärte, daß man den Tod des Erlösers zu einem leichten Spiele der Phantasie mache, und dabei der verderbten menschlichen Natur schmeichle und sie erhebe, ja ihr hier und da abgöttische Ehre erzeigte? Mochte er sich doch beschweren, daß Stuß den Messias mit Virgil verglich, aber wie konnte Er seinen Schönaich mit Homer vergleichen? Dieß war das Aeußerste, wohin es Gottsched treiben konnte. Dieser gutmüthige Mann ließ sich von Gottsched ganz leiten und brauchen, wozu er nur wollte; und der Aristarch, der in seiner Schule gern alle Gattungen nicht allein definiren, sondern auch produciren wollte, und mit diesem Einen alle seine poetischen Blößen decken mußte, machte ihn zum Satiriker, zum Dramatiker und zum Epiker. Er ließ ihn (1751) seinen Hermann, in trochäischen Versen, die die Frau Professorin eingeführt, dem Messias entgegensetzen; seine freiherrliche Feder, und die Denkmünze, die ihm der Landgraf von Hessen schenkte, und die Dichterkrone, die ihm Gottsched aufsetzte, und ein Belobungsbrief Voltaires[63]), der der 2. Ausgabe vorgesetzt

63) Der gute Gottsched und seine Jünger fühlten nicht den versteckten Schalk

ward, sollten dem elenden und hohlen Gedichte einen Platz über dem begeisterten Werke Klopstocks erobern, und das nannte Gottsched nicht Lob dingen! Der treueste Anhänger Gottscheds, und der zugleich Verehrer von Schönaichs persönlichem Charakter war, Kästner, verspottete Gottsched und Schönaich zugleich über dessen Hermann und Dramen. Endlich erschien noch (1754) Schönaichs neologisches Wörterbuch oder Aesthetik in einer Nuß (anonym, von einigen Verehrern der sehr affischen Dichtkunst); deren Titel schon ein Stich auf die neue Wissenschaft der Aesthetik sein sollte, deren Zueignung (an den Geistschöpfer, Seher, Evangelisten, Träumer, den göttlichen St. Klopstock und den Sündfluthbarden, Patriarchendichter, rabbinischen Mährchenerzähler Bodmer) die affectirte Erhabenheit Beider persiflirte, deren Inhalt aber die ganze Prosa der Gottschedianer in Masse zu Tag legte, indem hier die anstößigen Bilder und Ausdrücke der neuen Epen ausgezogen und darunter die einfachsten und schönsten bekrittelt wurden. Von diesem Augenblick an war fast nur Eine Stimme über Gottsched, und dieß mag bezeugen, wie unaufhaltsam diese mizraimische Dichtung, wie man sie nannte, sich Bahn machte. Kästner, der gewiß nicht ihr Verehrer war, scandalisirte sich über dieß Wörterbuch; Kleist, der Gottsched nicht so ganz verwerfen mochte, brauchte die hier getadelten Ausdrücke gerade zum Trotz; Gleim, der eine Zeitlang den Namen eines Gottschedianers mit Freude trug, epigrammatisirte gegen den Meister, den Er und Viele für den Verfasser der Aesthetik hielten; Wieland meinte, nun würde bald das Schilf flüstern **auriculas asini Midas rex habet**; er schrieb den Entwurf einer Dunciade, von der der salbungsvolle Cramer das derbe Wort brauchte, es müsse nach ihrer Erscheinung dem Gottsched der erste Strick der liebste sein. Und es mußte der Unmuth gewiß in Deutschland groß und allgemein sein, da selbst Lessing vor hatte, Gottscheden in einer Satire als einen Don Quixote mit seinem Knappen Schwabe auf die Jagd nach Seraphim gehen zu lassen, und da er in den eben erscheinenden Literaturbriefen anfing, in

---

in diesem Briefe, der mit den Worten schließt, es würde unverzeihlich sein: **d'ignorer une langue que les Gottscheds et vous rendez necessaire à tous les amateurs de la litérature** — (und zum Beweise, daß er sie verstehe:) Ich bin ohne Umstand sein gehorsamer Diener V.

einem ganz anderen Tone mit Gottsched zu reden, als er es bisher erfahren hatte. Wie anders äußerte sich Lessing über Klopstock und seinen Anhang! selbst in seinen Grillen unpartheiisch! abweisend gegen die üblen Folgen und die üblen Nachfolger des Messias, jedoch für den Werth des Dichters darum nicht blind, blind vielmehr im entschiedenen Eifer gegen die jämmerlichen Anfechter voll Prosa, die er aufs schnödeste abfertigte.

Wie wenig übrigens die patriarchalische Dichtung in der Schweiz sich durch die Schmähungen Gottscheds und durch die vernünftigen Einreden Lessings stören ließ, beweist ihr normales Fortschreiten von dem trocknen Style bei Bodmer zu dem weichen bei Geßner und zu dem überschwenglichen und prophetischen bei Lavater. Daß ich die Idyllen des Salomon Geßner[64]) (aus Zürich 1730—87) auf Einer Linie mit diesen Patriarchaden sehe, wird Niemand wundern, der die geschichtlichen Verhältnisse beachtet hat. Er ging aus Klopstock hervor, wie Thomson aus Milton. Bei beiden Epikern haben wir Mangel an Handlung, Ueberfluß an Zuständen und deren Schilderung gefunden, was eben die Idylle ausmacht; bei beiden waren die idyllischen Gemälde oft das Ansprechendste; der geringere Nachahmer fiel wohl natürlich gerade auf diese Stellen. Die Liebhaberei an der Natur, das Malerische in der Beschreibung derselben, ist bei Geßnern auf der höchsten Spitze. Nicht allein Brockes, den er hoch verehrt, den er als einen unbillig Vergessenen empfiehlt und mit dem er in sehr naher Verwandtschaft steht, hat in ihm den Sinn genährt, die Natur für seine poetischen Gemälde zu studiren, nicht allein Bodmer, dessen treuer Schüler und Verehrer Geßner ist, hat diesen Sinn mit seiner Theorie von der poetischen Malerei geschärft, sondern auch Klopstock wirkte hinzu, der in dergleichen Naturmalereien stark war, den in seiner Jugend schon die gewaltigen Vorstellungen aus der leblosen Natur in Hiob und den Propheten entzückten, eben jene Stellen, die wir in aller Urdichtung des Volks schon frühe als die ersten Aeußerungen der poetischen Kraft bezeichneten, und auf die ein Dichter nothwendig verfallen mußte, der mit aller Natur- und Jugenddichtung so sehr sympathisirte. Und was mehr als Alles ist: er war selbst Maler und zwar Landschaftsmaler, er stand

64) Schriften. 1762. und sehr oft nachher.

mit den Künstlern (Füßli u. A.) in Verbindung, die damals auch der Malerei in der Schweiz ein neues Leben gaben, er sah ganz nach der Theorie Breitingers bei dem „großen Thomson" Gemälde, die ihm aus den besten Werken der größten Maler genommen schienen, und so hat Meißner gefunden, daß Geßners Landschaftsstücke, die er sah, in Erfindung, Composition, Zeichnung und Farbgebung seinen Gedichten durchaus ähnlich seien. Dieß ist so wenig zufällig, wie daß auch der Maler Müller Idyllen machte, oder daß der große Flor der schäferlichen Dichtung in Italien und Spanien gleichzeitig mit dem Flor der Malerei fiel, oder daß man diese ganze Gattung Idyllen, wie Geßner einmal selbst sagt, Bilderchen nennt. Denn es gibt keinen anderen Namen für diesen eigentlichen Repräsentanten der malerischen Poesie, da er so einzig erschöpfend ist, wie alle griechischen Benennungen sind, wie Lyra für die musikalische gesungene Poesie, Epos für die erzählende, Drama für die darstellende. Hier nun scheint Geßner dem musikalischen Klopstock gegenüberzuliegen. Aber nur darum, weil er sich Einen Bestandtheil Klopstockscher Poesie so vorzugsweise herauswählte, wie Ramler z. B. eine andere, die Ode, Lavater die Prophetie, die Barden eine vierte, und Andere Anderes. Wenn man sich nämlich zwingen wollte, so könnte man sagen, Klopstock sei jener Dichter, den wir oben vermißt haben, der die Bestandtheile der Allegorie in sich verbände, wenn nicht in Einem Gedichte, so doch in seinen Werken. Unter diesen Bestandtheilen ist aber die Idylle, oder wir wollen lieber sagen die Schäferpoesie keine der geringsten. Sie hat gleich der Allegorie Verhältniß zu allen poetischen Hauptgattungen: zur lyrischen Poesie, wo sie Ekloge, zu Epos und Schauspiel, wo sie Schäferroman und Drama wird. Die großen Werke dieser Gattung, die unter Spaniern, Portugiesen und Italienern entstanden, die Dichtungen der Ribeyro, Saa de Miranda, Montemayor, Sannazar und der Engländer, die ihnen folgten, sind sehr oft Träume, Visionen, Allegorien; allegorisch sind die Schäferromane und was ihnen verwandt ist fast immer gemeint, ja die ganze Einkleidung der erotischen Lyrik in schäferliche Lieder ist Allegorie. Die Allegorie, wie die Idylle, war schildernde Poesie, die sich zur darstellenden und erzählenden verhält, wie Zustand zu Handlung, Ereigniß zu That, Natur zu Mensch, Friede zu Krieg. Diese Gattung ist daher in solchen Län-

dern und in solchen Zeiten zu Hause, wo Mangel an selbstbewegter Geschichte ist, wo vorherrschend blos Zustände sind, die nur von außen gestört, nicht durch innere Triebe verändert werden; Portugal, Sicilien, Neapel sind solche Länder, die im Grunde eine innerliche Geschichte nie gehabt haben, die Zeiten Geßners waren eine solche Ruheperiode für die Schweiz. In solche Stände, Zeiten und Räume trägt nun auch der Idyllendichter seine Erfindungen über, wo Ruhe und Frieden herrscht, denn sein Gemälde, das nur ruhende Zustände schildern kann, vermeidet alle Leidenschaften und alle grellen Geschicke, und es ist daher auch in den Dichtern, wie in Brockes und Geßner und selbst in Klopstock so charakteristisch, daß sie einen übertriebenen Schauder vor allem Krieg und allen Eroberern und ausschließlich handelnden Charakteren haben. Hier nun berühren sich Geßner und Klopstock, die Idyllen und die erzväterlichen Epopöen; denn die Hirtenwelt ist eine patriarchalische, in beiden sahen jene Dichter das goldne Zeitalter ungestörter Eintracht zu Hause. Geßner ist nicht der einzige, der diese Verbindung ausfand. Jac. Friedr. Schmidt (aus Blasienzell 1730—96), der die heidnische Vorwelt in sanften „Idyllen" (1761) zeichnete, der wie Geßner eine Zeitlang als einer der größeren Dichter, besonders in den literarischen Organen seiner Heimath, gepriesen und wie Geßner durch Huber den Franzosen bekannt gemacht ward, obgleich sein Ruf nicht so aushielt wie Geßners, eben dieser hat (1759) poetische Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte, und darin einen Noah u. A. gedichtet; er fand die Einfachheit der Natur, die er suchte, nicht in der Zeit, und holte sie nicht in Arkadien, sondern in der Urwelt. So zweifelt Geßner nicht an der gewissen Existenz eines goldnen Zeitalters, wie es die Hirtenwelt beschreibt, und dafür ist ihm die Zeit der Patriarchen der Beweis, die doch Niemand abzuleugnen wagen werde; und daher sind ihm denn auch natürlich jene makellosen Menschen kein Traum, die bei ihm, wie Herder sagt, nicht verschönerte Natur, sondern verschönerte Ideale sind. Fehlt noch etwas, um Geßners Zusammenhang mit Klopstock evident zu machen, so kann es sein Tod Abels, das gerühmteste seiner Werke vervollständigen. Nicht allein ist das Ausgehen auf das Rührende, die Haltungslosigkeit, Charakterisirung und Motivirung durchaus gleich mit dem Tod Adams, und der Ton seiner Prosa durchaus Klopstockisch,

sondern er fühlt sich hier selbst dem epischen Dichter näher, er will hier Höheres singen, er wünscht der Welt recht viele Homere, und er giebt ihr hier gleich selbst einen. Das Eine, was ganz gegen Klopstocks Sinn wäre, ist seine Prosa; diesem schien die Frage, ob ein Gedicht in Versen geschrieben sein müsse, gar nicht aufzuwerfen, da die Dichtung des ganzen Ausdrucks der Sprache bedarf und oft damit nicht ausreicht. Aber die Freunde Bodmer und Sulzer hatten ihn mit kritischen Urtheilen und mit dem Beispiel prosaischer Uebersetzungen des Milton u. A. gerechtfertigt, und so emancipirten sich die Schweizer immer mehr von Klopstock, indem sie sich auf Einseitigkeiten und einseitige Abweichungen zurückzogen. Geßner gab mit dieser Einführung der Prosa ein sehr verderbliches Signal für viele Stümper, die ihm in seinen Idyllen nacheiferten. Die Wilmsen (Sammlung für Geist und Herz **1762**), Bruckner (Unschuldswelt), Breitenbauch (in jüdischen Schäfergedichten) u. A. gehören überhaupt unter die elendesten Erscheinungen unserer Literatur; aber auch in andere Gattungen ging diese halb verstiegne, halb elegante, immer aber ganz matte Redeweise über. Wie sehr sie ihm selbst geschadet hat, wie ganz mit Poesie unverträgliche Dinge die prosaische Rede an und für sich mitführen muß, zeigt jede erste beste Stelle[65]). Seinem Rufe ist sie vielleicht sehr günstig gewesen. Man weiß, daß kein Dichter Deutschlands im vorigen Jahrhunderte und vielleicht selbst noch jetzt dem Auslande so bekannt war, als Geßner. Ich vermuthe,

---

65) Der Anfang des Todes Abels lautet so: „Stehe du mir bei, Muse, oder edle Begeistrung, die du des Dichters Seele erfüllst, bei nächtlichen Stunden, wenn der Mond über ihm leuchtet, oder im Dunkel des Hains, oder bei der einsamen beschatteten Quelle. Wenn dann die heilige Entzückung seiner Seele sich bemächtigt, dann schwingt sich die Einbildungskraft erhitzt empor, und fliegt mit kühneren Schwingen durch die geistige und die sichtbare Welt hin, bis in die ferneren Reiche des Möglichen, sie spürt das überraschende Wunderbare auf und das verborgenste Schöne. Mit reichen Schätzen kehrt sie dann zurück und bauet und flicht ihr mannichfaltiges Ganzes, indeß die haushälterische Vernunft sanft gebietend Aufsicht hält, und wählt und verwirft, und harmonische Verhältnisse sucht. O wie entfliegen da der erhitzten Arbeit die goldnen Stunden! Wie bist du der Bemühung und der Achtung der Edlen werth.“ Hier haben wir eine prosaische Bodmerische Theorie in Klopstocks Odenschwung und Worten.

daß dieß theilweise daher kommt, daß nichts für den Ausländer zum Einüben einer fremden Sprache so förderlich ist, als solche Werke wie Geßners; wie wir denn für das Italienische und Französische das Aehnliche von Guarini und Fenelon brauchen. In diesen Schriften muß das Inhaltlose durch die höchste Glätte der Form ersetzt werden; den Anfänger stört keine Schwierigkeit des Stoffs, das Verständniß wird durch die Ebenheiten der Satzbildung, die Wiederholungen, und selbst die dieser Gattung oft eigenthümlichen Gegensätze und Spitzfindigkeiten erleichtert. Unglücklicherweise waren die Muster des Fontenelle und Pope in der Schäferdichtung noch nicht verwunden; ja die Erinnerungen an jene süße Zeit dauerten noch, wo der Pariser Hof das Schäferwesen zu seiner Unterhaltung brauchte, und wo sich die Deshoulières wünschte ein Schäfchen zu sein. Je roher die bisher in Deutschland erschienenen Schäferspiele und Gedichte waren, desto natürlicher war's, daß man auf die französische Eleganz fiel. Gleim, der selbst einen blöden Schäfer (1745) gedichtet hat, sagte, unsre Schäferspiele seien z. Th. wahre Schweinhirtenspiele, und er selbst hielt sich wie Gottsched, Dusch und Andre hier an die Franzosen. Wie sehr sich auch Geßner den Theokrit zum Muster nahm, doch blieb alles bei ihm modern gefärbt, wie in Wielands Romanen, neben denen Geßners Schäfergedicht so natürlich erscheint, wie beide Gattungen im großen Umfange im 16. und 17. Jahrhundert nebeneinander lagen. Seine Schäfer mögen weniger französische Hofleute sein, als Fontenelles, aber etwas bleibt davon übrig. Er sagt selbst, er wolle für die jungen Herren von Geschmack im Tode Abels sorgen, wenn sie sich mit der einfältigen Sprachweise der alten Welt nicht vertragen könnten, er wolle für sie eine Intrigue anbringen, Abel solle ein zärtlicher junger Herr sein, Kain wie ein russischer Hauptmann, und Adam solle nichts reden, als was ein betagter Franzose von Welt sagen könnte. Es ist dieß Scherz; aber abgesehen von dem russischen Hauptmann, (denn ich weiß nicht, ob diese solche Todschläger sind) so hat es mit dem alten Franzosen seine ernsthafte Richtigkeit. Und so sind seine Phyllen und Chloen nichts als schnippische Stadtmamsellen, und wenn in dem Romane Daphnis die Mädchen schon blos an den Bach gehen, um ihr Gesicht zu waschen, als sie sich in Putz werfen wollen, so sind es doch im Grunde feine Damen, die gar nicht in einfältiger

Redeweise der Schäferwelt sprechen. Wie schaal und süßlich diese Redeweise ist, so matt ist aller Inhalt. Wie er mit seiner laxen Prosa Hallers gedrungner Poesie so gegenüberliegt, wie sein geliebter Wieland gegen Klopstock, eben so macht die bequeme Sinnesart gegen Hallers Ernst, und die ganze friedliche Gattung gegen Hallers oft herbe Satire den schneidendsten Contrast. Nirgends stoßen wir auf ein kräftiges Moment, wie nahe wir es oft liegen sehen. In dem ersten Schiffer sollte man denken Matrosencharakter und Corsarenblut zu treffen, aber wir finden weder große innere Entwürfe, noch unbestimmten Drang, noch materiellen Zwang, der die Schiffahrt erfindet, sondern Amor zettelt eine Liebschaft an, indem er ein isolirtes Paar einander in Traumbildern bekannt, und dann den Steuermann macht. So lag es so nah, daß Geßner, gerade nach Hallers Vorgang, auf Schweizerzustände gekommen, auf heimathlichem Boden geblieben wäre, wie Voß, Usteri, Hebel und der Maler Müller, ja daß er sich der Volkssprache bedient hätte, die bei diesen und im Theokrit, und für spanische Leser in den portugiesischen Schäfergedichten so heimlich anspricht. Denn wenn wir uns einmal für ein so bescheidenes Stilleben, solche ruhige Zustände interessiren sollen, so seien es wenigstens häusliche, zu denen wir den ähnlichen Zug fühlen, wie zu unsern Jugenderinnerungen. Warum hat nie ein Idyllendichter sich diese zum Thema genommen? Denn die Kindheit ist das wahre goldne Zeitalter des Menschen, und wenn wir den gereiften, den gewordenen und vollendeten Menschen von den kleinen Keimen selbst erzählen hörten, und von den Zuständen, aus denen sein Charakter und seine Handlungen geworden sind, so würden wir jenen wunden Fleck vermeiden, an dem fast jeder Idyllendichter leidet, daß er uns nämlich partheiisch erscheint gegen das Leben der Stadt, und das Treiben der Welt und die Leidenschaften der Menschen, die er uns nicht zeigt, die er nicht kennt, die er nicht aus Erfahrung sowohl, als aus einem sentimentalen Hang zum vegetabilischen Leben der Natur und zum moralischen Quietismus zu verwerfen scheint. Wie anders, wenn der im Leben Geprüfte und Bestandene im Geiste zu jenem Frieden seiner Kindheit zurückkehrt, oder wenn man uns z. B. zeigte, wie die in der Welt gescheiterten Napoleon und Carl die Einsamkeit der Insel und der Zelle empfängt. Die Reize der Robinsonaden liegen eben hier, der einzigen Idyllen, die eine po-

pulare Verbreitung gefunden haben: sie liegen an der Gränze von Handlung und Zustand, von Epos und Idylle, und es ist bezeichnend genug, daß sie in diesen Zeiten des wiederbelebten Idylls sich ausbreiteten, und daß Geßner schon auf der Schule über Robinsonaden brütete[66]). So ließen sich vielleicht doch noch Wendungen finden, mit denen der Idylle selbst ein tieferes Interesse zu geben wäre, obwohl die Schwierigkeiten sehr groß sind. Niemand hat darüber schöner gesprochen als Schiller, bei dem es so charakteristisch ist, daß er lieber zu Hallers Gunsten etwas sagt, als zu Geßners, den dagegen Göthe in seiner Jugend neben Kleist auf Einer Linie mit Klopstock dem Gellert und Aehnlichen entgegensetzt. Jedes Wort, was Schiller über diesen Gegenstand gesagt hat, ist klassisch. „Der Zweck der Idylle ist, den Menschen im Stande der Unschuld, des Friedens mit sich und von außen darzustellen. Das natürlichste Mittel dazu schien fast immer die Schäferwelt, eine Stelle vor aller Cultur. Es gibt aber auch einen solchen Zustand am Ziele aller Cultur, die Idee davon und der Glaube daran versöhnt uns allein mit allen Uebeln der Cultur. Das Dichtungsvermögen bringt diese Ideen zur sinnlichen Anschauung, und will sie verwirklichen, da es die Erfahrung nicht thut. Die Idylle, die also einen solchen Naturzustand schildert, schließt aber, vor den Anfang aller Cultur gepflanzt, mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derselben aus, sie stellt das Ziel hinter uns, zu dem sie uns hinführen soll und kann uns daher blos das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche einer Hoffnung einflößen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst und Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführt, so hat sie bei dem höchsten Gehalt für das Herz zu wenig für den Geist, und ihr einförmiger Kreis ist schnell geendigt. Sie kann nur dem ruhebedürftigen kranken Gemüthe Heilung, dem gesunden keine Nahrung geben, sie kann nicht beleben, nur besänftigen. Keine Kunst der Poeten hat diesem Mangel abhelfen können, der in der Gattung gegründet ist. Bei den Liebhabern derselben ist es nicht ihr Geschmack, der urtheilt, sondern das individuelle Bedürfniß; ihr Urtheil ist also nicht von Belang. Weniger gilt dieß von der naiven

66) Vgl. Bronners Schriften 1794. I. p. 241.

Idylle als von der sentimentalen. Jener kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form selbst enthalten ist. Der naive Dichter stellt seinen Gegenstand mit all seinen Gränzen individualisirt dar, er verfehlt seinen Gehalt nicht, wenn er sich nur an die Natur hält; der sentimentale, der seinen Gegenstand idealisirt und allen Gränzen entrückt, sollte daher nicht dem naiven seine Gegenstände abborgen, welche an und für sich gleichgültig sind, und nur durch die Behandlung poetisch werden. So haben unsre sentimentalen Schäferdichter ein Ideal ausgeführt, und doch die dürftige Hirtenwelt beibehalten; sie sind gerade so weit ideal, daß die Darstellung dadurch an individualer Wahrheit verliert, und so weit individuell, daß der ideale Gehalt darunter leidet. Ein Geßnerscher Hirt kann uns nicht als Natur entzücken, dazu ist er ein zu ideales Wesen und zum Ideal ein zu dürftiges Geschöpf. Diese Halbheit erstreckt sich bis auf die Sprache, die zwischen Prosa und Poesie schwankt. Besser haben daher die gethan, die hier zwischen Idealität und Individualität eine entschiedene Wahl getroffen, wie Voß." Bei diesem nehmen wir daher diese Bemerkungen wieder auf. Es mußte durchaus erst eine kräftigere Haltung in die deutsche Literatur kommen, ehe die reine Naivetät, der einfachere Ton und die heimathliche Farbe für die Idylle wieder gefunden ward. Dieß lernt man am besten von dem einzigen Schüler Geßners, der einer Erwähnung werth ist, aus den Fischeridyllen von Franz Xaver Bronner (aus Höchstädt). Seine Idyllen sind aus wirklichen Naturzuständen entlehnt, tragen aber ein völlig ideales Gewand; der Dichter selbst ist ein naiver, ungekünstelter Mensch, aber seine Bildung nicht. Bronner stammte nämlich aus einer Bauernfamilie, und ward in seiner Jugend zum Kloster halb bestimmt halb gezwungen. Er selbst hat sein Leben (1795) beschrieben, in einem trotz seiner Breite sehr fesselnden Buche, das mir alle gedichteten Klosterromane so weit zu übertreffen scheint, wie im 17. Jahrh. der Simplicissimus alle picarischen Romane, oder wie Stillings Jugendleben alle unsre Nachahmungen des Yorick. Bronner machte die Schule der Jesuiten, das Kloster der Benedictiner, die feinen Chicanen der Pfaffen, die Thorheiten der Illuminaten und Freimaurer, der Jesuiten und Rosenkreuzer durch, und läßt in all dieses Treiben und in den Zustand der katholischen Länder Süddeutschlands auf eine vortreffliche Weise hineinblicken, da seine ganze

Erzählung ruhig und schonend ist, ja da er selbst von dieser Schule und diesen Verhältnissen inficirt erscheint, wiewohl er dieß weiß. und in naiver Denkart gesteht. Er riß sich aus eigner Kraft, angesteckt von dem Bildungstriebe der Nation, aus den Beengungen des katholischen Religionsglaubens los, und floh aus dem Kloster in die Schweiz, aber er war zu kräftigem Handeln unfähig geworden, eine rein idyllische Natur selbst. Er hatte im Kloster seit 1777 Fischeridyllen gedichtet, da er aus „seiner Höhle, wo Murmelthiere und Dachse schnarchten", aus einer engen Spalte nichts vor sich hatte als das Fischerdorf Ried bei Donauwerth; tausend kleine Anläße liegen seinen Bildchen zu Grunde, die aber ganz luftig und schwebend geriethen, und daher Geßnern sehr gefielen, der sich des geflohenen Dichters annahm und seine ersten Fischeridyllen (1786) herausgab. Es sind nicht etwa die Schäferlichkeiten blos dem Fischerleben untergeschoben, wie es Bronner in den piscatoriis des Jesuiten Gianettasius (1685) fand, sondern die sehr einfachen, oft gar zu kleinen und unbedeutenden Schildereien und Situationen und Gemälde sind selbständig gefunden, tragen aber einen Ton, der die Lectüre der alten Eklogen, des Geßner, des Siegwart, des Yorick und Ossian überall verräth. Ueberall geben sie die elegische Stimmung des Dichters im sanften Abdruck wieder, und dieß ist ihre naive und natürliche Seite. Aber der Geschmack der Zeit erlaubte ihm nicht, kräftiger das nahe Leben zu ergreifen, die Kluft zwischen ihm und der Dichtung nicht so groß zu machen, und so kam es, daß er zuletzt selbst fühlte, wie die Idylle schwerlich mehr eine Lieblingslectüre des Volks werden könnte, und daß er unbewußt in der wirklichen Abschilderung seines Lebens viel schönere Idyllen eingeflochten hat, als in seiner Sammlung stehen.

Wenn man sagen kann, daß Bodmer die leere Form, Geßner die sentimentale Weichheit und idyllische Schilderei der Klopstockschen Poesie auf die Spitze trieb, so that dieß Joh. Kaspar Lavater (1741—1801) in Bezug auf ihren christlichen Gehalt. Wir kommen später auf diesen merkwürdigen Mann zurück, an dieser Stelle heben wir bloß seine Poesien hervor, die sich ohnehin von seinen übrigen Schriften, die ihn für unsere Bildung bedeutend gemacht haben, ganz ablösen, und die uns am besten zeigen, wie die geistliche Poesie bald in sich selbst zerfallen mußte, in einer

Zeit, wo der Religionsglaube sich anfing in Fanatismus und Gleichgültigkeit zu theilen, wo Wieland und Lavater gleichmäßig aus Einer Schule hervorgehen konnten. Lavaters Studienzeit fiel in die Periode, wo Klopstock's Messias und Rousseau's Freiheitsideen in der Schweiz die Stimmungen der Jugend beherrschten und religiöse und patriotische Hochgefühle nährten, die in Zürich besonders durch Bodmer und Breitinger unterhalten wurden. Auch in Lavater ist daher, wie in Klopstock, anfangs diese Doppelseite vaterländischer und christlicher Interessen zu bemerken. Sein Name ward zuerst laut, als er mit Heinrich Füßli den Landvogt Grebel in Gräningen Erpressungs halber angriff. Der junge, feurige Geist, der zu diesem Sturme antrieb, ist ganz derselbe, der Klopstocks freiere Oden dictirte, der sich in Lavaters Schweizerliedern Luft machte, der von der Schweiz aus die gedrückten schwäbischen Schriftsteller ergriff, weil er in der Schweizer Jugend, unterstützt von dem Freundschaftsenthusiasmus jener Tage zu einer energischen Blüthe kam. In Schinznach versammelte sich seit **1762** eine patriotische Gesellschaft von Jünglingen, unter denen wir außer Lavater und Geßner auch Zimmermann, Hirzel, Iselin und viele andere wohlbekannte Namen finden. Ihnen allen war jenes Klopstocksche Selbstgefühl, jener Stolz auf einen Seelenadel neben der Verachtung des gemeinen Geburtsadels, jenes schwärmerische Wohlgefallen an Idealen einer Menschen- und Staatencultur eigen, die sie in diese absondernde, emporhebende Gemeinschaft zusammentrieb, welche wieder ihrerseits jene Empfindungen steigerte. Zimmermanns Einsamkeit und Nationalstolz, Iselins Träume eines Menschenfreundes sind in den ersten Ausgaben, ehe jene dort zu Anekdotensammlungen, diese hier zu einer Staatstheorie anwuchsen, die sprechenden Documente für den edlen, guten, erreglichen Sinn dieser Jugend, die schnell anfing, den Diplomaten, den Häuptern der aristokratischen Cantone, den Katholiken, gefährlich zu dünken. Selbst Haller neckte sich lange an dieser Gesellschaft; er hielt die Mitglieder „für Feinde der allein seligmachenden Landesorthodoxie, für Lehrlinge und Mitverschworene des verrufenen Rousseau“[67]). In dieser Gesellschaft fiel **1766** die Aeußerung, wie vaterländische populäre Lieder edle

---

67) Zimmermann, von der Einsamkeit. Im 3ten Bande der späteren Ausgaben.

Volksgesinnungen erwecken könnten; der junge Lavater griff sie auf und lieferte im folgenden Jahre seine Schweizerlieder, deren Druck anfangs von der Büchercensur in Zürich verboten wurde, weil man „den alten Mist nicht wieder aufwärmen solle." Diese Lieder sind das reinste, schönste und unverkümmertste, was Lavater gemacht hat; sie sind zwar formell den Gleimschen Kriegsliedern nachgeahmt und mit der Aengstlichkeit eines Mannes gemacht, der seinen dichterischen Talenten nicht so viel traute als einer Kritik von Klotz, allein sie zeigen dennoch, selbst ihre Muster und Originale übertreffend, wie ein freier Boden solche ungezwungene vaterländische Empfindungen weckt, die wieder ganz anders auf ihre Umgebung wirken, als da, wo erst Volkssinn und Vaterlandsgefühl geschaffen werden muß. Diese Lieder drangen wirklich in das Volk ein, und in alle Klassen des Volks, wurden damals mit Enthusiasmus von Alt und Jung gesungen und haben bis heute ausgehalten. Uebrigens sind diese Dichtungen ganz im Dienste moralischer Gesichtspunkte gemacht, nach Bodmers Vorschrift und Vorbild[68]); und bald gab Lavater, entschiedner noch als Klopstock, seine Poesie Gott und der Religion ausschließend in Dienst. Auf seiner ersten deutschen Reise hatte er schon Klopstock kennen gelernt; er las seine Oden, ahmte sie nach, betete nach ihnen, er konnte an dem Messias sich nicht sättigen, er lieferte spät noch eine Ilias nach dem Homer, nachdem das Feuer für diese fromme Poesie so ziemlich in ihm allein übrig geblieben war, und ein patriarchalisches Schauspiel (Abraham und Isaac), nachdem der patriarchische Geschmack schon ganz auf der Neige war (1780). Er bildete Klopstocks Geschmack fürs Erhabne noch übertriebener in sich aus, er steigerte jene oligarchischen Begriffe vom Christenthum so hoch, bis Er denselben höchstens allein noch entsprach, und aus Bescheidenheit bekannte, daß er Keinen wisse, der ihnen entspreche; den vermensch-

---

68) Schweizerlieder 1768. p. 422.

Dir, dir sind alle meine Lieder, moralischer Geschmack, geweiht!
Das, Bodmer, hast du mich gelehrt, zu dieser Wahrheit will ich stehn,
und wenn uns auch die Welt nicht hört: nein, was nicht gut ist, ist nicht schön!
Lacht laut, so viel ihr lachen wollet, ich singe mehr als Lieb und Wein,
Verdammt mit lauter Stimme sollet ihr mir, ihr Wollustlieder, sein!

lichten und personificirten Gott, den er predigte, lehrte und besang, ließ man sich in der Poesie noch gerne gefallen, die praktische Doctrin darüber ward aber kindisch. Der brausende Kopf überspannte Alles, was er berührte, und trieb Alles zu einer Höhe, die den Herabsturz ins Gegentheil nothwendig machte. Wenn man in Klopstock den Stand der Empfindung bei seinen geistlichen Poesien nicht bezweifeln konnte, dagegen bei Cramer schon das Feuer kalt fand, so hat es nicht an solchen gefehlt, die Lavaters Flammen für Eis hielten. Man fand zuletzt bei seinem übertriebenen Christianismus keine weitere Ueberzeugung mehr, als etwa die poetische während seiner Ausarbeitungen; und ein Mann wie Humboldt, der ihn persönlich sah, fand die Ideenleere dieses Kopfes sogleich aus, und vermißte die Thätigkeit in ihm, mit der geniale Menschen die geahnte Wahrheit suchen und die Wärme, mit der sie die gefundene umfassen. Wollen wir dieß auf seine Poesien anwenden, so sehen wir, wie sie blos aus überspannten Anforderungen so schlaff, aus jäher Hitze so kalt wurden. Wie Cramer sah Lavater die Bibel vielfach mit poetischen Augen an, sie bot ihm die schönsten dramatischen Gemälde dar, er lernte aus ihr die feinsten auf jede menschliche Natur wirkenden Regeln der ächten alle begeisternden Dichtkunst; wer aus der Bibel nicht dichten lernte, meinte er, der werde gewiß aus keinem Lehrbuch der Dichtkunst etwas lernen. Lavater hat das Dichten gewiß nicht aus Lehrbüchern gelernt, das können schon seine zahllosen Gelegenheitshexameter beweisen; aus der Bibel aber eben so wenig, und aus eigner Natur am wenigsten. Er hat später als alle damaligen bedeutenden Liederdichter, auf die wir sogleich zurückkommen werden, später als Klopstock, Gellert und Cramer seine christlichen Lieder gedichtet, er hat größere Anforderungen an das geistliche Lied gemacht, als Alle, und hat weit geringere geliefert. Gewiß setzt ein christlich Lied, sagt er, mehr voraus, als Klopstocks Schwung oder Triumphton, mehr als Gellerts Deutlichkeit, Einfalt und moralische Empfindsamkeit, mehr als Cramers Kühnheit und Fleiß! Erleuchtung! eigne Empfindung, Erfahrung, Schriftkenntniß, tiefe richtige feine Schriftkenntniß, und himmlische Salbung! ein feiernder Ton, dem lieber etwas Deutlichkeit geopfert werden soll! Er scheint dieß Alles vereinigen zu wollen, und dadurch hebt er Alles auf; selbst diesem Feiertone geht am Ende die

Deutlichkeit vor, und wenn nicht im Texte, so doch in den Noten, in denen er strahlenspaltend die klarsten Ausdrücke erklärt. Jede Zeile, jedes Wort ist ihm bedeutungsvoll, er begleitet die ausgesprochenen Gedanken mit geheimen, die Bedeutsamkeit des Einzelnen soll dem Ganzen Bedeutung geben, und raubt sie ihm. Diese Lieder sind daher Gebete, aus der größten Subjectivität, von einem Glaubenshelden für Glaubenshelden geschrieben, ohne Musik und ohne Poesie, mit zu viel Beredsamkeit und Suade, wie Herder meinte, so daß ein armer Zöllner mit seinem einsylbigen Gebete nicht wisse, wo aus und ein. Einzelne dieser Lieder haben indeß bereiten Eingang gefunden; seinen Jesus Messias dagegen, das Gedicht, das er für alle Leser Klopstocks bestimmte, für alle, die mehr als trivialen Dichtersinn haben, das er eins seiner ausgezeichnetsten, dauerfähigsten, tief aus der Seele quellenden Produkte nannte[69]), ist ganz verschollen. Er paraphrasirte unter diesem Titel erst (1780) die Apokalypse in Hexametern, und man kann denken, mit welchem Schwung der neue Johannes in eigner Person die Gesichte des Alten wiederholt. Dann folgten die Evangelien und Apostelgeschichten in Gesängen, ein Werk von dem breitesten Umfang, das Hamann der Klopstockschen Messiade wie Martha der Maria gegenüberstellte, und dessen historischer Stoff alle poetische Form nach seiner Meinung übertrifft. In der That ist es eine blos historisch-encyclopädische Paraphrase und Exegese des neuen Testaments, rhapsodische Erzählungen ohne alle epische Farbe, ein Werk von vielleicht gelehrter Erbauung, nicht von religiöser, geschweige poetischer, ein Gedicht des Studiums, nicht der Begeisterung. Der Dichter will etwas erzwingen, was die Zeit nicht mehr hat und mag, er wiederholt sich, dehnt sich, überschreit sich bis zur Heiserkeit, um im Tumult anderer Dinge gehört zu werden. Klopstocks Werk war die Frucht einer edlen heißen Jugendglut, Andacht und wahrer Empfindung, dieß aber ist die Frucht der Bibellectüre mit Commentar und Concordanz; jenes ist lyrischer Gesang, dieß Doctrin und Exegese im Salbton des prophetischen Cothurns; jenes Oratorium und Hymnus, dieß Evangelienharmonie voll kleinlicher Pedantrie, bis auf die Bewahrung der Geschlechts-

69) In den Herzenserleichterungen, wo er eine kritische Revue seiner Schriften hält.

reihen, um ja kein biblisches Brosämlein verloren gehen zu lassen. Dort sprach uns rührend eine ächte Liebe zu Christus an, hier schreckt uns ein hohler Stolz des dünkelhaften Schülers auf den Meister unwohlthuend ab. Kurz, dieses Werk ist das **non plus ultra** der Bodmerischen Nachahmungen, von der höchsten Höhe prophetischer Erhabenheit zur Tiefe historischer Prosa herabgesunken. Die „Hochflüge und Gemeingänge" des Lavaterschen Geistes liegen hier dicht nebeneinander, und würden, wie bei den mystischen Dichtern des 17. Jahrhs. noch schroffer beisammen liegen, und Lavater würde Klopstock so gegenüber stehen, wie eben diese einem Gerhard, wenn es die Zeit gelitten hätte, daß er sein System in poetischer Form gelehrt hätte, statt in Predigt und Prosa. Allein weder die Zeit litt dieses, noch Lavaters Natur, deren poetische Nüchternheit Göthe noch in den Jahren des guten Vernehmens mit ihm vortrefflich bemerkte. Als Lavater 1768 die Aussichten in die Ewigkeit schrieb, in denen er den Plan zu einem Gedichte über diese Materie niederlegte, frappirte Göthen die Berechnung dieses raisonnirenden Werkes über einen *solchen* Stoff, der so (poetisch) behandelt werden sollte, für Gelehrte und Denker. Hätte Lavater, sagte er, für den *empfindenden* Theil des Menschen zu singen sich zum Seher berufen gefühlt, so sollte er diese Briefe (an Zimmermann) nicht geschrieben haben. Er hätte empfunden für Alle, und Alle mit fortgerissen, allein als Denker Denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da man eher hundert Herzen vereinigt als zwei Köpfe, da sollte er Gesichtspunkte variiren, Scrupel wegräumen, und dazu bestimmte er diese Briefe. Er hätte besser gethan, gleich mit der ersten Wärme ans Gedicht zu gehen. Dazu hat er über diese Materie schon genug, schon *zu viel* gedacht. — Dann wünscht er ihm zu diesem Werke „einige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Seher unserer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, dem Geister durch alle Sinne und Glieder sprachen, und in dessen Busen die Engel wohnten." Wer auch so wenig wie Göthe auf die Dauer mit Klopstock oder Lavater empfindet, der fühlt doch schon aus diesen Worten, wie richtig der grübelnde Theolog hier auf seinen Weg gewiesen und gegen den empfindenden Dichter in Schatten gestellt wird.

Im Süden Deutschlands, wo die epische Dichtung zu Hause war, gruppirten sich mehr die epischen Nachfolger Klopstocks zu-

sammen; im Norden schließen sich von Seiten der religiösen Poesie, die wir hier allein im Auge haben, mehrere Kirchenliederdichter an ihn an. Er war 1751 nach Kopenhagen berufen, wo schon früher durch Elias Schlegel eine deutsche literarische Colonie eröffnet war; Klopstock zog 1753 Basedow nach sich, 1757 J. A. Cramer und dieser wieder G. F. Funck. Eine Weile lebte später auch Gerstenberg in der Nähe. Diese Pflanzstätte deutscher Literatur fing schon frühe an, auf die dänische zu wirken (in Jernstrupp, Jacob Graah, der Frau von Passow u. A.), und späterhin sehen wir die Baggesen und Oehlenschläger die Verbindung beider nachbarlichen Dichtungen auf die Spitze treiben, und an der ganzen Nord- und Ostsee bildete sich eine jüngere Dichterschule, die Klopstocks Farbe nicht verleugnen konnte. Unter allen seinen ersten Anhängern, Freunden und Geistesverwandten steht J. A. Cramer (aus der Gegend von Annaberg 1723—88) obenan; von ihm geht auch das Kirchenlied der damaligen Periode aus und auf ihn zurück. Er gab, ehe er noch die Sammlungen seiner Lieder und übersetzten Psalmen (1762. 82.) veranstaltete, einzelne Hymnen in den Bremer Beiträgen und in dem mit Schlegel herausgegebenen Jüngling, und in diesen herrschte, schon ehe Klopstock auftrat, jener Schwung, der beiden immer eigen blieb, und das Streben sich über das Gewöhnliche zu heben. Von diesem Standpunkte aus muß das Kirchenlied dieser Zeiten durchaus betrachtet werden: auch in ihm ziehen wir uns vornehm aus der großen Masse zurück und schließen uns aristokratischer zusammen. Spalding, Zollikoffer und ähnliche Geistliche fühlten damals das Bedürfniß, für eine feinere Gesellschaft feinere Lieder zu haben; man fing an die alten zu bessern; Klopstock, Schlegel, Cramer, Alle haben diese Emendationspoesie getrieben. Herder, der den Sinn für Natur und Einfachheit nicht verlor, der diese Vornehmheiten geringachtete, hat sich immer gegen die Art und Weise dieser Verbesserungen erklärt. Was sie geben konnten war statt der Einfalt Eleganz oder meinethalb Würde und Poesie; ob aber diese das Kriterium für gute kirchliche Lieder waren, haben wir gleich anfangs bezweifeln müssen. Nicht als ob wir das Unpoetische in der Religion so sehr liebten; wir haben uns im Gegentheil bei Gryphius nicht anders als freuen können über diese neue Zierde der geistlichen Dichtung; aber bei ihm floß sie aus einer unbewußten Fülle, während sie bei diesen jetzigen Dichtern

vielfach von Abſichten, Theorien, von vornehmer Stellung und Polemik dictirt iſt. Das Zurückziehen der Cultur in engere Kreiſe kann für die Dichtung vielfach förderlich ſein, die wir dem großen Haufen von Anfang an nicht gern verfallen ſahen, allein mit der Religion und religiöſen Dichtung iſt es weit anders. Statt alſo mit Rambach hier eine Regeneration der Kirchenlieder zu finden, ſehe ich nichts als die höchſte Spitze derjenigen Kunſt, die dieſe Gattung verträgt, und damit das eigentliche Ziel derſelben gekommen; ſie hat in jenen Tagen ihre letzte Bedeutung für die Oeffentlichkeit gehabt; was ſpäter fiel, kann nur als Ausnahme gelten, an der es in der Mannichfaltigkeit des Lebens niemals fehlt, obwohl ich auch da keine beſonders auffallende anzuführen, und als charakteriſtiſche Erſcheinungen der Weiterbildung dieſes Zweiges, nur geſchmackvollere Sammlungen und kritiſche und hiſtoriſche Forſchungen auszuzeichnen wüßte. Selbſt an den damaligen Hymnendichtern iſt es ſchon nicht ohne Bedeutung, daß ſie beſſere Theorien als Lieder, und nie Lieder ohne Theorien machten. Unter ihnen iſt Gellert derjenige, der am meiſten popular blieb, der am wenigſten jene oligarchiſchen Eigenheiten theilte, der auch weit mehr aus ſeiner eigenen religiöſen Natur als aus Anregung durch Klopſtock ſeit 1754 ungefähr ſich mit Liedern beſchäftigte, und 1757 deren veröffentlichte. Allein wir haben oben geſehen, wie dieſe Natur durch Kränklichkeit vielfach bedingt war. Jene alte Freudigkeit und geſunde Kraft eines Gerhard ſuchen wir daher hier umſonſt, auch die Stärke der Empfindung, die hier dichten ſollte, iſt ihm nicht eigen. Er unterſcheidet zwiſchen Liedern, die vorzugsweiſe für den Geſang oder für den Lehrvortrag beſtimmt ſind. Jene ſind bei ihm die ſeltneren, aber weit die beſſeren, und es iſt gewiß, daß darunter ganz vortreffliche Stücke ſind; die lehrhaften aber ſind die ihm eigenthümlichen. Hier wird die Sprache der Empfindung und Phantaſie ganz preis gegeben, und jene deutliche, proſaähnliche Rede aus Grundſatz angewendet, die ihm überhaupt eigen war, die leicht zum Kopf, ſchwerer zu Herzen geht, weil es nur auf dem Umwege durch den Kopf geſchehen kann. Eben dieſe Eigenſchaft machte ſeinen Liedern Eingang auf die Schule; ſie paſſen zum Memoriren und zur Erklärung, weil ſie plan und logiſch ſind. Daß ſie auch zum Geſang ſo viel gebraucht wurden und als eigentliche Andachts- und Erbauungslieder viele älteren verdrängten,

Digitized by Google

beweist nur gegen die Lebendigkeit der alten gläubigen Empfindungen. Der Ausdruck eines nie angefochtenen Glaubens wirkt auf die Andacht weit besser, als die schönsten Gründe der Ueberzeugung. Aber allen Liedern dieser Zeit sieht man an, daß sie die Freigeister überzeugen wollen, daß sie keinen Boden mehr vermuthen, auf dem sie mit den alten einfältigen Mitteln ausreichen. Das Christenthum ist nicht mehr ein unangefochtener Besitz, es ist ein Eigenthum, das gefährdet, angegriffen, zu vertheidigen, zu rechtfertigen ist, die Dichter sind alle auf der Defensive. Es ist daher eine gewisse Aengstlichkeit bei Gellert; er betet, ehe er seine Lieder dichtet, er schickt sie allen seinen Freunden zur Kritik, er treibt das ganze Werk als eine Sache der Pflicht. Vielfach thaten seine Lieder daher keine Genüge. Cramer war ihnen entgegen, der überhaupt als das andere Extrem des verständigen Lehrliedes auftritt; zwischen beiden liegen die übrigen als Bindeglieder. Von Seiten der großen Sanftmuth und des wohlwollenden Herzens, und wieder des glücklichen Gebrauchs der Bibel, der Deutlichkeit und leichten Eingänglichkeit, sind wohl die geistlichen Lieder (1766) von Chr. Fr. Neander den Gellertschen am ähnlichsten, der schon mit 18 Jahren aus Halle Beiträge in die Belustigungen schickte und von der frommen Bewegung um geistliche Lieder unter Gellert, Klopstock und Cramer hingerissen ward, die seinigen hinzugeben. J. Ad. Schlegel (aus Meißen 1721—93) billigt im Grundsatz Gellerts Unterscheidung zwischen Liedern des Affects und der Lehre, er hält auch die letzteren von gleichem Werth wie die ersteren, ja er stellt das geistliche Lied unter die Künste, die mehr nützen und unterrichten, als ergötzen. Die Lehrlieder sind ihm das Lehrbuch des gemeinen Mannes. Aber in seinen geistlichen Gesängen (1765—72) selbst versucht er sich doch mehr Cramer und Klopstock zu nähern, und noch mehr in jenen andächtigen Liedern, die in seine vermischten Gedichte (1787) eingegangen sind. Er war überhaupt so wenig selbständig und lehnte sich in seinen Beschäftigungen mit Liedern und Fabeln, mit dem Chrysostomus und Batteux, mit Zeitschriften und Predigten immer an Jemanden, und am meisten an Cramer an, und an ihm allein hat auch Klopstock selbst in jener Freundschaftsode zu tadeln, daß er „des Richters Stirne zu wenig falte." Uebrigens entfernt er sich in seinen Liedern mehr von der Herrschaft des Verstandes und von

den längeren Perioden, weil nach ſeiner Anſicht weder die wahre Empfindung, die in dem Liede, noch der gemeine Mann, für den das Lied ſein ſoll, ſich periodiſch ausdrücken. Er arbeitet alſo ſchon aus der Verſtändigkeit zur bloßen Verſtändlichkeit weg. Anders geſtaltet ſich die Theorie und Praxis des Lieds bei Klopſtock (geiſtliche Lieder 1758). Er unterſcheidet erhabne und ſanfte Pſalmen, Geſänge und Lieder. Jene, zu denen eigentlich ſeine Neigung ſteht, würden von den Meiſten nicht verſtanden, in dieſen muß man ſich „herablaſſen", und viele poetiſche Schönheiten opfern, um der moraliſchen Abſicht willen Vielen zu nützen. Der Geſang iſt kurz, feurig, ſtark, voll himmliſcher Leidenſchaften, kühn, bildreich, das Lied mildert dieſe Sprache der Entzückung in ſanfte Andacht und Demuth. Den Geſang würde keine Religioſität ohne Genie erreichen, das Lied kein Genie ohne Religioſität. Wer Lieder machte, die auch dem gefielen, der dem Geſang, der Ode folgen kann, der hat treffliche Lieder gemacht; und ſolche Lieder wollte Er offenbar liefern. Beide Gattungen aber ſollten nach ihm keine Abhandlungen von einer Lehre der Religion ſein, ſie ſollen das Herz bewegen, weil die Andacht mehr Herz als Betrachtung iſt! ihr Inhalt ſoll mehr Dank als Klage ſein, ſie ſollen die Werke Gottes und Jeſu beſingen, ihr Hauptton ſoll der Ausdruck der Empfindung des neuen Teſtamentes ſein. Aus dieſen Beſtimmungen, die z. Th. ſeinen Tadel gegen Gellert enthalten, ſieht man aber, daß, wenn Einer, ſo Er auf dem Wege unſrer alten freudigen Liederdichter ſteht; dabei hatte er gewiß alle innern Gaben und dazu die äußeren Begünſtigungen der in Sprache und poetiſchem Ausdruck vorgerückten Zeit. Warum befriedigte dennoch ſein Lied noch weniger als ſelbſt Gellerts? Weil in die Zeit des poetiſchen Urtheils und Geſchmacks verſetzt dieſe Gattung nothwendig untergehen mußte. Leſſing hat über dieſe Lieder Klopſtocks an Gleim eine Fragſchlinge geſtellt, aus der man ſich bei unſerer ganzen chriſtlichen Poeſie nicht helfen kann. Was ſagen Sie dazu, fragt er? Wenn Sie ſchlecht davon urtheilen, ſo werde ich an Ihrem Chriſtenthum zweifeln, und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geſchmack. Wir wollen aber den freieren Leſſing nicht hören, ſondern ein Urtheil von Herder anführen. Ich glaube nicht, ſagt dieſer, daß Klopſtocks geiſtliche Lieder immer Lieder fürs Volk ſind, und daß ſie ſeltner ganze Gegenſtände,

ganze Pflichten, Thaten und Gestalten des Herzens besingen, als Theile, feine Nuancen, oft Mittelnuancen von Empfindungen, daß also ein sehr sympathetischer und zu gewissen Vorstellungen sehr zugebildeter Charakter zum ganzen Sänger seiner Lieder gehört. Man beachte ja, wie dieß wieder den adlichen Dichter bezeichnet, der sich zur Herablassung herabläßt in diesen Liedern, der für die Masse dichtet, nicht weil ihn seine Dichtung dahin zieht, sondern blos das christliche Pflichtgefühl, der zwischen Gemeinde und Chor scheidet, für jene das Lied, für diesen den Gesang als für eine obere Behörde, zurichtete, und der sich mit der dritten Gattung, „die nicht für den Gottesdienst geschrieben ist", (mit dem Messias) in eine noch auserlesenere Gesellschaft zurückzog. Seine Lieder streifen eher immer an den Gesang, nach seiner Unterscheidung; sie setzen seine messiadische Mythologie gleichsam voraus, sie haben nichts praktisches, sie reden oft in Constructionen, die dem gemeinen Mann schwer fallen würden; sie sind zu aufregend für die Menge, diese Donnerstimmen, dieß Händeringen ist nicht für das ruhige Gebet einer großen Gemeinde. Diesem Charakter seiner Lieder sind die von Funck, Basedow und Cramer verwandt. Auch die Theorie des letzteren [70]) führt das nur schärfer aus was Klopstock will, und setzt sich bestimmt gegen Gellert. Daß es möglich sei, sagt er, nützliche Lehrlieder zu machen, ist wohl unstreitig. Aber darf man wohl Denkversen den Namen eines Liedes beilegen? Gottesdienstliche Lieder sollen gesungen werden, das ist ihre Natur; die Musik aber ist eine Tochter der Empfindung. Sie kann nichts ausdrücken als was Empfindung ist. Die Lieder sollen von Allen gesungen werden, wer soll also lehren und wer lernen? und warum sollen die Lieder unterrichten, da dieß die Predigt und die Catechisation thun soll? Sie sollen erbauen; dazu reicht der Unterricht nicht aus; man ist noch nicht erbaut, weil der Verstand erleuchtet ist. Lieder, worin Empfindung und Affect herrscht, werden mehr erbauen als Lehrlieder. Viele von Gellerts Liedern würden weit mehr erbauen, wenn sie den Ton hätten, den die meisten (?) schon haben. Wie Klopstock für die Ode, so will Er, bei dem auch in der Praxis Klopstocks Unterschied zwischen Gesang und Lied mehr schwindet,

70) Nord. Aufseher t. III, 1. p. 151.

für alles Kirchenlied nicht die Regel des verständigen Denkens, sondern die des Affects festgesetzt, er will es immer, wie übrigens auch Klopstock, auf Gesang berechnet haben. Er wendet daher der kälteren Sprache der Gnomen den Rücken, er ist auch in seinen gemäßigtern Liedern kühner, als Gellert in seinen gehobensten. Auch ihm ist der Gehalt seines Objects zu unendlich für seine endlichen Gesänge, und die Folge ist die angestrengtere Erhebung. Er ist in Glanz der Farben, in überraschenden Bildern, nicht selten sogar in sehr einfältigen Stellen, die sich unter dem Pomphaften desto besser hervorheben, oft vortrefflich, er kann an Gerhard erinnern, aber er ist nicht schlicht genug, um lange an ihn zu erinnern. Was bei Gellert zu viele Feile war, das ist bei ihm zu wenig. Er verfolgt in einer gewissen Ordnung mit seinen Liedern (Sämmtliche Gedichte 1782) die sämmtlichen theoretischen und praktischen Lehren des Christenthums, und durch dieses Zuviel, wie durch das gewöhnliche Zuhoch wird sein Feuer, wie die Literaturbriefe ihm vorwerfen, kalt. Seine Begeisterung, seine Stärke stellt sich nicht mehr wie bei Luthers Zeitgenossen ungerufen ein. Sein Lied, wie sehr er es auf die Musik berechnen wollte, wird in den Händen des berühmten Kanzelredners declamatorisch [71]). Daher sind jene nicht für den Gesang berechneten Stücke, wie seine Oden an Luther und Melanchthon, eben die, worinnen Alles von Ausrufungen, Fragen, Sprüngen und jauchzenden Tönen voll ist, immer am charakteristischsten gefunden worden. Auch seinen Predigten machte man die ähnlichen Vorwürfe wie seinen Liedern. Wenn man damals Zeter schrie über den neuen kostbaren Pomp, den die priesterlichen Klopstockianer auf die Kanzel brachten, so war Cramer damit nicht am wenigsten gemeint. Nachdem Mosheim mehr von den Trublet und Bourdaloue, die noch Wieland anpreisen mochte, weggewiesen hatte zu Tillotson und Clarke, kehrten Cramer und Schlegel wieder zu den Franzosen zurück, und selbst Ebert fand, daß Cramer, wo er Clarke sein wollte, Chrysostomus wurde. Alle diese Eigenschaften hängen damit zusammen, daß

71) Sämmtl. Gedichte t. 3. p. 262.

Ein heilig Band vereint euch Beide,
Dich fromme Dichtkunst, meine Freude,
Dich heilige Beredsamkeit u. s. f.

wie Klopstock von seiner Dichtung und Musik sagte.

Cramer seine unpoetische Natur und Gattung zur poetischen zwingen wollte. Wie Klopstock, so ist auch er, und noch greller, eine völlig nordische Natur; wie ganz Norddeutschland mit dieser Gattung des christlichen Gesanges that, so Er: es sollte Poesie mit Religion ersetzt werden, denn, wie er selbst meinte, so könnte das Herz sehr oft das Genie ersetzen. Und wie wir im Gefühl des Mangels an innerer Dichterweihe oft thun, wenn wir ihn uns nicht (wie z. B. Wieland) gestehen: er schraubte Sprache und Stoff, und endlich selbst seine Gesinnung zu einer Höhe, die eine Reaction nothwendig hervorrief. Wir haben angedeutet, daß die berliner Literaturbriefe an seinen Liedern und Predigten auszusetzen anfingen; sie tadelten auch seine Gesinnungen, die in dem Nordischen Aufseher laut wurden, einer Wochenschrift, die seit 1760 in Kopenhagen erschien, und an der außer ihm nur Klopstock und Funck mit arbeiteten. Hier begann eigentlich schon der Kampf der Nüchternheit mit der Verstiegenheit, und wie bei den Patriarchaden so werden wir auch hier auf die preußische Literatur hingewiesen, zu der wir zunächst übergehen müssen. In jener Wochenschrift, die sich noch als eine Fortsetzung des Spectators ankündigte, war die Art von angestrengter Beschaulichkeit und Frömmigkeit, wie sie die Klopstocksche Schule zunächst mit sich brachte, in der That am weitesten getrieben. Hier erklärte Klopstock selbst das Leben für einen Gang zum Grabe und einen Schauplatz des Elends; hier ward Young für ein weit größeres Genie als Milton erklärt; unter allen Menschen sei er dem Geiste Davids und der Propheten am nächsten, und nach der Bibel sei kein geliebteres Buch als seine Nachtgedanken. Alle Ironie und Satire wird finster verworfen, alle thörichte Heiterkeit auf der Bühne, der Pantalon der italienischen Bühne wird mit Gottsched geschmäht, auf dessen Standpunkte die ästhetischen Urtheile und die Liebhaberei am Batteux Cramern überhaupt noch sehen lassen. Er vergibt selbst Molièren seine Farcen nicht, und läßt sich nicht von dem verführen, was an Shakspeare Erhabenes, Pathetisches und Erstaunungswürdiges sein mag; er empfiehlt lieber die Lebensfreuden der englischen Dichterin Rowe (geb. Singer), die sich stets nach dem Tode sehnte. Die Freigeister nennt er die Schmeißfliegen der Gesellschaft, und er vermuthet nicht, daß ein Mann ohne Religion ein rechtschaffener Mann sein könne. Noch dazu ist ihm wie seinem

Meister Young deutliche Erkenntniß der Religion nicht genug; man soll bis zur Begeisterung davon gerührt sein, die Religion soll gleichsam eine Leidenschaft werden. Ihr Quietisten in der Verehrung Gottes, ruft er mit Young, die ihr zwar hinkt, aber ohne mit Gott um den Segen gerungen zu haben, denkt ihr, daß die Leidenschaften eben die Heiden der Seele sind? Ist die Vernunft allein getauft? allein verordnet, geweihte Gegenstände anzurufen? bei der Religion und Erlösung ist es gottlos ruhig zu bleiben! Affect ist hier Vernunft, hier ist Entzückung Gelassenheit. Eine laue Andacht ist unandächtig, aber wenn sie glüht, so schlägt ihre Hitze bis zum Himmel hinauf! Es gibt keine Stelle die ein schlagenderes Licht auf die Poesie und das Christenthum dieser Männer werfen könnte, so wie es überhaupt keinen Autor gibt, der damals so elende Finsterlinge zur Nachahmerei und Schriftstellerei trieb als Young. Alles wollte in den ersten Jahren, nachdem Eberts Uebersetzung erschienen war (1754), in Prosa und Versen den Poeten von der trauernden Gestalt machen, und wir wurden mit Einsamkeiten und Nachtgedanken überschwemmt, die nicht wenig die aufkeimende Reizbarkeit und Hypochondrie zur Reife zu bringen halfen. Gewiß war es gut, daß die heitere Lebensphilosophie des Gleim'schen Kreises, die es mit dem Leben nicht so ängstlich und schwer nahmen, diesem Geiste einen Damm entgegenwarf und daß sich zuletzt die Berliner mit Heftigkeit widersetzten.

Diese beiden Gruppen epischer und lyrischer Dichter bahnen uns den Uebergang von den christlichen Dichtern der Klopstockschen Schule zu den theils antikisirenden, theils teutonisirenden Dichtern und den mehr philosophirenden Literaten in preußischen Landen; es bleibt uns noch eine dritte übrig, die uns eben dahin den Weg weist. In Würtemberg nämlich hatte seit langer Zeit, wie in der Schweiz, alle Literatur ganz gefeiert, und es lassen sich überhaupt sehr ähnliche Erscheinungen hier wie da nachweisen. Seit dem 30jährigen Kriege war Würtemberg in eine stagnirende Ruhe zurückgefallen; die nächsten Herzoge nach dieser Zeit ließen jene Thätigkeit der früheren, die kleinern Fürsten allein möglich ist, auf Vergrößerungen bedacht zu sein, fallen; das Land versank in Gleichgültigkeit gegen alle fremden Einwirkungen, und nur die benachbarten Jesuiten in Dillingen und Augsburg übten noch spät im

18. Jahrhundert Einflüsse, die natürlich der Literatur nicht günstig waren. Auch als sich späterhin neue politische und literarische Thätigkeit entwickelte, ging es wie in der Schweiz sehr langsam, bis sich eine allgemeinere Theilnahme bildete, und es sah damals weit anders in Schwaben aus als jetzt, wo vielleicht in keiner deutschen Provinz die erworbene Bildung so sehr Gemeingut zu werden strebt, wie dort. Abbt hat die Bemerkung gemacht, daß in seinem Vaterlande damals der Haß des Fremden ein Haupthinderniß der Bildung war, die engen häuslichen Verhältnisse, das Anschließen aneinander und das Abschließen im Dialekt. Aehnlich klagte Wieland, seine Landsleute seien der Art, daß ihn seine Schriften, statt ihn zu empfehlen, um allen Credit brächten. Ein Poet sei da ein Zeitverderber, ein Philosoph ein verdächtiger Grübler, und beide Wissenschaften brodlose Künste, mit denen sich ein vernünftiger Mensch nicht abgebe. In den 60er Jahren hatten Studirende in Tübingen eine Monatschrift herausgegeben, sie ward aber sogleich confiscirt und den Verfassern aller Umgang mit Poesie verboten, sie sollten sich an ihre Theologie halten, wurden mit Wächtern umgeben und in ihre Zellen geschlossen. Noch ein Jahrzehnt später waren Klopstock und Geßner von den dortigen Theologen in Bann gethan und G. D. Hartmann (1752—75) fand Schwierigkeit, als er für Bodmer alte Manuscripte aus dem Staube ziehen wollte. Daher nun rührt die ähnliche Erscheinung wie in der Schweiz, daß Schwaben fast alle seine großen Männer, Abbt, Wieland, Spittler, Schiller, Hegel u. A. entzogen wurden; Andere verdarb die Last des Despotismus, der langehin die Aufblüthe der Bildung gewaltsam drückte. Noch ehe Klopstock erschienen war, finden wir übrigens in Würtemberg das Surrogat der Dichtung, das so oft zur Einführung und Einleitung derselben dienen mußte, das kirchliche Lied. Das Wirken J. A. Bengel's (1687—1752) war nicht in jeder Hinsicht seinen apokalyptischen Rechnungen gleich; wir konnten ihn schon früher als Dritten in der Reihe von Frank und von Zinzendorf nennen, dessen Sekte er vielleicht allein damals Gerechtigkeit widerfahren ließ. Um ihn her steht wie um jene eine Reihe von Liederdichtern, an deren Werken wir übrigens wie dort vorübergehen wollen, um uns nicht allzu oft bei dieser einförmigen Gattung wiederholen zu müssen. Wir wollen nur anführen, daß in dem alten Würtemberger Ge-

sangbuch, das 1742 von Fromman und Tafinger redigirt ward, noch keine Spur von dem neuen Geiste ist, der sich um diese Zeit zu regen anfing; wie auch nicht in Ph. Fr. Hiller (1699—1769), der in seinen vielen Sammlungen einzelne vortreffliche Lieder gemacht hat, die vielleicht am meisten mit den künstlerischen der Klopstockianer im Gegensatz stehen, da sie sich jener volksmäßigen Kürze und praktischen Manier nähern, die jetzt ganz aus den Augen gesetzt ward, wo die erhabenen Dichter immer nur mit Gott zu reden suchten. Daher ward auch sein geistliches Liederkästlein (1764) eines der verbreitetsten Bücher in Würtemberg. Neben ihm würde J. A. Lehmus aus Rothenburg an der Tauber (1707—88) an Geltung stehen, wenn er sich nicht in so mechanische Massen von Psalmen, Evangelienliedern u. A. verbreitet und dadurch seine Kraft geschwächt hätte, so daß nun auch bei ihm und Hiller jenes Merkmal des Sammelns, des Ausdehnens sichtbar ist, jene allzugroße Sorgsamkeit für die Menge, gegen die das Reductionsprincip der Klopstockianer ein natürlicher Gegensatz war. Dieß Sammelwesen und mechanische Dichten von Liedern ist bei J. J. v. Moser (aus Stuttg. 1701—85) auf der Spitze. Dieser bekannte Publicist hatte sich schon in den 30er Jahren mit Erbauungsschriften des breiteren abgegeben. Immer waren seine Gesinnungen und Handlungen aus religiösen Grundsätzen geflossen, dieß lehrt seine offenherzige Lebensgeschichte; man kann bei ihm also nicht sagen, daß die Lieder, die er nach seiner Gefangensetzung auf Hohentwiel (1739) auf eine ofterzählte Weise verfertigte, aus Langerweile entstanden wären, wohl aber aus mechanisch erworbener Fertigkeit durch Lectüre. Denn das Sammeln war viel früher eine Lieblingsbeschäftigung von ihm; er besaß über 250 Gesangbücher, und seine voluminösen gesammelten Lieder (1766) enthalten über tausend Stücke. Noch waren bis dahin von dem neuen poetischen Tage wenige Strahlen nach Würtemberg gedrungen; denn diese z. Th. nach Klopstock fallenden Dichtungen und Sammlungen waren doch durch Männer veranstaltet, deren Jugendbildung in andere Zeiten zurückging. Allein seit 1750 änderte sich dieß plötzlich. Die Oden, Lieder und Erzählungen (1751) von J. L. Huber (1725—1800) und die Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Stücken (1753) von Eberhard Fr. v. Gemmingen (1726—91) stehen schon im großen Zusammenhang mit den schlagartigen Wirkungen, die

das Auftreten des Dichterbundes der Bremer Beiträger und dann der Messias in Deutschland machte, und die auch Wieland ergriffen. Beide jammern mit ihrem Freunde Hartmann um die Wette über die Finsterniß und Barbarei in ihrem Vaterlande und es fehlte Hubern auch nicht an Muth sich mit dem Reich der Unwissenheit dort in Kampf einzulassen, und sein altschweizerisch Blut wirken zu lassen gegen die Despotie in Staat und Literatur. Beide Freunde, die man nicht mit gleichnamigen spätern Schriftstellern verwechseln muß, stehen mit ihren genannten Schriften ungefähr auf Einer Linie mit Uz; man sieht ihren Dichtungen noch die isolirte Lage an, aus der sie geschrieben sind. Beide theilen sich, wie etwa Zachariä und Ebert, in die beiden Hauptrichtungen der Zeit. Gemmingen steht mit Bodmer, der (1752) seine Blicke ins Landleben herausgab; auch Huber ist in genauer Verbindung mit den Zürichern, und beider Dichtungen, wie Hartmanns, sind durchaus von dort und von Klopstock angeregt. Gemmingen sagt ausdrücklich, er wolle nicht gestehen, zu welcher der zwei großen bestehenden Factionen er gehöre und er deutet in Prosa und Versen an, daß er jeder ihren Werth läßt. Beide sind zugleich mit den Dichtern im Harze und im niedersächsischen Kreise vertraut. Gemmingen hatte Zachariä in Göttingen kennen gelernt, und ihr Freundschaftsbund war der innigste; daß ihn Gemmingen liebte, war des andern liebster Ruhm. Und so hat es ein historisches Interesse, daß derselbe Zachariä Hubern warnt, er solle, indem er sich in seinen freimüthigen Liedern von dem Schwarme der kriechenden Reimer entferne, nicht dabei vergessen, daß er in Deutschland singe, wo nicht britische Freiheit herrsche. In England nur sei es möglich, hohen Stand und Reichthum nicht zu fürchten und vom Laster ungescheut zu schreiben. Dieß ist nämlich derselbe Huber, der, weil er sich von dem verfassungswidrigen Herzog Karl nicht zu Erpressungen brauchen ließ, auf Asberg gefangen gehalten ward, ein wahrhaft deutscher Ehrenmann, dessen Selbstbiographie[72]) auch wir mit Herders Worten jedem zu lesen empfehlen, „der den Traum von Freiheit und Sicherheit eines deutschen Staatsbürgers unter der Willkühr des gesetz- und straflosen Despotismus träumt."

72) Etwas aus meinem Lebenslaufe und meiner Muse auf der Festung 1798.

Auch Er machte auf der Festung einige fromme Lieder, wie auch Fr. Rieger auf Hohentwiel, von denen mir übrigens nichts bekannt ist. Vorübergehend erinnern wir uns auch hier an Schubart, den späterhin dieselbe Lage zum geistlichen Dichter machte, und der ein entschiedner Klopstockianer war. Merkwürdig ist es übrigens, wie hier in Würtemberg grade die patriotische Seite von Klopstock zuerst einen Widerhall findet und zugleich praktisch zu werden anfängt. Die Deutschheit und Freisinnigkeit der neuern Geschlechter in Würtemberg hat schon von jenen Zeiten her etwas Nationales, und Schillers Sympathien mit der Freiheit der Völker waren durch den gleichen Druck erregt, der in diesen Männern und in Wieland den Gegenstoß hervorrief. Hartmanns Dichtungen[73]) und Briefe sprechen patriotischen, freimüthigen Sinn aus; Huber beweist diesen nicht allein durch Worte, sondern auch in Charakter und Handlungsweise; auch Abbt wäre hier schon zu nennen, besonders aber der berühmte Fr. Karl v. Moser (1723—98), des vorhin erwähnten Sohn. Wir haben nicht Raum, diesen vielbesprochenen Schriftsteller hier ganz zu charakterisiren; er gehört aber wesentlich unter die Männer, die von Klopstocks Poesien um so mehr angeregt wurden, als sie sehr verwandte Naturen entgegenbrachten. Ich würde die geistlichen Gedichte, Psalmen und Lieder, und den Daniel in der Löwengrube (beide 1763) am wenigsten gebrauchen, um Mosern an Klopstock anzuknüpfen, weil fast alle seine Poesien noch mehr aus körperlichen Leiden als aus Anregungen von außen hervorgegangeu sind, weil die Lieder eine fromme Verzückung an sich tragen, die nicht Klopstockisch ist, der Daniel aber, wiewohl er mehrere Auflagen erlebte, gar zu sehr auf der Stufe der schweizerischen Arbeiten steht. Moser selbst bedauerte so, daß Klopstocks Messias eine Pandorenbüchse von schlechten Nachahmungen geworden sei und er legte doch hier selbst ein Schärflein, und dazu ein sehr dürftiges hinein. Was ihn mit Klopstock in Eine gemeinsame Richtung von einer ehrenwerthern Seite stellt, ist, daß Er aus jenen höhern Regionen heraus, zu denen Klopstock auch im Norden so vielen Zugang fand, zuerst den Ruf nach Achtung der Menschenwürde erhob, daß er suchte Selbstgefühl zu wecken und aus dem dumpfen Leben der Schule, des Hauses, des kleinen Staates

73) Wagenseils Sammlung von Hartmanns hinterlassenen Schriften 1779.

in eine weitere Atmosphäre herauszulocken. Es ist außerordentlich interessant, zu beobachten, wie der Instinct bei diesem Unternehmen, das ein durchaus gemeinsames in Klopstocks Tagen ward, die deutsche Natur auf Einerlei Weg hielt. Man spornte die Nation nach allen Richtungen mit dem Rufe der Freiheit und hielt dabei die Zügel aufs straffste an, als ob man durch die extremen Erscheinungen in Frankreich, halb nach Erfahrungen, halb nach Ahnungen, gewitzigt wäre. So hatte Brockes Freude an der Natur, Achtung vor des Menschen Sinnlichkeit geweckt, aber er bezog Alles auf den größeren Ruhm Gottes mäßigend zurück. Wir fanden bei den Bremer Beiträgern das Streben nach geselliger Heiterkeit, aber durchaus von religiöser Sittenstrenge, und bald selbst von Schwermuth niedergehalten. Die Satiriker wagten nur schwach die gedrückten und lächerlichen Zustände eines kleinstädtischen Lebens zu kitzeln, und Liscov, der darin weiter ging, hatte es zu büßen, obgleich er auf der rechtgläubigen Lehre fußte. Die Dichtung und ihr Vertreter Klopstock ist durchaus der reichhaltigste Mittelpunkt, um diese ächt deutsche Erscheinung einer gehemmten Fortbewegung zu erklären, die wir schon bei Luther und noch jeden Tag um uns her beobachten können; eine Erscheinung, die uns allerdings vor manchen Abgründen bewahrt, aber auch oft wieder in retrograde Bewegungen geworfen und zu einem Schneckengang der Entwicklung verdammt hat. Klopstock erlöste in mehr als Einem Sinne den Menschen; er gab diesen einzig würdigen Gegenstand der Dichtung zurück, allein er blieb fesselnd stehen, indem er sich auf den geistigen Heroismus der menschlichen Natur isolirte, dem er nachher gleichsam den physischen in den Bardietten zur Seite stellte. Er entband die Dichtung von der Regel der Aesthetik, aber er fesselte sie in der Moral; er löste die poetische Sprache von dem Joch der grammatischen Pedanterie, aber er legte ein anderes dafür auf die prosaische Rede. Er warf eine neue Freiheit der persönlichen Bewegung in den abgezirkelten Umgangston, aber er steigerte zugleich die Forderungen an Würde und Anstand. Die Summe seines Wirkens witterten jene finsteren Orthodoxen vortrefflich aus, die ihm vorwarfen, er lege der menschlichen Natur eine übertriebene Würde bei, aber er zügelte den menschlichen Hochmuth durch christliche Demuth zugleich. Ganz diesen Standpunkt nehmen die ersten freisinnigern Theologen, Semler und Michaelis ein. Wie Cramer die

Bibel aus einem neuen, freiern, äſthetiſchen Geſichtspunkt betrachtete, ohne darum den ſtreng orthodoxen aufgeben zu wollen, ſo Michaelis, als er orientaliſchen Geiſt und Geſchichte, und die Zuſtände des Lebens forſchend an die Bibel hielt; beiden aber ward unverſehens der Fuß, der auf der Orthodoxie ruhte, unterſchlagen. Ganz ähnlich war es mit Baſedow, auf deſſen Pläne zur Schulreform auch Wieland in ſeiner Klopſtockiſchen Periode einmal ganz unabhängig verfiel. Völlig in Klopſtocks Sinn wandte ſich Baſedow in ſeiner erſten Thätigkeit, die ſelbſt Cramers und Gellerts und ſeiner nachmaligen Feinde Beifall hatte, gegen das Herkommen des pedantiſchen Schulzwangs, das des Menſchen freiere Entfaltung hemmte, aber das herrſchende Glaubensſyſtem ſchien ihm damals noch nicht unter dieſe Hemmungen zu gehören. Ganz in dieſe Reihe nun gehört Moſer. Was jene Anderen gegen Haus- und Stubenleben, gegen Pedanterie im Umgang, gegen die Satzung und Gewohnheiten der Kirche und Schule durchfechten wollten, das wollte Er gegen den Staat, d. h. gegen die Höfe und ihre Creaturen. Poetiſch wird dieß durch ſeinen Hof in Fabeln (1762) vertreten, eine Reihe von ſchlecht erzählten und allegoriſirten Staatsfabeln, die mit Recht vergeſſen ſind. In ſeinem politiſchen Freiheitsſinne iſt er ganz wie Klopſtock von den Engländern angeregt, von dem Hereinſpielen einer gehobneren Stimmung und Lehre nach Göttingen, von jener Sympathie mit freieren Staatsformen, die wir auch in Huber, Ebert, Zachariä und Duſch gewahren. Er ſah in Deutſchland nichts als kleinlichen Separatismus und Stammgeiſt; die engen bürgerlichen Zuſtände feſſelten ihn nicht wie Möſer; er ſah nichts von Vaterland, nichts von Staat, ſondern überall den großen politiſchen Irrthum, der die ganze deutſche Geſchichte ſeit der Reformation durchdringt, daß dem beſonderen Intereſſe zu Liebe das Allgemeine aus den Augen geſetzt wird. Er ſah nur Höfe und ihre Knechte; und hat er nicht recht bis heute, wenn kein Staatsdiener in manchen deutſchen Ländern ſo viel Stolz übrig behält, ſich nicht auf Einer Linie mit dem Kammerdiener tituliren laſſen zu wollen? Er ſah ſelbſt den einzigen Stand, der damals zu neuem Anſehn kam, die Gelehrten zu höfiſchen Werkzeugen, die Profeſſoren zu Hofräthen geworden, und nannte die Lehrer der Politik und des Staatsrechts Lehrer des Eigennutzes und des blinden Gehorſams, denen die Liebe zum Vaterland ein verſiegeltes Buch

ist, die ihre Wissenschaft als Handwerk zum Lebensunterhalt treiben und keine andern, als knechtische, eigennützige und niederträchtige Gesinnungen einflößen können. Das traurige Resultat seiner politischen Betrachtungen des Vaterlands war: Es fehlt uns Alles. Jene Eifersucht Klopstocks gegen die Fremden faßte auch ihn, denen wir ein Gegenstand der Spötterei in politischen Dingen damals waren und heute noch sind. Er rang nach Herstellung des deutschen Namens, und der verdunkelten Würde und Geltung des Gesetzes. Es war bei ihm Anfangs eine so feine Mischung von Natur und von Klugheit, daß er sich bei diesen Anfechtungen auf die Religion stützte, daß jeder Recht behalten kann, der eins von beiden allein verficht. Er nannte das Saug- und Bedrückungssystem der Fürsten politische Freigeisterei, also mit eben dem Namen, mit dem alle unsere bisherigen Freunde ihre Gegner schreckten; und er ist daher ganz wie Klopstock ein Gegner von Friedrich dem Großen. Er nahm keine plötzlichen Aenderungen in Gesinnungen und Formen in Aussicht, er wollte weislich den Schlag der Patriotenstunde erwarten und nur einstweilen christliche (d. h. gewissenhafte) Obrigkeiten, christliche (d. h. in ihrer Menschenwürde sich fühlende) Unterthanen, und christliche Vaterlandsliebe erwecken. Grade wie Klopstock, außer von England her, auch von den politischen Zuständen in der Schweiz angeregt ward zu seinen gesteigerten Begriffen von Vaterland und Freiheit, so Moser. Er war mit Lavater befreundet, nachdem dieser schon seinem ersten patriotischen Eifer Luft gemacht hatte, er stand mit Iselin in einem ganz ähnlichen Verhältnisse, wie Klopstock zu den ihm befreundeten Schweizern. Wie in dessen Haus die helvetische Gesellschaft von einem patriotischen Enthusiasmus ergriffen ward, so hoffte er auf das Erwachen eines ähnlichen Sinnes in Deutschland, und hätte wohl gern, wie Klopstock durch Lesezirkel im Gebiete der Poesie, so im Politischen an der Spitze einer ähnlichen rein haltenden Corporation gewirkt, wie in der Schweiz die Schinznacher war. Schade, daß er dieß Alles, was er wollte, nicht in den rechten Formen zu sagen wußte; er hatte sich, wie aus seiner Staatsgrammatik (1749) hervorgeht, noch von dem barbarischen Kanzleistyl loszuringen, und obgleich er sich hernach in seinen bekanntesten Schriften (Herr und Diener 1759. Vom deutschen Nationalgeist 1765 u. A.) verhältnißmäßig freier bewegt, so sieht man doch auch hier, daß die

Ausbildung der Poesie früher fällt als die der Prosa, indem unsre damaligen Dichter und Schönredner ihre Ideen weit besser zu Papier zu bringen wissen. Mehr Schade war es, daß er sich nachher in eine entsetzliche Vielschreiberei verlor, und noch weit mehr, daß er, ähnlich wie Klopstock zwischen Poesie und Moral, so in eine Klemme zwischen politischer Wirksamkeit und jener sittlichen Religiosität gerieth, die er immer mehr, eben wie Klopstock und Lavater, steigerte. Daher kam es denn, daß er fast allgemeinen Widerspruch fand, wozu denn auch freilich der Mangel an politischen Gefühlen das seinige beitrug. Möser beklagt sich über seine Schwarzsichtigkeit, Hamann über die Galle seiner Schreibart, Herder über seine fromme Misanthropie. Und er überspannte diese auch in der That grade so wie Cramer und Klopstock, und grade so kündigen ihm die Literaturbriefe dafür den Krieg an, denen Er seinerseits gehässige Absichten gegen die Religion Schuld gab. Abbt wollte seinen Beherzigungen Gegenbeherzigungen entgegensetzen; er warf ihm vor, daß er in seinen moralischen Schriften behauptet habe, man dürfe nur fromm sein, so erhalte man auch zu bürgerlichen Geschäften Verstand, und am Ende sei es besser, ein Land gehe mit einem frommen Minister zu Grunde, als es blühe mit einem irreligiösen. Diese späteren Schriften verdienen diese Vorwürfe; aber den Vorwurf der politischen Schwarzsichtigkeit in seinem Herrn und Diener und in dem Nationalgeiste könnte selbst heute noch nur der politische Stumpfsinn machen. Wie viele Blößen er dort richtig aufgedeckt hatte, zeigten die Anfeindungen, die sie ihm eintrugen, und die neuerdings bekannt gewordnen Briefe des Herzogs von Weimar an Merck sprechen eine Schadenfreude über seinen Fall in Darmstadt aus, die auch der bitterste Gegner nicht äußern sollte.

Wir haben Moser hier erwähnt, um gleich an einem Beispiele zu zeigen, wie die Tendenzen unsrer Dichtung immer mit den Tendenzen des allgemeinern Volkslebens zusammen, und in gewisser Hinsicht wegzeigend voran gehen; und wir werden an einem spätern Orte es übersehen können, wie jedem unsrer größern Dichter ein correspondirender Politiker und Historiker folgt, was diese wechselseitigen Berührungen vortrefflich ausdrückt. Keineswegs bezeichnen wir diese Nachfolger als Nachahmer, sie pflanzen sich selbständig, aber der Zeit nach etwas jünger, den poetischen Leistungen zur

Seite, indem sie gleichsam den Fortgang von Dichtung zu Geschichte, von Ideal zu Wirklichkeit versinnlichen. Mosers ähnliche Sinnesart ist daher so ächte Natur wie bei Klopstock; beide blieben auf dem einmal genommenen Standpuncte stehen, unbekümmert um die fortschreitende Zeit. Anders war es z. B. mit Basedow, der zur Heterodoxie überging, ohne sich jedoch in seiner tumultuarischen Art zu leben und in seiner cynischen Unbekümmertheit um sich selbst davon deutliche Rechenschaft zu geben. Noch weit anders aber Wieland, auf den wir hier noch einen Blick werfen müssen. An ihm können wir die fliegende Hitze am besten beobachten, die auch bei ganz anders gearteten Naturen die frappante Erscheinung des Messias hervorrief, nachdem die ganze Stimmung der Zeit die Wärme der Empfänglichkeit dafür fast allgemein verbreitet hatte. Bei ihm kommen die Symptome der Zeit zu einer solchen Deutlichkeit, und die Krisis jenes andächtigen Sinnenfiebers zu solch einer heftigen Höhe, daß das Umschlagen zu einer anderen geistigen Diät bei ihm in solcher Schärfe vorliegt, wie die Geschichte selten ein Beispiel so schroffer Uebergänge aufzuweisen hat. Dieß erklärt sich durch die ungemein reizbare und empfängliche Natur Wielands, die durch die Aufgeregtheit der Zeit und durch seine Erziehung noch so sehr erhöht ward, daß in der That nur ein so leichtes Talent und ein so schlanker Charakter wie der seine diesem Uebermaß von Reizungen und Anregungen und von entgegengesetzten Einwirkungen Stand halten konnte, indem er ihnen schmiegsam nachgab.

Christoph Martin Wieland (bei Biberach **1733—1813**) ward mit der entschiedenen Anlage zu einer Frühreife der Bildung geboren, die sein Vater noch mehr mit treibhausartigen Reizmitteln unterhielt. Er ward schon im 3. Jahre zum Unterricht angehalten, las schon im 7. den Cornelius mit Vergnügen, dachte schon mit **13** Jahren auf größere epische Gedichte, las zwischen dem **12—16.** fast alle Autoren des römischen goldnen Zeitalters neben Fontenelle und Voltaire, und war schon in dieser Zeit von Bayle hingerissen. Auf der Schule in Klosterbergen unter dem Abte Steinmetz sehen wir ihn schon, ähnlich wie Klopstock, an jenem Scheidewege stehen zwischen Alterthum und Christenthum; der gute klassische Unterricht und die frommen Andachtsübungen theilten ihn; er schwärmte schon für Addison aber auch für Xeno-

phons Sokrates und Cyrus, und diese letzte Neigung am Anfang seiner geistigen Thätigkeit ist im höchsten Grade bedeutsam, da die Cyropädie und Sokrates in der Geschichte gerade die Anfangspunkte der beiden Geistesrichtungen und Productionen sind, die Wielands ganzes Leben ausfüllen. Und eben so ist es nicht ohne Wichtigkeit, daß er auf die Lecture des Don Quixote so frühe mit besonderem Nachdrucke geführt ward. Alles arbeitete wie durch die wunderbarsten Zufälle oder Schickungen zusammen, ihn auf die Denkarten und Stoffe zu leiten, die seiner Natur am bestimmtesten zusagten; und es scheint nur diesem Satze zu widersprechen, daß er vielfach so sehr in Extreme gerissen ward, da ihn doch diese allein so entschieden auf den Weg der Mitte leiten konnten, der nachher sein Ideal wie seine Natur war. Schon auf der Schule verdarb er sich mit gequälter Frömmigkeit die Nächte, und doch stand er zugleich im Rufe eines Freidenkers, ganz frühe wollte er dem Spinoza darin folgen, dem Kopfe nach ein Freigeist, und im Herzen der tugendhafteste Mensch zu sein, und darum sympathisirt er so sehr mit Shaftsbury mitten in seinen Schwankungen, da dieser überall selbst in einem so unsteten Lichte erscheint, daß man seine Schriften eben so oft für als gegen die Religion gebraucht hat. Mit 17 Jahren faßte er eine schwärmerische Liebe zu einer Verwandtin, der nachherigen Frau La Roche, in deren Dienst er das Lehrgedicht von der Natur der Dinge (1751) in der Hast des jungen Productionseifers hinwarf. Hier stand er auf Haller, obwohl er behauptete, Lucrez sei sein Muster gewesen. Es war natürlich, daß dieß Werk eines so jungen Menschen die Meier und Bodmer entzücken mußte; man nannte ihn gleich den deutschen Lucrez, und es war lustig genug, zu sehen, wie altklug der junge Meister sich mit metaphysischen Systemen herumschlug und wie naseweis er zwischen Bayle und Leibnitz, und gegen Aristoteles als ein Stimmberechtigter auftrat. Es war daher kein Wunder, daß er auf Kleist, der ihn in diesem Alter sah, den Eindruck machte, als habe er stark vor die ganze Welt zu reformiren. Ahmte er hier in diesem dogmatischen Gedichte die didaktischen Systematiker nach, so in den moralischen Briefen (1752), die den épitres diverses des Landdrosten von Bar nachgeahmt waren, die moralischen Lehrdichter, deren Mittelpunkt Hagedorn war. Indem er nachher zu Klopstock übergeht, so

sehen wir auch ihn gleich diesem den Hauptrichtungen der Zeit völlig folgen, jedoch ist er weit von der Energie entfernt, mit der Klopstock diese in einem selbständigen Wesen verschmolz. Wieland lehnt sich vielmehr überall an, und gestand es selbst, daß jede Lieblingslectüre damals und später ihn veranlaßt habe, etwas in der ähnlichen Manier zu versuchen, und dieß Talent bildete er bei Bodmer noch mehr aus, von dem er die Geschicklichkeit zu stehlen gleichfalls erlernt zu haben bekannte[74]). In diesen ersten Schriften ist nicht religiöse, sondern nur die edle Schwärmerei der Jugend sichtbar, der Glaube an Tugend, der Haß gegen Laster, vor denen Wieland späterhin gleichmäßig warnte. Die Weisheit des Sokrates ist hier, wie bei Hagedorn, das große Ziel, und er sieht den Weisen hier noch mehr so, wie ihn Plato auslegte, während er ihn später mit Aristipps Augen interpretirte. Im Keime liegt hier unter dem Heiligenscheine der Idealität schon seine spätere Glückseligkeits- und Mäßigungslehre verborgen. In der Natur der Dinge sagt er schon, daß Glück der Zweck der Schöpfung sei, und das, was uns beselige, das mehre den Ruhm der Gottheit. In den moralischen Briefen wendet er sich von den Timonen und Catonen und selbst von Zeno ganz wie später ab. Ja in Briefen an Bodmer, mit dem er durch seine ersten Arbeiten in Verbindung kam, vertheidigt er noch den freiern Ton der Dichtung, in dem er noch Oden auf den ersten Kuß gemacht und seine Liebe besungen hatte, und wagt zu schreiben, daß jener Kuß in jener Elegie mehr werth sei als hundert Gesänge mit ihrer ganzen langen Unsterblichkeit. Dergleichen durfte man dem strengen Bodmer damals nicht schreiben. Er wies ihn zurecht, er krittelte beständig an seinem Leichtsinn und erregte Zwiespalt in seinem Inneren. Bald bereute er seine erotischen Tändeleien, wollte sich nicht mehr mit Boccaz und Lafontaine beschmutzen, verurtheilte den

74) Vgl. Grubers Leben Wielands I. p. 67. Dieß ist die beste Charakteristik, die wir bis jetzt von einem deutschen Schriftsteller haben. Der Verf. hat überall als Freund geurtheilt, zu sehr auf die Worte und nicht auf die Werke gesehen, der Versichrung geglaubt und nicht die Handlung und Wirkung beachtet. Aber ich glaube, daß das Panegyrische was hieraus fließt, jeder Biographie nachzusehen ist, die aus Liebe zum Gegenstand doch fast überall entsteht.

Leichtsinn (!) der Bremer Beiträger und der Anakreontiker, er wendet dem „affenmäßigen und flüchtigen Nationalcharakter der Franzosen" den Rücken, und flüchtet zu Milton und zu Young, der auch ihm jetzt unmittelbar an die Engel grenzt! Er schrieb 1752 seinen Antiovid, in dem er die schäferliche Liebe besang, die später so viel Spott von ihm erfuhr, und den Crebillon verdammte, den er nachher nachahmte. Als er in Zürich sich aufhielt, liebte er, nach Zimmermanns Erzählung, ein Mädchen, dem er nach vierjähriger Bekanntschaft zum erstenmale die Hand küßte. Er las jetzt Klopstock, und meinte alles ausgesprochen in ihm zu finden, was er immer selbst gefühlt hatte, und dieselbe Bemerkung machte er über der Lectüre des Plato. Er schrieb einen Frühling in Hexametern, in dem er sich Kleist näherte; dann moralische, oder besser empfindsame Erzählungen (1752), die uns in die Unschuldswelt, unter Einfalt und schöne Natur versetzen, wo noch die Rehe mit Pardeln spielen. Hier rivalisirt er mit Thomson und seinem Geßner; glaubt mit ihnen an die goldne Zeit, „deren mächtige Wahrheit noch jetzt in den Tagen trübster Hefe auf jede menschliche Seele wirkt, wo ihm die Töchter der Natur lächeln, die Bodmer uns so liebenswerth als den ersten Frühling der Vorwelt zeigt." Bei all diesem ätherischen Hauch aber ist doch eine gewisse wollustathmende Atmosphäre hier, in der man ahnt, diese Gabe der lockenden Schilderung könnte sich leicht einmgl anders wohin verirren. Dieß witterten die Literaturbriefe, die Feinde aller unnatürlichen Verstiegenheit vortrefflich aus, und sie luden Wieland zeitig ein, sich wieder aus diesen Sphären zur Erde herabzulassen. In eben diesem Jahre ging er nach Zürich zu Bodmer. Er bezauberte diesen mit seinem fügsamen, eingehenden Wesen so sehr, als dieser ihn mit jenem neu erworbenen Firniß, hinter dem Wieland den langegesuchten Weisen entdeckte. Beide wetteiferten nun in Compositionen, und in der Virtuosität mit Plagiaten ihre Produkte zu füllen. In den Briefen von Verstorbenen (1753) ahmte Wieland die gefeierte Rowe nach; wir baden hier in Seen von Strahlen und Aether, die Seele sieht hier Erde und Luft in Wasser nachgeahmt, menschliche Fische, schuppige Vögel, thierische Pflanzen und was Alles die irdische Sprache nicht nennen kann, und dieser reinere Stoff der ätherischen Welt soll hier gleichsam in einer gehauchten

und seufzenden Sprache der Verklärten dargestellt werden, zu der der weichliche Prunk des Hofmannswaldau ein wenig aufgeboten wird. An demselben Tische, wo Bodmer seine Epopöen schrieb, verfertigte Wieland den geprüften Abraham (1753), an dem Bodmer sogar mitgearbeitet hat, die einzige Patriarchade, zu der sich Wieland bekannte, obwohl ihm sein Freund, wie er sagt, mehrere Kinder dieser Art vor die Thüre gelegt habe. In den Sympathien (1754) erreichte die fromme Wuth Wielands ihre Spitze. Es sind dieß Warnungen, Ermahnungen, Visionen, Predigten an sympathetische Seelen, die gemahnt werden, die Welt mit den Augen des Christen anzusehen. Weise sein selbst in der Blüthe des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnügen lechzt, wenn tausend Sirenen die leichtsinnige Seele an ihre Ufer laden, dieß ist ein Triumph für die Seraphim. Gegen Gleim und Uz richtet sich eine gehässige Polemik. Die Grazien (die er selbst später zu Dienerinnen der Wollust machte) sollen Aufwärterinnen der Weisheit sein. Ovid höre nicht auf abscheulich zu sein, weil er reizend ist, lehrt er hier, und that später nach der Lehre des Gegentheils. Auch die Religion und Tugend habe ihre Grazien; nachher aber suchte er sie geflissentlich an Lastern und Schwächen heraus. Ein frommer Alter habe der misbrauchten Dichtkunst den rechten Namen gegeben: Wein der Teufel, womit sie die unbesonnenen Seelen berauschen. Die wollüstigen Weisen, die in lydischen Tönen zu Weichlichkeit und zum Schlummer am Busen der Venus einladen, sollen die Worte bei sich gelten lassen: daß die Musen nie schöner sind, denn als Dienerinnen der Tugend; oder ihr Witz soll zu Wasser werden, die Feder lauter geistlose Reime und platte Gedanken hervorbringen, die Leier gähnen, wenn sie scherzen. Ich fürchte, dieser Fluch ist auf Wielands Haupt ein wenig zurückgefallen, als er einige Jahre später plötzlich zu diesen angefochtenen Dichtern der Grazien überging, und die Verbrechen, die er hier an diesen anakreontischen Dichtern rügt, überbot. Er ging noch weiter. Er gab Empfindungen eines Christen (1755), drei Psalmen in Prosa, heraus (die übrigens heterodox gefunden wurden), und die er mit einer Vorrede an Sack begleitete, worin er diesen aufforderte, der Unordnung zu steuern, die gewisse leichtsinnige Anbeter der Venus und des Bachus anrichteten, und er bezeichnet deutlich unter diesen die lyrischen Gedichte von Uz.

Bodmer hetzte ihn gegen diesen, weil ihn Uz seiner Anglomanie und seiner langweiligen Epopöen wegen verspottet hatte. Die Polemik aber, die ihm Uz entgegensetzte, der Spott der Literaturbriefe, die Sättigung und Entfernung von Bodmer, und die Mahnungen der eignen Natur begannen jetzt nach dieser höchsten Anspannung des heiligen Eifers eine Abspannung herbeizuführen, die gegen das Ende des 6. Jahrzehnts Wieland plötzlich zum Abfall von den seraphischen Dichtern brachte. Er wandte sich geradezu auf die Seite der angefochtenen Dichter der Grazien herüber, als deren Schlußstein er so erscheint, wie Klopstock als Grundstein der Seraphiker. Diesen Uebergang aber machen wir mit, und wollen uns daher zunächst in der neuen Gesellschaft, den veränderten Localen und Verhältnissen etwas orientiren.

6. Preußen's Theilnahme an der poetischen Literatur.

Die preußische Dichtung war bis hierhin in einer anhaltenden Abhänglgkeit erst von Schlesien, dann von Sachsen gewesen. Berlin war kaum zur Zeit der Canitz und Besser genannt worden, der Mittelpunkt der preußischen Literatur war Königsberg; Halle ward erst mit Anfang des 18. Jahrh. von Bedeutung. Seitdem Besser und die Pietisten aus Leipzig nach Berlin und Halle geflüchtet waren, setzte sich nachher die Auswanderung der Literatur aus Sachsen gleichsam fort. Lessing, der für die Geringfügigkeit der sächsischen Literatur von Luther bis auf ihn hätte entschädigen können, versinnlicht gleichsam mit seinen Aufenthalten in Leipzig, Breslau, Berlin, Hamburg und Wolfenbüttel, und mit seinen gestörten Beziehungen zu Wien und Mannheim, daß es künftig keine vorherrschende Hauptstätte deutscher Literatur, geschweige eine Provinzialdictatur geben sollte. Schon zu Canitz und Pietsch's Zeiten hatte es allen Anschein, als ob Berlin und Königsberg sich an die Stelle von Leipzig und Dresden setzen würden; dann hätte der Preuße Gottsched hier seinen Sitz genommen und Besser wäre nicht nach Dresden zurückgewandert; allein unter Friedrich Wilhelm I. war in Preußen keine Stätte für die Musen. Sobald er seine Augen schloß, im selben Momente fast begann Gleim

seine Laufbahn, der die Hebamme der preußischen Literatur genannt zu werden verdiente. Und je mehr der vorige Druck Spannung in der preußischen Bildung hervorgebracht hatte, desto elastischer war der Gegenstoß.

Joh. Wilh. L. Gleim (aus dem Halberstädtischen **1719—1803**) studirte um **1738—40** in Halle unter Baumgarten, mit Uz, Götz und Rudnik aus Danzig befreundet. Sie lasen den Anakreon zusammen; der Streit über die reimlose Poesie, durch Bodmer belebt, war im Gange; Pyra, den wir oben schon mit Lange genannt haben, hatte dürftige Versuche gemacht (im Tempel der Dichtkunst **1732** u. s.), den Reim zu entbehren. Die Frucht der gemeinsamen Beschäftigungen mit Anakreon kam **1746** (Oden Anakreons in reimlosen Versen) heraus, schon vorher aber (**1744**) erschienen Gleims scherzhafte Lieder, die gleichfalls anakreontisch sein sollten. Verwandt mit dieser Liebe zum Anakreon war, wie wir schon bei Hagedorn sahen, die zum Horaz, mit dem sich Uz und Pyra's Freund Lange beschäftigten; und diese ganze Hallische Schule verhält sich auch zur schweizerischen, wie Hagedorn zu Haller, und sie standen mit jener auch anfangs in so freundlichem Vernehmen, wie diese beiden Männer untereinander. Gleim hielt sich mit Gottsched öffentlich, stand aber heimlich mit den Schweizern[75]); Hirzel trat aus der Ferne in den Hallischen Bund zu, Sulzern verschaffte Gleim **1747** eine Professur in Berlin, und als der Messias Bodmern noch nicht bethört hatte, sagte dieser in seinen kritischen Lobgedichten noch ohne alles Arg von Gleim, er solle die ganze Welt für nichts als einen Raum voll schöner Mädchen halten, und auch in Briefen an Lange sprach er sich noch **1747** billigend über Gleims und Hagedorns anakreontische Lieder aus. Die leichte erotische Lyrik hatte sich in diesem Kreise schon einen Boden gewonnen, ehe Klopstock die Stimmung in Deutschland veränderte. Es war eine compacte Masse gebildet, die dem neuen andächtigen Ernste eine ungestörte Heiterkeit ent-

---

75) Sulzer schrieb an Bodmer, Gleim sei heftig gegen Gottsched, doch wollte er verborgen bleiben, er habe das Herz nicht sich gegen ihn zu erklären, das Lob eines Gottschedianers sei ihm doch immer angenehm. Man muß übrigens beachten, daß dieß in einer Zeit geschrieben ist, wo die Spannung zwischen Gleim und den Schweizern schon angefangen hatte.

gegensetzte. An die beiden obigen Werke schlossen sich in einer Reihe, wenn nicht immer dem Tone, so doch der persönlichen Anregung nach, die freundschaftlichen Lieder von Lange und Pyra, Gleims Lieder (1741), die horazischen Oden von Lange (1747), Uz lyrische Gedichte (1749), Gleims liebliche Lieder (1749), Löwen's zärtliche Lieder (1751), Götz' Gedichte (1752), Lessings Kleinigkeiten, Weiße's scherzhafte Lieder u. A. an; es zog sich dieser Geist nach Leipzig und Berlin, und nistete in Männern, die Consequenz und Energie genug hatten, diese Gattung gegen die Klopstockianer zu verfechten. Dieß war nicht das einzige, was ihm die Consistenz gab, deren er auf alle Weise, um gegen die Macht der Seraphiker zu bestehen, bedürftig war. Anakreons Autorität und die anakreontischen Lieder hätten dieser Lebensrichtung die hinlängliche Nahrung und den nöthigen Schutz nicht gegeben, am wenigsten durch ihren poetischen Werth. Gleims spätere Lieder nach dem Anakreon sogar (1763), und die Uebersetzungen seiner Freunde sind so fern von Anakreon, wie Geßner von Theokrit, und wie Gleims Petrarchische, Horazische und Minne-Lieder von ihren Originalen. Er gestand es von seinen scherzhaften Liedern selbst, daß darin so viel schlechtes, überflüssiges und weniges in Anakreons Geist sei, daß er es wohl nur dem unbestimmten Geschmack zu danken habe, daß man sie schön fand und übrigens noch ungeschickter nachahmte. Noch wird hier Tanz, Wein und Liebe besungen, nüchtern und ohne Empfindung und rhythmischen Wohlklang, mit Zwang wird ein leichtfertiger Ton angeschlagen, der hie und da lehrartig klingt, und ironisch unmoralische Vorschriften verkündigt. Götz und Uz wandten sich von Anakreons Formen zum Reim wieder zurück; sie schienen sich leichter zu bewegen in als außer diesem Zwang. Die Liebesliedchen von Uz, (aus Anspach 1720—36), die ihn Cypripor zur Laute des Tejers singen lehrte, sind gelenker als viele andere, und kein Name ist auch neben Hagedorn unter den Verehrern unsers alten Styls so oft genannt worden, wie der seinige. Wie Gleim voll Jugendgefühls der pedantischen „alten Ehrenmänner" lacht, so sticht dieser gegen die Gelegenheitspoeten, gegen die altmodischen Dichter, die durch schulgerechte Schlüsse der Mädchen Küsse fordern, ihm ekelt vor der Liederbrut, die Gleims ungraziöse Nachahmer heckten, in denen sich unleidlich jeder Ton stemmt und der träge

Witz nur wörterreiche Sätze gebiert. Er ist selbst gegen Gleim in seinen erotischen Liedern hier und da muthwillig, in seinen Weinliedern leichter als Lessing und Aehnliche, überall flüssiger als sein Freund Götz (aus Worms 1721—81). Die anakreontischen Kleinigkeiten, catullischen Scherze, erotischen Madrigale und Epigramme dieses letzteren sind auch dem Anakreon II, Hagedorn, und dessen französischen Quellen nachgeahmt, aber wenig treu und wenig geläufig; es ist bekannt[76]), daß er unsicher und mühsam arbeitete, und man sieht auch seinen Liedern trotz der Ramlerschen Feile an, wie sauer sie ihm wurden, und die prosaischen Abfälle, die in diesen anmuthigen rieus so übel stehen, konnten nicht ganz getilgt werden. Obgleich seine Mädcheninsel bekanntlich vor Friedrich dem Großen Gnade gefunden hat, so ist doch die Runde und Glätte der Französischen Lyriker, die er bei seinem langen Aufenthalte in Lothringen und Elsaß lieben und nachahmen lernte, nicht von ihm erreicht; in Hagedorn vollendet sich sein Ideal, mit dem ihm alle Grazien in Deutschland ausgestorben schienen. Wo er sich vollends aus seinen erotischen Gegenständen verirrt in das, was er Balladen, Idyllen u. A. nennt, greift er überall fehl. Am nächsten wird uns der ästhetische Standpunkt dieser Anakreontiker durch Lessings lyrische Sachen gelegt, und jedermann weiß, auf wie wenig poetisches Verdienst diese Anspruch machen können. Wie nothwendig es war, daß unserer Sprache auch von Seiten der Gefälligkeit und Anmuth, und nicht allein von Seiten des Ernstes und der Gedrungenheit aufgeholfen wurde, und wie wichtig Gleims Ansicht sein mochte, daß Bacchus und Amor uns eher helfen könnten, als Moses und David, dennoch erhielt die Poesie bei weitem nicht so viel Zuwachs von dieser Seite, als von der entgegengesetzten. Mit ihrem inneren Werthe hätte also diese Lyrik der Grazien den Anfechtungen der Moral und Religion nicht widerstanden, die sie sogleich zu erleiden hatte. Gleim's Schäferwelt wurde in den 40er Jahren in Hamburg öffentlich verbrannt; ein Geistlicher fand, nach Gleims eigner Erzählung, aus den scherzhaften Liedern heraus, daß der Verfasser weder Gott noch die Ewigkeit glaube. Hagedorn selbst wünschte ja, die Anakreontiker

76) S. Voß über Götz und Ramler.

möchten die Gottheit nicht höhnen. Sind Ihnen solche bekannt, fragte Gleim Bodmern? so will ich sie mit Dithyramben, nicht mit leichten Liedern strafen. Der Pfarrer Götz, der sich am Oberrhein in Gegenden umtrieb, wo alle schönen Wissenschaften verachtet wurden, und auf 16 Stunden Wegs kein Buchladen und keine Bibliothek war, hielt seinen Namen voller Aengstlichkeit vor dem Publikum, und seine Poesien sogar vor Weib und Kind geheim, und wollte nur das Allersittsamste von seinen Freunden publiciren lassen.

Man sieht schon aus den weiteren Wendungen der Dichtung unserer Anakreontiker, daß sie sich aus diesem Gebiete leicht hätten herausschlagen lassen. Allein sie fußten zugleich auf einer anderen Autorität, an die sie sich eigensinniger anklammerten, die sie auf das Gebiet der Moral und Philosophie herüberleitete, in dem sie sich so sicher wußten, wie die eifrigen Religiosen auf der Gegenseite. Dieß war Horaz. An diesem Römer entzückten sich damals, wie wir schon bei den Leipzigern sahen, alle Männer, die in sich edel von Sitte, nach außen anmuthige Geselligkeit und einen erlaubten Genuß und Gebrauch des Lebens suchten, die des närrischen Lehrernstes der deutschen Schule satt, sich an der feinen Ironie und Urbanität des weisen Dichters erholten, dessen Weisheit von eben so viel Freiheit gehoben, dessen Freiheit von eben so viel Anstand und Grazie gemildert war, als die strenge Zucht in Deutschland vertrug und verlangte. Bei ihm erschien Dichtung und Philosophie am reinsten und edelsten in jenem schwesterlichen Bündniß, das damals jeder suchte; wer ihn nachahmend erreichte, durfte sich schmeicheln, ein philosophischer Lehrer im Gewande der Anmuth, ein gefälliger Dichter in der Würde des Weisen, ein bescheidener Lebemann, bei feinen Hofsitten ohne Anspruch an Größe zu scheinen. Selbst um die Fabel drängte sich daher kaum eine solche Unzahl von Nachahmern wie um ihn; seine Dichtkunst ward verschiedentlich übersetzt und galt immer mehr als ästhetischer Canon; seine Episteln bildete man in freieren Formen besonders in dem späteren Halberstädter Kreise um Gleim herum nach; an seinen Oden versuchte sich Alles, was reimen und nicht reimen konnte, wer eine mäßige Gabe hatte, Lectüre zu nutzen, und wer ein Paar verworrene Constructionen zusammenbrachte; man edirte, erklärte, verglich und rettete seine Schriften und sein Leben; selbst

seine Nachahmer Balde und Sarbiewsky wurden hervorgezogen und nachgeahmt, und schüchtern glitten Uz und Gleim zuweilen auf Petrarca mit ihrer Begeistrung über. Von den ersten rohen Uebersetzern, den Weidner, Lange, Groschuff, bis zu den Ramler, Mastalier, den beiden Schmidt und den noch späteren, welche Metamorphosen hat dieser Dichter nicht durchmachen müssen. Seit Klotz seine Vindicien und seinen Commentar schrieb, oder seit Herders Briefen über Horaz, von wie viel Seiten ward der Dichter nicht besprochen und beleuchtet! In Voßens Uebersetzung und in Wielands, wie sonderbar wechselte er die Kleider! Und wie viele unserer Odisten wurden damals mit dem Ehrennamen des Horaz belegt! Auf Einem blieb er vorzugsweise hängen, nicht weil er die dichterische Form des Originals am besten erreicht hätte, sondern weil er den Kern von seiner Lebensweisheit zuerst am treffendsten aussprach, auf Uz nämlich. Und von ihm fand man aus, daß er sogar in seiner äußeren Gestalt wie in seinem inneren Leben dem Bilde glich, das der römische Dichter von sich selbst entwarf: ein Mann von mittlerer Größe, rundlicher Figur und leicht beweglichem Körper.

Diese Lebensweisheit der anakreontischen Horazianer bildet ihre moralische, für die Zeit wichtigere und für ihre Bedeutung in der Literatur charakteristischere Seite! In Gleims früheren Liedern spricht sie sich formell mehr als materiell aus; die durchgehende Leichtfertigkeit verkündet die liberale Lebensansicht, die mit der Gellertschen so sehr contrastirt: daß Welten voll Jugendlust die allerbesten, daß Feinde der Freude auch Feinde der Tugend seien[77]). In den „Liedern", wo er uns in die niedern Lebenskreise von Bürgern, Bauern, Bettlern führt, ist alles von

---

77) Die Seele seiner Moral liegt in den bekannten Versen:

Unschuldige Jugend, dir sei es bewußt, nur Feinde der Tugend sind Feinde der Lust.

Ja Jugend und Freude sind ewig verwandt, es knüpfet sie beide ein himmlisches Band;

ein reines Gewissen, ein ehrliches Herz macht munter zu Küssen und Tänzen und Scherz.

Diese Stelle steht in den Werken ed. Körte I, p. 145. Zu einer historischen Beurtheilung Gleims muß man übrigens auf die Originalausgaben zurückgehen, die z. Th. sehr selten geworden sind.

Frühling, Jugend, Wein und Küssen belebt, er führt uns aus der Hirtenwelt in die angrenzenden Sphären unseres wirklichen Lebens, und preist Landleben, Mittelstand, Zufriedenheit, die Mittelpuncte der weisen Bescheidenheit des Horaz. Aehnlich ist es mit Götz[78]); seine Lieder, in denen Herder eine Dactyliothek von lieblichen, zierlich gefaßten Liedern fand, stellen jene Philosophie der Freude und der Gemächlichkeit mehr lyrisch dar, als daß sie sie didaktisch lehren. Auch seine Wünsche gehen die Mittelstraße, auch seine Theorie der Glückseligkeit sucht dieses Ziel durch Bescheidung zu erreichen; das Vergnügen verfolgen, heißt ihm es fliehen, durch bloße Empfindung zieht man es nach. Im kleinen Dorfpalast macht ihn Zufriedenheit und Ruhe mit keuschem Scherz verschwistert zum König. Auch Uzens Lieder bringen diesen harmlos fröhlichen Sinn zum Anschauen; allein sie gaben auch der nackten Lehre deutlichere Worte, und fanden damit näheren Eingang; sie schlossen sich auch enger und auffallender, wie Hagedorn, an Horazens Lehren an. Mit geheimer Zierde, singt er an Horaz, vergnügst du den feineren Geist, sieh auf drei Freunde nieder, die dir flehen; sie glühen, die Muse deiner Lieder in ihrem Reize zu sehen. Dem Meister ähnlich gibt der Schüler zu empfinden, was die Philosophie mühsam lehrt, und gewinnt dadurch den Verstand; er lehrt den Muth und die Standhaftigkeit des Weisen, der das Uebel in Vergnügen verkehrt; Freude, Frieden, Natur und Frühling und die sanften Genüsse stiller Herzen singt er, und die Lust ist ihm wie Horaz der Quell der ächten Dichtung[79]). In seiner „Kunst fröhlich zu sein" ist dieser unschuldige Epikurismus zum System gerundet. Der Glückseligkeit Wesen

---

78) Götzens Gedichte sind in der Ausgabe von Ramler 1785 von dessen kritischer Feile zugerichtet, freilich nach des Dichters ausdrücklichem Willen.

79) Uz poetische Werke 1768. I. p. 100.
Horaz trinkt Chier Wein und jauchzt bei seinem Weine,
sein ewiger Gesang ertönt in Tiburs Haine
nur an der weisen Wollust Brust. Der Wollust welhe deine Leyer,
blos diese Mutter wahrer Lust beseelt ein Lied mit ächtem Reiz und Feuer. —
Der Weise kann das Glück betrügen, auch wahres Uebel fühlt er kaum,
und macht sich's leicht und macht es zum Vergnügen.

ist die Lust; die Kunst, sich zu erfreuen, ist für uns die Kunst glücklich zu sein, und diesen Satz hält er in einer Parabel den neuen Andächtlern vor, die diese Kunst nicht kennen. Er lehrt dann das Vergnügen nicht im Sinnlichen suchen, sondern in den reineren Freuden der Tugend und Wahrheit; die Freuden, die sich die Seele denkend schafft, sind die Grazien, die dem Weisen allein lachen, seine Einsamkeit schmücken, seine Muse adeln. Zärtliche sinnliche Gefühle entehren uns nicht; der uns die Sinne gab, will nicht mürrisch die Menschheit zerstören; aber man muß die Lust der Sinne mit Geschmack genießen und mit Fassung entbehren lernen. Diese Standhaftigkeit, die niederen Güter verachten, den Schmerz lindern, den Tod ertragen zu können, wird schließlich sogar mit dem Uebergang in christliche Weisheit gelehrt.

Welche doppelte Thorheit war es von Bodmer und besonders von Wieland, diese fromme Heiterkeit mit fanatischem Eifer zu verfolgen, die noch (1751) im Kriton von ihnen gelobt worden war, und die Wieland in ihrem ganzen Umfang nachher weiter ausbildete; welche Thorheit von dem letzteren, diese Dichtung der Grazien zu beschmutzen, die er bald mit komischem Eifer auszuschmücken strebte. Welcher Unsinn, diese Männer mit dem Schimpfnamen von Ungeziefer zu belegen, und sie in Eine Klasse mit dem schmutzigen Dichter der Nachtigall, der Brautnacht[80]) und der unzüchtigen Schäfergedichte (Rost) zusammenzuwerfen, und mit diesem zu verdammen, der noch dazu das einzige deutsche Vorbild war, von dem Wieland die Sprache der Schlüpfrigkeit gelernt haben konnte. Nichts hat daher Wieland später so sehr bereut, als diesen Angriff auf Uz, der sein Liebling ward, und nichts hat dieser so übel empfunden und so lange nachgetragen. In einem poetischen Briefe an Gleim spottet er daher bitter über den schwachen Geist, der die Grazien von dem Parnasse jagen wollte, über den finsteren Kopf, dem Schwermuth Tugend schien und Niemand weise dünkte, als wer immer weint. Auch Uzens Freund, Cronegk, griff Wielanden heftig in seinen Gedichten an. Uebrigens war dieser eben so wie auch Dusch durch Bodmer auf-

80) S. Rosts Vermischte Gedichte. 1769.

gehetzt, auf den Uz in seinem Sieg des Liebesgottes stichelte. Die Züricher Freimüthigen Nachrichten erklärten ihm den Krieg darüber, Dusch, der sich mit den Schweizern setzen wollte, die ihn bisher schlecht behandelt, machte es in seinen vermischten Schriften (1758) nach. Auch ihn fertigte Uz ab und er konnte sich jetzt schon auf die neue Berliner und Leipziger Kritik berufen, die sich seiner entschieden gegen diese Frömmler annahm, auf die Briefe über den jetzigen Zustand der Literatur von Nicolai, die Bibliothek der schönen Wissenschaften von Weiße und die Literaturbriefe. Von hier aus nämlich bereitete sich jetzt für die Züricher Kritiker dasselbe Schicksal, das sie früher den Leipzigern bereitet hatten, und Bodmer zerfiel deßhalb mit Lessing und Weiße, eine Zeitlang auch mit Gleim, und es bildeten sich Gegensätze zwischen Ramler und Sulzer, die vorher in Eintracht gewirkt hatten. Alles waren Folgen dieses Kriegs gegen die Anakreontiker, deren sich Lessing und Weiße in Theorie und Praxis annahmen, und auf deren Seite die Berliner Literaturbriefe entschieden gegen die seraphischen Dichter traten. Das verständige Princip, das hier von den Redactoren Abbt, Mendelssohn, Nicolai, Lessing und Ramler gegen die Kopenhagener und Züricher und deren Ueberschwenglichkeit verfochten ward, läßt uns auf eine Art Reaction gegen die Uebermacht des Empfindungswesen blicken; und dieser Kampf ist ein natürlicher Vorläufer der nachherigen tumultuarischen Streitigkeiten zwischen Nicolai und Lavater. Wie sehr verschieden nämlich die Farbe der neuen preußischen Literatur von der der schweizerischen ist, und wie nothwendig diese Verschiedenheit eine Collision herbeiführen mußte, leuchtet auf den ersten Blick ein, den man auf die durchaus trockene und verständige Richtung in Preußen wirft, nachdem man die reizbare Stimmung in der Schweiz kennen gelernt hat. Stellt man die Productionen Ramlers gegen Bodmers, so hat man das sprechendste Beispiel dieses Contrastes. Dazu kamen dann die durchaus verschiedenen Verhältnisse. Ein patriotischer Wetteifer in einem monarchisch regierten Volke stellt sich gegen die universellere Rivalität der Schweizer; eine kriegerische große Zeit erhöhte die kräftige Stimmung der preußischen Nation, als gerade die Schweizer eine contemplative Richtung genommen hatten, und es ist daher sehr bezeichnend, daß sich an Preußen angelehnt vorübergehend die

kriegerische Bardendichtung der weichen idyllischen des Geßner entgegenstellte. Wie endlich die republicanische Redefreiheit früher der Schweizerischen Kritik Energie und Nachdruck gegeben hatte, so geschah es mit der Berliner, die sich der größten Licenz zu erfreuen hatte, und Sulzer, der die kritischen Theorien seiner Züricher Freunde auf die Spitze stellte, mußte vor den Literaturbriefen weichen. Wie sehr übrigens die sentimentale Stimmung, die durch Klopstock erregt worden war, diese sämmtlichen vorübergehenden kräftigeren Hebungen in der Nation überflügelte, (so weit wie nur immer jener Dichter die Produkte, die aus diesen hervorgegangen waren), das beweist, daß sich die preußische Dichtung in Halberstadt aus dem frohen anakreontischen Tone in einen süßlich sentimentalen umgestaltete; daß Gleim von den Volksliedern und Kriegsgesängen zu läppischen freundschaftlichen Episteln und zu Halladat zurückging, und auch dadurch mit Bodmer und Klopstock ausgesöhnt ward. Diese Andeutungen nun werden uns den Faden durch unsere nächsten Erörterungen darbieten.

Was zuerst den allgemeinen Charakter preußischer Literatur angeht, so ist schon der Eingang französischer Bildung an dem Hofe, die Gründung einer französischen Academie und eines Asyls für französische Literaten, die von Seiten des literarischen Geschmacks ganz französische Tinctur des sonst nicht französischen Charakters Friedrichs des Großen, äußerst bezeichnend für das Verstandeswesen, das die ganze preußische Literatur beherrscht. Was wir von der Poesie des deutschen Nordens überhaupt bemerkt haben, gilt im 17. Jahrh. von der sächsisch-schlesischen, im 18. aber von der preußischen um so vorzüglicher, als sie in diesem helleren Jahrhundert umfassender und massenhafter hervortritt, als die sonstige nordische Dichtung bisher. Sie bewegt sich zwischen Musik und Philosophie, zwischen Empfindung und Verstand; einen eigentlichen wahrhaft schöpfrischen Dichter von vorstrebender Größe hat Preußen trotz der lebendigsten Theilnahme an unserer neuen Literatur nicht gehabt. Es ist daher eigen, daß kein Dichter und kein Historiker Friedrich den Großen interessiren konnte, daß dagegen Wolfs Philosophie entschiedenen Einfluß auf seine Bildung gehabt hat, und daß er mit deutschen Musikern stets umgeben war. In der Geschichte der preußischen Theologie, einer Wissenschaft, die so entschieden zwischen Empfindung und Verstand sich

theilen kann, sind auch diese beiden Extreme stets zu finden. Bald nach der Reformation haben wir in Königsberg die empfindungsvollsten Lieder neben den heftigsten und thörichtsten Controversen; in den Zeiten, worin wir stehen, finden wir die Pflege kirchlicher Musik neben den Bestrebungen jener Sack und Spalding, Jerusalem und Anderer, die, dem freigeistigen Könige gegenüber gestellt, vor Allem trachteten, die Religion „von Unverstand zu säubern und dem gemeinen Menschenverstand begreiflich zu machen," und dieß artete nachher in jene dürre Nüchternheit aus, mit der Nicolai und sein Anhang auch jede Reminiscenz an einen poetischen Religionsglauben zu tilgen suchten. In den breitesten Zügen des Nationalcharakters wie in den höchsten Sphären der wissenschaftlichen Cultur treffen wir dieß verständige Element dominirend. Die ganze süddeutsche schwerfällige Gemüthlichkeit sträubte sich von jeher gegen die Herzlosigkeit des preußischen Witzes und Anekdotenjagens, das in den Späßen der Eckensteher und in den Anekdoten von Friedrich und in den Epigrammen von Wernicke und tausend anderen Aeußerungen gleichmäßig wieder gefunden wird. Männer, die dem menschlichen Leben tiefere Seiten abgewonnen haben, wie Forster und Göthe, haben sich daher übermäßig heftig gegen die „Entartung der Denkart in Berlin, gegen jenen faden Witz und die jolis riens des geselligen Tons, gegen das peinliche und seccatorische der vielfach verbreiteten und zur Schau getragenen Bildung der Berliner" erklärt; und gegen jene Anfeindung alles Poetischen, gegen die fade Aufklärerei, die von Berlin und Nicolai ausging, erhob sich seiner Zeit Alles, was von Einbildungskraft einige Begriffe hatte, und in Berlin selbst geschah nachher der Uebergang in das andere Extrem der Hyperpoesie in Tieck, Fouqué, Zach. Werner, Hoffmann, Arnim u. A., wie es immer da geschieht, wo man nicht weiß, was wahre Dichtung ist. Preußen ist durch das, was es in Philosophie und aller Wissenschaftlichkeit geleistet hat, großartig verdient geworden, und steht hier an der Spitze und auf der Höhe der deutschen Leistungen. Sein erster Eintritt in die literarische Verbindung der Welt geschah mit Copernikus! Und in diesen spätern Zeiten hat Preußen die Humboldt und Buch, die Kant und Forster und hundert Männer des ersten wissenschaftlichen Ranges geboren, es strebte immer, dem übrigen Deutschland seine großen Namen zu

entreißen, und ist dadurch der Bildung in Süddeutschland wahrhaft gefährlich geworden, wo seit langeher die Sorge für höhere Cultur nirgends in einer heilbringenden Consequenz betrieben worden ist. Die Gebiete aber, in denen die Phantasie zu Hause ist, haben von Preußen wenig Anpflanzung erfahren. Es ist eigen genug, daß ein Eingeborner, der sich gegen das herbe Verstandeswesen empörte, der allem logischen Denken und aller Philosophie blind entgegen war, daß Hamann mit seinem Vaterland, mit seinem großen König, mit dem großen Philosophen Königsbergs und mit der Welt in Berlin, das ihm ein Babel war, ganz zerfiel. Eben so eigenthümlich ist es, daß die bedeutendsten Männer aus Preußen hervorgingen, die oft das beste Kunsturtheil, den schärfsten Kunstverstand oder auch die feinste Kunstempfindung hatten, ohne das geringste Productionsvermögen damit zu verbinden. Dahin gehören die unsterblichen Namen Winckelmanns, des jungen Forsters, Wilh. Humboldts und Herders, der als ein Zögling der Königsberger angesehen werden darf. Unter ihnen hat Winckelmann selbst den Satz ausgesprochen, daß in einem Lande wie Sparta die Künste nicht Wurzel fassen könnten und, gepflanzt, entarten müßten. In den Zeiten, als sich die deutsche Dichtung selbständig erhob, opponirten die Nicolai und Hermes den versprechendsten Erscheinungen, und die Romane von beiden und von Hippel sind mit die charakteristischsten Vertreter preußischer Poesie in jenen Tagen. Als die Literaturbriefe in Berlin als Richter des Geschmacks auftraten, fühlten die Verfasser bald, daß kein dichterisches Vermögen unter ihnen war, und daß sie, wie sie selbst sagten, ihre poetische Blöße zu decken, den einzigen Ramler hätten. Und dieß ist eben der rechte und ächte Repräsentant der damaligen Schule in Berlin, aus der bald genug die Poesie ganz wegflüchtete in ein anderes Asyl. Gleim, der eine ungemeine Beweglichkeit in die deutsche Literatur brachte, hatte die Poesie aus Halle nach Berlin geführt, aus Meiers Schutz in den des Ramler, er führte sie aber auch bald wieder weg nach Halberstadt, was bezeichnend genug ist, weil er mit der preußischen Verständigkeit einiges niedersächsische Gemüth verband, das ihn nie von Klopstock und dessen Schule ganz trennte. Das Aehnliche hat Göthe in einem spöttischen Tone geäußert, wo er uns von Gleims Gedichten, die so gut wie vergessen sind, glauben

machen will, sie seien dem allgemeinen deutschen Wesen am meisten verwandt. Sie sind, fügt er bei, der Ausdruck eines gemüthlichen Menschenverstandes, innerhalb einer wohlgesinnten Beschränkung.

Gleim kam nämlich nach **1740** aus Halle nach Berlin und Potsdam, und lernte dort zuerst Kleist kennen, der in einem Duell verwundet worden war und krank lag. Die Anekdote ist bekannt, daß Gleim mit der Vorlesung eines seiner scherzhaften Lieder zu der Heilung des Kriegsmannes beigetragen habe, der sich nun entschiedener als vorher der Dichtung widmete und so, neben dem General von Stille, die ersten Funken einer literarischen Cultur in die preußische Offizierwelt trug, die nachher mächtig um sich griff[81]). Auch mit Spalding kam Gleim in Verbindung und mit Karl Wilh. Ramler (aus Colberg **1725—98**), den er dem lästigen Studium der Medicin entzog, indem er ihn als Hauslehrer zu seiner Schwester empfahl. Später brachte er Sulzer nach Berlin, und die erste Frucht dieses Zusammentreffens waren **1750** die Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, die von Sulzer, Ramler, Sucro u. A. herausgegeben wurden, und dann die Wochenschrift, der Druide. Ramler lehrte seit **1748** an der Cadettenschule, die Friedrich neu eingerichtet hatte, um sein Militär vernünftig zu machen; er trieb bald statt der Logik Geschichte und schöne Literatur, zog einen großen Kreis von Zuhörern an sich, und wirkte nun wie Gottsched und Gellert auf Styl und Geschmack. Alles bezog er in seinen Studien auf Poesie; er hatte ein feines Gehör für Rhythmus schon in seiner Jugend gezeigt, und hatte sich unverhofft schon im **10.** Jahre einen Dichter nennen hören. Weiterhin schien er sich ganz zum Dichter geboren; seine Mutter war zur Zeit seiner Empfängniß ins Bad gereist, mehr um der Nachtigallen, als um des Bades willen, wie sie sagte: dieß nun war ihm das huldreiche Lächeln der Melpomene über seiner Geburt. In Wahrheit aber war ihm von den Gaben der Musen, des Lyäus und der Afrodite nichts geworden. Seine Wirksamkeit ist durch nichts so berühmt und berüchtigt, als durch das, wozu ihn eben seine poetische Improductivität antrieb,

---

81) In Preuß' Friedrich dem Großen 3er Theil finden darüber nähere Angaben, wer diese hier vermißt.

durch Sammeln von Blumenlesen, durch Kritik der Gedichte seiner Freunde, durch Uebersetzung des Batteux. Noch spät machte er den Plan zu einem Reimlexicon. Der Mittelpunkt seiner ganzen Thätigkeit wurde die Bearbeitung der Einleitung in die schönen Wissenschaften von Batteux (1758), der damals der Lieblingsästhetiker in dem Kreise Cramers und Schlegels war, und in Ramlers Uebersetzung eine ganze Zeit lang als Lehrbuch galt. Hier kam noch einmal die französische Technik als griechische zu uns herüber, die Theorie von der Nachahmung ward das Princip der Kunst; und obwohl Ramler sich überall als einen Franzosenfeind zeigt, so ist er doch dem französischen Geschmacke aufs stärkste verfallen, und hat auch ihre pathetische Tragödie so gut wie Klopstock für ächte Nachbildung der antiken genommen. Indem er aber bei dieser Arbeit am Batteux die Beispiele aus deutschen Dichtern suchte, fand er so vieles zu bessern, um vollkommene Muster zu gewinnen, daß er dieses Geschäft der Correctur nun anfing ins Große zu treiben, das er übrigens auch schon früher mit Eifer gegen sich und andere ausgeübt hatte. Wenn er in seiner „Werkstatt" saß, so lachte er oft laut und spottete seiner selbst mit lauter Stimme, wenn er heute las, was er gestern geschrieben hatte. Als er (um 1747) Lange's Oden mit Gleim durchging, so zankten „Anakreon und Horaz" halbe Tage um ein Wort, verwarfen eine Zeile und restituirten sie, und „holten ihren Tadel und Lob aus dem Innersten der Philosophie"[82]). In den ersten Rosenjahren dieser poetischen Freundschaft war dieß vortrefflich. Damals als Lange und Pyra, Gleim und Jacobi, Lessing mit Ramler oder Moses, Götz mit Uz und Andere mit Andern in Einerlei Werk als Zwillingsautoren und poetische Oreste und Pylade Arm in Arm gingen, tauschte man friedlich, in demselben kritischen Eifer wie die Bremer Beiträger, seine Arbeiten aus, tadelte und lobte, und nahm das Eine willig auf, und das Andere nicht übel. Ramler war in seinem Lobe karg und ward es immer mehr, je mehr die Anderen ihm ihre Gedichte überließen. Uz nahm seine Verbesserungen mit Freuden an, Götz dankte ihm innig, daß er sich seiner Kinder erbarmte, Kleist, Kuh, Nicolai, die Karschin,

82) S. Lange's Sammlung freundsch. und gelehrter Briefe 1769.

Lessing und Weiße ließen ihn in ihren Werkchen gewähren, und es ist keine Frage, daß er mit seinem rhythmischen Feingefühle die altmodischen Unebenheiten oft tilgte, und also unter diesen Poeten eine wahre Autorität war, in einer Zeit, wo (wie Voß mit einem Stich auf Herder sagt) die „dieser besonnenen Dichtung ungünstige Poetik der 70er Jahre noch nicht begonnen hatte, da ein talentvoller Mann kühnen Wurf und ersten Guß in poetischer Prosa zu empfehlen und in prosaischer Poesie auszuüben begann." Geßner hielt Ramlers Kritik nicht aus, und schrieb dann in Bodmers Schule, der in seiner nachlässigen Copiermanier der strikteste Gegensatz zu Ramler ist; es ist gewiß keine Frage, daß ihm Ramler sehr gut gethan haben würde. Aber hier zeigten sich schon die Contraste zwischen Berlin und Zürich. Mit der Zeit ward dann Ramler auch stets anmaßender; seine Person ward ganz Ziererei und Eigenliebe; seine Dichtungen sprachen, mit Pindars Worten, von den goldnen Pfeilen, die ihm im Köcher klirrten; seine Kritik ward schärfer und intoleranter und machte ihm Feinde. Lichtwers Fabeln gab er korrigirt ohne dessen Vorwissen heraus, was diesem äußerst beschwerlich obwohl nicht ohne Nutzen war; weil Mendelssohn ihm seine Psalmen nicht durchzusehen gab, nannte sie Ramler in einem Lobgedichte auf denselben von kälterer Sprache; weil Gleim weiterhin stets weicher und empfindlicher wurde, die spitzen Ausstellungen Ramlers nicht mehr ertrug, zuletzt nur Bosheit und Herzlosigkeit in seinen Briefen sah, und als jener seinem freundschaftlichen Despotismus nicht nachgab, ihm aufkündigte, so überging Ramler dafür in seinem Batteux die Kriegslieder mit Schweigen und lobte dafür die schlechten Amazonenlieder des willigeren Weiße. So bildeten sich Gegner, die es dann mit Schadenfreude aufnehmen mochten, als Chodowiecky den todten Kleist im Sarge abbildete, wie ihn Ramler rasirte. Nichts ist charakteristischer für die Poesien dieser Zeit, als wenn man die oft feinen Einzelnheiten der Correcturen Ramlers mit seinen eignen Produkten im Großen vergleicht. Alles ist hier nachgeahmt und erlernt, schwach und geschmacklos, Alles soll im antiken Kleide erscheinen, und diese „gemachten Gefühle, die aus der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten fließen," die Anlehnung und Abhängigkeit von Horaz hat Ramler auf seinen Schüler Blum (aus Rabenau), bei dem sie Göthe lästig fiel, und auf viele spätere märkische

Dichter, wie Stägemann vererbt. So wie Ramler die kleinen Häuslichkeiten des deutschen Stubenlebens, viel hochtrabender als Voß, in antikem Tone bespricht, die geröstete Frucht des arabischen Kaffebaumes trinkt, während ein blaues Ambrosiawölkchen die Stirn' umwirbelt, wie er bei Einweihung eines Kamins den Vulcan besingt und bei dem Tod einer Wachtel eine Ränie anstimmt, so meint er mit bloßer Einkleidung in Mythologie und Allegorie poetische Form gewonnen zu haben, und nach jener üblen Sitte, nach der man jetzt Friedrich den Großen in eine antike Statue bilden will, nach der Ramlers Freund Rode damals die Siege Friedrichs unter der Allegorie der Arbeiten des Hercules darstellte, gab Ramler selbst damals Denkmünzen an, und führte seine Locale und Personen unter alten Namen auf: Berlin ist Athen, die Kaserne ein Tempel des Mars, der König Herkules, Daun der östreichische Fabius u. s. f. Seine Oden sind oft ganz über horazische Risse geformt: seine Concordia ist eine Nachahmung von Horazens Ode an das Glück, die an den Arzt folgt der Horazischen an den Weinknaben und Andere wieder anderen. Seine Uebersetzungen der Horazischen Oden sind allerdings von Vielen später benutzt aber auch von Vielen übertroffen worden. So wie diese schläfrig und selbst metrisch sehr nachlässig sind[83]), so haben seine eignen nichts von der Kühnheit, um die er die Lateiner beneidete, und der Klopstock so keck nachstrebte; seine ganze Kunst besteht darin, daß er lange Perioden in seinem schwierigen Maaße in so natürlicher Folge bindet, daß aufgelöst eine einfache Prosa daraus wird[84]). Alles

---

83) Man darf nur aufschlagen, wo man will. Z. B. vergleiche man mit Voßens Uebersetzung das:
Welch ein Jammer, wenn man weder sich der Liebe Spiel erlauben — u. s. f.

84) Poetische Werke ed. Göckingk. 1800. Zur Probe: I, 211.
Schutzgeist, sitze nächtlich am Haupte junger Gekrönten; zeige diesem den goldenen Fallstrick, den ihm ein Sklav eines benachbarten Königs legte; nimm jenem den Nebel von dem Gesicht, daß er die redlichen Weisen sehe, von denen er lerne, Bündnisse klug schließen und unverrückt halten, Schätze des Staats und seiner Bürger zugleich mehren, den Ueberfluß in die prächtig erweiterten Städte bringen, und Macht, Freiheit und Sicherheit in das völkerbesuchte Land. — Man sieht wohl, dieß ist Prosa, die nicht einmal rhetorisch sich versteigt, und nun darf man nur das Versmaaß abtheilen; es ist keine Sylbe verändert.

ſteckt er voll Allegorien, die oft in Dingen geſucht ſind, an die kein ſymboliſcher Scharfſinn ohne die breiten Noten jemals gedacht hätte. Und hierin gleicht er den Nürnbergiſchen Emblematikern ganz, daß ihm die Allegorie vielleicht die höchſte poetiſche Kunſt zu ſein ſcheint! Dieß ſagte er in der genannten Zeitſchrift, den kritiſchen Nachrichten, und eben dort wird auch, gerade wie bei jenen Nürnberger bildneriſch-muſikaliſchen Poeten, auf die Feinheiten ſeiner Oden für Aug' und Ohr aufmerkſam gemacht. In der Ode an den Granatapfel, der in Berlin gewachſen, liefen die Strophen gegen das Ende ſchmal zu und ſpitzten ſich wie ein Pfeil, was dem Auge ſo ſchön dünke als dem Ohr wohlklinge! Es ſeien darin Verſe, die gleichſam Kränze flöchten, oder wie der Sturmwind eilten. Nicht leicht fänden ſich darin 3 Conſonanten hinter einander, kein Reim zweimal, kein Hiatus, nicht einmal zwiſchen zwei Verſen. Dieß letztere hängt wieder mit Ramlers muſikaliſchem Gehöre zuſammen. Auch Er nämlich ſucht wie Klopſtock im Horaz die muſikaliſche Seite, die Ode, nicht wie Uz die moraliſche, die Epiſtel und Satire. Er iſt eben hierin ſo eigenthümlich, daß ſich Muſik und Kritik, Gefühl und Verſtandesdürre ſo nah bei ihm berühren. Er hatte den Vortheil mit Graun und Krauſe in Verbindung zu ſtehen, er vollendete für jenen den Tod Jeſu, den die Prinzeſſin Amalie angefangen hatte, und überſetzte für eben dieſe das Alexanderfeſt von Dryden; auch hat Graun Schlacht- und Loblieder von ihm geſetzt, und mit Krauſe, der das erſte Werk in Deutſchland über muſikaliſche Poeſie geſchrieben, machte er den erſten Verſuch, für den geſelligen Geſang zu wirken; ſie gaben 1758 zwei Hefte Lieder heraus, mit leichten Compoſitionen von beiden Graun, Quantz u. A. So hat er viele andere Cantaten, Operetten, Singſpiele und Gelegenheitsſtücke geſchrieben, und er iſt neben Gleim der Chorführer der ganzen Reihe jener bardiſchen Dichter, die von großen Perſönlichkeiten angefeuert wieder Gelegenheits- und Lobgedichte verfertigten, die ſich von denen des 17. Jahrhds. nur durch beſſere Objecte und poetiſche Gabe unterſcheiden. Und ſo findet ſich denn manches bei ihm zuſammen, was an die erſten preußiſchen Dichter Dach und Albert zurückerinnert.

Ramler war ſchon in den Bremer Beiträgen ſehr frühe aufgetreten; er producirte aber wenig, wie die Freunde des Halliſchen

Bundes auch, und so stand die preußische Dichtung langehin still. Kaum ließ Gleim einige Lieder und Fabeln ausgehen und auch sein und Ramlers Freund Christ. Ewald von Kleist (aus Pommern 1715—59) producirte wenig und ohne großen Beruf. Er hatte schon in seiner Jugend gereimt, und sein Talent bescheiden an Stöckel und Gottsched gebildet, deren er sich auch gegen Gleim noch annahm; die Spuren des schlesischen Geschmacks trug er unverkennbar an sich. Gleim trieb die Dichterkraft in ihm zur Reife, auch Lessing spornte ihn zu Epen und Tragödien, die er mit Widerstreben schrieb, in Einem Nu war er mit der ganzen dichtenden Welt in Verbindung, und ward nun mit in den Strudel gerissen. Was ihn zum Dichter machte, war derselbe Hang zur Einsamkeit, den Klopstock trug, Noth, unglückliche Liebe und eine krankhafte Constitution, die sein freies und selbst unbändiges Gemüth drückte, ein ganz edles goldnes Herz, und jenes musikalische Feingehör, das Klopstock und Ramler eigen war. Aus dieser letzten Eigenschaft floß sein Vertrauen zu Ramler, den er in seinem Frühling schalten ließ, auch wenn ihm das Herz dabei weh that; und seine Achtung vor Klopstock, nach dessen Messias er erst an eine deutsche Dichtung glaubte. Sein Geschmack bestimmt sich ganz nach dieser Eigenschaft; so liebte er die Naturdichtungen von Zachariä und Uz, aber die geschmacklosen Malereien von Zwiebeln und Meerrettig bei dem Einen misfielen ihm, und die vielen Lorbeerwälder bei dem Andern: Hauen Sie doch ein wenig aus, schreibt er an Gleim; und rupfen sie auch den Majoran weg, der besser in eine schöne Wurst als in ein Gedicht paßt. Dieß sind eben die Correcturen, die auch Ramler zu machen hatte, dem immer der würdevolle Klang antiker Poesie das Ohr rein und ekel hielt. Eben mit diesem musikalischen Maßstabe richtet sich Kleist gegen Uzens lateinische Prosodie: man muß bei uns das Sylbenmaß blos nach dem Gehöre richten, sagt er, und ich weiß nicht, was Uz mit seinen reinen Daktylen will. Laßt unsre Nachkommen sich aus uns eine deutsche Prosodie machen, wie die lateinischen Grammatiker die Prosodie aus den Autoren zogen, nicht diese aus jenen[85]). Ganz so ist nun auch sein Frühling, (eigentlich die Landlust), das berühmteste seiner Ge-

85) Kleists Werke ed. Körte. 1803. I, 30.

dichte (1747), eine muſikaliſche Dichtung. Ein unverdorbenes Naturkind führt uns, wie Brockes, zur lebendigen Empfänglichkeit für die Reize der Natur und ohne das Syſtembuch in der Hand zu haben wie jener, oder das Schnupftuch wie Geßner. Dem durchaus kräftigen Charakter folgen wir noch einmal ſo gern, wenn er uns die Reihe ſeiner Naturbilder zeigend vorführt, und lauſchen ohne das Gefühl der Mattigkeit ſeinen Empfindungen und den ergreifenden Klagen ſeiner Sehnſucht nach der Geliebten und den Freunden, nach Ruhe und Dichtung, die in einer nach Reinheit, Reichthum und Hoheit ringenden Sprache vorgetragen ſind. Auf dieſer Einen ſchöneren Seite ganz Empfindung wie Klopſtock, iſt er aber auf einer andern oft blos wieder Gedanke und vereinzelte Anſchauung wie Ramler. Wir haben kein erſchöpfenderes Urtheil als Schillers über ihn. Die Reflexion, ſagt er, ſtört ihm das geheime Werk der Empfindung. Seine Phantaſie iſt thätig, doch möchte man ſie eher veränderlich als reich, ſpielend als ſchaffend, unruhig fortſchreitend, als ſammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechſeln Züge auf Züge, aber ohne ſich zum Ganzen zu geſtalten. So lang er blos lyriſch dichtet und blos bei landſchaftlichen Gemälden weilt (wie im Frühling), läßt uns theils die größere Freiheit der lyriſchen Form, theils die willkührliche Beſchaffenheit des Stoffes dieſen Mangel überſehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenſtand ſelbſt dargeſtellt verlangen. Der Fehler wird aber allzu merklich, wenn er ſich wie in (dem epiſchen) Ciſſides und Paches, und in dem (dramatiſchen) Seneca herausnimmt, Menſchen und menſchliche Handlungen darzuſtellen, weil hier die Einbildungskraft ſich zwiſchen feſten und nothwendigen Gränzen eingeſchloſſen ſieht, und der poetiſche Effect nur aus dem Gegenſtand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager, und bis zum Unerträglichen froſtig; ein warnendes Beiſpiel für Alle, die ohne inneren Beruf aus dem Felde muſikaliſcher Poeſie in das Gebiet der bildenden ſich verſteigen, wie denn dem verwandten Thomſon die gleiche Menſchlichkeit begegnet iſt. Dieſes ſtreng ſcheinende Urtheil iſt nicht um Einen Zug übertrieben.

Kleiſt iſt in ſeiner Landluſt ganz von dem elegiſch ſentimentalen Geiſte beherrſcht, der in Klopſtocks Dichtungen liegt, er iſt auf dem idylliſch maleriſchen Gebiete der Brockes und Geßner,

er sehnt sich wehmüthig nach Friede und Muße, er verflucht die Kriege und läßt den Eroberer Alexander wie einen armen Sünder klagen. Aber nun bricht der siebenjährige Krieg aus, und in dem kernigen Manne, in dem die Energie seiner Jugend sammt ihrem Leichtsinn bisher geschlummert hatte, brach die alte Ehrsucht und kriegerische Natur wieder durch, aus Noth und Niedrigkeit herausstrebend nährte er seinen Ruhm und Schlachtbegierde, vergaß über Thaten und Krieg die Freunde und die lyrische Dichtung, versuchte es mit dem epischen Stücke Cissides und Paches, das Clovers Leonidas anregte, das die Kriegslust, nicht mehr die Landlust dictirte; er vertheidigte jetzt den Krieg und redete nun vom Alexander anders als wenige Jahre vorher. Der Tod fürs Vaterland ward das Ziel seiner Wünsche und seines Lebens[86]). Er starb **1759** in der Schlacht bei Kunnersdorf nach einer denkwürdigen Tapferkeit den wahren Tod eines Helden. Sein Fall erschütterte seine Freunde Gleim und Lessing aufs heftigste; diese seine Bravour gewann der deutschen Dichtung und Literatur weit mehr die Herzen des preußischen Heeres und Volkes, als es je seine Poesien vermocht hatten, die er bei Lebzeiten vor seinen Kameraden sorgfältig versteckte; auf dem Grabe des kriegerischen Sängers ließ Kretschmann den Bardengesang erschallen, der eigentlich die ganze Bardendichtung hervorrief. Wie dieses Eine Factum, so machte der ganze 7jährige Krieg eine schlagartige Wirkung in Deutschland. Es trat nicht nur diese Eine Persönlichkeit in einem poetischen Glanze hervor, auch auf viele andere hatte die kräftige Stimmung dieser Jahre einen entschieden vortheilhaften Einfluß, und hier müssen die Keime gesucht werden zu jenen jungen Charaktern der **70er** Jahre, die mit einer neuen Kühnheit unsre alte Literatur erschüttterten. Der kriegerische Ton der Literaturbriefe, die grade in die Jahre des Krieges fallen, der erobernde Ungestüm Lessings, mit dem er alle hergebrachten Gattungen angriff, sind von den Einwirkungen der Zeitverhältnisse nicht frei; das peinigende Gefühl

---

86) In Cissides und Paches schrieb er sich selbst diese Inschrift auf sein Denkmal:

Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrung werth! wie gern sterb ich ihn auch
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft.

gedrückter Verhältnisse und dürftiger Existenz, das sich gleichmäßig in den Lessing, Kleist und Winckelmann regte, erhielt hier neue Nahrung, und ihre Strebsamkeit neuen Schwung. Ein gewaltsameres Treiben, eine Hast der Gefühle und Leidenschaften, ein rascherer Umschwung kühnerer Ideen und Ansichten durchdrang die Nation. Es kam in die Lebensschicksale eben dieser Männer und Anderer eine neue Bewegung, und wieder in Andere ein poetischer Anstrich, der in den Menschen neue Empfänglichkeit für die Dichtung der Leidenschaft und der Handlung anregen mußte. Eine unbestimmte Unruhe faßte die Menschen, und riß sie hier zur Größe, hier ins Verderben. Der Freiherr von der Trenk ist das bekannteste der mannichfachen Beispiele, die sich hier anführen ließen. Ein Freund Kleists, der Epigrammatist Fr. Ewald aus Spandau, Auditeur in Prinz Heinrichs Regiment, forderte in dem ersten Jahr des letzten Feldzugs seinen Abschied, ging an den Hof der Landgräfin von Darmstadt, ward von Liebe berückt und entlassen, trieb sich nun in aller Welt um, fiel in Rom Winckelmann zur Last, soll dann in Livorno gebettelt haben, und in Afrika gestorben sein. Friedrich selbst hatte sich in einer gedrückten Jugend frei erhalten müssen; er war unter Umständen aufgewachsen, denen sonst kein Regent unterworfen zu sein pflegt; auf seiner Jugendgeschichte ruht ein Strahl jener Freundschaftsschwärmerei, auf seinem ganzen Leben der Zug des allgemeinen Bildungstriebes, in seiner Seele jener wetteifernde Ehrgeiz, was Alles die ganze Zeit mit ihm theilte. Nun kamen jene Thaten hinzu, die dem philosophischen Helden die Bewunderung der Welt verschafften; sie gaben seinen patriotischen Dichtern einen Gegenstand der Bewunderung, einen Anstoß der Begeisterung, und der Poesie „die Ereignisse der Völker, das Menschlichste, auf dem sie ruhen konnte.“ Gleim war durch die stete Verbindung mit Kleist mitten in die Kriegsereignisse versetzt; der gleiche Enthusiasmus des Freundes für den Freund, des Unterthans für den König, des Patrioten für das Vaterland begeisterte ihn zu den Liedern des preußischen Grenadiers (1756. 7.), die sonst seiner Natur sehr abgelegen hätten. Der glückliche Anschluß an die Begebenheiten des Tags, die Maske, unter der der gelehrte Dichter eine Weile verborgen blieb, die Aufregung und Theilnahme an den öffentlichen Dingen schafften diesen Liedern allgemeinen Beifall; nicht allein

Weiße ahmte sie in den Amazonenliedern, Lavater in den Schweizerliedern, Willamow in russischen Kriegsliedern und Andere anders nach, auch Lessing übersah es, daß der Patriot darin den Dichter überschrie, und Herder sogar meinte, sie hätten mehr Anspruch auf Unsterblichkeit als die Kriegslieder des Tyrtäus. Göthe hat mit Recht darauf hingedeutet, wie überraschend diese frisch aus dem Leben gegriffenen, originalen Stücke gegen die triviale kopirte Poesie der früheren Jahre abstechen mußte; und Lessing, der in seiner empfehlenden Begleitschrift aufs feinste die Fehler dieser Lieder bezeichnete, verbat sich jedoch mit Recht den französischen Maßstab, und verglich den Dichter mit den alten Barden. Bald hieß er im ganzen Reiche nicht mehr anders, und der grăcisirende Ramler sogar gab sich selbst den Ehrentitel des brennischen Barden. Lessings Philotas war ganz von dem kriegerischen Geiste der Zeit dictirt, und ihn setzte Gleim in frischester Wärme in Jamben um. Die Minna von Barnhelm nannte Göthe von unberechenbarer Wirkung, das erste Product, das den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der blos literarischen und bürgerlichen eröffnete, in der sich die Dichtkunst bisher bewegte. Ramler ist dort fast am vorzüglichsten, wo er gehoben durch Friedrichs Größe die Sänger Heinrichs, und Ludwigs ganze Zunft hinter sich zu lassen hoffte. Willamov's pindarische Lyrik und Denis und Mastaliers Oden trugen den von ihm und Gleim angestimmten Ton nach Petersburg und Wien, und sangen Catharine, Maria Theresia und Joseph, wie Klopstock seine dänischen Könige feierte. Die Karschin gehört ganz hierher; ihre Natur hatte sie zur Dichterin gemacht, aber die Siege des Königs gaben ihrer Dichtung ein neues Gepräge, sie schloß sich an Gleim und Ramler mit ihren Ehrengesängen an. Wie bei Kleist der Fall war, so brachte ihr Leben entschieden mehr poetische Elemente mit als ihre Dichtung. Ein schlesisches Bauernmädchen, die mit 15 Jahren die Rinder weidete, mit einem Hirtenknaben Volksbücher las und sich aus der schönen Melusine Ritterideale bildete und Naturlieder dichtete, die dann mehrmals unglücklich verheirathet und ins tiefste Elend gebracht war, endlich durch Gelegenheitspoesien bekannt und nach Berlin gebracht ward, wo sie in die ersten Gesellschaft gezogen, am Hofe empfangen, in Verbindung mit den größten Literaten gesetzt, als deutsche Sappho begrüßt ward, eine solche Erscheinung

war wohl für die neuigkeitssüchtige Welt pikant genug[87]). Es schien, als ob Preußen neben dem würdigen Stoffe dieser Jahre auch Anekdoten und Curiositäten zur deutschen Literatur hätte liefern wollen, mehr als würdige Dichtungen. War es nicht curios genug, daß ein Wiener, ein Jesuit, den preußischen König besang, der freilich die Jesuiten lobte, seitdem sie die Welt verfolgte? Und war es nicht ganz etwas Neues, der sibyllinische Ton, in dem sich der Magus in Königsberg zuweilen vernehmen ließ? Und in Berlin haben wir bald einen Buchhändler, der den literarischen Mäcenas machte, und einen Juden, der sich zwischen Comptoirgeschäfte und sokratische Philosophie theilte. Ueberall wo neue Ideen in Schwung kommen, beobachtet man, wie auch heute in politisch-moralischer Beziehung, daß Juden und Frauen kraft ihrer leichtern Erreglichkeit gern mit thätig sind. Moses Mendelssohn sammelte einen ganzen Kreis jüdischer Literaten um sich, die Gumperz, Friedländer, Salomon Maimon u. A., in Königsberg Euchel, in Breslau Ephraim Kuh. Noch dieser letztere gehört mit seinen Schicksalen als Seitenstück neben Ewald. Leichtsinn und Gutmüthigkeit brachte ihn um sein Vermögen, falsche Empfindlichkeit um seine Versorgung, mit den Trümmern seines Besitzes durchreiste er in hypochonderer Stimmung die Welt, die Leibzölle reizten seinen Menschenhaß, Armuth und zerrüttete Nerven, Unmäßigkeit und Mangel an Selbstbeherrschung, dazu die Plackereien von orthodoxen Glaubensgenossen und christlichen Freunden trieben ihn bis zum Wahnsinn[88]).

In dieser flüchtigen Skizze von dem, was Preußen und sein König und seine Geschichte unmittelbarer auf die deutsche Literatur wirkten, mischt sich Großes und Kleines, und Scherz und Ernst.

---

87) Ihr Leben ist in der Ausgabe ihrer Gedichte, von ihrer Tochter von Klencke. 1792.

88) Seine von Ramler durchgesehenen hinterlassenen Gedichte (1792) sind nur als Abbild des Verfassers merkwürdig. Sein Zorn gegen die intolerante Christenschaft, seine freie Religionsansicht, getäuschte Freundschaft, Geringschätzung des Geldes, Alles drückt sich in diesen Epigrammen aus, die übrigens meist auf den gewöhnlichen Schlag sind, und nur durch anakreontische Tändeleien und Madrigale, die eingestreut sind, etwas auszeichnendes haben. Diese Gattung kleiner Spielereien, die weit besser sind als das ähnliche bei Gleim, fällt desto mehr auf, da er sie meist in dem Mittelzustand zwischen Wahnsinn und Vernunft machte.

Iſt es aber auch nicht ein Spott, ein Volk zu ſehen, in dem für Thatengröße und Völkerſchickſale ſo wenig Sinn liegt, daß in der Zeit der größten dichteriſchen Erregung eine Erſcheinung, wie dieſer ruhmreiche ſchleſiſche Krieg nichts wichtigeres hervorruft, als jene ſogenannte Bardendichtung, die ſo flüchtig vorbeiging und ſo hohl und bedeutungslos geblieben iſt, wie ihr Gegenſatz, die Idyllendichtung jener Zeit? Geht man nämlich dieſer Bardenpoeſie auf den Grund, ſo iſt ſie auf der Einen Seite nichts als eine erneuerte Hofpoeſie, wie ſie die Beſſer, Canitz, Heraus und Pietſch betrieben hatten. Nur die größeren Perſonen, um die ſich das Lob dreht, und nur die gehobnere Sprache und Form der Poeſie, die Herſtellung eines ächteren Odenſtyls, gibt dieſer Poeſie ein klein wenig mehr Werth. Wie voll in Gleims Liedern Alles von ſeiner Bewundrung des Königs iſt, iſt bekannt; ſein Enthuſiasmus litt hier wie in der Freundſchaft keine Lauheit, er konnte ſich gegen Klopſtock und ſeinen Waffenträger Cramer erboßen, die ſtets auf den kriegeriſchen Friedrich Ausfälle thaten, und dafür ihren Chriſtian in den Himmel erhoben, der das Papier zum Meſſias geſchenkt hätte. Aller ſeiner Freunde Verſammlung war ihm wohl nicht ſo viel als die Eine Unterredung, die er ſpät bei dem König erlangte, und die ganze Gallerie ihrer Porträts wog ihm ſchwerlich den Hut des alten Fritz auf, der ihm nach deſſen Tode für ſeine Unterthanen-Schwärmerei geſchenkt ward. Mehr als an ſeine mehr populären Lobſprüche lehnen ſich an Ramlers Oden die übrigen Fürſtendichter an. Anna Louiſe Karſch (aus Schleſien 1722—91) hatte in ihrer früheſten Zeit die ſchleſiſche Dichtung gleichſam wieder zu ihren erſten Anfängen zurückgeführt, zur Gelegenheitspoeſie. Lieder von Franke hatten ihrer poetiſchen Anlage die erſte Richtung gegeben. In allen ihren Gedichten iſt höchſtens das von einigem Intereſſe, wo ſie anſpruchslos auf die Vergangenheit zurückblickt. Das übrige iſt nichts als die plattſte Gelegenheitspoeſie, und dieß iſt überall das weite Gemeinſame der damaligen preußiſchen Poeſie, daß ſie nichts thut als das gemeine Leben in Verſe oder Romane tragen. Die repräſentirende Gattung in dem Halberſtädter Kreiſe iſt daher die poetiſche Epiſtel, die ſich ganz an die Wirklichkeit und gewöhnliche Perſonen und Dinge des Lebens ſchließt. Auch ſie iſt von der Karſchin behandelt wörden, als ſie mit den Halberſtädtern in Verbindung trat. Kaum

werden einige ihrer Hof= und Gratulationspoesien in ihren besten Zeiten von 1761—8 durch größere Gegenstände, wie durch des Königs Persönlichkeit, gehoben, sonst ist es ergötzlich genug ihre gereimten Danksagungen an die Hofbauadministration und andere Wohlthäter zu lesen[89]). Wunderbar streitet sich in ihren Sachen diese dürftige Prosa mit dem altschlesischen Pompe, den sie mitbrachte, und dem sappho=griechischen Anstrich, den ihr Ramler zu geben suchte. Am verwandtesten mit Ramler steht in dieser Reihe J. Gottlob Willamov (aus Morungen 1736—94), der durch seine Fabeln uns bekannter geblieben ist, als durch seine Oden, Enkomien und Dithyramben, die dagegen in jenen Jahren des Krieges, da die ersten entstanden, angesehener waren und ihm den Namen des deutschen Pindar eintrugen. Nicht allein Friedrich und Berlin sind die Gegenstände seiner Preisgesänge, sondern, da er später nach Petersburg kam, auch Catharina, Peter, Sobiesky und Petersburg. Schon Herder, der seinen Landsmann so viel nur möglich schonte und bei dem es eine Art Ehrgeiz schien, ihr „gemeinsames verschricenes Böotien" in besseren Ruf zu bringen, hat angedeutet, welche ungeheure Kluft die heutigen Verhältnisse von dieser hochgehenden Form trennt, die nur in jener schrankenlosen Sprache, jener Sinnlichkeit und Bilderwelt der Alten, unter bacchischen Gegenständen und Tänzen möglich war. Willamov verspräche Dithyramben auf dem Titel, in der Vorrede nur halb, im Buch seien gar keine. Es sei nur eine Sammlung von unnatürlichen Ausrufungen bei allerhand Gelegenheiten, kein brennendes, nur blendendes Feuer; ein Hüpfen und ruckweises Fliegen, nirgends der gewaltige Zug des Pindar; der Sänger spiele auf einer Pfeife von dritthalb Tönen. Ganz eigen berührt es, wenn der hellenistische Dichter, der selbst griechische Verse gemacht hat, auf höherm Cothurn als Ramler das Gemeine aus den Strophen verbannt und sein Lied singt, „das dem Unwissenden abentheuerlich, aber verständlich ist den Söhnen griechischer Musen, die ein wohlthätiger

89) In der von Gleim besorgten Ausgabe ihrer Gedichte 1764 fängt ihr Dankgedicht für ein Paar Oefen so an:

Vergebung von der königlichen Administration bitt ich,
weil auch des Winters Länge sich so nach und nach hinweggeschlichen,
eh die dankbare Karschin sich mit großen Dank hat abgefunden
für ein Paar Oefchen ihr geschenkt! u. s. f.

Lichtstrahl getränkt und Götterbekanntschaft ihrer schaffenden Seele eingepflanzt hat", und wenn auch Er dabei auf die widerlichsten Gegenstände fällt, z. B. auf die Genesung ihrer kaiserlichen Majestät von Einimpfung der Blattern, und mit einer solchen bloßen Ueberschrift alle Gedanken der Erhabenheit dämpft. Auch auf die dritte Hauptstadt in Osten, nach Wien, ging die Wiederbelebung dieser fürstlichen Ehrenlieder über; wie Joseph nicht hinter Friedrich, so wollte Jenes Verehrer nicht hinter denen des letzteren zurückbleiben. Unverkennbar ist in Michael Denis (aus Schärding **1729—1800**) derselbe Humanismus wie in Joseph, und die gleiche Ehrbegierde und Rivalität gegen Preußen[90]), und wie Joseph dem Friedrich, so beut er die Freundeshand dem Gleim und Klopstock, die den Feind seines Landes besangen, oder eines andern Glaubens waren. Bei Denis sind die Bardengesänge auf Maria Theresia und Joseph und die östreichischen Celebritäten mehr Gemüthssache und von Empfindungen voll; der Barde streitet sich in ihm mit dem Poeten, der Natur- mit dem Kunstdichter, doch herrscht in diesem Theile seiner Gedichte Horaz vor, und bei seinem Schüler Mastalier ist der antike Dichter wieder ausschließliches Muster.

Es liegt durchaus in der Natur der Dinge, daß eine epische, handelnde Zeit auch epische Dichtungen anregt, allein wie diese wenigen Kriegsjahre nur ein Fragment einer solchen Zeit waren, so ward es auch unsre epische Dichtung; wie sich in dem Helden Kriegslust und Philosophie stritten, so im Jahrhundert, und überall zeigte sich das Wissen und Lernen mächtiger als das Handeln und Wirken. Der ganze deutsche Volkscharakter aber und die weichliche Stimmung der Zeit kam hinzu, uns im Keim die epische Dichtung zu zerstören, und sie auf der Einen Seite nach der Musik, auf der andern nach der Philosophie hin abzulenken. Ein

---

90) Lieder Sineds des Barden ed. 1772 p. 127.

Müßig brütender Witz, luftiges Wortgezänk,
nicht nach Wahrheit bemüht, nicht der Natur getreu,
scholl vom lärmenden Sale
wahngetäuschter Druiden aus.
Deinen Barden erzürnt, war der Gesänge Geist,
war das ächte Gefühl, Donau, von dir entflohn,
zu den Quaden und Sachsen,
zu den Katten und Brennen hin u. s.

Volk, das nicht gewöhnt ist, sich selbst handelnd zu sehen, auf Thaten zu halten und einen Werth auf den Ruhm des Kriegs zu legen, ein solches Volk verzichtet leicht auch auf die Dichtung, die Thaten und Handlungen Monumente setzt. Es war daher zufrieden, daß Friedrich den Ruhm des Kriegs allein erntete. Man hatte in Deutschland langeher, so lange der Absolutismus herrschte, unter Heldengedichten weit weniger epische Gedichte als fürstliche Ehrengesänge verstanden. Und so geschah es jetzt wieder, nur daß man es germanisirend Bardengesänge nannte, die doch wohl eben so gut wie heroische Gedichte epischen Inhalts sein sollten. Wie dürftig Kleists Versuche zu eigentlich epischen Gedichten ausfielen, haben wir oben gehört; wie Wieland in diesen Jahren in allen Bestrebungen nach der Höhe der epischen Poesie abglitt, werden wir unten erfahren. Daß nur der kriegerische kräftige Sinn in Lessings Philotas Wurzel gegriffen hätte, daran war gar nicht zu denken. Löwen z. B. ahmte gleich das Stück nach, d. h. er suchte sich eine griechische Anekdote, die sich aber um eine elende Liebesgeschichte drehte. Wer auch am Ende von den Ereignissen der Tage sich zu einer etwas kräftigeren Scene aufraffte, der fußte, wo er sich zu poetischen Productionen verstieg, nicht auf der Gegenwart wie Lessing in der Minna oder Gleim in den Kriegsliedern, sondern zog sich ins teutonische Uralterthum zurück. Lessing selbst hatte Gleims Geschäft mit dem der alten Barden verglichen, und wie verschieden auch die Bardendichtung, die sich jetzt an ihn anschloß, von seinen Grenadierliedern war, doch galt er als eine Hauptquelle dieser Poesie, der aber alsobald ein viel mächtigerer Seitenstrom eine ganz andere Richtung gab. Hier nämlich wollte es das Geschick, das sich mit dem sentimentalen Hang des Zeitalters verschworen zu haben, und selbst Wunder aufzubieten schien, um ja nicht eine kräftigere Sinnesart bei uns überhand nehmen zu lassen, das Geschick wollte, daß grade in den Zeiten der kriegerischen Wärme, im Jahre 1764 „Fragmente der alten hochschottländischen Dichtkunst", und das Heldengedicht „Fingal" uns den Ossian nach Deutschland brachten, eine Entdeckung, die für unsere Poesie grade so wunderbar wichtig war, wie daß das Schicksal dem in Winckelmann neu erwachenden Kunstsinn mit der Aufgrabung von Pompeji entgegenkam. Wir haben oben gehört, wie schon Klopstock aus sich den Ton dieser nordischen Dichtung ge-

troffen hatten, und wie viele elegiſche Empfindung für Natur und Einſamkeit Alles vorbereitet hatte, um dieſem alten Sänger die begeiſtertſte Aufnahme bei uns zu verſchaffen. Die Neuheit der Sache und der thörichte Streit über die Aechtheit dieſer Geſänge reizten ſchon äußerlich die Neugierde; aber weit überwog dieſe die ſüße Bewunderung, die ſich des ganzen Geſchlechts bemächtigte, das ſoviel Sympathie zeigte mit dieſen Naturmalereien, mit dieſen idylliſchen Scenen, dieſer Wehmuth und Sehnſucht, die hier untergegangenen Welten nachſeufzt. Hier war grade ſo viele oder wenige, geringe und einförmige Menſchheit, daß ſie den Empfindungen breiten Raum gab, und nicht mehr epiſche Erzählung, als ſich über dem muſikaliſchen Eindruck vergeſſen ließ. Wie formlos und des Zuſammenhangs entbehrend, wie unplaſtiſch und zerriſſen dieſe Gemälde dalagen, fühlte man damals nicht, wo der poetiſche Sinn durchaus noch für keinen Ueberblick großer Verhältniſſe geſchärft war; man ſetzte Oſſian über Homer, weil er mehr Herz und Gemüth zeigte, weil er Kraft und Empfindſamkeit paarte, weil die bis zum Erhabenen edlen Charaktere mehr als die menſchlichen des Homer dem kleinen Menſchenſtolz der Pedanten ſchmeichelten, die von Welt und Menſchheit keinen Begriff hatten. Daher ergriff der neue Dichter nicht allein die Göthe, Klopſtock und Herder, ſondern auch die Denis und Kretſchmann, die Bodmer und Sulzer. Wer ſich am proſaiſchſten fühlte, durfte hoffen, ſeine dürftigen Gedanken am wirkſamſten mit den verſchwimmenden Tönen dieſer muſikaliſchen Proſa zu verhehlen, oder ſeine poetiſche Blöße mit dem bauſchigen Gewande der nordiſchen Mythologie zu bedecken. Grade dieſer kam Oſſian wie gerufen zu Hülfe. Klopſtock hatte ſie bereits eingeführt, der Profeſſor Gottfried Schütze hatte ſchon 1758 in ſeiner „Beurtheilung der verſchiedenen Denkungsarten bei den alten griechiſchen und römiſchen, und nordiſchen und deutſchen Dichtern" nachdrücklich auf ſie hingewieſen, Gerſtenberg folgte nachher zuerſt; aber weder dieſe Autoritäten, noch die ſpäteren Bemühungen der Gräter, Karl von Münchhauſen u. A. wollten etwas verfangen; dieſe Welt zeigte nicht die Anlage aus ihrer Fremdheit heraus uns nahe zu treten. Doch ſchien für die vaterländiſche Dichtung, die Klopſtock im Auge hatte, durch Oſſian neue Nahrung zu kommen. Die Bardendichter ſetzten ſich wie z. B. Kretſchmann, entſchieden gegen die antikiſirende Poeſie und die neuen

Horaze, sie empfahlen den Gebrauch der alten und veralteten Volkssprache, sie wollten die Bardenpoesie brauchen, um den Vorwurf, daß wir keine Nationalität hätten, von uns abzuwenden, sie setzten das Feuer der Empfindung und Leidenschaft in diesen alten Naturdichtern gegen die leichte Wasserblase des französischen Witzes. Der Bardenname fing an eine Ehre zu werden; wie Gleim und Ramler alles gräcisirten, so teutonisirten diese alle Verhältnisse und Personen: Klopstock hieß Werdomar, Kretschmann Ringulph, Denis Sined; Gleim war der Bardenführer der Brennenheere, Ramler Friedrichs Barde, Weiße der Oberbarde der Pleiße. Einer der frühesten Gesänge in Ossians Ton war Kretschmanns Rhingulph, fünf Lieder über die Varusschlacht, und die Klage; an sie schloß sich gleich Klopstocks Hermannsschlacht (**1769**) an, deren Dedication an Joseph allgemein mit patriotischen Begeisterungen füllte. Gleim begrüßte dafür den göttlichen Sänger und wünschte Kaiser zu sein, um dieses Bardiet aufführen zu lassen mit den Kosten des peloponnesischen Krieges: eine Million für die Probe! Allein alle diese Dinge hatten keinen Körper und für das Volk in keinerlei Weise einen Reiz. Die Verbindung mit dem Norden brachte uns das Unheil, daß man uns mit Gewalt in die teutonische Urzeit zurückzaubern wollte; es war als stecke jener Boden mit dieser Manie an, denn so hatte schon Schlegel in Copenhagen einen Hermann gedichtet und der Capellmeister Scheibe daselbst ein Singspiel Thusnelde (**1749**). Man setzte uns hier in eine Welt zurück und unter Figuren, die nur aus Fülle der Körperkraft handeln und gegen Nöthigungen, uns, die wir mit Geisteskräften und nach Grundsätzen uns bewegen; wir hatten so wenig Verhältniß zu diesen kriegerischen Gestalten, wie zu den friedlichen der Geßnerschen Idylle. Das hat Göthe bei der Wahl seines Götz ganz vortrefflich gefühlt, daß *unsere* Urzeit in der Reformationsperiode zu suchen ist, wo körperliche und geistige Kräfte nebeneinander, die leidenschaftliche physische Gewalt eines Urgeschlechts neben den Anfängen jener Cultur liegt, an deren Vollendung wir noch arbeiten. Noch dazu ist uns jene frühere Welt durch geschichtliche Tradition nicht klar; es gelang aber diesen Dichtern nicht, mit zweckmäßigen Handlungen diese Faßlichkeit in der Poesie herzustellen durch die Kraft der Phantasie. In Klopstocks bardischer Trilogie von Hermann reden die Helden immer von ihren Thaten,

von denen man nichts sieht, in großartigem Pompe; sie machen, hat man gesagt, so viele Worte davon, daß sie wenig Worte machen. Ihre Redeweise dazu ist eine ganz unerhörte, und wer diese Dinge nüchtern ansah, nahm das größte Aergerniß daran. Derselbe Füßli, den wir oben so grob schweizerisch über den Messias und die Hymnen hatten urtheilen hören, urtheilt nicht anders über die Bardiette. Was Klopstocks Vaterlandspoesie betrifft, sagt er, so nehme ich Hermann und Thusnelde und die beiden Mußen aus und sage noch einmal: hole sie der Teufel. Es wäre ebenso leicht, der Synagoge den Talmud zu erklären, als die glasorischen Locken der Enherion auseinanderzulesen. Und allerdings machte es die Anstrengung nach dieser neuen Sprechart Klopstock noch unmöglicher, als es ihm schon an und für sich sein mußte, die Figuren seiner Bardiette gehörig zu umschreiben. Die übrigen ohnehin haben viel zu wenig Gabe, sich nur in den Ton solcher alter Gesänge zu versetzen, geschweige in die Verhältnisse alter Zeiten. Kretschmann ist unter ihnen ein durchaus prosaischer Gelegenheitspoet, an dessen elenden Gedichten und Epigrammen und Lustspielen man leider nur zu deutlich sieht, wie große Armuth sich hinter diesen dithyrambischen Versen versteckte; bei ihm erkennt man noch den gleichmäßigen Ausgang der Bardendichtung von Gleim und Ossian. Hier wird noch nicht der altvätrisch moderne Ton verleugnet, den zu verbannen noch am ersten Hoffnung ward durch diese Dichtung, die sich in den Anfängen der Völker bewegte; nicht einmal der Versuch zu jenem kecken Wurf ist hier, den Denis und Herder sich für die naive Poesie aus Ossian abstrahirten, Kretschmann ist noch gläubig an das Horazische Dogma **nonum in annum** —. Weit besser griffen es Denis und Gerstenberg an, die nordische Dichtungen übersetzten und sich in den Ton der Skaldenpoesie zu versenken suchten und dieß zum ersten Requisit eines Barden machten. Denis übersetzte (**1768**) den Ossian [91]) in Hexametern; erst **1772** erschienen seine „Lieder Sineds".

---

91) Als Denis zuerst den Ossian las: Wie war mir, sagt er, von welchen Gefühlen Erbebte mein Busen! wie brannte die Wange, Wie schwellten die Zähren Der süßesten Wehmuth mein starrendes Aug'! Da schwur ich dich Lehrer zu nennen, Die Saiten der Donau nach deinem Gesange zu stimmen, Zum Herzen, zum Herzen die Wege zu suchen wie du; die

Aber in ihnen war nichts epiſches mehr, außer was überſetzt und entlehnt war. So blieb von dem ganzen Bardengeſang nichts als der muſikaliſche Hall übrig, und ſonſt war auch nichts daran, was übrig bleiben konnte. So hatte ſich damals Seckendorf und nachher Zumſteg an Compoſitionen aus Oſſian verſucht. So haftet von Gerſtenbergs Skalden (1766), der den Untergang der nordiſchen Götterwelt beſingen ſoll, nichts als der reine muſikaliſche Fall der Verſe; was der Jnhalt eigentlich ſagen wollte, war vielleicht dem Verfaſſer bei der Ausgabe ſeiner Werke [92]) ſelbſt nicht mehr klar. Gerſtenberg war im feinen muſikaliſchen Gehöre Ramler und Klopſtock ähnlich; ſeine Ariadne auf Naxos hat wahrſcheinlich zu Ramlers Jno den Anlaß gegeben, wie zu Herders Ariadne, und iſt ganz muſikaliſcher Rhythmus. Wir verfolgen in den dreien gleichſam den Uebergang der Muſik vom Oratorium und geiſtlicher Cantate zur weltlichen und zur Oper. Sobald dieſe Gattung hergeſtellt ward, ſo hörte die unnatürliche Zwiſchengattung derjenigen muſikaliſchen Poeſie, die ohne Muſik die Wirkungen der Muſik affectirte, auf, grade wie die Gattung von philoſophiſch-hiſtoriſchen Romanen, die Wieland aufbrachte, ihre Bedeutung verlor, als ächte Philoſophie und Geſchichtſchreibung aufkamen. Was allein als ſegensreiche Frucht dieſer Skaldenpoeſie übrig blieb, war, daß durch ſie der Sinn für Naturdichtung zugleich mit dem Begriffe davon, den Klopſtock zuerſt aufgefaßt hatte, ſich weiter verbreitete. Es war der erſte Schritt zur Simplificirung, die den Hereintritt einer Revolution verkündete. An dieſer Art Poeſie durfte keiner ſo leicht verzagen und er konnte ſich Oſſian und Homer dabei dünken. Dieß half denn zuerſt an die Stelle der geklügelten Kunſtgattungen ein anderes, ein Neues ſetzen; man fing an dieſe „aus fettem Erdreich blühend und farbreich gebornen Gewächſe" höher zu ſchätzen, als die mit Scheere und Schnur des holländiſchen Gärtners zugeſtutzten. Für die Stimme der Natur in dem Volksliede, für dieſe Produkte der einfachſten Anſchauung den Sinn zu wecken, war nichts ſo geſchaffen als Oſſian, und auch iſt ſeine Wirkung auf Herder außerordentlich

---

die Zeiten der Ahnen, die Zeiten der Vaterlandsliede, der Tugend, des Muthes, der Ruhmgier und Einfalt Jm Liede zurückzuführen wie du.

92) Gerſtenbergs vermiſchte Schriften. 1815.

bedeutend gewesen, der diesen Sinn erst recht bei uns weckte; so wie auch der Gebrauch, der von Ossian im Werther gemacht wird, darauf hindeutet, von welchem Werthe er auch für die einzige Unmittelbarkeit in diesem Göthischen Jugendwerke gewesen ist. Eben hier findet sich auch wieder das Verhältniß der Ossianischen Bardendichtung zu Gleim heraus; seine Kriegslieder waren fast das erste Unmittelbare und Volksthümliche, was unsere Poesie aufzuzeigen hat, und neben Ossian muß Er mit diesen Grenadierliedern, mit seinen Romanzen und Volksliedern als Anfangspunkt der erneuerten Volksdichtung angesehen werden.

Wenn man die Lage der deutschen Literatur Friedrich dem Großen gegenüber betrachtet, so begreift man wohl, warum er in eine bittere Stimmung gegen sie gerieth, auch wenn man nicht einmal daran denken wollte, daß ihm seine französische Erziehung das kindliche Gefühl und die Kenntniß der deutschen Sprache verkümmert habe, geschweige der kleinen Umstände zu gedenken, daß er mit Niemanden so oft deutsch verkehrte als mit rohen Militairs, oder daß er persönlich keine anderen Vertreter deutscher Schriftstellerei kennen lernte als die Gottsched, Gellert und Sulzer, oder daß man ihm, wie Gleim meinte, die asiatische Banise in die Hände gegeben habe, um ihm den Geschmack zu verderben. Friedrich war ein Freidenker und an den pikanten Verkehr mit Voltaire und witzigen Franzosen, an die Lectüre ihrer wasserklaren Prosa gewöhnt. Nun lagerte sich ihm die fromme Dichtung Klopstocks mit allem ihrem salbungsvollen Pompe, und einer Sprachbildung gegenüber, die selbst denen anstößig war, die sich der deutschen Sprache Pfleger zu sein rühmten. Was Wunder, daß er sich von dem unverständlichen Zeuge abwandte, da er an Gellerts Fabeln nur darum eine Art Geschmack zeigte, weil er sie verstand. Wenn ihm die Beschaffenheit jener überschwenglichen Poesie auch nie zu Augen kam, zu Ohren kam sie ihm gewiß, und dieß war genug ihn zu sättigen. Wenn ihm ja nur einfiel, daß er in seiner Jugend deutsche geistliche Lieder zur Strafe und Pönitenz hatte auswendig lernen müssen, wie sollte er jetzt solche Hymnen zur Erbauung suchen oder zum Genuß! Jetzt nun kam hinzu, daß sich ihm eine deutsch-vaterländische, teutonische Dichtung entgegen warf, die gegen die französische lebhaft polemisirte. Er hatte für diesen Empfindungsschmelz, für diese Naturschule, für die Nach-

ahmer Shakspeares, für den Götz von Berlichingen und dergleichen keinen Sinn, und es ist gewiß noch nicht bedacht worden, wie selbst an dem populären und etwas kecken Patriotismus Gleims ein preußischer König des 18. Jahrhunderts noch weniger als einer des 19. Wohlgefallen finden konnte[93]). So war auch Friedrich gegen alles Teutonische eingenommen; als ihm Müller seine altdeutschen Gedichte zuschickte, schrieb er ihm voll Aerger zurück, der ganze Plunder sei keinen Schuß Pulver werth! Dieß erklärt nicht allein seine Gallische Bildung, sondern auch schon, daß er König eines Staates war, der ganz in modernen Verhältnissen wurzelt, und dessen Regierung es nie recht verstanden hat, den Weg, auf den ihn das Geschick zwingt, mit kluger Willkühr zu verfolgen, den Weg nach dem Mittelpunkte Deutschlands und dem Höhepunkte deutscher Bildung und Zustände, den die macedonischen Könige, Griechenland in ganz gleicher Lage gegenüber, so geschickt einzuschlagen wußten. Es fragt sich sehr, ob Friedrich gegen eine Literatur gleichgültig geblieben wäre, die sich als preußische hätte absondern können. Wie viel feiner Eigensinn mag sich auch in ihm angehäuft haben, und selbst wie viel versteckter Aerger und Rechthaberei, daß er noch 1780, als er die Schrift über deutsche Literatur schrieb, von der Nation behaupte, sie könne nichts, als Essen, Trinken und Schlagen. Wieland hat er gewiß nicht kennen wollen, weil man ihn als deutschen Voltaire ausschrie; daß er Lessing nicht sprach, war gewiß recht Schade, aber sollte er nie

---

93) Als Friedrich Wilhelm III den Thron bestieg, schrieb ihm Gleim in seinem zudringlichen Enthusiasmus so: „Sir! Voltaire der Dichter schrieb an Friedrich den König wie an seines Gleichen. Die deutschen Dichter machen sich mit ihren Königen nicht so gemein! weil ihre Könige sich nichts aus ihnen machen, so machen sie auch aus ihren Königen nichts. Sie sind stolzer als die französischen! Wenn aber ein König anfängt Einer zu sein, wie Ew. Maj., dann sind sie nicht mehr stolz. Dann gebietet ihnen der König, ihn nicht zu loben. Dann sagt der Dichter: Ihn loben soll man nicht, wer aber kann's denn lassen? So gehts dem alten Soldaten, der auch einmal so etwas von einem Dichter war, er kann's nicht lassen. Friedrich der Große hatte nur einen Fehler; diesen Einen haben Ew. Maj. nicht; Sie sind ein deutscher König!" Der König ließ sogleich durch seinen Kabinetsrath „dem Canonikus Gleim für sein Andenken, und die in seinem Schreiben bezeigten devoten Gesinnungen unter den aufrichtigsten Wünschen für die Ruhe und Zufriedenheit seines Alters in Höchstdero Namen danken!"

gehört haben, wie übermüthig dieser seinem Voltaire das Concept corrigirte, und sollte er das irgend anders angesehen haben, als Gottscheds Aeußerung gegen ihn, daß er es wohl mit der franzö-sischen Kürze noch aufnehmen wollte? So ging er auch an Moses schweigend vorbei, der ihn gewiß als Jüdischer Schriftsteller in-teressirt hätte; er strich seinen Namen unter den Vorgeschlage-nen zur Aufnahme in die Akademie, aber wie sollte er es denn auch ihm und Lessing vergessen, daß sie in ihrem Pope eine Preis-frage seiner Akademie und dazu eine recht ächt französische durch-gehechelt hatten? Als übrigens jene Schrift des Königs erschien, bedurfte es kaum mehr der Widerlegungen, die von guten und schlechten Autoren, sogar von Franzosen ausgingen; es that auch gar nichts, daß unter diesen Gegnern Jerusalem die deutsche Lite-ratur so schlecht vertheidigte als die Religion gegen Voltaire, und daß sich Tralles mit ihm das Wort gegeben zu haben schien, etwas zum Beweis zu liefern, daß die Deutschen dumme Teufel seien, wie der König wolle[94]). Die deutsche Literatur hatte sich längst ihren eigenen Werth und ihre Freiheit erobert. Daß ihr ein Mann wie Friedrich diesen Ruhm nicht gönnen wollte, so wenig als er der deutschen Freidenkerei gestatten mochte, was ihm an der französischen gefiel, dieß wird immer, man mag auch zu seiner Entschuldigung sagen was man will, in der Geschichte als autokratische Laune stehen[95]), und man wird seine Schrift nie ohne Unwillen, und dagegen Klopstocks Oden wider Friedrich, die weit die schärfste Widerlegung dagegen sind, mit vaterländischem Selbst-gefühl und vielleicht sogar mit Schadenfreude lesen. Wo war, fragt er ihn, dein Adlerblick, als sich der Geist regte unter uns, daß du nicht sahst, daß sich Deutschlands Dichtung schnell aus fester Wurzel zu dauerndem Stamm erhob? Lange warteten wir, du würdest Deutschlands Muse schützen, die dir Gleim und Ram-ler schickten, um anzufragen. Du antwortetest, daß sie schamroth das Auge senkte. Der Deutsche war schonend genug, sich nicht zu rächen, hier auch deiner werther als du ihn kennst, Fremdling

94) Worte von Gleim.

95) Klopstock: Sagts der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
was er werth war, zu sein. Aber sie hört es doch!
sagts ihr traurig, und fordert
ihre Söhne zu Richtern auf.

im Heimischen! Doch du selbst hast dich an dir gerächt! du erniedertest dich, Ausländertöne zu stammeln, und dafür den Hohn zu hören, selbst nach Arouets Säuberung bleibe dein Lied noch tüdesk. Und dann — dein Blatt über deutsche Sprache! Die Rache ist selbst durch Widerruf nicht tilgbar, du könntest es nur dadurch verschleiern. — Wie richtig empfunden dieß Alles ist, so muß man übrigens doch bekennen, daß Friedrichs Opposition gegen die deutsche Literatur dieser mehr nützte, als ihr seine angelegentlichste Protection je hätte nützen können. Sein Schutz hätte nicht halb so viel gespornt, als, da er ihn entzog, der Eifer ihm zu trotzen. Wir haben gesehen, wie panegyrisch die Poeten und Barden sich an ihn drängten: die kleinste Handreichung von ihm oder Joseph hätte unsre Dichtkunst in Fesseln geschlagen, während sie jetzt frei aus dem Volke wuchs, wie Alles was wir in Religion, in Kunst, in Wissenschaft, selbst im Staate unser nennen. Er hätte uns mit leichter Mühe in den französischen Geschmack zurückgeleitet, aus dem jetzt eben Alles mit Macht herausstrebte. Die Niederlassung französischer Bildung mitten im Herzen von Deutschland verursachte, wie später die Invasion, den Gegenstoß, der grade von Berlin zuerst ausging. War es doch so weit gekommen, daß die Franzosen selbst, daß ein Premontval über die Gallomanie der Deutschen schreiben mußte! Die Mitarbeiter an den Literaturbriefen in Berlin machten zuerst eine systematische Opposition gegen die französische Autorität. Die Wirksamkeit dieser hat in der Literatur das meiste Analoge mit den politischen Erscheinungen des 7jährigen Kriegs. Sie setzten sich im Geiste des preußischen Königs gegen alle Finsterniß und übertriebene Religiosität; sie warfen das Ansehn der sächsischen Literatur ebenso völlig nieder, wie der König das sächsische Land; und schlugen wie dieser die Franzosen auf eine ganz unverhoffte Weise aus dem Feld.

Hier sind wir in dem Gebiete der Kritik, in dem die preußische Literatur von sehr großer Bedeutung geworden ist, was wir sogar schon bei Ramler unter den herrschenden Umständen nicht verkennen konnten. Neben ihm ist der Buchhändler Friedrich Nicolai (aus Berlin 1733—1811) eine durchaus merkwürdige Erscheinung in der preußischen Literatur. An seine Person und seinen Unternehmungsgeist knüpft sich eigentlich die ganze Institution des kritischen Journalismus in Deutschland an. Was vor den Blättern

lag, die von ihm ausgingen, war doch faſt Alles mehr oder weniger mit den moraliſirenden Wochenſchriften verwandt; und es iſt für den ganzen Charakter der poetiſchen Literatur ſeit den 70er Jahren bedeutſam, daß Nicolai von Leſſing geleitet anfing, ſchon durch die äußere Einrichtung ſeiner Journale auf die Trennung von Moral und Poeſie hinzuarbeiten. Noch als unbekannter junger Mann gab er um 1756 die Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland heraus, eine Art Gutachten über den Streit der Schweizer und Leipziger, worin ein unpartheiiſcher Standpunkt geſucht und den Züricher Poeten eben ſo viel Unangenehmes als den dortigen Kritikern Beifälliges geſagt wird. Schon in dieſen Briefen tritt die eingetretene Spaltung zwiſchen Ramler und den übrigen Berlinern mit Sulzer hervor; die Sympathie dieſes letzteren mit den Epopöen ſeines Bodmer und ſein ganzes äſthetiſches Glaubensbekenntniß, das auf Vereinbarung der Moral mit der Poeſie beruht, wird angefochten. Auf dieſen Briefen bauten ſich nun die eigentlichen kritiſchen Blätter Nicolais auf. Er gewann zuerſt Weiße und Mendelsſohn für die Bibliothek der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften (1757 u. f.), die er nach Leipzig verlegte und ſeit 1759 Weiße überließ: ſo hatte er an dem bisherigen Throne der Kritik ein Organ und einen geborenen Sachſen zum Redacteur. Von dieſem Augenblick an, der mit der Beſetzung Sachſens durch Preußen zuſammenfällt, ging die bisherige Bedeutung Dresdens und Leipzigs für die deutſche Civiliſation auf Berlin und Königsberg über. Der Sachſe Leſſing ſelbſt fiel ja gleichſam zu den Preußen ab, denn er hatte im höchſten Falle nur einen deutſchen Patriotismus. Mit ihm verlor Sachſen den Einzigen, der ſeine Provinzialliteratur hätte heben können, es gab ihn aber dem gemeinſamen Vaterland, um die gemeinſame Literatur zu erziehen. Sachſen hat in der Zeit zwiſchen Luther und Leſſing vieles Unheil und Verkehrtheit in die deutſche Literatur gebracht, aber mit dieſen beiden hat es Alles überreich vergütet. Bisher hatte man unter dem ſächſiſchen Adel und ſelbſt unter der Mittelklaſſe Bildung und Lectüre gefunden; Dresden war im Nordoſten ein Mittelpunkt des Geſchmacks und der feinen Lebensart, Künſte und Gewerbe blühten unter dem maßloſeſten Luxus, den die früheren Höfe auf Ballette, Opern, Jagd, Tafel und Stall verſchwendeten. Aber freilich mußte ein ſolcher Hof, der lieber ungeheure Schulden häufte, als ſeine

Tänzerinnen entlaſſen wollte, ſeine Intereſſen in dem Conflict von Preußen und Oeſtreich miskennen, er ſchloß ſich an den Mächtigeren an und fiel. Die Kataſtrophe, die dieß zugleich für die ſächſiſche Literatur war, hat Adelung bezeichnet, der ungefähr ſo auf der Höhe der Gottſchedſchen Sprachforſchung und äſthetiſchen Dürre ſteht, wie Sulzer auf der Poetik ſeiner Zürcher. Er verfocht in ſeinem Magazin der deutſchen Sprache, daß der Geſchmack eigentlich in Meißen allein zu Hauſe wäre; er ſei ſchon vor der deutſchen Literatur da geweſen, denn er mußte erſt feinere Sitten und Sprache gebildet haben, ehe er auf die Literatur wirken konnte, und zu dieſem Zwecke mußte er ſich erſt in der Provinz, die er zu ſeinem Sitze erwählt hatte, gehörig vorbereiten. Wohlſtand, Volksmenge, die in Sachſen hergeſtellte Philoſophie, die prächtigen Höfe der Auguſte, die die Schöpfer des feinen Geſchmacks wurden, die von Gottſched gereinigte und von fremden Auswüchſen befreite Sprache, all dieß wirkte zuſammen, Sachſen zu Deutſchlands Attika, Leipzig zu Athen zu machen, und die Zeit von **1740—60** zur ſchönſten Epoche der deutſchen Literatur! Der ſiebenjährige Krieg verdarb Alles. Sachſen verlor ſeinen Glanz und Einfluß, und die übrigen deutſchen Provinzen glaubten nun ohne fremde Beihülfe weiter gehen zu können! Aber da die aus dem deutſchen Athen erhaltene Geſchmacksbildung noch unvollkommen war, ſo artete der Geſchmack in den Provinzen ſehr bald aus, und daher denn die Vernachläſſigung der Reinheit und Richtigkeit der Sprache, die Jagd auf fremde Wörter und Provinzialismen, daher der Bardengeſang, die fremden Sylbenmaße u. ſ. f. Entweder (dieſen Trumpf ſpielt er zuletzt aus) hat Sachſen zwiſchen **1740—60** gänzlich den guten Geſchmack verfehlt, oder die Wege der Provinzen ſind Abwege und Verirrungen. Mit dieſem letzten Stiche freilich war das ganze Spiel verloren.

Von der Leipziger Bibliothek, die wie ſpäter die Halliſche von Klotz und die Jenaiſche von Daries nicht viel andere Bedeutnng erhalten hat, als daß ſie zugleich die Züricher und Leipziger Kritik verdrängte, zog ſich Nicolai **1759** zurück und gab nun mit Mendelsſohn die Literaturbriefe (**1759—65**) heraus, an denen auch Leſſing, ſpäter Abbt und Reſewitz mitarbeiteten, und an dieſe wieder ſchloß ſich dann die berühmte Allgemeine deutſche Bibliothek, ein Werk, das zuerſt jenen anfänglichen Zweck unſers Journal-

wesens ganz erfüllte, daß es Gemeinsamkeit in unserer Literatur und Nation und freilich dadurch wieder Reibung und Spaltung hervorbrachte. Wie schädlich es ist, wenn die Buchhändler die Literatur beherrschen, so wird man doch zugeben müssen, daß Nicolai im Anfang seiner Thätigkeit und im Verband mit Lessing, besonders also durch die Literaturbriefe, zunächst auf die aufkeimende Literatur in Preußen, und dann auf ganz Deutschland ungemein viel Gutes gewirkt hat. Ich habe nirgends die Absicht auf Journalen zu verweilen, deute daher auch hier nur flüchtig auf das Bestreben der Literaturbriefe hin, die übrigens eine periodische Schrift bildeten, welche auf einen klar vorstehenden Zweck mit Geschick und mit Consequenz hinarbeitete. Dieß ist von fast keinem unserer späteren Blätter zu sagen, außer etwa von den nächsten, die durch die Literaturbriefe veranlaßt waren, und am wenigsten von der allgemeinen Bibliothek, die uns jene thörichte Universalität der Kritik eröffnete, bei der entweder Gründlichkeit oder Consequenz, und gewöhnlich beides verloren geht. Wie ist es auch möglich, das eine und das andere bei einer Zahl von Mitarbeitern, die in die Hundert geht, zu bewahren? An den Literaturbriefen aber waren lauter Leute einerlei Schlages thätig, die einerlei Tendenz festzuhalten fähig waren. Hier leitete Nicolai ein vortrefflicher Takt. Er selbst war ein Mann des Lebens, nicht der Wissenschaft; das Studium des Menschen war ihm ein natürliches Bedürfniß, und selbst späterhin, wo ihn seine mäcenatische Stellung zu mancherlei Voreiligkeiten hinriß, läßt sich ihm glückliche Beobachtungsgabe, eindringliche Menschenkenntniß und ein stets gleicher Trieb nach Wahrheit nicht absprechen. Er gesellte sich Mendelssohn, der gleichfalls Kaufmann und gleichfalls kein systematischer Gelehrter war. Wie wenig Lessing und Abbt aus dem Ruhme systematischer Gelehrter machten, ist allbekannt; beide waren weltkluge Leute, nur daß der Eine es zu sein und zu scheinen verschmähte, während der andere in Bückeburg bei dem Grafen Wilhelm Gelegenheit hatte, sein hierhin einschlagendes Talent zu üben. Auch Resewitz (aus Berlin **1725—1806**) war ein feiner Weltmann, in den Künsten des Umgangs bewandert; als Prediger, Schriftsteller und Pädagoge stets auf das Praktische gerichtet, so sehr, daß er in letzterer Beziehung den Ruf der altclassischen Schule in Klosterbergen, an der er auf die Breithaupt und Steinmetz als Rector folgte, herunterbrachte, weil er

in ſeinen pädagogiſchen Theorien der praktiſchen Richtung Baſedows zu viel nachgab. Dieſe Eigenthümlichkeit nun des mehr praktiſchen Talents gab nicht allein den Literaturbriefen, ſondern auch dem was dieſe Männer ſonſt ſchrieben, einen Charakter der Unmittelbarkeit, der Verwandtſchaft zwiſchen Leben und Schriftſtellerei, die wir überhaupt von dem lebensvollen verjüngten preußiſchen Staate, und wie ſchon bisher deutlich geworden iſt, von dem 7jähr. Kriege angeregt finden. Und daher kam es, daß ſich Herder an die Literaturbriefe ſchloß, der zuerſt mit dem edlen Ungeſtüm auftrat, das dem Selbſtgefühl und der Unmittelbarkeit des Wirkens eigen iſt. Daher ſind von den Literaturbriefen die Briefe über Merkwürdigkeiten der deutſchen Literatur von Gerſtenberg u. A., die Briefe über den Werth einiger deutſcher Dichter, und weiterhin der Ton aller jener übermüthigen Züricher, Frankfurter, Deſſauer und anderer Blätter angeregt, die das neue Leben der Originalgenies verkündeten. Daher hebt Göthe an Mendelsſohn ſo ſehr dieß Vertrauen auf das eigne Wiſſen, die Autodidaxis, die Entfernung von der Schulphiloſophie hervor, weil auch Er jener Empirie anhing, die das Leben einfach anſchauen mochte und auf eigne Anſchauung eigne Philoſophie gründen. Die Schulphiloſophie, ſagt er, hat ſtets das Verdienſt, nach angenommenen Grundſätzen Alles wornach der Menſch fragen kann, in einer beliebigen Ordnung, unter beſtimmten Rubriken vorzutragen. Sie wich jetzt, und mancher dachte nun, er habe ſo viel guten Sinn von Natur, um ſich von den Gegenſtänden einen deutlichen Begriff zu machen, ohne ſich grade um das Entfernteſte mühſam zu kümmern. Der ſo geübte Menſchenverſtand wagte es dann, auch in das Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzuſprechen und dieß drang in alle Fächer ein. Dieß charakteriſirt die Literaturbriefe und ihre Verfaſſer erſchöpfend. Sie ſtehen am Anfang jener großen Gruppe der Fragmentiſten, die Leſſing eröffnet und Herder fortführt, die im 7. 8. und 9. Jahrzehnt zu ungeheurer Verbreitung kamen, nicht mehr Polyhiſtoren im alten Sinne der Bildung, ſondern Panſophen, wie Herder unterſcheidet, der ſo gern ein neuer Leibnitz zu werden ſtrebte, und der, wie er zuerſt mit Fragmenten auftrat, ſo auch nachher die umfangreichſten und koloſſalſten, und faſt überall Fragmente geliefert, eben dadurch aber ungeheure Anregung gebracht hat. Alle jene Sturz, Lichtenberg, Hamann, Merck, Jacobi, Möſer und was ihnen befreundet

Digitized by Google

und befeindet war, traten unter dieſe Eine Klaſſe von Männern zuſammen, die von der Schulphiloſophie ſo wenig wiſſen wollten, wie zuerſt dieſe Berliner, die mehr oder weniger ganz improductive Autoren und negative Gelehrte waren, die daher lieber den Begriff einer Lebensphiloſophie in die Nation warfen, und die Weltweisheit wie Sokrates auf den Menſchen bezogen, und unter denen daher Moſes zuerſt mit dem Namen des deutſchen Sokrates begrüßt wurde. Eben dieß ſetzt dieſe Berliner mit den Halberſtädter Dichtern in Verbindung, deren gemeinſames poetiſches Thema ein Syſtem heiterer Lebensphiloſophie war, und mit Wieland, der dieß am meiſten ausbildete, und der eigentlich von den Literaturbriefen bekehrt ward. Denn wir begreifen nun, warum dieſe jene finſtere Religionsmoral ebenſo verwarfen, wie die Wolfiſche Philoſophie; warum ſie Moſer, Cramer, den Bodmeriſchen Wieland und Duſch ſo entſchieden angriffen, wie Gottſched und ſeine elenden Geſchöpfe, warum ſie Rouſſeau bei Seite ſchoben und Shakſpeare empfahlen, die Vergötterung Youngs belachten, und lieber die leichte phantaſievolle Poeſie des Südens rühmten, die eben Meinhardts Verſuch über die italieniſchen Dichter neu einführte; warum ſie Withof, der um der Religion Platz zu machen alle menſchliche Weisheit beſeitigt, zurückſetzen gegen Uz, der zwiſchen beiden einen Vergleich traf; warum ſie ſo ſehr über den Mangel einer Poeſie klagten, die ſich den Menſchen zum Vorwurf nähme; warum ſie, unpartheiiſch und fern von elendem Zunftgeiſt, und nur auf die Veredlung der Literatur bedacht, ihren eigenen Gegner Hamann hervorzogen, in dem ſie das Talent ehrten und das Herausſtreben aus den alten Befangenheiten, warum ſie Wieland und Baſedow trotz ihrer Anhänglichkeit an Bodmer und Cramer ſchonend ſtraften und ſtrafend ſchonten, in denen ſie mit wahrem Scharfblick die Keime des Abfalls von ihren erſten Idolen erkannten. Wollen wir einen Augenblick die beiden Hauptmitarbeiter an den Literaturbriefen, Thomas Abbt (aus Ulm 1735—66) und Mendelsſohn abgetrennt verfolgen, ſo werden wir in ihnen im Beſonderen den Charakter dieſer Zeitſchrift wieder finden. Ich nenne nur ſie, und trenne Leſſing ausdrücklich ab, weil er ſich ſelbſt von den Briefen trennte, nachdem er ihnen den Weg gewieſen, denn er war wohl geeignet im ſchönen Eifer ein ſolches Unternehmen zu beginnen, aber gar nicht der Mann, auf die Länge mit ſolchen immer ſehr untergeordneten Männern

gemeinsame Sache zu machen (wie er denn auch die ausschließenden Tendenzen der Berliner nie getheilt hat) und der von den Fragmentisten der Zeit dadurch himmelweit getrennt war, daß diese, tastend auf dem Wege der Natur, nachdem sie den bequemen und mechanischen Weg der Schule verlassen, nach einem Berufe und einem Standpunkte für sich suchten, und sich demnach an tausend Gegenständen, des Erfolges unsicher, versuchten, während Er der Zeit und der Nation ein Ziel zeigte und einen Standpunkt auf dem er selbst fußte, und zu dem er mit jedem Striche seiner Feder, bald froh hoffend, bald mismuthig, immer aber im gleich richtigen Tacte hinleitete. Weit so war es nicht mit jenen Männern. Moses Mendelssohn (aus Dessau 1729—86) war im 14. Jahre arm nach Berlin gekommen, und war mit rührender Mühe durch freundliches Entgegenkommen einiger gebildeter Glaubensgenossen in die Literatur eingegangen. Aber diese Schule und seine Dürftigkeit hatte ihn immer blöde und bescheiden gehalten, und Lessing, mit dem er durch das Schachspiel bekannt worden war, mußte ihn halb mit Gewalt zur Oeffentlichkeit zwingen; der Plan zur Allgemeinen deutschen Bibliothek schreckte ihn; die erzwungene Theilnahme an den Streitigkeiten, die ihm Lavater und Jacobi erregten, war ihm im höchsten Grade lästig. Es ist daher wohl begreiflich, daß grade ein solcher Mann von strenger Philosophie ablenkte, dessen Schriften sämmtlich theoretisch den geringsten Werth haben, der es selbst gestand, daß ihm systematischer Vortrag nicht möglich sei, dessen Briefe mit Lessing über das Trauerspiel, des Gegensatzes wegen, am peinlichsten fühlbar machen, wie wenig Schärfe des Gedankens und klares Erfassen und Verfolgen eines bestimmten Zieles ihm eigen war. Er dilettirte, was jeder Autodidakt und Fragmentist gemeinhin thut, nur daß es ihm wie seinem Freunde Abbt Ernst war um Alles was sie trieben, nur daß ihr Dilettantismus eine Art Absicht und Bewußtsein in sich schloß. Sie sahen, daß man sich in Poesie und Prosa, in Philosophie und Wissenschaft überall rathlos umtrieb, und daß schon der Vortrag im Kanzleideutsch und im Schulstyl alle freie Bewegung des Geistes hemmte. Deßhalb raffte sich Abbt z. B. zusammen, und zwang sich, wie man damals fand, in eine sallustische oder taciteische Schreibart; er suchte die Sprache des Volks auf, comprimirte Styl und Gedanken, ließ etwas zwischen den Zeilen zu lesen, und sticht daher gegen Wieland

und ähnliche so ab, wie er gegen Moser Opposition machte! So suchten die Literaturbriefe selbst in ihrem pikanten Tone Muster einer minder schwerfälligen Schreibart zu werden, sie leiteten von dem seichten Witz und der Oberflächlichkeit der Franzosen und von dem Sprachverderb der deutschen Schulmeister ab, aber sie wollten die Eleganz der Einen, und die Gründlichkeit und den Ernst der Anderen beibehalten wissen: Philosophie wollten sie im Schmuck der Poesie, Deutlichkeit zur Klarheit verschönt und was Skelett auf der Studierstube war, als fleischigten Körper dem Publicum geben. Aber sie fühlten dabei wohl, daß sie sich bei diesen Bestrebungen selbst noch so oft den Schweiß vom Gesicht wischten! sie finden selbst, daß die Literaturbriefe hie und da matt werden, und zweifeln ob aus Güte des Herzens oder Schwäche des Kopfs; sie merken selbst, daß das Aufräumen ihr Fach ist, nicht das Aufbauen. Dieß ist nicht allein mit dem Vortrage der Fall, sondern mit den Sachen selbst, und eben hier tritt ihr gleichsam beabsichtigter Fragmentismus zu Tage. Bei Gelegenheit von Spaldings Buche über die Bestimmung des Menschen ahnte Abbt, daß mit dem Hinweisen auf die Unsterblichkeit, und der Frage über das Gute und das Uebel nichts gethan sei, daß unser Verhältniß zu unserer Umgebung eine untheilbare Mitfrage von der nach unserer Bestimmung sein müsse. Zu einer solchen Untersuchung aber fand er die Zeit nirgends reif, und er sah ein, daß sich unsere Autoren überall zu große Aufgaben steckten, denen sie nicht gewachsen waren. Ein solcher Skepticismus machte ihn, und ein ähnlicher Viele Andere in den nächsten Jahren nothwendig zu Dilettanten. Er, wie Moses, wie Garve, wie Hamann und hundert Andere, gab dem Hange nach, sich mit nichts Bestimmtem zu beschäftigen. Wie Abbt zwischen Metaphysik, Geschichte, Moral und Politik schwankt, wirbt ihn Moses für die Philosophie des Menschen, ein vages Feld, das wieder demselben Schwanken Raum ließ. Auch Er also flieht in dieser Unsicherheit die Schulphilosophie, „die immer ihre eigne Logik citirt und deßhalb immer Recht behalten muß", wie eine Pest; er hält es mit Bayle, dem Hasser aller Systeme, er folgt dem Zuge der Zeit, die, nachdem Wolfs Philosophie zum Modeartikel geworden war[96]), sich ganz

96) Vgl. den 20. Lit. Brief.

von der Philosophie abwandte und die Liebe zur systematischen Erkenntniß fallen ließ, seitdem „die Bekanntschaft mit den Ausländern stärker ward und die Dichtkunst mit Erwerbung eines schnellen Ruhms vielen schmeichelte“ [97]). Dieser eigenthümlichen Auflehnung gegen die Schule, diesem unmittelbaren Leben, diesem praktischeren Tacte haben wir in seiner weiteren Verbreitung die ganze Regeneration unserer Literatur zu danken. Was im Kleinen jeden Tag vor uns geschieht, geschah dort im Leben der Nation. Die Schule hatte bisher tausende geirrt, und wir hatten daher massenweise unsere Poeten in ganz falschem Berufe wirken und nach Einer Richtung irre gehen sehen; jetzt da jeder der Natur und der Neigung folgte, gingen die Einzelnen in der ersten Unsicherheit auch noch fehl, jedoch nach vielen Richtungen, und die Kräftigeren fanden sich endlich zurecht; es trennten sich die Wege, es schieden sich die vielfach verschmolzenen Künste und Wissenschaften rein ab, und jede fand ihre eigenen und angemessenen Pfleger. Indem die Wege der Bildung sich nun theilten, kreuzten sie sich auch, und dieselben Männer, die unter diese Gattung der Philosophieverächter und Fragmentisten zusammenfallen, stehen sich aufs grellste oft in ihren Tendenzen entgegen. Schon in der Stellung Hamanns gegen die Berliner, die wir später nachholen, kündigt sich der nachherige große Bruch zwischen Verstand und Phantasie, zwischen Anhängern des Alten und Neuen, Reformern und Revolutionairen, Aufklärern und Frommen an. Die Verfasser der Literaturbriefe machten schon reine Parthei für die Sache des gesunden Menschenverstands. Abbt sah die Philosophie nur dafür gut an, daß sie die Dinge des gemeinen Lebens solle richtig beurtheilen helfen, was ihr das Ansehen des gesunden Menschenverstands geben würde; er empfiehlt den gesunden Menschenverstand überall, er sucht ihn in der Poesie und wünscht, daß ihn Spalding auf die Kanzel bringe; er hält ihn für den Nationalcharakter der Deutschen, von Seiten des Kopfs, und er hat wohl recht, wenn er sich an die mittleren Sphären des deutschen Lebens hält, für die er mehr als für die Gelehrten zu schreiben strebte, was schon aus der Wahl seiner Aufgaben: über Verdienst, über den Tod fürs Vaterland u. a. einleuchtet. So verwickelte er sich noch vor Moses und Lessing mit

97) Worte Abbts in seinem Schriftchen über Baumgarten.

den Orthodoxen, und wie er mit Moser angebunden hatte, so in der Nachricht von einem evangelischen Autodafé mit den berüchtigten Goeze, Winkler, Paulsen, Treſcho, Ziegra und den andern Mitarbeitern an den hamburgischen Nachrichten. Auf eben dem Standpunkte des gesunden Menschenverstandes, wo wir die Philosophie dieser Berliner finden, werden wir die Halberstädter und die Wielandische Poesie treffen; daß wir sie in derselben Opposition mit der religiösen Richtung finden werden, läßt sich aus der weltlichen, epikureischen, nüchternen Tendenz dieser Kreise erwarten. Jene Poesie ist zu dieser Kritik und Philosophie die natürliche Kehrseite. Hier giebt und verlangt man Philosophie im poetischen Gewande; Mendelssohn leiht so seinen Aufsätzen den Schmuck von Einkleidungen und Formen, und ist durch seine Behandlung des Phädon am bekanntesten geblieben; Abbt sucht überall auf die Einbildungskraft seiner Leser zu wirken; und ihren Freund Spalding loben die Literaturbriefe um seines Vortrags willen, der selbst da, wo er blühend, ja luxuriös ist, einen nothwendigen Aufwand macht, weil er sich der Denkart eng anschließt. Die Epistolographen und Wieland geben dagegen Poesie im philosophischen Kleid, sie steuern auf eine Moral, die in sich schön sein sollte, und nannten dieß in Bezug auf den Inhalt die Philosophie, in Bezug auf die Form die Poesie der Grazien. Auf Menschenkenntniß und Menschenumgang ist man hier und dort gerichtet; sie wird hier auf dem Wege halber Wissenschaft, dort auf dem Wege halber Kunst gelehrt. Wie jene Philosophie des Menschenverstands sich gegen die Klopstocksche Empfindungsphilosophie stellte, die ausdrücklich in den Literaturbriefen angefochten wird, so lagert sich dann die verwandte philosophische Grazienpoesie der musikalischen seraphischen gegenüber, und auf ihrer Höhe bildet Wieland den schneidendsten Contrast zu Klopstock.

Den letzten kritischen Vertheidiger der musikalischen Poesie haben wir in Joh. G. Sulzer (aus Winterthur 1719—79). Wir erwähnen ihn hier, weil er in Berlin lebte, weil er eine Weile mit Ramler, mit Gleim und den Anakreontikern zusammenhielt, dann aber, als er zu Bodmer und Breitinger ausschließend zurückkehrte, am deutlichsten den ersten Bruch bezeichnet zwischen den kritischen Rationalisten und Sensualisten, zwischen welchen hindurch sich die Männer um Göthe herum Platz schafften. Er nimmt in der Schwei-

zer Literatur die Stelle des univerſaleren Kopfes ein, die Leſſing bei uns ausfüllte; in Pädagogik, Naturkunde und Mathematik umgetrieben, blieb er ſpät auf den Künſten hängen, und regiſtrirte in ſeiner allgemeinen Theorie der ſchönen Künſte, zu der er lange unter vielen Zerſtreuungen ſammelte und mit der er des Lacombe dictionnaire des beaux arts zu überflügeln ſtrebte, alles, was aus der Kritik, der Poeſie und der Malerei ſeiner Züricher Freunde reſultirte. Nicht allein blieb er auf den meiſten Theorien Bodmers und Breitingers (wie von dem Neuen, der Fabel u. A.) hängen, in einigem ging er vielleicht wieder zurück; er citirt noch 1771 Opitz und polemiſirt gegen Hans Sachs! er nimmt ſich wie Opitz des Regelnweſens an, indem er zugleich wie dieſer von der Begeiſterung des Dichters und ſeiner vernünftigen Raſerei, an der er nie Erfahrung gemacht hat, faſelt; er will mit ſeinem Buch die Künſtler lehren, wie ſie ſich in dieſe Begeiſterung ſetzen ſollen; und zugleich will er den Philoſophen mancherlei ins Ohr ſagen; und er ſagt dieß in einem Tone des Dünkels, wie Bodmer weder von ſeiner Poeſie noch Kritik, wie höchſtens Gottſched von ſeinen kritiſchen Trophäen ſprach. Batteux und Baumgarten ſind ſeine äſthetiſchen Autoritäten, Leſſing wird kaum in dem dickleibigen Buche genannt; Bodmer und Klopſtock ſind ſeine poetiſchen Ideale, und die Noachide, zu deren Empfehlung er ein beſonderes Buch geſchrieben hatte, noch mehr als der Meſſias; Rouſſeau und Dante bewunderte er der muſikaliſchen oder ſeraphiſchen Verwandtſchaft wegen, obgleich er den letzteren nicht zu verſtehen bekennt; Homer wird nach ihm mit Vergnügen den Bodmer im Heldengedicht neben ſich und Theokrit in Einer Hinſicht den Geßner über ſich, in jeder neben ſich erkannt haben. Hier kehren wir alſo ganz zu Gottſcheds Manier zurück, das Große herabzureißen, das Elende emporzuheben; man thut es, indem man meint, mit dem Schönpflaſterchen der Empfindung und der Moral die äſthetiſche Häßlichkeit zu entſchuldigen. Die Theorien Klopſtocks von pathologiſcher und muſikaliſcher Dichtung ſind hier ganz eingegangen[98]); der Grund des poetiſchen Genius wird in „ungewöhnlicher Fühlbarkeit

98) Die beiden Artikel Kunſt und Empfindung ſind beſonders aufſchlußreich über die ganze Theorie Sulzers.

der Seele" gesucht, und in den lebendigen Gefühlen des Dichters; das Höchste ist, wo des Dichters eigenes Herz zu dem Herzen des Lesers redet. Die Ode ist daher die höchste Dichtungsart, weil ihre Art Gedanken und Empfindungen auszudrücken poetischer ist, als der epische und übrige Vortrag. Die Oper, obgleich sie in Wirklichkeit das Niedrigste ist, könnte das Größte und Wichtigste alles Schauspielwesens werden! Wie hier ungefähr Klopstock aus ihm redet, so in seinem Eifer gegen das „Ungeziefer" der Anakreontisten Bodmer, der noch 1769 sein Werkchen über die Grazien des Kleinen ausgab, und darin seinen alten Freund Gleim selbst nicht schonte. In Schilderung der Liebe sollen die Dichter vorsichtig sein, ein Weh wird dem Jüngling zugerufen, der nichts kennt, als das Gefühl zu lieben und geliebt zu werden; Bodmer habe durch gesetzte Gottesfurcht die Liebe der Noachiden vor überwältigender Kraft geschützt. Lustige Lieder werden kaum statthaft gefunden; ehe man ein „Brüder laßt uns lustig sein" singt, solle man wenigstens „Brüder laßt uns redlich und fleißig sein" gesungen haben! Gegen die lachende und spottende Komödie wird als edlerer Stoff jene gesetzt, die ohne Lachen durch anmuthige Gemälde ergötzt, und Plautus und Molière werden da am trefflichsten gefunden, wo sie ernsthaft gewesen! Hier hören wir Cramer reden. Damit aber ja keine elende Autorität unserer bisherigen Kritik fehle, so spricht hier und da auch Gottsched. Sonderbar genug vereint der Mann mit seiner Klopstockschen Sentimentalität die Verstandestrockenheit des Leipziger Kritikers; er wollte die beiden Vermögen des Menschen, Verstand und sittliches Gefühl, auf deren Entwickelung, nach ihm, das Glück des gesellschaftlichen Lebens begründet werden muß, wie es scheint, gleichmäßig in sich selbst entwickeln. Er verbindet also die systematische Philosophie mit der musikalischen Empfindung in sich; er kann sich nichts erhabneres denken als das Leibnitz-Wolfsche System, er nimmt daher auch das Lehrgedicht in Schutz, und ermahnt Wieland zu dieser Gattung zurückzukehren, und dem Leibnitz zu werden, was Lucrez dem Epikur war. So erinnert auch das besonders an Gottsched, daß er eine allgemeine philosophische Grammatik empfahl, welche Regeln gäbe, nach denen die Vollkommenheit einer Sprache beurtheilt werden müßte, und daß er auf jene Classicität, auf Verbannung von Idiotismen und dergleichen drang, was sogar Bod-

mer einst angefochten hatte. Der Gipfel seiner ästhetischen Kritik ist, daß er in dem sittlichen Gefühl, dem Quell der Dichtung, das Moralische und Aesthetische zusammen begreift. Der letzte Endzweck der Künste geht auf Erweckung moralischer Gefühle; feineres Gefühl unter dem ansehnlichsten Theil der Nation zu erwecken, ist sein angelegenes Bestreben, weil er mit diesem die Künste zu befördern hofft, und mit den Künsten das ganze öffentliche Leben zu bilden. Hierin ist er ganz Republikaner, daß er eine stete Verbindung der Poesie mit Religion und Politik sucht, wie Klopstock, daß sich die Künste daher an Festlichkeiten und alles Nationale anlehnen sollen, um die Völker „mit Eifer für die Rechte der Menschheit zu entflammen", daß er daher Männer am berufensten zum Dichten findet, deren herrschende Leidenschaft die Liebe zum allgemeinen Besten ist. Diese Gesinnung machte ihm Herder günstig gestimmt, aber Alles, was auf reine Poesie hinauswollte, strebte ihm entgegen, und nur für einen Hackert blieb seine Theorie ein Kanon. Göthe warf sich in den Frankfurter Anzeigen gegen seine „schönen Künste" (1772) und gegen die Theorie auf, deren Berechnung auf Dilettanten übrigens in Sulzers letztgenanntem Zwecke und seiner ausgesprochenen Absicht lag; vortrefflich aber tadelt Göthe die Strafpredigten auf die Anakreontiker und die Anpreisungen der Noachide; „nachdem sich die Wasser der epischen Poesie verlaufen, hätte man die Trümmer der Bodmerschen Arche auf dem Gebirg der Andacht wenigen Pilgrimen überlassen können." Wenige übrigens achteten auf diese wohlgemeinte Theorie. Sulzer enthielt sich des Polemisirens, er nannte die Literaturbriefe selten, obwohl unzufrieden damit; diese ihrerseits erwiederten dieß, und gingen ihn nur gelegentlich über seine Sprachphilosophie an. Daß sie aber durchweg Gegensatz gegen ihn waren, übersieht man leicht. Sie waren ja überall gegen jene Empfindungspoesie und gegen dieses Systemwerk, das er empfahl, sie verwarfen den Rousseau und das Lehrgedicht, die Bodmer und die Geßner, die er so rühmte, und sie suchten den Wieland eben dort wegzuwenden, wohin ihn Sulzer zurückwollte. Sie setzten endlich die Freundschaft mit jenen Anakreontikern fort, von denen sich Sulzer schied. Zu diesen kehren auch wir nun endlich zurück.

Gleim war seit 1747 Domsekretär in Halberstadt geworden und ward dort der Mittelpunkt einer ungemein verbreiteten Freun-

desverbindung. In anderer Art als Nicolai, so enthusiastisch als dieser trocken, so uneigennützig als dieser berechnend, ward er zu einer Art Protector der deutschen Dichterjugend und zu einem popularen Mäcen, wie Bodmer in Zürich war, mit dem Gleim überhaupt mancherlei Aehnlichkeit hat. Wie Lessing fürs Theater, so war er in seiner Liebe für alle Poesie überhaupt ein wahrer poetischer Proselytenmacher und Propagandist. Er setzte seinen Ehrgeiz hinein, als ein literarischer Werber junge Männer zur Dichtung zu überreden; er machte Ramlern in seiner Jugend Luft, und Kleisten Muth, und Jacobi Vertrauen auf sich selbst, und dieser letztere dankte ihm dafür laut, weil er ihm mit seiner Muse das Glück seines Lebens bereitet habe. Wie wenig dazu gehörte, um so weit Dichter zu sein, daß man sich mit seiner Dichtung das Leben erheitern könne, lernte er Gleimen genau ab. Michaelis meinte, man könne Gleim nicht denken, ohne in die Versuchung zu fallen, nach Kräften dichten zu wollen. So warf Gleim die inneren Hemmungen des Talents bei den Einen nieder, bei vielen andern aber die äußeren. Die uneigennützige Bereitwilligkeit ist bewundernswerth, mit der er durch das ganze Jahrhundert zahllose Beweise seines Eifers gegeben hat, jungen aufstrebenden Geistern die Last der Armuth zu erleichtern; Ramler, Sulzer, die Karschin, Bürger, Heinse, Michaelis, Kleuker, Jean Paul, Seume und wie viele andere dankten ihm Aemter oder Unterstützung; in Halle war kein armer Student, der sich nicht an ihn wandte, und es sollen sich in seinem Nachlasse unzählige Briefe dorther gefunden haben, die alle mit Bitten und Klagen, mit Dank und Freude gefüllt waren. Kleist steckte er mit dieser Aufopferungswuth an, der sein bischen Armuth mit Lessing und Ramler theilen, und seine kleine Muße zu Erwerben für Beide verwenden wollte. Gleim war der Meinung, daß aus der Jugend Alles zu machen wäre, und in seinem Kopfe gährten die wunderbarsten Ideen, was er nicht Alles aus ihr machen wollte. Wäre er seines Friedrichs Mäcenas gewesen, vermaß er sich, ein Jahrhundert wie Augusts und Ludwigs XIV zu stiften. Es war unter den Gährungen des siebenjährigen Kriegs auch eine Projectenwuth in die Köpfe gefahren. Von ihr gibt bekanntlich Basedow das auffallendste Beispiel; in Bezug auf Poesie müßte Gleim neben ihm genannt werden. Plane zur Unterstützung armer Gelehrten, Plane zur Beförderung einer

Uebersetzung des Homer, Plane zu Denkmälern für alle großen Deutschen, alles Mögliche dieser Art kreuzte sich in seinem Kopfe, bei Allem sah er nur die Möglichkeit und Leichtigkeit der Verwirklichung. Wir wollen eine Akademie stiften, schrieb er **1768** an Jacobi[99]), deren Mitglieder dem Verdienst Verehrer werben sollen; jeder dieser Verehrer soll jährlich etwas in eine Kasse steuern, aus der allen großen Männern ein Monument von Marmor errichtet werden soll; Leibnitz, Wolf, Thomasius, die beiden Baumgarten, Hagedorn, Kleist, Meinhard, Pyra sollen zuerst so begraben werden. Wie hier die Todten so wollte er die berühmten lebenden Dichter gern in einem Parnassischem Bunde vereint sehen. Er war es, der so freigebig seine Freunde auf dem Parnaß mit großen Titeln begabte; sein Klopstock hieß ihm Homer, sein Michaelis Juvenal, Lessing Sophokles, Uz Pindar, Ramler Horaz u. s. w., manche Stelle wußte er zweimal zu besetzen, und nicht allein im Alterthum, sondern auch unter Franzosen und Engländern[100]). Frühe beschäftigte ihn die Lieblingsidee, in Berlin oder Halberstadt ein deutsches Athen zu gründen; sobald er Sucro und Lichtwer in Halberstadt sah (von denen der letztere zwar wenig in Gleims nachmaligen Kreis paßte, weil er diesen Weichmüthigen zu schroff und hart war), so griff er die Sache, wie er es denn überall mit der That lieber als mit dem Worte hatte, werkthätig an. Die Nähe von Quedlinburg, wo Klopstocks Eltern und Cramer lebten, von Braunschweig, wo Ebert, Zachariä, Eschenburg, Schmid u. A. versammelt waren, spornte ihn noch mehr. Er dachte Klopstock nach Halberstadt zu ziehen, und ließ Spalding berufen, Götz wünschte er aus seiner Grafschaft Sponheim zu erlösen; aber mit diesen glückte es nicht. Die Sappho-Karschin lud er zu sich ein, und diese wäre ihrem Gliphästion gerne geblieben, wenn er sie hätte heirathen wollen, allein sein Herz gehörte ganz der Freundschaft an und hatte keinen Raum für Liebe. So zog es sich lange hin, bis einige Aussicht zur Verwirklichung dieser Projecte erschien. Erst **1766** lernte Gleim Georg Jacobi in Lauchstädt kennen, der ihn im Nimbus eines großen Dichters sah. Ihn zog er **1769** an

---

99) Briefe von Gleim u. Jacobi. **1778.** p. **231.**

100) Vgl. hierüber Körte's Leben Gleims.

ſich, jauchzte nun, daß neben Anakreon Aeſop und Greſſet an einem deutſchen Stifte wären, und wünſchte nur, daß die Mönche von Huysburg Jeſuiten wären, um ſie fortjagen zu können. Jacobi war bisher in Halle Hausgenoſſe von Klotz geweſen, der dort gleichſam die Anakreontiſche Zeit fortgeſetzt hatte, und durch lateiniſche Gedichte, ſo wie durch ſeine Geſchichte Amors aus Gemmen der gelehrte Repräſentant dieſer Hetärie ward, der man auch bald Wieland in der öffentlichen Meinung geſellte. Von Halberſtadt aus und von Gleims Zeit her fiel damals noch zuweilen ein Strahl heiterer Fröhlichkeit unter die Hallenſer, unter denen es ſonſt ſo ſteif und finſter herging, wie Jacobi ſchreibt, daß viele gar nicht auf den Gedanken kämen, ſie könnten auch lachen. Klotz, Gleim, Jacobi, Meyer, Koch in Braunſchweig und Lange ſchrieben ſich untereinander jene kleinen närriſchen Briefe wie ſie Amor dictirte, oft halb Proſa halb Poeſie, wie ſie nachher als poetiſche Epiſteln häufig veröffentlicht wurden. Bekanntlich ſind die zärtlichen Briefe der neuen David und Jonathan oder Damon und Pythias, Jacobi und Gleim, gedruckt, das Widrigſte, was die läppiſche Freundſchaftständelei in dieſem Kreiſe neben der Briefſammlung von Lange (1769) hervorgebracht hat. Die Freundin Karſch ſchrieb es ſelbſt an Gleim nicht ohne Bitterkeit, daß darin doch zu viele Küſſe ausgetheilt würden, als daß dieſe Geiſtervereinigung dem Geſpötte entgehen könne. Dieſer verliebte Ton herrſchte übrigens ſchon in den 40er Jahren in den Briefen Lange's mit Gleim und Waſer, Meyers mit andern Zürichern u. ſ. f., und die Briefe Waſers unter andern wetteifern mit allen übrigen an läppiſcher Zärtlichkeit und Tändelei. Lange und ſeine Doris, „die deutſche Anakreon" werden in dieſem Kreiſe geehrt, genannt und gekannt wie Cleveland und Pamela, und die Richardſonſche Sentimentalität erhielt ſich von Halle aus genährt unter Pedanten und Philoſophen bis ſie von der Yorikſchen in den 60er Jahren abgelöſt ward. Der Freundſchaftsenthuſiasmus blickte in dieſem Kreiſe verächtlich auf alle herab, die ſich über ihre Zärtlichkeit kaltſinnig wundern. In den 60er Jahren nun war eine Zeit der Briefwuth gekommen, die vor der Fragmentenperiode hergeht, und die vortrefflich den werdenden Charakter der Unmittelbarkeit in unſerer Literatur ankündigt. Man legte jetzt ohne Scheu die inneren häuslichen und Herzenszuſtände der Welt vor, und dieß auszubreiten, war Gleim ganz geſchaffen,

der arglos in die Welt hineinlebte, der in dem weiten Kreise seiner Freunde nichts als Lob und Schmeichelei und Dank gewöhnt war zu hören und zu geben, was man denn gern veröffentlicht sehen mochte. Dazu lebte er ganz in Briefen, und selbst von Freunden zuletzt umgeben, konnte es nicht ohne schriftliche Mittheilungen abgehn. Seit den 60er Jahren erschienen nicht allein eine Unzahl von Zeitschriften, deren wir oben einige genannt haben, unter dem Titel von Briefen, nicht allein ward der Mittelpunkt der Halberstädter Poesie die Epistel, sondern auch die Privatbriefe von Gleim, von Klotz, von Boysen an Gleim, von Schirach, der auch unter Kochs und Klotzens Bekanntschaft gehörte, von Lange, der Frau Gottsched und zahllosen Andern wurden ans Licht gegeben, und eröffneten eine ganz neue Quelle für die Geschichte der Literatur. Gleims glücklichste Zeit begann nun, als er mit seinem Jacobi persönlich verbunden war; er sann auf Stellen für Klotz, Riedel, Uz, Meusel und Herder; ein junger Schlag wuchs in Halberstadt selber auf; Klamer Schmidt, der Feldprediger Jähns, Sangerhausen, der jüngere Gleim, Michaelis fanden sich zusammen, von denen Jähns und Michaelis 1772 schon starben. Dafür kam in diesem Jahre Wilhelm Heinse, von Wieland empfohlen, dessen Feuerkopf für Gleim eben gemacht war, weil er bei allem Enthusiasmus nie vergaß, wie verbunden er dem Vater Gleim war[101]). Als auch Jacobi 1774 nach Düsseldorf zog und Heinse dorthin entführte, wie Gleim ihn (mit Unrecht) beschuldigte, ersetzte diese der Rector Fischer und später Tiedge und Bothe. Der Domdechant Freiherr von Spiegel nahm Theil an der Minnedichtung dieses Kreises; ihn ersetzte als er 1786 starb, der Graf Christian Stolberg, bei dem Klamer Schmidt Hausfreund und Hausdichter ward. In engerer Verbindung stand dieser ganze Verein zugleich mit den benachbarten Dichtern in Göttingen und im Harz, mit Göckingk, Unzer, dem Hauptmann Stamford, der seit 1769 in Ilfeld war, später nach Halberstadt kam und um 1777 entfernt wurde, um

---

101) Der gutmüthige Freundschaftsenthusiasmus artete zuweilen gar zu komisch aus. Jacobi gab 1774 einen Heinse'schen Brief mit der Adresse: An unsern lieben Vater Gleim — auf die Post. „Um Gotteswillen, schreibt er zurück, nicht mehr diese Adresse! In der ganzen Stadt klatscht man, Gleim habe von seinen Hurenkindern einen Brief erhalten!"

den Prinzen von Oranien in der Fortification zu unterrichten. Von ihm ſind Lieder und Fabeln in den damaligen Almanachen und nachgelaſſene Gedichte, von Marcard (1808) herausgegeben, bekannt geworden.

In dieſem Kreiſe führte man ein poetiſches Leben, wie unter den Freunden um Klopſtock und im Göttinger Bund. Früher, wenn Klopſtock und Schmid oder Cramer und Ramler kamen, feierte man anakreontiſche Becher- und Roſenfeſte, d. h. man zechte im Weinhauſe wohl ganze Nächte durch und kränzte Flaſchen und Becher. Der nüchterne Gleim aber war dem Tempel des Bachus nicht ſo hold, er zog ſich in den der Muſen und Freundſchaft zurück und decorirte dazu ein Zimmer ſeines Hauſes mit den Portraits ſeiner Freunde. Es ward eine Büchſengeſellſchaft geſtiftet, zu der auch Damen gehörten; unter ihr ging eine Büchſe herum, in die jedes Mitglied einen poetiſchen Beitrag warf; Sonnabends verſammelte man ſich bei Gleim, er las anonym vor, ließ den Verfaſſer errathen, der beſte erhielt einen Preis. So entſtanden zahlloſe Blättchen, eine neue Art Gelegenheitspoeſie, der reine Gegenſatz gegen die pomphafte und höfiſche der Ramler und Willamov. Sie blieben Privatgut; influirten aber auch auf die veröffentlichten Dichtungen der Theilnehmer, deren Sorgloſigkeit und Flüchtigkeit ſo durchgehend iſt, daß die Herausgeber der Werke von Gleim und Klamer nicht wagten, Alles Gedruckte wieder zu drucken; Jacobi iſt es gewiß nicht gedankt worden, daß er nicht noch mehr zurückhielt, als er that; Jähns verbot die Herausgabe ſeiner Gedichte. Gleim war es ein Bedürfniß auf dieſe Art zu ſpielen und er neigte daher ſo zu Jacobi und Schmidt, die auf dieſe ſchwache Seite eingingen. Wenn er nicht ſchlafen konnte, ſo ſchrieb er Verſe und ſandte ſie dem Nachbar Klamer, der ein geverstes Handbriefchen zurückſchickte [102]). Alles Vorfallende gab Gelegenheit zu Reimen, Alles Geleſene zu Nachahmungen. Bald Petrarcha, bald die Minneſänger, Horaz, Lafontaine, Jacob Balde regten zu Nachbildungen an; eine Zeit lang fiel die Wuth auf Sinngedichte, auf Elegien, Triolette oder Sechsfüßler, und Gleim mußte wohl ſelbſt lachen über die ſeinigen, die er oft unter dem

102) S. Kl. Schmidts Leben, in den Werken ed. Schmidt und Lautſch. 1826. I. p. 35 fg.

Zorn der Musen gemacht hatte. Uns geht es so bei den meisten, selbst seiner gedruckten Gedichte. Sie sind, wenn nicht mit Bodmers Plagiatgenie, doch mit dessen Verwandlungslust geschrieben. Wie Gleim ohne Wahl und Urtheil in seinem freundschaftlichen Enthusiasmus sich jedem hingab, der ihm nahekam, und dann bittere Erfahrungen zu machen hatte, so fand er in seiner poetischen Begeisterung Alles göttlich, Alles gut und schön; Opitz war ihm noch unübersungen, da Klopstock doch da war, und die Henriade galt ihm und Johannes von Müller neben Homer; er trug seine eigne Wärme in die Sache hinein und las nur halb, nur was ihm gefiel, so in Klopstock wie in Jean Paul, verweilte auf dem Zusagenden, theilte es im Drang seines Jubels mit, und sollte ihm gleich ein roher Bauer herhalten müssen, wenn Niemand anders zur Hand war; er ahmte dann das Halberfaßte nach und mußte sich über die Sticheleien der Kritik ärgern. So ist es denn Schade, daß seine Gabe der Unmittelbarkeit aufgewogen ward durch seine Hingebung an Stoffe, die seiner Natur fremd waren, die er mit sammt den Formen verdarb, und die dann immer eine nachgeahmte und mechanische Sache blieben. So versificirte er den Tod Adams und den Philotas, und opferte die feinsten Züge den Versen auf. Er machte Schäfergedichte im alten steifen Ton der Franzosen und zu gleicher Zeit (**1744**) Romanzen im Bänkelsängerstyle, wie sie Löwen nachleierte; dann zu Einer Zeit wieder Fabeln und Kriegslieder (um **1756**), die mit das natürlichste sind, weil sie beide aus dem lebendigen Triebe der Zeit emporwuchsen. Ganz anders ist es mit seinen Minneliedern, mit seinen horazischen und anakreontischen Oden, welche letztere er oft versuchte, und fast am besten ganz spät erreichte in den tändelnden Amorettenepigrammen, Amor und Psyche betitelt, wo er gerade vielleicht den Anakreon ganz vergessen hatte. Original ist er noch in seinen Volksliedern (**1772**). Er läßt sich darin zu dem Stande der Bauern und Bürger, des Gärtners und Hirten herab. Hier ist er Vorbild und Seitenstück zu Claudius, Bürger, Voß, obgleich er noch nicht verstand, sich nicht allein in die Verhältnisse, und zu dem Verstand und der Gefühlsweise des Volks herabzulassen, sondern zugleich, wie Bürger und Hebel, in dessen Anschauungsweise zu versetzen. Wer sollte denken, daß derselbe Mann ungefähr gleichzeitig den (dramatisirten) Apfeldieb machte, dessen Inhalt ist, wie

Amor einen Apfel ſtiehlt und dafür von der Venus die Ruthe erhält! Auch zu Epoden und Sinngedichten verſtieg er ſich, da er doch den Witz nicht leiden mochte, den er mit der Krätze verglich. 1774 ſchrieb er veranlaßt durch die Beſchäftigung Boyſens mit dem Koran, ſein Halladat. Der Anakreontiker, der Grenadier, der Pfaffenhaſſer wandelt hier in erhabenen Sphären, und ſtammelt von Gott und ſeinem Weſen, oder erzählt orientaliſche Parabeln voll wunderbarer Namen, die er mit ſichtbarem Wohlgefallen häuft, als ob ſie der myſteriöſen Erhabenheit zugäben. Es war einſt ein Kindesgedanke bei ihm, ein Buch wie die Bibel zu ſchreiben, dieſer Kindesgedanke iſt hier ausgeführt. Die Freunde, die alles loben mußten, lobten auch dieß. Zwar Leſſing ſtutzte und fragte, ob das Alles aus ſeinem Kopfe ſei? Aber Bodmern „erquickte es ſein welkendes Leben", Herder rühmte, er habe Morgenlandsposaunen aus der Hand des Engels erhalten; Zimmermann, es ſei ihm mehr werth als hundert der gerühmteſten Bücher; Wieland, es müſſe ſo allgemeine Theilnahme erregen, als ob es eine Taube vom Himmel gebracht. Allein es blieb unbeachtet, wie ſeine ſpäteren goldnen Sprüche des Pythagoras, von denen er ſelbſt wußte, daß ſie ihm unter der Feder zu ſilbernen geworden. 1790 gar ließ er ſich noch zu Marſchliedern für die preußiſche Armee commandiren. Gegen alle dieſe mechaniſchen Zwangsverſuche machte ſich ſeine Natur im Laufe der Revolution, die ihn in ſeinem friedlichen Quietismus peinvoll aufſtörte, in den Zeitgedichten Luft, und endlich im Hüttchen kehrte der alte Mann ganz wieder zu ſich ſelbſt zurück. Nachdem ihn der Strom der Welt in Dichtung, Vaterlands- und Fürſtenliebe, Freundſchaft und Theilnahme an den öffentlichen Dingen, an vielfache Klippen geworfen hatte, lebte er jetzt wider wie Vater Epikur ſtill nach der Natur, und in dieſer Periode ſahen ihn Herder und Voß am liebſten und ſprachen mit tiefer Ehrfurcht von dem patriarchaliſchen Eindruck, den der jugendliche Weiſe zurückließ.

Das poetiſche Treiben der Halberſtädter unter ſich, ſieht man wohl, mochte erbaulicher geweſen ſein, als die gedruckten Ergebniſſe davon, obwohl Schmidt und Göckingk uns kein günſtiges Zeugniß von dem poetiſchen Geſchmack in Halberſtadt geben[103]), und keine

103) In Göckingks Gedichten 1780. I, 192:

rechte Frucht aus diesem etwas einförmigen Verkehre hervorging als die Reimfertigkeit, die nach Körte noch heut in Halberstadt dauern soll. Gewiß ist wenigstens Gleims Leben und Wirken wichtiger als seine Gedichte, seine Geschichte beschäftigt uns daher auch mehr als seine Werke[104]). Gleim bezog alle seine Gedichte auf seine Freunde, er schrieb nicht für Krickler, wie er sagte, sondern für Uz die scherzhaften Lieder, für Kleist die Fabeln, für Lessing die Kriegslieder, Halladat für Heinse. Seine Leier ersang ihm keinen König, aber einen Kleist. Mit diesem lebte er auch nach dessen Tode im Geiste fort, er wähnte seinen Geist in seiner Nähe, und glaubte, er würde sich ihm zu erkennen geben, wenn es sein könnte; seine Nichte lehrte er in Allem dem Engel Kleist wohlgefällig werden. In dem Andenken des todten Freundes konnte er zufrieden schwelgen, und dieß war seiner ungeduldigen, zwar friedlichen aber reizbaren Natur am wohlthuendsten. Die Lebenden machten ihm viele Sorgen, er aber auch ihnen. Er war eifersüchtig auf seine Freunde, die Freundschaft war bei ihm Enthusiasmus, wie sein Patriotismus und seine Liebe zu Friedrich, sie ward zur Leidenschaft wie bei Klopstock die Religion, sie ward eine Kunst und Wissenschaft bei ihm, wie bei Wieland die Ehe. Die Freundschaftsperiode hat in ihm ihre Krisis; Müller und Bonstetten sind nur noch ein Paar Nachzügler, von denen der erstere auch noch in Gleims intime Bekanntschaft gehört. Wie dieser überhaupt nichts halbes that und ertrug[105]), so am wenigsten in der Freund-

Was träumtest du von Halberstadt? daß hier Athen im Kleinen sei?
Geh hin du Freund der Schwärmerei, ob Kleist dort 15 Leser hat!
Der Hunger hätte da geheim Michälis sicher aufgezehrt,
Wenn nicht die Freundschaft seines Gleim des Tigers Zahne noch gewehrt.

104) Sollte ich ihm unrecht thun, so entschuldige er dieß selbst. Werke B. V. p. 265.
Ich war ein guter Mann; und wär ich etwas mehr gewesen,
als nur ein guter Mann, ein Etwas nur, so soll
man etwas mehr doch nicht auf meinem Grabstein lesen,
weil etwas mehr zum Lobe wohl
nicht strenge Wahrheit wär.

105) Schon Klopstock pries früh in Gleim
seinen brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein;
wie er auf das Verdienst deß, den er liebet, stolz,
edel stolz ist, von halbem
kaltem Lobe beleidiget.

schaft; er drängte sich (ähnlich wie die Jacobi und Wieland an Göthe) mit Ungestüm zu, und ward manchem dadurch lästig, und Herder hatte es schon 1771 vorausgesagt, man solle an ihn denken, wie Gleimen alle seine Freunde einmal lohnen würden. So war es eine anstoßerregende Geschichte, als er mit Spalding brach und Michaelis sich in diesen Bruch unzeitig einmischte. So hörten wir, wie er mit Ramler brach und auf Klopstock ungehalten ward; keiner that ihm genug im Feuer der Liebe, denn keiner hatte wie Er die Anlage des Eiferers und des Zärtlichen zugleich, die polternde Gutmüthigkeit, die menschenfreundliche Timonie, den reizbaren Quietismus, die schroffe Humanität und humane Derbheit, und jene tausend Züge, die in Zelters Briefen, scheint mir, einen nicht unähnlichen Charakter darlegen. Er vereinte grobe Schmeichelei und schmeichelnde Grobheit am liebsten, er konnte derbe Wahrheiten sagen mit dem schönsten Lobe verblümt, und bis in den Himmel erhob er die Sachen seiner Freunde, deren sich ein rechtlicher Geschmack geschämt hätte. In diesem Style redeten Heinse und Michaelis wieder zu ihm; Jacobi und Schmidt waren ihm ganz ergeben und erhielten ihn freundlich; wenn dann einer wie Ramler in eignem Tone zu ihm sprach, und ihm, wie dieser that, triftige Wahrheiten sagte, so klagte er, seine Freunde brächten ihn um[106]). Mit diesem brausenden Temperamente, das immer in vollen Segeln ging, stieß er in der gährenden Zeit, in die er hineinlebte, überall an; er scheiterte mit seiner Dichtung und fühlte das in seinem Alter stets mehr, ohne seinem Vorsatz aufzuhören nachkommen zu können; er scheiterte an dem Ideal der Freundschaft und an manchen patriotischen Hoffnungen; und wie seine guten Freunde nicht immer seine Zudringlichkeit Freundschaft, und seine Reime Dichtung nennen wollten, so sprach ihm Dohm sogar den Sinn für Menschen- und Bürgerrechte ab. Wie sein

106) In friedlicheren Stimmungen strafte er sie mit Großmuth. Werke 5. 265.

Hier ist mein Lebenslauf: Ich lebte gern in Frieden
und liebte meinen Gott und meinen Friedrich,
und meinen Kleist und Uz und alle meine Freunde.
Da stehen sie umher um mich;
und wurden einige von ihnen meine Feinde,
so wurden sie's, nicht ich.

Temperament gemischt, sein Charakter doppelseitig ist, wie seine Gedichte getheilt sind zwischen das alte hohle Formenwesen, und die neue Natürlichkeit seit den 70er Jahren, so vereinigen sich in ihm Züge von Philisterei und freier Genialität, von Greisenthum und Jugend. Der Kampf der ganzen Zeit zwischen Altem und Neuem gährt in ihm, den Prozeß der Verjüngung sollte er mit dem ganzen Geschlechte in dem schauerlichen Medeenkessel der 70er Jahre durchmachen, und er war nicht molluskenartig genug, wie die Jacobi und Wieland, sich durch zu winden, noch knöchern genug, wie ein Kästner und Lichtenberg, um zu widerstehn. Wie sehr er rang nach dem Stillleben seiner behaglichen, sanften Freunde, dennoch mußte er sich, mit einem Widerspruch in adjecto, einen Timon in Sanssouci nennen; wie sehr er sich in seine epikurische Weisheit einnistete, doch rissen ihn die Zeitereignisse heraus und störten ihm seine Freude; er hätte um consequent zu sein, jedem sein Steckenpferd lassen müssen wie Wieland, sich die böse Welt abhalten wie Göthe im ähnlichen Falle quietistischer Reizbarkeit. Aber er ärgerte sich an den Greueln der Revolution wie an den Chikanen der Kritik. Als 1797 die Xenien auf „den alten Petrus" stichelten, waffnete er sich entrüstet dagegen, und seine Freunde besänftigten ihn am Geburtstag mit 50 lobenden Distichen. Er ärgerte sich an der Kantischen Philosophie und an aller Speculation, wie seine Berliner Freunde, wie eben diese an allem Pfaffenwesen und Verfinsterung, und es ist eben so ergötzlich zu hören, was Friedrich Jacobi und Lavater und Klopstock (wegen Stolberg) von ihm in dieser Hinsicht von scharfem Tadel hören mußten, wie seine Lobsprüche auf den preußischen Patriarchen Semler und auf Lessing. Wer einen Nathan schuf, singt er an Friedrich Jacobi, der könnte wohl ein Gott sein aber kein Atheist! In den drei Großmeistereien der Ketzermacherei, Grübelei und Lobposaunerei, sagt er in den Episteln, blieb er am liebsten klein; gern wäre er der Erste in drei andern: der Dichterei, Malerei und in der Kunst sich zu freuen. Diese Kunst, in der es Uz hochgebracht und die überhaupt alle seine zahmeren Freunde leicht fanden, nennt er schwer, ein Werk der Ewigkeit. Er lehrte aber Freude und Zufriedenheit in dem Kreise der fröhlichen Armuth, wohin seine Volkslieder versetzen, und in Halladat und im Hüttchen. Hier meint er zuletzt die Freude in der Natur wieder zu finden, die

ihm zuvor mit den Ereigniſſen der Zeit hingefloſſen ſchien; er mahnt ſogar Matthiſſon, ſeinen elegiſchen Ton zu verlaſſen, froh zu ſingen oder zu ſchweigen, aber bei all dem geht der Klageruf über dieß Leben und über den Tod der Freude durch. Hagedorns und ſeine Lieder, ſagt er trauernd, ſinge keiner mehr, und „alle muntren Seifenſieder ſeien aus der Welt verſchwunden.“ Wirklich gingen dieſe mit den Jacobi's und ähnlichen aus. Eine neue Zeit ward von den Michaelis und Heinſe eingeleitet, die mit Gleims misanthropiſcher Laune und hypochondrer Stimmung ſo zuſammenhängen, wie Jacobi und Schmidt mit ſeiner heiteren. Er theilt ſich alſo zwiſchen ſeine Freunde, und wie wir bei dieſen beiden Hälften finden, daß die friedlichen und ſanften davon der älteren Zeit, die unruhigen, die aus den Strängen ſchlagen, der neueren angehören, ſo meinten wir eben daſſelbe in den zwei contraſtirenden Hauptſeiten von Gleims Charakter und Poeſie zu beobachten.

Joh. Benjamin Michaelis (aus Zittau **1746—72**) hat wie Gleim noch Verhältniß zu den Bremer Beiträgern, unter denen er Gellert ehrte und hörte; auch zeigen ſeine erſten Verſuche, die Fabeln, Lieder und Satiren (**1768**) ſchon den Gattungen nach auf Gellert und Lafontaine, auf Canitz und Boileau zurück. Leider nagte ſchon ſeit dieſer Zeit eine Krankheit an ihm, die ihn bald wegraffte, und eine dürftige Exiſtenz drückte ihn zu Boden, aus der ihm Leſſing zu helfen ſuchte, indem er ihn als Theaterdichter der Seyler'ſchen Geſellſchaft empfahl, und aus der ihn Gleim rettete, als dieſe Truppe verfiel. Er war alſo wie Heinſe nur hereingezogen in den Halberſtädtiſchen Kreis und paßte auch nicht dazu; Klamer Schmidt ſcheute wenigſtens ſeine Hypochondrie und auch ſeine Verſe wurden hie und da dunkel gefunden und ſeine Archaismen von dieſem glatten Geſchmack der Halberſtädter, der überall auf der Heerſtraße blieb, getadelt. Aber Voß, dem er hierin ähnelt, prieß ihn dafür, und wie wenig er dem Weſen nach, gleich den übrigen Anhängern des Uz und Gleim, ſich Wieland nähert, den er zwar mit ſeinem Freund Jacobi hoch verehrt, liegt ſchon darin, daß ihn Voß geradezu Wieland entgegenſetzt[107]).

---

107) — Nicht würdig war
des edlen Jünglings dieſes entnervte Volk,
das Wielands Buhlgeſängen horchet,

Der Ton seiner Dichtung ist auch überall ganz verschieden. Man schlage nur ein Gedicht auf, wie die Küsse, welche andre Gluth hier herrscht! Man sehe in seinen Episteln und Satiren, wo er überall feuriger, kräftiger, lebhafter, malerischer ist als irgend einer dieses Vereines; die Verse sind freier gebaut, Alles schwungreicher und leidenschaftlicher. Er hat nur Verhalt zu Gleims unmittelbarer Naturdichtung, zu seinem Landsmann Kretschmann, zu den Barden, mit denen er vielfach sympathisirt, zu Gleims, Löwens oder Bürgers Volkston, wie man z. B. aus dem rhapsodischen Gang der Erzählung Paros und Hyle sieht, die ganz auf tragische und heftige Eindrücke ausgeht, oder aus seiner Probe zu einer travestirten Aeneis, die Blumauer aufgriff. Durchaus eigen ist ihm die Laune, die in dergleichen herrscht. In der fünften seiner Episteln[108]) erzählt er uns von der Laune, die ihren Sitz im Monde hat. Sie ist ein Mittelding zwischen Grazie und Faun. Wenn wir später zu den Naturdichtern wie Heinse, Lenz, Maler Müller und Aehnlichen übergehen, so werden wir finden, daß diese sich ganz wie Faunen zu den Halberstädter Grazien verhalten; und ganz in der richtigen Mitte zwischen Beiden liegt Michaelis. Er würde hierher kaum gehören, wenn er nicht die Gattung der horazischen oder Popischen Epistel gleichsam gegründet hätte, die in unserem Halberstädter Bunde zu Hause ist. Schon in seinen „Einzelnen Gedichten" (1769) kamen solche Briefe vor; die etwas später erschienenen (1772) gehören immer noch unter die frühesten in diesem Kreise, und sie sind unter allen die einzigen geblieben, die nicht als Privatmittheilung und Ersatz für Briefprosa entstanden, sondern als Gedichte. Darin sieht man ihn deutlich nur erst als Gränzstein gegen die Naturdichter und Shakspeare's Schule hin liegen, und übereinstimmen mit dem Sinne der Halberstädter, die diesen shakspearischen Genies gram waren, daß er (in der charakteristischen Epistel VI. von Erziehung des Dichters) die Regel lobt, den Anfänger vor Shakspeare warnt, und die griechische

---

Daniens Königen Klopstocks Lied schenkt.
— Keinem Lotterbuben fröhnen
konnt er, noch betteln im Fürstenvorsaal.

108) In den Poetischen Werken, ed. Chr. H. Schmid. 1780.

Kunst als das höchste Beispiel aufstellt[109]). Aber sieht man genauer zu, was er doch an die Natur verlangt und die Geburtsgaben seines Dichters, und wie er von Shakspeare und den Griechen spricht, so ahnt man, daß wenn er länger gelebt hätte, er mit Heinse zu jener neuen Schule würde übergegangen sein, und daß er sich zum Satiriker würde gebildet haben. Daß er nicht mit den Jacobi, Schmidt und Göckingk nach der entgegengesetzten Seite gegangen sein würde, erklärt er fast selbst, wo er andeutet, wie wenig das Erotische seine Sache sei. „Ein kleines Gespräch zwischen der Taube der Venus und Jupiters Adler, sagt er an Jacobi, das er einmal einem Franzosen nachschwatzte, und einige flüchtige Reime, die nun unter seinem dramatischen Hokuspocus zu einer Operette umgezaubert ihm zu Last liegen, das ist Summa Summarum Alles", was er in dieser Art gemacht hat.

Die ausschließend friedliche Seite der Anakreontiker und Graziendichter auf der Höhe und Spitze der Weichlichkeit und Süßlichkeit zeigt Joh. Georg Jacobi (aus Düsseldorf **1740—1814**). Wenn Gleim als ein Guido Reni bald in harter bald in weicher Manier auftritt, so ist Jacobi ganz Albano, ganz Carlo Dolce. Gleim und Wieland gaben ihm den Ruhm der weichen Behandlung unsrer Sprache anheim und das Verdienst, der französischen Eleganz, und selbst dem musikalischen Instinkt des Metastasio nahe gekommen zu sein; seine Lieder an Elise schienen ihnen Petrarchs beste Gesänge zu erreichen, ohne sie nachzuahmen. Alles

---

109) Ein Shakspeare, Freund, taugt für den Schüler nicht,
sein Leben war so kühn wie sein Gedicht.
Der kleinste Zug bleibt auf dem Jüngling haften,
er wird zu groß für kleine Wissenschaften,
und sieht zu spät, es glücklich zu bereun,
für große sich im Alter einst zu klein.
Ach die Natur ist blos ein Buch für Götter,
auch das Genie versteht nur halbe Blätter,
nur Aberwitz verachtet Fleiß und Lehren. —
Den höchsten Reiz enthüllte die Natur
für Griechenland. Da nahm ihn die Sculptur
und grub ihn ein. Nun lebt er, übergeben
der Ewigkeit, sein unverwelklich Leben.

Man muß hierbei auch wohl erwägen, daß er selbst in seiner Jugend die Schule nicht ertrug und es früh zu bereuen hatte.

kam diesen Petrarchisten damals auf den Fluß, die Harmonie, den Schmelz, das Cantabile der Versification an, und Wieland besonders ist so maaslos in den Lobsprüchen, die er dem Manne, den er später gering achtete, ins Gesicht sagt, daß ihm oft der Athem auszugehen scheint. Gleim bildet sich etwas darauf ein, daß er Jacobi aus dem Handlangerdienst des Recensirens für Klotz gerettet, daß er ihn der Dichtung gewann, in der ihn sonst vielleicht die hochwürdigen Pastoren gestört hätten. In den ersten Gedichten Jacobis ist Alles voll von dem Kriege der Amoretten, und dem Liebäugeln mit Plato, dem Lieblingsphilosophen der Grazien und Amoren, voll von arkadischen und mythologischen Figuren und Tändeleien und jener sanften epikureischen Weisheit, die er an Hagedorn und an den französischen Lyrikern bewunderte, die diesem und ihnen Muster waren, an den Chapelle, la Fare, Pelisson, Gresset, Desmarets, Bernard, Arnaud und wie alle die Anakreontiker der Franzosen hießen, die dem J. Baptiste Rousseau so entgegen liegen, wie unser Halberstädter Ramlern. Jacobi kam zwar selbst in der Theorie zurück von dem, der übergoldete Schnörkel für Tempelbau der Grazien hält, der die drei Holden nach Pariser Puppen drechselt, und sich mit bunten Flittern gepuderter Schäfer behängt, aber in der Praxis blieb er diesem Geschmacke so ziemlich treu. Er unterdrückte ein gutes Theil seiner Tändeleien [110]), allein man schließt aus dem Uebriggebliebenen noch gut genug, welcher Art das Verworfene sein müsse. In der Rose suchen diese duftigen Blumenpoeten, die Minnedichter des 18. Jahrhs., das Sinnbild alles Lebenslaufs, das Wesen menschlicher Unschuld und Tugend, die Lehre von der Weisheit dessen, der sie geschaffen; in der Verwandlung der Blumen suchen sie die Trostlehre der Unsterblichkeit, und der Erde Untergang ist ihrer galanten Logik noch darum unmöglich, weil der Geliebten Fuß ihren Boden betrat! In diesem Ideenkreise wiederholen sich ihre zärtlichen Spielereien ewig, und Jacobi selbst empfand dieß bei seiner Poesie, und tröstete sich mit Petrarca, bei dem der ähnliche Fall war. Er war zu Zeiten von der Werthlosigkeit seiner Poesien überzeugt; wenn Klopstocks Harfe klang, fragte er sich zaghaft: bin auch ich ein

110) Die letzte Ausgabe seiner Werke, die Er selbst besorgte, ist Zürich 1807—13.

Dichter? Aber über Anakreons Liedern rief er begeistert: Ich bin auch ein Dichter. Seine Muse gründete das Glück seines bescheidnen Lebens, sie schuf ihm eine genußreiche Welt, und gewährte ihm, was die kühnsten Dichter von ihr rühmten. Wie hätte er sich sollen von den Pastoren irren lassen, die gegen seine Lieder predigten? oder von den Dichtern der traurigen Gestalt, den Youngianern, die ihn mit Uz und den Andern mishandelten? Bei ihm war die schlanke Sinnesart zu tief gewurzelt, als daß er sich von der schwerfälligen Andacht der Seraphiker hätte stören lassen sollen, und so hat er wie Pfeffel und Wieland und Gleim immer des Pfaffenwesens gelacht. Als er in Halberstadt (1769) Canonikus ward, und zwei Nächte in der Capitelstube bei der Kirche in der Noviziatsprobe schlafen mußte, wobei ihm die Schüler Youngs und dessen Nachtgedanken einfielen, machte er ein Liebeslied an Bellinde. Er spottet über diese Leichendichter, die am hellen Tag die Mitternacht schreckt, denen der Frühling Klagen entlockt und verliebter Vögel Gesang wie Sterbeglocken tönt. Sein Gedicht die Dichter (1772) bezeichnet seine Ansicht von den verschiedenen Richtungen der deutschen Dichtung sprechend. Es ist eine Art burlesker Geschichte der Poesie. Zuerst hätten harmlose Sänger ländliche frohe Lieder gesungen. Dann sei von Westen ein Engel (Young) angeflogen, deß Lippen meilenlange Worte riefen, memento mori schallte es ins Thal, die Lustgefilde verstummten, man weinte und bekreuzte die Leyern; die Liebesgötter flohen und Gespenster belagerten ihren Sitz der Freude. An die Stelle des Liebreizes und der Grazien traten die Regeln der Stoa und die Lieder von Eloa, und statt auf der Gondel der Venus fuhr man in der Arche Noäh. Nun stieg eine Jungfrau vom Himmel herab, die Empfindung; edle Seelen hätten sie allein begrüßen sollen, allein das Geschrei von ihr ward vulgar, die jungen Sänger brachten jedem Blättchen einen Thränenzoll, machten sich im Mondschein ihr Bettchen, wollten allmählig ihr Gefühl erhöhen, es floß die Quelle, es sang die Nachtigall, es blies der Zephyr nicht zauberisch genug. Der Tempel der griechischen Götter eröffnete sich jetzt (Wieland); aber auch Er wird befehdet von den Barden, den kriegerischen, mit teutonischen Tönen, rauh und prachtvoll, nur in wenigen Gesängen den Musen unverdächtig u. s. f. Mit dem Uebergang zur Empfindung bezeichnet er die weltlich-sentimentale

Stimmung, die an die Stelle der geistlichen trat. Wie die Berliner Sokratiker die Philosophie aus den metaphysischen Fragen über Gott und Unsterblichkeit zurückrufen wollten zum Menschen, so diese epikureischen Weisen und Dichter die Poesie von den Engeln des Himmels zu denen der Erde. So sagt Michaelis: Mein Standpunct ist dieses Rund; was außer ihm liegt, gehört nicht meinen Sorgen; der Erdball aber ganz, und meinem Geiste ward Licht, mein ganzes Wohl, das dieser Ball verflicht, auf diesem Balle ganz mir aufzuklären. Aehnlich wie dieser in Bezug auf das Intellectuelle, äußert sich Klamer Schmidt über das Empfindende. Ich lasse, sagt er, dem hohen Dichterschwunge seinen Werh, doch Alles, was nicht enger um unser liebendes Herz sich dreht, ist ein fremdes Gut, das die Gefühle nicht reiner macht, das sie nur verwirrt. Er sucht daher nach verstandenen Empfindungen und macht den Uebergang von andächtigen himmlischen Gefühlen zu irdischen und nicht selten sinnlichen. Die ganze Zeit macht diesen Uebergang mit. Ossian schob Young bei Seite und zu seiner Fahne schwuren die Barden; Yoricks empfindsame Reise verdrängten Young gleichfalls, und an diese hielt sich auch Jacobi. In seinen empfindelnden (versificirten) Sommer- und Winterreisen (1769) ahmt er Yorick nach; das Factische fehlt, der Nebel der Empfindung blieb. Alles athmet hier Weichheit, Schonung, Toleranz, selbst gegen Thiere und gegen Jesuiten. Ein Paar Tauben, in einem Wirthshause ihrer Freundlichkeit wegen gehalten, und mit dem Küchentode verschont, beschäftigen ihn mit Gedanken länger als der Sieg eines Helden gethan haben würde. Wie Alles für diese Empfindsamkeit empfänglich war, belege eine Anekdote, die sich auf Jacobi bezieht. Er hatte Yoriks Reisen in einer Gesellschaft vorgelesen; die Stelle, wo Yorick mit dem Pater Lorenzo die Dose tauscht, machte einen freundlichen Eindruck, man kaufte sich Horndosen mit den Namen Lorenzo und Yorick, und Jacobi schickte eine solche an Gleim mit einem Briefe, der gedruckt ward und in dem der Vorfall erzählt war. Die Industrie griff dieß auf, und bald hatte Alles in Nieder- und Obersachsen, bis Dänemark und Livland hin Lorenzodosen, und Jacobi hatte es zu bereuen, daß er in diesem Briefe gesagt hatte, er wolle jedem brüderliche Vertraulichkeit beweisen, der ihm eine solche Dose als Ordenszeichen darbieten würde. Zu dieser Anekdote gehören dann nothwendig die

Briefe Jacobis an Gleim, dieß Uebermaaß alberner Freundschaftsliebelei. In diesen Briefen ist und spricht die Freundschaft gleich der Liebe. Jacobi möchte, da er seinen Gleim so sehr liebt, sein Gefühl verewigen, wie unsere deutsche Sappho; des Freundes Zärtlichkeit ist sein größtes Glück; jeder Gedanke an ihn die süßeste Wollust; sie küssen ihre Briefe mit der süßesten Entzückung, mit der ein Liebender sein Mädchen küßt. Sie schreiben immer von Grazien und Najaden und Nymphen, und von Geistern empfangen sie Küsse, von ihren Genien nach Art der verliebten Sylphen. Für drei schöne Schlußzeilen in einem Gedichte, in denen Gleims Name hübsch angebracht war, schickt er seinem Jacobitchen, seinem Gresset zehntausend Küsse; in einem von ihm selbst verfertigten könnte er den Schlußvers besser klingen lassen, wenn er statt mein Jacobi blos Jacobi setzte; aber er will das mein nicht für allen Ramlerschen Wohlklang fahren lassen. Welch eine niedliche und artige Kritik überhaupt in diesen Briefchen über ihre Liederchen herrscht, wie sie mit Amors Ohren lauschen, ob auch kein Blüthenstäubchen dem Wohlklang im Wege liegt, das muß man Alles an Ort und Stelle aufsuchen. Die ganze Welt sieht rosenroth aus bei diesen Dichtern, die mit dem Amor und den Grazien gerade so Verkehr und Gespräch halten und Briefe wechseln, wie die Minnesänger mit der Frau Minne. Gleim sah sich nur für den Freund, Jacobi für den Liebling dieser Huldgöttinnen an; jener verhärtet sich in seiner Freundschaftsmanie, aber Jacobi macht nach dieser Krise den merkwürdigen Uebergang von der Freundschafts- zur Geschlechtsliebe, die das weite Thema Wielands ward, mit dessen Bekanntschaft in Jacobi eine zweite Periode auf die anakreontische folgt. Zu Wieland gehört Jacobi so untheilbar, wie die Minnedichter zu den erotischen Epikern des 13. Jahrhs. Er verlebte mit jenem und der La Roche unvergeßliche Tage, als „beide von den goldnen Träumen ihrer Jugendjahre umschwebt sein Herz erwärmten", und Wieland sprach ihm das Wort der Weihe jetzt, wie vorher Gleim. In süßer Schwärmerei entstanden Nachahmungen Wielands bei ihm, wie auch in den Tändeleien Gerstenbergs und Anderer. „Der Schmetterling" Charmides und Theone, eine Erzählung in Prosa zeigt uns eine Art sublimirten (halb Geßnerschen) Wieland. Man ist in Cypern, bei einem Bildhauer und seiner Geliebten, die sich dem Dienst der himmlischen Venus weihen

und der Grazien, und die nachher vermählt eine Schule der Grazien anlegen und darin Mädchen in verschiedenen Rangstufen bildeten. Eben dieß ward hinfort sein eignes Geschäft. Indem er sich zum Thema der Frauen und Frauenliebe wandte und mit Wieland am Werke der Emancipation der Frauen arbeitete, sah er sich genöthigt, auf die sittliche und ästhetische Bildung derselben zu wirken, und zu diesem Zwecke stiftete er ein Taschenbuch für Damen, die Iris (1774—76). Je mehr in den 70er Jahren die rohe Kraft der Originalgenies, die Jacobi wie Pfeffel haßte und Cyclopen nannte, vorstrebte und amazonenmäßige Sitten den Schönen einprägte, desto nachdrücklicher lehnte sich Jacobi, mit seinem mehr weiblichen als männlichen Charakter ganz hierzu geschaffen, auf die Gegenseite und redete zu dem zarten Geschlechte in seinen Liedern und prosaischen Aufsätzen in einem widerlich süßen Tone, der auch seines Freundes Pfeffel prosaische Versuche (meist in der Flora) durchdringt. Mit Recht wendet man sich von dieser durch Sublimirung der Sitten sittenverderblichen Schriftstellerei ab, die selbst dem verzärtelten Geschmack eines Geßner zu verzuckert war. Herder sprach[111]) mit Unwillen über die Halberstädter Liebesbriefchen, die nur die Herzen der Weiblein haschen sollten, und die ihm so abscheulich sind, wie alle billets de confession unter Herrnhutern und Katholiken. In jedem Schritte Jacobis sei so viel liebliche Frechheit, eine Winkelsache immer zur Sache des Publikums und eine Litanei von Empfindungsnamen zur Liturgie zu machen; auch habe man das gute Männlein schon längst so ausgehört. So machte sich Nicolai im Sebaldus über ihn lustig, und Göthe nannte ihn ein kindisches Ding. Herders Andeutung über die Winkelsachen bahnt uns den Weg zu einer dritten Periode Jacobis, in der er sich unserm Interesse fast ganz entfremdet. Er ward 1784 nach Freiburg versetzt, und lebte nun im Kreise von Schlosser in Emmendingen, Pfeffel in Colmar, dem von Göthe verewigten Lerse, dem Freiherrn von Zink und einigen Andern, unter denen sich die Epistelpoesie erneuerte. Es kam die Revolutionszeit, in der sich die Charaktere prüften, und hier zeigt sich Jacobi ganz wie Wieland als eine jener biegsamen Naturen, der kein Sturm

111) In Briefen an Merk.

etwas anhaben kann. Während seine Mitbürger wegen Nährung der Feinde in tiefer Bestürzung sind, holt er frische Blumen in seine Gläser und macht ein Gedicht fertig; es war ihm leicht, den verzagenden Schlosser zu trösten, denn die Dinge der Zeit berührten ihn nicht. Pfeffel drängten sie sich näher, er litt unter den Stürmen der Revolution, aber er setzte Gleichmuth und Geduld dagegen. Hier erprobten sich diese horazisch-sokratischen Weisen, die Fröhlichkeit in Armuth, Glück in mittlerer Sphäre immer gepriesen hatten. Beide Freunde, Jacobi und Pfeffel, hatten sich wie Wieland in ihre Schneckenhäuschen zurückgezogen und freuten sich wie dieser eines reichlichen Hausſegens, und Pfeffel hatte bekanntlich das große Glück, gerade seit dem Unglück seiner Blindheit ein Weib zu besitzen, die die Stütze und Freude seines Lebens war. Jacobi wollte gern auf Nachruhm verzichten, wohl aber mochte er, da er dem Völkchen der Erde immer gut war, noch im Grabe den Menschen nahe sein und ihnen erzählen, welch schönes Loos ihm fiel durch häuslich Glück, durch Weib und Kind, durch mäßigen Genuß. Das häusliche Glück dieser Männer spiegelt sich so in ihren Gedichten letzter Periode reichlich ab, aber auch ganz die Dürftigkeit ihres poetischen Talents. Hier haben wir wieder eine ganz mechanische Gelegenheitsdichterei; die Wochenblatt und Stadtpoeten, die gegen das 19. Jahrh. hin sich über ganz Deutschland ausdehnten, werden gleichsam von ihnen eingeführt. Pfeffel fand es doch noch einmal ein bischen bedenklich und vielleicht beschämend, den „Poeten im Dorf" zu machen, aber Jacobi vertheidigte es geradezu in ausdrücklichen Aufsätzen; man mache sich beliebt und Andere freundlich damit. Aber die Musen macht man eben nicht so freundlich und die entfernten Leser nicht so erkenntlich, wenn man sich in die Devotion eines Kochs versetzt, Thurmwächterlieder macht, Beilagen zu geschenkten Häubchen drucken läßt, und erzählt, wie sich Lottchen streitet, daß sein Geburtstag mit Carls auf Einen Tag falle. Opitz hatte die Gelegenheitsgedichte seiner Vorfahren verachtet, Jacobi verachtete die von Opitz, und wir vergelten es ihm heute, indem wir die Seinen belachen. Es ist unsäglich, wie hier der Rückschritt unsrer Poesie, in der Zeit, wo die Kotzebue und Iffland Dichter hießen, klar darliegt in Einem Subjecte, das sich wahrlich nicht in der glänzendsten Richtung früher hervorgethan hatte. Wer sollte es glauben, daß

der feine Jacobi, nachdem er Mathissons und Schillers Gedichten mancherlei abgelernt hatte, nach Göthes Abtreten, im 19. Jahrh. noch derer spottet, die da glaubten, erst jetzt strahle der Lorbeer in einem Glanz, der den Ruhm des Opitz und Hagedorn verdunkle!! Die dem Pindar näher gekommen seien als die meisten unserer neuesten Dichter!! So was konnte nur eine so nivellirende Natur sagen, der Alles recht war, was von ihr und andern ausging, und der auch in der Poesie Alles gefiel, Jeremiaden und Iliaden, die Chronica von Liliput und Hermanns Schlacht und das Harfenspiel des kühnen Celten. Auch aus dem Unmusikalischen in dieser Schule läßt sich die Sympathie mit dem musiklosen Opitz und die Rückkehr zu Gottscheds Gelegenheitspoesie herleiten. Wie diese Anakreontiker in Allem der Klopstockschen Schule gegenüber liegen, so auch hierin, daß sie ihr musikalisches Gehör nicht theilen. Bei Gleim vermißte Göthe die Melodie; wie unmusikalisch Jacobi ist, kann man in seinen Cantaten am leichtesten sehen; wie der verwandte Wieland an der Oper scheiterte, ist bekannt genug.

So wie wir Jacobi in späte Zeiten hineinleben, in andre Verhältnisse übergehen und andre Gattungen anbauen sehen, so auch Klamer Eberh. Karl Schmidt (1746—1824); wir müssen ihn aber hier nennen, in der Zeit, wo sein Talent am wirksamsten und natürlichsten thätig war. Er gehört schon darum am wesentlichsten hierher, weil er selbst aus Halberstadt war, und mit seiner Jugend in Gleims Blüthezeit fiel, so daß er schon mit Mitschülern auf der Schule dichtete und unter dem Beifall seines Vaters; später heirathete er in eine Familie (Abel), wo sein Schwager und Schwiegervater dichtete, und er vererbte das Dichtungstalent auf seinen früh gestorbenen Sohn Ernst; er kann also das beste Beispiel von dem familiären Poesietalent der Halberstädter geben. Er hatte von Gleim das Freundschaftsbedürfniß geerbt und die Verswuth; ganz so wie dieser lehnte er sich in seinen meisten Poesien an fremde Manier und Muster an, und hatte gerade so gelegentlich zu beklagen, daß er sich auf Fabeln (1776) und Anderes einließ ohne allen Beruf; ganz wie Gleim freute er sich, jedes fremde Dichtertalent zu nähren; er nahm sich, wie seine Verwandten sagen, der schwarzen Wäsche von Schuhmachern und Gärtnern seiner Vaterstadt zum Reinigen an, und noch spät nahm er den Naturdichter Gottlieb Hiller freundlich auf und ließ ihn von seiner

eilfjährigen Tochter krönen. Ueber den Werth ſeiner eignen und der Dichtungen ſeiner Umgebung täuſchte Er ſich vielleicht am wenigſten. Er fühlte es wohl, daß in einem häuslichen Leben, „auf einer Laufbahn um den Ofen herum" kein Dichter gebildet wird; er wußte, wie wenig dem Lob ſeines Gleim zu trauen war, und ſein ſtrengerer Schwager Abel, der in den Kreis der Jacobi nach Düſſeldorf überging, war ihm nicht immer zur Hand; er wußte, wie ſeinen Epiſteln und Sprüchen, Erzählungen und Sinngedichten Allen das Gepräge der Eile und Unvollendung aufgedrückt war, und ließ Zahlloſes liegen. Wie über ſich ſelbſt, ſo urtheilte er von ſeinen Landsleuten ungeblendet. Die Halberſtädter, ſchrieb er 1773 an Klopſtock, ſcheinen von dem Geiſt der Bagatelle beſeſſen zu ſein. Sie intereſſiren ſich mehr für kleine Liebesgöttergruppen und linke Spiele des Witzes, als für Bildſäulen von größerem Sinn und für ernſthafte Entwürfe, die einen Einfluß auf die Nation haben. Wenn Sie Homers Schickſal hätten, ſo würde Halberſtadt keine von den ſieben Fehdeſtädten ſein. Sie werden bewundert ohne verſtanden zu werden." Was dieſe Achtung angeht, die er hier für Klopſtock[112]) ausſpricht, ſo drängt ſich die Bemerkung auf, daß wir in Schmidts Leben und Dichtung noch einen Schritt näher zu Wieland treten, als mit Jacobi. Seine ganze Bildungsgeſchichte hat einen analogen Gang theils mit Jacobi's, theils mit Wielands. In ſeinen erſten fröhlichen und vermiſchten Gedichten (1769. 1772) leitete ihn Natur und Erziehung auf die Liebesſcherze, Amoretten und Naturlieder der Anakreontiker; er ſchrieb wie dieſe eine Menge Pendants zu allen möglichen Vorbildern unter Griechen, Lateinern, Franzoſen und Engländern, ohne die Unebenheiten Gleims, ohne die Flauheit Jacobis, etwas humoriſtiſcher nach Bürger geneigt, wie Göckingk, der auch viel Einfluß auf ſeine Dichterei hatte. Dann aber wandelte ihn wie Wielanden eine ſchwärmeriſche Periode an, die mit Gleims Halladat ungefähr zuſammenfällt. Ein Fuß breit Schwärmerei, ſagt er ſpäter, gränzte an ſein Herz, aber keine Bosheit. In dieſer Periode waren ihm die Bibel und der Meſſias Hauptquellen alles Großen und Schönen: in ihr ſchrieb er Geſänge für Chriſten (1775)

112) Er hat auch Briefe „Klopſtock und ſeine Freunde" herausgegeben, worüber die Familie des Dichters ungehalten war.

voll Ziererei; ferner Elegien und Phantasien in Petrarca's Manier (1772), die er später eben so belächelte, wie Wieland seine platonische Periode. Diese Dinge verhalten sich zu Petrarca höchstens wie Gleims Anakreon zu seinem Original; es sind hier die ersten Sonette, die hernach die ganze Fluth nach Deutschland hereinleiten, die aber noch kaum den Namen verdienen. Was unter diesen Phantasien Liederform trägt, sind eben Schmidtsche Lieder; er will Petrarca in seinen eignen Halberstädter Formen nachahmen, und vergißt, daß bei einem Dichter wie Petrarca die Form Alles ist, weil sie einzig zu dem Wesen und dem Inhalte paßt, der aber freilich Schmidt eben so fremd war; wie er denn später selbst sagte, daß es ihm lächerlich vorkäme, Petrarchs Wege gehen zu wollen „ohne Geliebte und ohne Studium des Plato." Er war übrigens weder lange, noch auch je ganz in diesen petrarchischen Sphären. Schon 1773—74 erschienen seine Hendekasyllaben und Catullischen Gedichte, auf die selbst Herder etwas hielt, obwohl er bedauerte, daß Schmidt nichts Bleibenderes und Tieferes singen wollte als dergleichen. Man sieht übrigens wohl, wie dieß Alles mit Gleims Minneliedern und dem Aehnlichen bei Jacobi auf Einer Linie liegt, und ihn gleichmäßig Wielanden nähert. Mit den poetischen Briefen (1782) ist er ganz wieder auf dem eigentlichen Halberstädter Boden[113]), bei Jacobi und

---

113) Werke ed. Schmidt und Lautsch II, p. 78 erzählt er diese Metamorphose:

Auch ich bin einst ein Freund der Schwärmerei gewesen,
Bescheid wußt ich von allen fremden Wesen
und desto weniger von mir. — Die hohe Schönheit galt
in meinen Augen nur, wenn unbekanntes Land
ihr Schauplatz war, die Engel ihre Rollen
darauf mir spielten und erhabne Lieder schollen,
wovon ich nicht den zehnten Theil verstand.
Dank der Vernunft und Dank der Zeit! gebrochen
hat sich des Taumels hehre Fluth.
Mein Herz, das sonst mit Geistern nur gesprochen,
spricht jetzt mit Menschen auch, und thut. —
Fern von erhabnem Harfenspiele
Bleib ich an deiner (Gleims) Leier stehen.
Schön ist ihr Ton und sehr verstanden
von meinem Herzen —
warum? er ist aus meiner Welt. —

Göckingk; und in seinem Klamersruh so ganz Er selbst, wie Gleim im Hüttchen. Das Ueberschlagen in den obscönen Gegensatz zu seiner petrarchischen Idealität in den üppigen Erzählungen aus der Geschichte der aktäontischen Nachkommen (1784) wollte eben so wenig behagen wie seine Schwärmerei. In seinen Episteln dagegen ist er nicht allein am liebenswürdigsten, sondern auch sich selbst am meisten treu; und wie alle diese Freunde legt er hier gerade seine heitere Lebensphilosophie nieder. Von dem Tiburtiner Weisen, dessen Oden er spät noch übersetzte, indem er dabei deutscher zu sein strebte als Voß und Schmidt in Gotha, von Gassendi's Epikur, von unserm Anakreon (Gleim) lernte auch Er diese Weisheit der Mäßigung, der Bescheidung, der Freude, das carpe diem, das nil admirari und was Alles damit zusammenhängt. Geliebt zu sein von wenigen guten Seelen, die unsre Schwächen nicht zu genau wägen, die Spuren der Natur zu suchen, nicht hoch zu fliegen um nicht tief zu fallen, der Zufriedenheit die erste Stelle unter den Tugenden zu geben, vor dem Niederfallen des Vorhangs unseres Lebens nicht zu bangen und sich nicht danach zu sehnen, dieß ist der Kern der Lehren in diesen Episteln, von denen der Dichter hofft, daß sie ihm die Grazien verzeihen werden, da sie nicht auf hohe Dinge gerichtet, und nur von der freundlichen Erato dictirt sind, die mehr Küsse als Lorbeeren zu gewinnen tauglich ist. Was seine Briefe allein vor den übrigen auszeichnet, ist ein Talent, höchst treffend die dichterischen Freunde zu charakterisiren. Wir haben oben bei Gellert ein Beispiel gegeben und wollen weiterhin ein Paar Verse anführen, die er Bürgern zuschrieb. Diese Gabe war bei ihm von seinem Freunde G. Ch. F. Westphal (aus Quedlinburg) angeregt, der bis 1785 Prediger in Halberstadt war, und der (1779) Portraits in Theophrasts und La Bruyère's Manier geschrieben hatte. Doch läuft dergleichen selten mit unter, im Ganzen herrscht in den

---

Gut ist mein Herz, doch oft ein träges
an seinen Erdenstaub hinangeleimtes Ding,
das, seit es an zu sparen fing,
ausstieg aus seinem Flammenwagen,
worin es himmelan die Schwärmer wollte tragen,
und williger mit dir zu Fuße ging.

Episteln derselbe lässige Ton eines Mannes, dem Friede und Frohsinn Bedürfniß ist; der sich alles Harte und Schroffe, Voßens Auftreten gegen Stolberg z. B. so gut als seine harten Verse vom Leibe hält, obgleich er sonst Gleichgültigkeit gegen das Geistliche und Pfaffenhaß mit seinen Freunden theilt und Voßens reine Hexameter in Virgils Landbau hoch bewundert. Das Ungeheuer: Geschichte des Tags, störte ihn nicht so sehr wie seine Freunde Gleim und Nathanael Fischer; er studirte dann Astronomie und feierte ein Fest im Haus, wenn sein Söhnchen ein Lied von Spiegel oder Gleim auswendig weiß. Nach den Episteln tritt dann eine weitere Aenderung in Schmidt ein, die der letzten Periode Jacobis analog ist. Er ward mit Lafontaine bekannt, er trat in literarische Verbindung mit dem Rector Fischer, der sich in vielerlei Schriften und Zeitblättern dem Streben nach Aufklärung und Toleranz anschloß, und noch später mit Nachtigal (der auf Fischer im Rectorat der Domschule folgte) und Hahn, er arbeitete in die Ruhestunden dieser beiden letzteren (**1798—1802**), in die Beckerschen Erholungen u. s. f. prosaische Erzählungen, die dem gemeinen Unterhaltungstriebe fröhnen, und so die Geschichte der Literatur nicht angehen. Auch mit der Romantik sympathisirte er vielfach, ohne jedoch in dieser Richtung, die in ihm mit Petrarca abgethan war, etwas zu produciren.

In den Halberstädter Verhältnissen wurzelte auch der Freund Schmidts, Leop. Fr. Günther von Göckingk (aus dem Halberstädtischen **1748—1828**), der auch bis **1789** in den Gegenden des Harzes und in Magdeburg lebte, ehe er nach Berlin berufen ward. Er trat zuerst mit Sinngedichten (**1772**) auf, die in diesem ganzen Kreise versucht wurden, allein dem friedlichen Charakter der Verfasser gemäß allgemein zu zahm und stumpf ausfielen, worüber sich auch Käſtner lustig machte. Nicht stets, entgegnete ihm Göckingk, sei er so friedfertig gewesen, auf die Klopstockschen Nachahmer zu kreuzen halte er für Verdienst, daß aber jetzt keiner mehr wie sonst seine Galle zum Kreuzen anreize, dafür danke er der guten Seele, die nun am Steuerruder wache. Er meint seine Frau. Das häusliche Leben machte ihn gemächlich; aus Gemächlichkeit, nicht aus Gefallsucht nach beiden Seiten zog er die Segel ein, um sich Sorgen und Unruhe zu sparen und das Leben friedlich zu genießen. Die Satire und die Liebe waren einmal seine

Steckenpferde, und beide repräsentiren seine Sinngedichte und seine Lieder zweier Liebenden (1772), die mehr zu der Manier seines Freundes Bürger neigen, aber ohne alles Geschick. Die Steckenpferde, die er zuletzt von Dauer gefunden, waren weise Fröhlichkeit, Freundschaft, häusliches Glück. Eben dieß stellt ihn in die Reihe der Halberstädter, obgleich seine Verbinduug mit Bürger, Boie und Voß uns schon vielfach nach Göttingen, andere in den Kreis von Tiedge, Mathisson und der Frau von der Recke weisen. Er ist aber wenig von der Eleganz der Einen, und wenig von den Freiheiten der andern angesteckt, wiewohl hie und da einiger Haß gegen Hof und Convenienz und selbst republicanische Sympathien durchblicken[114]). In den Gedichten (1780) nehmen den breitesten Platz die Episteln ein, die Halberstädter kanonische Gattung, und in ihr die Halberstädter Maximen. Ueberall haben wir den ehrsamen Mann der Mitte. Er mag nicht die Sitte des Hofs und nicht die der Pedanten, und schließt sich daher an Rabener an in der Richtung mitten durch; in der Liebe mag er nicht das schmerzliche lange Sehnen des Petrarca, und nicht den kurzen Scherz mit Horazischen Schönen, er spottet der platonischen und der sinnlichen Corsarenliebe, wie Wieland; in der Philosophie wählt er sich die, die in der Mitte zwischen Aristipp und Diogenes steht, den Narren des Hofes und des Volkes, die rechte Lebensart ist zwischen der schlangenglatten Sitte des Einen und dem Charonsbart des Andern; in der Dichtkunst schien ihm der ein Thor, der sie bis an den Himmel hebt, wie der, der sie mit Boileau zum Staub der Kegelbahn herabstößt. Zeigt ihm einen Weg, dem Staate das zu sein, in der Wirklichkeit das zu nützen, was Tausende nur zu thun und zu sein scheinen, so sagt er der Dichtung Lebewohl. Denn er glaubte nicht den Dichter absolut geboren, und zählte sich bescheiden zu den geringeren, und dichtete nur für seine Freunde, wie denn diese Episteln meist wirklich ohne Rücksicht auf das Publikum geschrieben und ursprünglich

---

114) Gedichte. 1780. II, p. 35.

Noch schallt der Spruch in meine Ohren, den über mich dein Mund einst that:
in keiner Republik geboren, wärst du in jedem andern Staat,
als diesem, den dein Fuß betrat, nicht glücklich, wo nicht gar verloren.

nur als Manuscripte gedruckt waren. Wir sehen uns hier wieder unter diesen Poeten der mittleren Gattungen, wie einst unter jenen Dichtern der Nebenstunden. Sie behandeln ihre Poesie gar zu fahrlässig, wie ihr ganzes Leben. Ist nichts daran auszusetzen, so ist auch nichts daran zu loben. Männer, die es sich mit dem Leben nicht so leicht machten, und die in der Kunst das wahrhaft Große, und in der Welt nicht Schönreden über das Thun und Handlen, sondern Wirksamkeit und Handlungen selbst suchten, Männer wie W. Humboldt und Forster haben sich daher misfällig und wohl gar bitter über die Jacobi, Pfeffel und Göckingk geäußert, nicht allein über die Dichter, sondern auch über die Personen. Und es war wohl natürlich, daß gerade aus diesen Kreisen die Unzer und Mauvillon, so wie die Göttinger gegen diese lare Gemächlichkeit in Poesie und Leben mit zuerst am grellsten losbrachen, deren ganzen Umfang wir bei Wieland übersehen.

7. Wieland.

Wir haben oben Wieland so weit begleitet, bis wir auf der Spitze seiner fanatischen Frömmigkeit angelangt waren. Es war natürlich, daß sich diese unnatürliche Uebertreibung in sich selbst corrigirte; wäre dazu aber auch nicht Kraft genug in Wieland gewesen, so hätte der Spott der Berliner schon sie aufreizen müssen. Schon Nicolai hatte in den Briefen über die schönen Wissenschaften von Wieland gesagt, seine junge Muse spiele wie die Bodmersche die Betschwester und hülle sich der alten Wittwe zu gefallen in ein altväterisch Käppchen, das sie nicht kleide. Ihre jugendliche Unbedachtsamkeit leuchte unter der altklugen Miene hervor, und es würde ein merkwürdig Schauspiel sein, wenn sich diese junge Frömmigkeitslehrerin wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte. Weiterhin hörten Lessing und die Literaturbriefe gar nicht auf, dem jungen versprechenden Dichter ins Gewissen zu reden. Zum Glücke kam er schon **1754** von Zürich weg, erst nach Bern, wo neuer Umgang, namentlich mit Bondeli ihn allmählig umstimmte. Diese höchst interessante Metamorphose verfolgt man Schritt auf Schritt in Wielands Briefen

an Zimmermann. 1758 schreibt er diesem von einer kleinen Liebschaft und sagt dabei auf französisch, er sei nicht so arg platonisch, er fange an sich mit den Leuten dieser Niederwelt zu versöhnen; er theile nicht alle Ideen Bodmers, und wünsche Uz nicht so hart behandelt zu haben. Young hatte er noch zwei Jahre vorher neben die Engel gesetzt, aber jetzt macht er sich nichts mehr aus ihm. Die Zeit sei vorbei, wo er Vergnügen an Feenmährchen und dem Leben der heiligen Therese gefunden; er habe nicht mehr Lust, vor der Zeit in die unsichtbaren Sphären zu reisen. Er entzückt sich jetzt vielmehr an den Kleinigkeiten und Spielereien Voltaires; er geht vom Plato auf Xenophon über, und gar auf Anakreon, den ja Plato selbst einen Weisen genannt habe! Er wünscht, Zimmermann möge sich nicht an ihm ärgern, er wisse ja, daß die Ausdünstungen seiner Seele nur aus der Oberfläche kämen; sein Kopf schweife aus, sein Herz sei ein Gemisch von Größe und Schwäche. Woher er die Sachen in den Sympathien habe, wisse er jetzt selbst nicht mehr. Ueber Klopstock urtheilt er jetzt ganz anders. Es sei doch schlau, so eine Welt von Engeln zu schildern, die man müsse gelten lassen, weil wir zu ihrer Beurtheilung keinen Maasstab hätten. Die Messiade sei nicht für Engel und nicht für Menschen, wenigstens nicht für alle Unchristen, Papisten, Philosophen, die das Werk als ein Abentheuer betrachten müßten. Dabei bittet er aber, und als ob er sich schäme, alle schlechten Dinge deutsch zu sagen, wieder auf französisch: **de ne pas le compromettre en aucune manière avec Mr. Klopstock.** 1759 kündigt er an, daß seine Philosophie die Maske der Thorheit nehmen werde, um dem Narren zu gefallen und den Weisen lachen zu machen; schon beschäftigt er sich mit Lucian und Shakspeare; von Bodmer wünscht er nicht mehr sprechen zu müssen. Ich fühle, sagt er, daß ich als ein wunderbarer, unbegreiflicher, räthselhafter Mensch erscheinen mußte, fanatisch den Einen, heuchlerisch den andern, inconsequent den Ernsten und Langsamen, mondsüchtig den Weltleuten, Poet den Philosophen, Philosoph den Poeten, oberflächlich den Pedanten, den Mittelmäßigen lächerlich und vielleicht verächtlich, was weiß ich!

In seinen Producten bezeichnet diese Uebergangszeit seine Beschäftigung mit dem Epos und dem Drama. Auch auf ihn wirkte die allgemeine Aufregung in Deutschland durch den siebenjährigen

Krieg so viel, daß er von seiner Lehr- und Andachtspoesie auf thatsächliche zurückkam, und sich an den zwei Hauptgattungen versuchte, um die sich der Geist der Zeit in sich selbst stritt. Friedrich der Große beschäftigte ihn und führte ihn zu dem Lieblingsbuch seiner Jugend, zur Cyropädie zurück, die er in ein Epos umbilden wollte, um darin das Ideal eines Königs zu zeichnen. Höchst charakteristisch für seine ganze folgende Schriftstellerei ist es, daß er grade auf dieses Buch fiel, und auf den Gedanken kam, einen Roman zu einem Epos zu verwandeln, daß er dann in dem ganzen Zuge seiner Autorschaft auf dem philosophischen Romane hängen blieb, nachdem er mit dem ersten epischen Versuche gescheitert war, bis er zuletzt in der Zeit des höchsten Dichtungstriebes in Deutschland wieder einen Roman zum Epos zu erhöhen strebte, und mit diesem im Gedächtniß der Nation geblieben ist. Mit seinen fünf Probegesängen des Cyrus (um **1757**), die überall an Klopstock und Tasso anklingen, hoffte er unstreitig die Wirkungen Klopstocks zu machen, und als dieß fehlschlug, ließ er das Epos fallen, und arbeitete nachher nur die Episode Araspes und Panthea (**1758**) in einem dialogisirten Romane aus, in dem schon die Gemüthsstimmung herrscht, aus der sich nachher sein Agathon entwickelte. Nichts ist uns in diesen Dingen merkwürdig, als der Uebergang zur weltlichen Sentimentalität, den wir hier und ebenso in seinen Schauspielen fast zuerst in größerer Schärfe gemacht sehen. Wie es ihm nämlich mit seinem Epos mislungen war, schrieb er gleichzeitig mit Cyrus die Johanna Gray und (**1760**) die Clementina von Porreta. Sogleich deckte ihm aber Lessing die Schwäche seiner dramatischen Kunst auf, indem er ihm nachwies, daß er das erstere Stück dem Nicol. Rowe mit Bodmerischer Freibeuterei abgenommen, in dem andern ohne alles theatralische Geschick den Grandison von Richardson dialogisirt habe. Zugleich deutet er die Farbe dieser Stücke vortrefflich an: die ätherische Sphäre, sagt er, scheine er wieder verlassen zu haben, doch klebe noch allerhand an, was nach den Flügeln der Morgenröthe aussähe. Seine Personen seien fast Alle lauter liebe fromme Leute; die Johanna Gray ein liebes frommes Mädchen, die Lady Suffolk eine liebe fromme Mutter, der Herzog ein lieber frommer Vater, Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl, die Sidney eine liebe fromme — er wisse selbst nicht was. Die Frauen seien lauter Seraphim des weiblichen Geschlechts,

die Bösewichter lauter Lästerer. Wenn er eine Zeit lang auf der Erde erst würde gewandelt sein, so würde er die Menschen besser beobachten lernen und dann würde er treffliche Sachen schreiben.

Auch aus diesem Felde, in dem er sich später noch einmal mit der Oper täuschte, ward er also von den Berlinern herausgeschlagen, grade um die Zeit, als er **1760** nach Biberach zurückkam. Er trug den Stachel in sich, den ihm der Tadel der Literaturbriefe zurückließ, und äußerte sich gelegentlich über diese Fréróns, wie er sie nannte, mit der mismuthigen Anerkennung, mit der sich auch Winckelmann einmal über Lessings Angriffe äußerte. Nun kam noch dazu Alles zusammen, um ihn plötzlich und auf Einmal von seiner bisherigen Selbsttäuschung zu heilen. Er kam in ein trocknes Amt, das ihn aus seinen Idealen herabzog; er fand seine alte platonische Freundin Sophia verheirathet als Frau la Roche wieder. Er beschäftigte sich mit Lucian, diesem geistesverwandten Liebling, der die rechte Schule war, in der er seiner bisherigen Schwärmereien inne werden konnte. Er übersetzte jetzt (**1762—66**) den Shakspeare, und vortrefflich hat hier Gruber ein Urtheil Johnsons über diesen Dichter auf Wieland angewandt, in dem, als ob es für dessen Fall berechnet wäre, gesagt wird, daß einer, dessen Einbildungskraft sich in das Labyrinth von Phantomen verirrt habe, bei Shakspeare von seiner schwärmerischen Ekstase geheilt werden könne, wo er menschliche Gesinnungen in menschlicher Sprache eingekleidet läse, in Scenen, nach welchen ein Einsiedler die Weltbegebenheiten schätzen und aus welchen ein Beichtvater den Fortgang der Leidenschaften vorher sagen könne. Als Wieland daher (**1762**) gleichzeitig eine neue Ausgabe seiner Werke veranstaltete, sah er schon ganz ein, wie er nach theuerm Lehrgeld aus diesen bisherigen Regionen wegwandern müsse. Was aber völlig den Ausschlag gab, war seine Bekanntschaft mit dem Grafen Stadion, der bei Biberach das Gut Warthausen besaß und **1762** bezog. Ihn begleitete sein Freund und Pflegesohn La Roche, der Gemahl von Wielands früherer Geliebten; diese und Wieland selbst wurden zur Unterhaltung des Grafen gebraucht. Hier nun lernte er eine Bildungssphäre kennen, die ihm bisher ganz fremd, und die der grellste Gegensatz gegen jene andere war, an der er sich in Bodmers Haus übersättigt hatte. Der Graf imponirte ihm durch Rang, Weltkenntniß und Hofton weit mehr, als es Bodmer mit Frömmigkeit gekonnt

hatte; die geistreiche Unterhaltung erfahrener Männer, feiner Gesellschafter und einer gebildeten Dame sagte ihm ganz anders zu, als der einförmige Verkehr mit den Zürichern; jene verständige Richtung praktischer Menschen gegen alle Phantasterei und Empfindsamkeit, alles Excentrische und allen Aberglauben, die La Roche mit dem Grafen theilte, sagte seinem Naturell weit mehr zu, als die Anspannung zu frommen Sympathien. Er sah den Contrast von Allem was er bisher gesehen hatte und konnte ihn nicht tadeln. Denn man zeigte ihm Religion, aber keine Andächtelei, Moralität ohne Tugendquälerei und heiteren Lebensgenuß, der mit der Sittlichkeit bestand, während er in Zürich im frommen Eifer manches hatte begehen sehen und begehen helfen, was vor einer strengen Censur nicht allzuwohl bestehen konnte. In der Bibliothek des Grafen fand er das in Schriften, was er im persönlichen Umgang lebendig fand. Er lernte jetzt Shaftesbury, der so zweideutig interpretirt werden kann, mit anderen Augen ansehen, als da er ihn mit platonischer Brille gelesen hatte; er übersah die ganze Reihe jener Freidenker der Franzosen und Engländer, die an die Stelle der Religion und Offenbarung natürliche Sittenlehre und Philosophie setzten. Diese Männer wurden seine Lieblinge. Sie predigten gegen Vorurtheile und Irrthümer aus jenem Tone des gesunden Menschenverstandes, der Wielanden weiterhin so theuer ward, wie seinen Berliner Feinden immerhin, sie schoben die speculirende Vernunft bei Seite, und setzten sich dadurch in Besitz aller Menschen der höhern Stände, die des Denkens nicht entbehren und tiefes Denken nicht ertragen können. Eben diese Klassen hatte Klopstock und die Theologen um ihn her durch eine ästhetische Religion und durch Gestattung der Vernunft in Glaubenssachen an sich zu ziehen gesucht, da sie wohl einsahen, daß sie von den orthodoxen Eiferern und den pedantischen Schulphilosophen nicht zu halten waren. Allein schon hatte die französische Bildung diesen Boden in Deutschland präoccupirt, und daher konnte ein französischer Schriftsteller von deutschem Adel, wie Herr von Bar, schon auf Wieland in dieser neuen Richtung hin wirken. Klopstock behielt daher nur enge Kreise übrig, und Wieland ward der Schriftsteller der großen Welt, seitdem er sich entschieden auf diese Seite der Lebensphilosophie warf und, wie jene eine feinere Religion, seinerseits eine feinere Moral, gleichfalls im Gewande der Poesie, und einer bequemern

Poesie lehrte, als die Klopstocksche war. Unvermerkt war er aus allen Klopstock-Bodmerischen Theorien zu denen der Berliner hinübergesetzt. Er lernte, wie es Mendelssohn verlangt hatte, von jenen Deisten und Philosophen den Menschen selbst zum Gegenstand seines Nachdenkens zu machen; er ward dadurch auf psychologische Betrachtungen und Erfahrungen geführt, die ihm Lessing gewünscht hatte; er lernte den Eifer gegen die Finsterlinge verstehen, die das gegenwärtige Leben an ein künftiges verlieren mochten; er arbeitete, ehe er sichs versah, an der Philosophie der Anakreontiker mit, die weisen Gebrauch des Lebens und das Geheimniß der menschlichen Glückseligkeit lehrte. Fehlte noch etwas äußeres Motiv, um ihn von seiner Frömmigkeit herüberzubringen zum Hassen alles Bonzengeistes, so stellte sich auch dieses ein. Auf seine Verwendung war Brechter, der nachmalige Herausgeber von la Roche's Briefen über das Mönchwesen, in Biberach Prediger geworden; er hatte die rechtgläubige Bürgerschaft gegen sich und es kam zu Aufständen, die Wieland später in den Abderiten verewigte. Er erfuhr also hier, wie die Religion zum Deckmantel gehässiger Leidenschaften gemacht ward, und so half der Volksfanatismus im Kleinen bei ihm zu seiner Anfeindung positiver Religionssatzungen, wie bei Voltaire und Rousseau im Größeren, wie im höchsten Grade die Greuel der englischen Religionskriege der mächtige Anlaß waren, daß sich ein so edler Mann wie Cherbury zuerst mit Abscheu dawider sträubte, eine Religion von Gott geoffenbart zu glauben, die in dessen Namen so Schreckliches vollführte.

Von jetzt an treten wir in ein ganz anderes Gebiet in Wielands Schriften. Die vollkommene Klarheit, die über allen Werken und Ansichten, Regungen und Handlungen Wielands liegt, läßt uns auch hier auf dem gebahntesten Wege durch seine nächsten Producte hindurchgehen und die genaueste Ansicht von seiner innern Verwandlung gewinnen. Den Wendepunkt macht sein Theages (**1760**). Wir haben hier zwar noch immer eine strenge Ansicht von Moral und Poesie; noch soll die letztere Tugend zum Zweck und Ziel haben, eine Meinung, der in den Noten späterer Ausgaben widersprochen wird. Aber höchst bedeutsam sind schon die handelnden Personen. Wir lernen hier zwei Geschwister kennen von ganz anderem Fleisch und Blut, als jene lieben frommen aus seinem Schauspiel; eine Aspasia, die zwar eine Männerverächterin

ist, aber keineswegs eine Nonne, ledig, weil sie nie einen Carl Grandison gefunden, ja auch nicht einmal gesucht und vermuthet hat hier unter dem Monde, eine Weltdame auf großem Fuß, von feinen Bedürfnissen, prachtliebend, aber vortrefflich, von fröhlichem Temperament, das eine Rowe bewundern kann, ohne die zweite Rowe aus sich erzwingen zu wollen, die neben der Rowe auch Ovid und Heliodor mit Vergnügen liest!! Theages aber ist ein Feind der Rowe, ihrer schwülstigen Sittenlehre, ihrer Unterdrückung der sinnlichen Natur. Die Lehre der Diotima von der Kunst zu lieben wird von ihm adoptirt; noch platonisirt es etwas, daß der geistige Amor der seine ist, nicht der sinnliche Kupido, aber ganz ominös warnt Aspasia bei dieser Theorie folgendermaßen: „diese beiden Amore sind sich nahe verwandt, und es ist oft geschehen, daß sie ihre Kleidung gewechselt haben, und daß der leibhafte Kupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der platonische Sylph gegeben. Kupido ist ein wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker, als in eine Franziskanerkutte maskiren kann, und wenn er die Dame Phantasie auf seiner Seite hat, so weiß ich nichts was die beiden Schelme nicht ausrichten könnten." Eben dieß sollte aber jetzt in Wieland der ganzen Welt deutlich werden.

Der leibhafte Kupido nämlich erschien plötzlich, völlig als Faun maskirt, **1762** in der Nadine und in den scherzhaften Erzählungen, in denen er, statt mit Klopstock, plötzlich mit Voltaire und Prior, mit Crebillon und Diderot, mit Gresset und Grecourt rivalisirt. Man darf nur die Titel der Erzählungen lesen, die in die Gesammtausgabe unter diese Titel aufgenommen und z. Th. erst etwas später geschrieben sind, so weiß man sogleich in welchem Terrain man ist: Diana und Endymion, Paris Urtheil, Aurora und Cephalus, und Combabus. Wir sind ganz plötzlich in die sinnliche Welt aus der übersinnlichen, in die griechische und heidnische aus der christlichen versetzt, und noch hat der neue Boccaz nicht die Grazie gefunden, mit der er später ekler im Geschmack ward. Hier ist ihm im Stoffe des Combabus noch Alles, was eine poetische Erzählung von Interesse machen kann, ein in seiner Art einziges Sujet! Hier ist das griechische Costüme, in dem er es nie hoch brachte, noch ganz roh, das antike Nackte ist noch von der feisten Hand eines derben Niederländers gezeichnet, und bei dem

Urtheil des Paris ist uns zu Muthe, wie etwa bei dem pissenden Ganymed des Rembrandt.

Dieß war die erste Frucht aus seiner Lectüre des Lucian; er trat in die griechische Welt ein, der christlichen müde, stellte sie aber gleich in ein lächerliches Licht, als ob er sich verwahren wollte, nicht auch in diesem Gebiete der bewundernden Schwärmerei zu verfallen, die ihm vorher eigen war. Eben so machte er es in seinem nächsten Werke, Don Sylvio von Rosalva (1764) in Bezug auf die romantische Welt. Er fing hier an in seinen eigenen Busen zu greifen, und die Macht der Einbildungen und der Schwärmerei zu schildern, die er selbst so gründlich erfahren hatte. Jetzt war er auf dem rechten Wege zu einer originalen Dichtung, wie Klopstock, als er über vaterländische Epen nachsann, allein er verfehlte wie dieser die unmittelbaren Ideen der Zeit, und griff in solche engere Ideenkreise, die wieder nur einer kleinen Oligarchie nahe lagen. In der ganzen Zeit lag der unausgebildete Gedanke, gegen die seraphische Epopöe mit einer neuen Don Quixotiade zu Felde zu ziehen; die ganze Reihe der komischen Epopöen zeigte diese dunkle Absicht und zugleich das Unvermögen, sie zu realisiren. Lessing, als er den Plan machte, Gottsched auf die Seraphimjagd zu schicken, traf das rechte mit einfachem Takte; ein solches Werk, das nach beiden Seiten hin die praktischen Naturalisten und Supranaturalisten, die Empfindungs- und Verstandesmänner hätte persifliren müssen, würde bei der ungeheuren Aufregung, die über diese Gegenstände herrschte, eine gewaltige Wirkung gehabt haben. Aber hier machte Wieland einen Fehler, der sich nachher durch sein ganzes Leben, ja durch die ganze Geschichte der deutschen Satire zog. Er wollte das Jahrhundert nicht streicheln, er wollte es aber auch nicht geißeln; er kitzelte es daher, und machte ihm weder Freude noch Schmerz. Er satirisirte, und wagte es doch nicht, direct gegen die schwache Seite der Zeit loszuziehen; er führt daher Seitenhiebe gegen Dinge, die der Nation fremd waren, gegen Schwächen, die mehr seine eigne zufällige, individuelle Natur betrafen, als den Körper des Volks, und hierin ist er mit seinem Gegenfüßler Jean Paul, der ihm später die Rolle des deutschen Sterne oder Rabelais abnahm, ganz gleich. Statt daß er also, wie es ihm nach seinen eigenen Erfahrungen und nach der Stimmung der Zeit am nächsten lag, die Verirrungen der seraphischen Periode zu

ſeinem Thema genommen hätte, ſo ging er vorſichtig ſo vorbei, daß er Niemanden wehe that, und er deutet dieſe ſeine weltkluge Vorſicht in dem vorliegenden Falle ſelbſt in einem Briefe an Geßner an, wo er ſagt, man müſſe die Vorurtheile nicht reſpectiren, aber ihnen wie Ochſen aus dem Wege gehen. Er ſetzt alſo als Repräſentanten der ſchwärmeriſchen Verirrungen den Geſchmack an Feenmährchen, der damals in Frankreich graſſirte. Aber in Deutſchland waren dieſe Dinge kaum durch die Nürnberger Ueberſetzung des Cabinets der Feen bekannt, und der Hieb fiel alſo ganz flach. Unglücklicherweiſe rivaliſirte er nun mit Don Quixote; in einem Helden und einem Werke, das bloßen Büchern, den ſchalen Erfindungen einer Frau d'Aulnoy entgegenſteht, mit dem großen Gedichte, das ſich einer ganzen Welt und einem Prinzipe entgegenwarf, das Jahrhundert geleitet und zuletzt aus Entartung misleitet hatte. Neben dieſem Misgriff in dem Stoffe ſind die äſthetiſchen in des Behandlung eben ſo groß. Er folgt hauptſächlich der Anlage des ſchwächeren 2. Theils des Don Quixote; man kennt den Schwärmer und will ihn heilen — dieſe Wendung hebt für die Leſer den Stoß der Einbildungen des Helden, der ſich in eine Feenwelt verwebt, gegen die Wirklichkeit ganz auf. Dabei fällt es faſt ins Kindiſche, wie mit ſteten Hindeutungen auf die innere Bedeutſamkeit des Helden und des Buchs, mit Lobeserhebungen auf die komiſche Literatur, mit Betrachtungen und Erläuterungen die Erzählung unterbrochen wird. Wieland thut, als ob ſein Werk lauter höchſtwichtige und ſchwierige Räthſel enthielte; jedes Nüßchen, deſſen Schale jedem Kinderfinger wiche, knackt er umſtändlich mit Maſchinen ſelbſt auf und ſchält jedes Partikelchen des Kernes los, und läßt dieweile den ungeduldigen Gaſt faſten.

Voller äſthetiſcher und pſychologiſcher Lücken iſt nach Wielands eignem Geſtändniß auch die erſte Ausgabe des Agathon (1766), ſeines Lieblingswerkes, weil es die Geſchichte ſeiner eigenen Umwandlung enthält. Hier tritt er in die Sokratiſch-Xenophontiſche Zeit zurück, die ihm aus ſeiner erſten Jugend lieb war. Er nahm den hiſtoriſchen Agathon zur Grundlage, aus Euripides aber, den er bei ſeinem theatraliſchen Verſuche ſtudirt hatte, den Charakter des Jon zum eigentlichen Modell nnd dieſem edlen, jungfräulichen Jüngling ſchob er ſich ſelbſt unter[115]). Das Werk iſt in aller

115) In der Vorrede der erſten Ausgabe ſagt er dieß ſelbſt: „Ohne Zweifel

Weise der Form nach betrachtet, ein alexandrinischer Roman, mit Liebschaften, Trennungen, Seeräubern, Sklavenverkäufen, Tugendprüfungen und Niederlagen, Selbstgesprächen, Wiedersehen, ein Umtreiben „von einem Abentheuer zum andern, von der Krone zum Bettlersmantel, von der Wonne zur Verzweiflung, vom Tartarus ins Elysium". Er beschäftigt sich also wie Cervantes neben dem komischen Romane mit dem ernsten. Das griechische Colorit traf er freilich auch hier nicht; er nahm gleichgültig den Schauplatz und die Personen aus Sokrates Zeit, den Ton suchte er in Aristänetos und Alkiphrons Briefen, er bringt den Schwulst und Flitter der spätesten Zeit sammt ihrem Verderb mit dem atheniischen Weisen zusammen, und dieß ist für seine ganze planirende Natur so charakteristisch, wie daß ihm sein Plato unvermerkt zu Sokrates, sein Sokrates, ja selbst sein Diogenes wieder zu Aristipp, zu Horaz, zu Lucian, und Alles endlich zu Wieland wird. Wichtiger als die Form aber, die in allen poetischen Erfindungen und Charakteren Wielands nicht viel bedeutet, ist der Inhalt und moralische Plan dieses Romans. Er will zeigen, wie weit es ein armer Sterblicher mit den bloßen Kräften der Natur in Tugend und Weisheit bringen könne, wie viel die neuesten Verhältnisse auf uns wirken, und wie man nur weise und gut wird durch Erfahrungen, Fehltritte, unermüdete Bearbeitung unserer selbst, öftere Veränderungen in unserer Art zu denken, besonders durch guten Umgang und gute Beispiele. Er bringt also seinen platonischen Agathon mit all seinem jugendlichen Enthusiasmus, mit seiner Philosophie, die das menschliche Glück an das contemplative Leben, und dieses an die Haine von Delphi gebunden sah, in Gegensatz mit dem Sophisten Hippias, dem Vertreter eben jener neuen Philosophie, die Wieland aus den Engländern und Franzosen gelernt hatte. Es dreht sich Alles um die Fragen[116]), ob Schwärmerei oder Selbstsucht, geistige oder sinnliche Liebe, die Ideen von Göttlichkeit oder Thierheit des Menschen, Weisheit oder Klugheit das

gibt es wichtigere Charaktere als Agathon. Allein da ich selbst gewiß zu sein wünschte, daß ich der Welt keine Hirngespenster für Wahrheiten verkaufe, so wählte ich denjenigen, den ich am genauesten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Aus diesem Grunde kann ich zuverlässig versichern, daß Agathon eine wirkliche Person ist."

116) Vgl. Gruber's Charakteristik des Agathon im Leben Wielands.

ächtere sind. Das böse Prinzip in Hippias wird nun freilich mit Worten viel bestritten, aber der Sache nach siegt es; der Offenbarungsglaube und die strengen Grundsätze des Agathon gehen an dem praktischen Weltphilosophen, seine Unschuld an Danae verloren, doch tilgt sich eine geheime Anhänglichkeit an die alten Lieblingsideen nicht aus. So bleiben wir auf einem gewissen negativen und skeptischen Standpunkt stehen, der in den späteren Ausgaben verändert ward. Für die damalige Lage Wielands ist dieß aber sehr charakteristisch. Denn in seinen nächsten Produkten werden wir sehen, daß er stets mehr der thierischen Natur im Menschen nicht in Worten ausdrücklich schmeichelt, aber in der That desto mehr, und daß es scheint, als ob er in seiner Denkart einmal den Gegensatz gegen seine frühere platonische recht gründlich durchmachen wollte, obgleich er in der Wirklichkeit in dem Punkte der Sinnlichkeit, selbst als er am frivolsten schrieb, so orthodox blieb, als er vielleicht früher im Punkte des Religionsglaubens, selbst als er am zelotischsten eiferte, nie orthodox war. Damals schon fing es an, daß man an des Autors Tugend zweifelte; als dieß nachher allgemeiner ward, lenkte Wieland ein und dem hat man die späteren Aenderungen im Agathon zu danken; damals aber war er viel zu sicher gemacht durch Lessings nachdrucksvolle Begrüßung des Agathon, und einen geblendet durch gewissen Ingrimm auf seine frühere Verblendung, und alle die daran Theil nahmen.

Hintereinander erschienen nun eine Reihe von Erzählungen, theils in Prosa, theils in Versen, theils in griechischem, theils in ritterlichem Costüme, in denen das wohlgefällige Verweilen auf sinnlichen Schilderungen immer stärker hervortritt. Der Idris (1768) sollte ein Pendant zu Hamiltons vier Facardins werden. Ganz sucht hier Wieland in die Manier der ritterlichen Erzähler einzugehen, nur daß es ihm weder materiell noch formell gelingt. In Bezug auf das Colorit beleidigen uns hier Fächer, Reifröcke und Perücken in der Ritterwelt, wie andere Modernitäten in seinen griechischen Erzählungen; in seinen freien Versen meinte er die ottave zime zu übertreffen, man wird ihnen aber nicht absehen, daß er fünf Jahre daran feilte. In Idris sollte, wenn er fertig geworden, genau die platonische Liebe gegen die sinnliche (Idris gegen Itifall) übergestellt, und zwischen beiden die Liebe des Herzens (Lila und Zerbin)

als die rechte und ächte, jene anderen als Ab- und Irrwege gezeigt werden, so daß nach der aristotelischen Moral die Liebe, die die neue Welt zu einer Tugend machte, zwischen zwei Extremen läge. Auch hier also bewegen wir uns in jener Weisheit der Mitte, die in der Theorie vortrefflich ist, bei der aber Alles auf den Takt der Ausführung ankommt, wenn nicht bald aus dem Gleichgewicht Gleichgültigkeit, bald aus den Schwanken ein Herumspielen an den Extremen werden soll, die man vermeiden will. Ich fürchte beides ist bei Wieland moralisch und in seinen Schriften ästhetisch der Fall. Auf diese Weise spielt in Musarion (1768) eine unzüchtige Zucht an den Grenzen hin. In dieser Erzählung ist wieder die Musarion ein Abbild von Wielands Geiste selbst [117]). Die Heldin ist über die schwülstige, sentimentale Liebe ihres Phanias verdrossen, sie sucht lieber die Gesellschaft von Gecken, um sich nicht von seiner Schwärmerei anstecken zu lassen. Sie überzeugt ihn **ad hominem** von dem Unterschied zwischen Speculation und Handlungen, zwischen Schule und Natur, indem sie zwei philosophische Gäste, Schüler der Stoa und des Pythagoras mit ihren Nymphen und ihrem Wein zu Schanden macht, trotz ihrer excentrischen Moral, während *sie* mit *ihrer* leichtsinnigen den Reizungen der Sinnlichkeit widersteht; sie belehrt ihren geliebten Zögling, daß das Anhängen an dem Systeme der Entbehruug und der Ideen aus solchen Lagen des Menschen natürlich fließt, wo er sich unglücklich fühlt, wo nicht frische Lebenskraft mehr ist. Diese Lehren sind der Kern des Buchs, das Didaktische hat das Epische noch unterjocht, wir gehen erst von Fabel zu Fabliau über, mit aller Gellertschen Manier, mit jener

---

117) Vorrede der Ausgabe von 1769. „Das milde Licht, worin Musarion die menschlichen Dinge ansieht, das Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kaltsinnigkeit, dieser leichte Scherz, wodurch sie das Uebersponnte, Schimärische (die Schlacken, womit Vorurtheil, Leidenschaft, Schwärmerei und Betrug, beinahe alle sittlichen Begriffe der Erdbewohner zu allen Zeiten mehr oder minder verfälscht haben) auf eine so sanfte Art, daß sie gewissen harten Köpfen unmerklich ist, vom Wahren abzuscheiden weiß, diese sokratischen Ironien, diese Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, die mit all ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen, — alle diese Züge sind die Lineamente meines eigenen Geistes und Herzens.“ Man sieht wieder, er ist sich selbst zu loben nicht faul.

Geschwätzigkeit und jenen mäandrischen Reflexionsepisoden, die damals ein Hauptreiz schienen. Formell würde man nicht begreifen, wie nicht allein Lessing auch dieses Product beifällig aufnahm, sondern wie selbst Göthe äußerte, es habe ihm geschienen, als sei Griechenland in Musarion lebendig geworden. Durchaus hängt dieses Wohlgefallen mit der Emancipation der Dichtung von der Moral zusammen, die durch Wieland eingeleitet ward, obgleich sie bei ihm factisch nicht aus dem Joche der Philosophie heraustrat. Die Philosphie der Musarion heißt schon die der Grazien. Diese Geschöpfe selbst lernen wir (1769) in einem nach ihnen betitelten halb prosaischen, halb versificirten Stücke kennen, in dem sich Wieland Gleim und Jacobi förmlich zur Seite, dem Guarini und Geßner entgensetzt. Er spottet über den zärtlichen Ton der letzteren, erzählt aber hier selbst, in einer herben Mischnng von flaumenweichem Vortrag mit den Härten schlechter Späße und einem Ueberguß von modernem Firniß, die Geschichte der Grazien, wie sie erst ihrer selbst unbewußt, dann ihrer Gottheit inne werden, die Reize der feineren Geselligkeit nach Arkadien und unter die Menschheit tragen, in Wissenschaft und Kunst, und in Sitte und Tugend, wohin sie Wieland selbst tragen wollte. Ungemein charakterisirt dieß ganze Werkchen und seine ganze Ansicht von den Grazien unseren französirenden Dichter. Die Grazie ist im Reich des Schönen, was die Unschuld in der Moral und die Naivetät im Intellectuellen, es ist das Bewußtlose und der Naturstand, und als solcher Erbeigenthum der Kinder und besonders der Mädchen; wie ein Kind, so lange der Begriff des Conventionellen ihm noch nicht beigebracht ist, nichts Unanständiges sagen, und nichts schuldvolles thun kann, so kann es auch keine ungraziöse Bewegung machen, selbst wo es das Unanständigste vornimmt. Die Grazie ist daher, wie irgend etwas, angeboren, allein jenes vom Franzosenthum verbildete Geschlecht, und darunter selbst Winckelmann, will sie grade durch Ueberlegung, Erziehung und Uebung hervorgebracht haben, indem es die Grazie der Tänzerin und Schauspielerin in Aussicht nimmt, die diese wie Unschuld und Naivetät nachahmen, und wenn sie sie von Natur besaß, auch erhalten oder herstellen kann, dem Wesen nach aber nie einen Erwerb der Kunst, sondern einen Besitz der Natur nennen muß. Das ausgebildete Schöne, die Afrodite, kann den Gürtel der Grazien nur leihen. Wielands Vorstellung von den

Grazien ſoll nicht ſein, aber ſie iſt eben die Winckelmannſche[118]); ſie verhält ſich wie modern zu antik, kokett zu unſchuldig, affectirt zu naiv, kurz wie ſeine ganze Vorſtellung vom Alterthum zu dem wahren und ächten. Und ſo iſt denn die Wendung, die ſeine Erzählung von den Grazien am Schluſſe nimmt ungemein naiv, d. h. ſie öffnet wohl, ohne daß es Wieland ahnte, ſeine Unfähigkeit dieſen antiken Begriff zu faſſen. Die Alten haben die Grazien die unſchuldigſten aller Götter genannt, ſie haben ſie im Alter der unaufgeblühten Knospe gebildet, aber nach Wieland müſſen ſie doch vom Baum der Erkenntniß Einmal genaſcht haben! Es blieb zwar ein Myſterium, aber ein Faun zeugte mit Thalia den Genius der ſokratiſchen Ironie und des lucianiſchen Spottes. Auf ihn ſelbſt angewandt bedeutet dieſes Myſterium: die Frucht des thieriſchen und göttlichen Triebs in ihm war ſkeptiſcher Spott und negirende Laune; auf ſeine jungfräuliche, unbewußte und blöde Jugendnatur folgte das andre Extrem des Selbſtbewußtſeins und des Selbſtgefühls; mit Unſchuld verband ſich Lüſternheit in einem unnatürlichen Bunde, Schönheit mit Häßlichkeit, Cynismus mit Anmuth. Von den unnatürlichen Verbindungen, wozu dieß führte, zeuge ſein Diogenes (**1770**). Eine albernere Compoſition hat Wieland kaum gemacht. Der Cyniker iſt hier ein Cyrenaiker geworden, der ſchöne Seelen in ſchönen Augen, nicht Menſchen mit der Laterne ſucht; er ſchreibt Memoiren an ſeine Faßwände, macht den galanten Rathgeber bei ſchönen Mädchen, die ſich in ſeinen Schutz flüchten, und unterbricht ſeine Rathſchläge mit Blicken und Küſſen, und endigt mit dem ſchlimmſten Troſte. Er hat eine geliebte Glycerion verloren und ſentimentaliſirt über ihren Tod trotz einem Geßnerſchen Schäfer.

---

118) Wie ihm geſchieht, daß was er thut anders iſt, als was er ſchreibt, ſo auch hier. Er ſagt im neuen Amadis vortrefflich: „Grazien, welche Töchter der Kunſt ſind, hören auf Grazien zu ſein. Und gleichwohl iſt es möglich, auch hierin die Kunſt bis zu einer Art Täuſchung zu treiben, und es gibt Fälle, wo nur der unverdorbenſte Geſchmack und die feinſte Empfindſamkeit die naive Grazie, die allein dieſen Namen verdient, von derjenigen, welche eine Frucht der Kunſt, Nachahmung und Beſtrebung iſt, zu unterſcheiden wiſſen.“ Man weiß nicht, ob er ſelbſt die graziöſe Schreibart bis zu dieſer Täuſchung meint gebracht zu haben mit Kunſt und Verſtand, oder ob er in perſönlicher Naivetät es zu der Selbſttäuſchung gebracht hat, ächte Grazien und Naivetät in ſeinen Schriften zu ſuchen.

Die Doctrinen von Freude und Grazien liegen in dem Munde des Mannes, dem sie in aller Welt am wenigsten angehören, neben Satiren vom Mann im Mond, mit denen die Metaphysiker verspottet werden. Im neuen Amadis (1771), wo Hamilton wieder Vorbild ist, sucht der Held ein wirkliches Ideal, zusammengesetzt aus den Figuren der Tugend und Wollust; in dem freien Gang seines capriccio führt uns der überall her plündernde Poet zu den gemeinsten Stellen, die durchaus werth waren einem Blumauer und Heinse zum Ideal zu dienen, und durch ein ariostisches Geflecht von schlüpfrigen Scenen; der Held hurt mit Koketten herum und findet dann ein nachthäßliches Geschöpf, aber voll spirit als sein Ideal. Ist hier die Obscönität im Dienste eines Gedankens, so kann höchstens auf Schiffpfunde von Gemeinheit ein Quentchen Moral kommen; der Wunderfächer des Antiseladon ist vor uns ausgebreitet, hundert Felder und 99 voll Schmutz; und man würde gar nicht auch das Geringste von einer Absicht vermuthen, die außerhalb des Selbstzweckes dieser Widerlichkeiten läge, wenn nicht der Dichter hier wie überall stets von seinen Planen redete, und immer mit Ruhmredigkeit und Redseligkeit auf die psychologische, gynäkologische, politische und moralische Weisheit deutete, die hinter seinen Erzählungen verborgen sei, und auf die „großen dem ganzen Menschengeschlecht angelegenen Wahrheiten", die seine ganze Dichterei durchdrängen.

Wieland rächte sich in dieser Periode an seinem eigenen Fanatismus und Spiritualismus, durch den Uebergang zu Materialismus und Toleranz. Wäre eine ähnliche Täuschung über frühere Ideale in Klopstock denkbar gewesen, so würde dieser in elegische Klagen verfallen sein, Wielands heitere Lebensansicht aber und sein Bewußtsein, daß es ihm um Wahrheit ernstlich zu thun sei, ließen ihn nun gegen alles Excentrische, gegen Zeno und Pythagoras, gegen Plato und alle systematische Philosophie in Rüstung treten. Er hatte früher das ungeschminkte Menschliche intolerant angefochten und erlaubte Freuden angeschwärzt, jetzt waffnete er sich gegen alle ascetische Tugend, gegen das Aufgedunsene, Uebertriebene und Herbe der christlichen Moral und Weisheit, und merzt die Schwärze des Lasters aus, oder überkleidet sie mit dem Gewand der Grazien. Er behandelt jetzt alles Edle und Ideale im Menschen, das er früher einzig bevorzugt hatte, mit Kälte und Kürze, und alles

Sinnliche und Thierische mit warmem Wohlgefallen, er skizzirt das Reine blos und läßt es nicht ohne Kleckse, und malt dagegen das Häßliche breit und lustig aus. Die Welt selbst aber rächte sich mit Wieland an der früheren Schwärmerei und dem jetzigen Extreme, dem er verfiel. Zu seinen Gegnern, die er sich früher unter den Anakreontikern gemacht hatte und die jetzt nicht Alle nachgaben, als er sich im Amadis mit Wärme auf Hagedorn's, Gleim's und Jacobi's Seite schlug, gesellten sich nun die Hasser seiner Apostasie und die Wächter Zions, die er ja selbst wider sich selbst beschworen hatte, als er sie gegen Uz aufrief. Seine Grazienphilosophie ward in den Göttinger Anzeigen angegriffen, seine Freunde sagten ihm bittre Wahrheiten über seinen Agathon und Andres, man beschuldigte ihn in Deutschland des Epikureismus, und in Paris sogar galt er für einen ausgemachten Atheisten. Lavater, sagt er selbst, rief alle Christen auf die Knie, um für mich als einen gefallenen Sünder zu beten. Theologische Lehrer verboten ihren Zuhörenden seine giftigen Schriften, Prediger brachten sie in Erfurt während seines Dortseins auf die Kanzel, ein Censor in Wien trat den Agathon mit Füßen. Um 1773 erhob sich die ganze Klopstocksche Schule in Göttingen gegen ihn und vorzugsweise in moralischer Beziehung; sie verbrannten an ihren Festen auf Klopstock's Geburtstag seine Werke; Voß schleuderte kriegerische Epigramme im Musenalmanach gegen seine Buhlerromane und ländervergiftenden Schandgesänge, und Claudius faltete seine Hände über die Dichter, die der Weiblein Tugend frech und ungescheut schmähen zu dürfen glaubten, wenn es nur in schöner Prosa oder Versen geschähe. Solltens nicht thun, meint er, es sei doch nicht übel, schamhaft und tugendhaft zu sein. Diese Anfechtungen ließ sich Wieland in seinen schwachen Stunden schwer zu Herzen gehn, und klammerte sich dann an seine alten und neuen Freunde und rief um Hülfe; bald aber sammelte er sich wieder und nahm sich übrigens auch dieß zu Herzen, wie er vorher mit Lessing's Anfechtungen gethan hatte. Zwar über die schriftlichen Angriffe tröstete er sich; er meinte es würde Voß einmal so gereuen, im Eifer für die Tugend Epigramme auf ihn gemacht zu haben, als ihn selbst seine Anfälle auf Uz reuten. Mißtrauisch gegen seine Schriften vertrauete er auf sein untadelhaftes Leben, und wünschte, daß jeder große Mann nur zwei Tage bei ihm leben müßte, so hoffte er selbst Klopstock und Lavater sich zu Freunden

zu machen. Und in der That kam es so, daß ein Mann wie Herder sein nächster Freund ward, und daß selbst Klopstock und Voß von ihrer Strenge gegen ihn nachließen, obwohl freilich erst dann, als er selbst etwas in seiner obscönen Schriftstellerei nachgelassen hatte. Was ihn weit mehr quälte, als kritische und ästhetische Ausstellungen an seinen Schriften, war die Bemerkung, daß man an seinem Wandel zweifelte. Auch hatte er Gelegenheit zu erfahren, welche Leute er sich mit diesen Schriften anzog, als er mit Lenz umging, der ihn liebte um seiner Sünden willen, als ihm Heinse mit schmählichem Undank lohnte, und ihm einen Spiegel vorhielt, den ihm seine Feinde freilich mit Schadenfreude als wohlverdient werden gegönnt haben; als ihm der schmutzige Verfasser der Gedichte im Geschmacke des Grecourt, dem „der unflätigste Priapismus statt der Begeisterung diente, seine ekelhaften Obscönitäten mit einem salve frater dedicirte!“ [119]). Wieland selbst vertheidigte sich (1775) in den „Unterredungen mit dem Pfarrer von **“, und sah ein, daß er zu weit gegangen, obwohl er mit seinen gewöhnlichen Halbheiten hundert Entschuldigungen versuchte, von denen keine recht glückt, während nur die Einwendungen, auf die er die Antwort schuldig bleibt, auf festerem Boden stehen. Er tröstet sich für das Ueble, das seine Erzählungen gestiftet haben möchten, mit dem Guten, das sie auch gewirkt haben könnten; hätte er übrigens an jenes gedacht, so hätte er sie nicht geschrieben, obgleich er wieder einlenkend Behutsamkeit im Augenblick des Genies und der Laune im Dichter für Aengstlichkeit erklärt.

---

119) Wie schmählich Wieland mit Verhältnissen und Personen spielte, die ihm doch selbst nicht gleichgültig waren, geht aus diesem Beispiele am eclatantesten hervor, obgleich es nicht das einzige ist in der reichen Sammlung von Briefen, die wir von ihm besitzen. Er äußerte sich mit obigen Worten heftig über die Schamlosigkeit dieses „soi disant Grécourt“, bot ihm aber dennoch sein Herz an, und erhielt darüber von Jacobi heftige Vorwürfe. Hierauf antwortet er (Jan. 72) wieder mit einer französischen Stelle in einem deutschen Briefe: „J'avais tort de lui offrir mon coeur, de me servir d'une expression consacrée à la veritable amitié. Mais assurément j'étais bien loin de l'idée de l'associer jamais à mes amis κατ' ἐξοχην. Les mots chez moi ne sont que des signes; leur valeur est rélative à la qualité intrinseque de ceux à qui je les adresse. Au reste je vous promets d'être dorénavant plus circonspect dans le chöix de mes expressions.

Er lullt sich mit dem Popischen Liedchen ein: Alles sei gut was ist; und da einmal Arioſt und Boccaz da seien, so würden seine Sachen neben diesen die Welt nicht viel schlimmer machen! Er will nicht für den zufälligen Schaden, den er anstellte, verantwortlich sein, aber er schweigt von dem nothwendigen, der vorauszusehen war. Er selbst würde seinen Idris nicht seiner Tochter in die Hand gegeben haben, er meinte sie aber so zu erziehen, daß er ihr nicht schaden sollte, wenn sie ihn läse. Dieß hängt mit der aristokratischen Moral zusammen, die er wie Shaftsbury in Aussicht nimmt, nach der das Herz mit dem Kopf in Einverständniß sein soll, nach der die Tugend und die Güte des Menschen abhängig seien von Weisheit, wahre Aufklärung das einzige Mittel zu wahrer Besserung wäre, nach der gegen abergläubige Religion eine grundsätzliche Sittenlehre gesetzt werden sollte. Aber er bedachte dabei nicht, daß nicht jeder Mensch, der grade solche Bücher sucht, solch eine Erziehung gehabt hat! Er flüchtet sich ferner hinter die schlüpfrigen Stellen im Ezechiel und der Bibel, als ob man heute einem Volke darbieten dürfe, was damals in Zeiten, wo die Keuschheit noch keine Tugend und die Sinnlichkeit noch kein Trieb war, der durch die Reize der Phantasie auf künstliche Höhe getrieben wurde, wo die materielle Geschlechtsliebe nicht mit der ideellen Menschenliebe zusammengeworfen und Leidenschaft mit Tugend verwechselt oder vermischt ward. Auch Gruber entschuldigt Wielands lüsterne Muse mit der naiven Gesinnung, die das Schönheitsgefühl nicht beleidige; allein daß das Schönheitsgefühl in solchen Sachen wie im neuen Amadis zu finden sei, wird jeder billig leugnen, leugnet Gruber in Bezug auf den Combabus selbst, und Wieland sogar gesteht, daß er es beleidigt habe. Die naive Gesinnung und Unschuld ist in Wielands Persönlichkeit und Sitte, er trug in den Rosenmonden seiner Ehe (seit 1765), die sich bei ihm zu Rosenjahren ausdehnten, seine Freuden mit antiker Unbefangenheit in seine gleichzeitigen Schriften; aber in diesen selbst ist nichts von Unschuld und Naivetät; falsche Muster haben seinen Geschmack und Vortrag verdorben, obgleich sie nicht sein Leben verderben konnten. Hier liegt der Zwiespalt in Wielands Gewissen selbst, der Zwiespalt zwischen seinem reinen Selbstbewußtsein über seinen Lebenswandel und der Stimme der Zeit, der Widerspruch des Urtheils über seinen häuslichen Charakter und den

seiner Werke. Historisch tadelt man daher billig den Mangel an Menschenkenntniß, der früher dem damaligen Geschlechte eine ascetische Abschließung vor Versuchungen zumuthete, nicht weniger als jetzt, wo er dem Geschlechte einer halb verbildeten Zeit eine Abhärtung gegen Versuchungen zumuthet, die bis zur Stumpfheit gegen den feinsten Kitzel gehen müßte, wenn sie vor seinen Schriften bestehen sollte. Er stellt sich an, der Sinnlichkeit entgegenarbeiten zu wollen, und persiflirt sie; existirte dieß Laster, so konnte es die Persiflage nicht tilgen, existirte es nicht, so mußte sie es fast nothwendig hervorrufen, denn indem er es entlarven will, so maskirt er es aufs schönste[120]). Wenn **vita proba** die **paginam lascivam** entschuldigt, so möchte auch Wieland entschuldigt sein; doch ist diese Rechtfertigung gewiß nur so relativ, wie man, um es derb zu sagen, gegen die feile Hetäre, die in Schutz nehmen würde, die wir im Deutschen eine Maulh — nennen. Aesthetisch möchte die Naivetät Vieles in Wielands Schriften entschuldigen, wenn er sich ihrer auch in seinen poetischen Formen bemächtigt hätte, wie er denn in einigen späteren Erzählungen sich den mittelaltrigen Quellen und in ihnen dem ächteren Ton der Naivetät mehr näherte, allein in den Erzählungen dieser Periode sind die schlüpfrigen Stellen mit der Kälte des Kopfs eben so entworfen, wie früher die Seraphim bei ihm mehr Sache des Gedankens als der Empfindung waren, und da auf diese Weise jene Stellen nichts weniger als unbefangen lauten, ja die ganzen Entwürfe fast immer nach diesen Stellen hin entworfen scheinen, so hat Schiller auch ästhetisch manche Wielandische Producte verworfen neben Crebillons und Voltaire's[121]). Bedeutungsvoll sind übrigens diese Dichtungen

---

120) Er muß daher dem Pfarrer in jener Unterredung selbst zugeben, daß er in zwei Punkten nicht mit sich zufrieden ist, die er diesem in den Mund legt, daß nämlich die Dämme gegen die Sünde untergraben würden, wenn man durch die Liebenswürdigkeit der Sünder, durch Verschönerungen der Sache, durch den Grazienschleier über dem Anstößigen, den Begriff und das Gefühl des Schändlichen der Sünde benähme, und daß die Reizungen zur Sünde verstärkt würden, wenn man alle Kräfte der Phantasie, alle Zauberei der Poesie aufbiete, um wollüstige Gemälde zu schildern, ohne daß sich irgend eine moralische Nothwendigkeit dabei denken ließe.

121) Gruber hat Schillers Urtheil (aus dem Aufsatz über naive Poesie) benutzt, um seinen Wieland zu entschuldigen, allein er legt zu viel Gewicht

Wielands eben von dieser Seite der Darstellung des Nackten im höchsten Grade dadurch, daß er factisch damit die erste Hand anzulegen schien, die Dichtung von den Fesseln der Religion und Moral zu befreien. Noch ehe er den Grundsatz von Lessing adoptirt und sich klar gemacht hatte, schien er zu schaffen nach dem Grundsatze, daß ein Kunstwerk seinen Zweck in sich habe, den der Schönheit; daß die Dichtung nicht, wie es seit Jahrhunderten hieß, nützlich und ergötzlich sein solle, sondern daß sie ihren Zweck erfülle, wenn sie schön sei; ob und in wie fern sie auch nützen könne und solle, werde durch ein anderes Gesetz bestimmt, von welchem zwar der Gebrauch der Kunst, aber nicht die Kunst selbst abhänge. Die sinnliche Darstellung grade wies von der bisherigen Verbindung der Poesie mit der Musik weg auf die mit der Plastik, und durch den Hinblick auf diese war eher Hoffnung, daß sie ihre eigne Unabhängigkeit finden werde. Wäre Wieland ein Dichter gewesen, so hätte diese Richtung, die er einschlug, von sehr schönen Folgen sein können. Es lag in ihm deutlich die Absicht, daß er mit der Grazie und Schönheit, die im Gebiete der Kunst herrscht, das Leben, die Sitte und Sittlichkeit verschönern, der Moral eben so einen erhöhten Reiz geben wollte, wie Klopstock der Religion. Sie faßten beide den Begriff von einer Herrschaft der Poesie im Reiche der Tugend, aber sie konnten es beide nicht dahin bringen, sie in ihren Kunstprodukten der Moral und der Religion überzuordnen. Immer ist auch Wieland von moralischen Tendenzen, selbst in jenen zügellosen Erzählungen voll, und gleich nachher setzte er seine Poesie in noch viel engeren Verband mit Geschichte und Philosophie, als er ganz frühe mit der Religion gethan hatte. Und was die Hauptsache ist, seine Grazie war nicht ächt, seine Kunst nicht schön; sie verletzte gleich das Wesen des neuen Grundsatzes; denn ganz abgesehn von allen moralischen Beziehungen sind alle obigen Erzählungen als Kunstwerke durchaus geschmacklos und geschmackwidrig. Es hätte selbst einiges Uebermaß und Extrem, einige Carricatur im Anfang dieser neuen Richtung nicht geschadet, wenn es nur wahr wäre, was Göthe gesagt hat, daß dieß Wagstücke

---

auf Schillers Note zu der betreffenden Stelle, in der dieser persönlicher Rücksichten halber mildert was zu mildern ist. Die entscheidenden Sätze stehen im Texte mit minder deutlicher Beziehung auf Wieland.

des Genies gewesen seien, in denen er sich dem Aristophanes (!!) anzugleichen gesucht hätte; oder wenn nur in Wielands Genius Anlage zu wahrer Poesie gewesen wäre. Allein wie wenig dieß der Fall ist, zeigt er uns eben in jenen Entschuldigungen gegen den Pfarrer von ** selbst. Er stellte seine Erfindungen und Menschen den Romanen und Charakteren des Richardson ausdrücklich entgegen; gesättigt an dem Nihilismus dieser Figuren, die kein Verhältniß zur menschlichen Natur hatten, wollte er die Menschen schildern wie sie sind; allein er ahnte freilich nicht, daß der Dichter kein Naturforscher sein solle, daß die platte Wirklichkeit der Wissenschaft gehört, nicht der Kunst. Er vergaß schon wieder, daß das Schöne Gegenstand der Kunst ist. Er setzte auch jenen Tugendheroen des Richardson nicht einmal Menschen der Wirklichkeit entgegen, sondern Carricaturen nach der materiellen Seite hin, oder auch Wesen, die an der idealen und realen Seite der menschlichen Natur in jener allzu besonderen Weise participirten, wie er selbst. Seine oftgerühmte Menschenkenntniß ist weit entfernt von der Kenntniß der Welt und des Lebens bei Lessing, sie ist gar oft aus der verdächtigen Quelle Rousseaus und Voltaire's hergeleitet, sie ist, wo sie eigne Natur und Erfahrung ist, blos Kenntniß seiner selbst, und daher kommt es, daß seine Persönlichkeit ein weit interessanteres Object der Betrachtung ist, als seine Schriften an und für sich, und daß die Aufschlüsse, die er über sich selbst gibt, so scharf und treffend sind, als seine Charakterformen vag und nichtssagend. Wenn er ferner mit dieser Schilderung der Wirklichkeit und der Natur, wie sie ist, seine Obscönitäten zu entschuldigen meinte, so mußte er bedenken, daß ein Unterschied zwischen der Zeugungslehre in Anatomie und Physiologie, und den Phantasiereizen poetischer Darstellung ist, und endlich daß selbst nach dem Gesetze der Wirklichkeit jene verfänglichen Scenen, die bei ihm einzig und allein die Aspasien charakterisiren müssen, hinter Nacht und Vorhang sich verbergen.

Wieland führte die Zeit in diesen Dichtungen einen wesentlichen Schritt weiter; er ward der Dichter und Philosoph der Liebe, wie Gleim der Freundschaft; er betrachtete und schilderte das Verhältniß der platonischen und petrarchischen Seelenliebe zu der sinnlichen des Triebes, und entschied sich für die sittliche des Herzens, die er mehr zu Hause in glücklicher Ehe lebte, als daß er

sie geschildert hätte. Er ist der wahre Repräsentant aller jener guten Hausväter der Leipziger und Halberstädter Vereine; das ganze Ideal seines Lebens ging auf ein kleines Gütchen hinaus und auf ein Schneckenhäuschen, in das er sich zurückziehen könnte, und wie in seinen Staatstheorien die Sorge für Bevölkerung einen wesentlichen Punkt ausmachte, so auch in seiner häuslichen Praxis. So nannte die Herzogin Amalie sein Tage- und Lebenswerk abwechselnd Kinder und Bücher zu zeugen; Kindermachen, schrieb er irgendwo, ist schlechterdings das Allerherrlichste was ein Mann thun kann; und es ist in der That naiv genug, ihn im Danischmend und sonst über die Kinderzeugung philosophiren und Rath geben zu hören. Die eheliche Licenz nun machte ihn muthig, einem Geschlechte die Gemälde der Liebe vorzuschildern, das dessen langeher nicht gewohnt war, das vielmehr dergleichen als Werke der Finsterniß zu betrachten pflegte. Hier warf er sich, ohne es zu wollen, Klopstock mit einem solchen Gewichte gegenüber, daß nothwendig durch ihn der andächtigen und elegischen Sentimentalität, die jener angeregt hatte, eine andere Richtung gegeben werden mußte. Er setzte der himmlischen Liebe die irdische entgegen, der übersinnlichen die sinnliche, und sanctionirte eine mittlere dritte, in der die beiden anderen verschmolzen und die letztere durch die erstere geheiligt und geadelt ward. Daher war die unmittelbare Frucht dieser Gegensätze, die sich gegen **1770** hin am schroffsten gegenüber standen, diejenige Art Liebessentimentalität, die im Werther und Siegwart ihre Höhe erreichte, und die an Klopstocks heilig-sehnsüchtiger und Wielands sinnlich-begehrender Erotik gleichen Theil hatte. Klopstock hatte mit seiner Dichtung auf die Empfindung fast ausschließlich gewirkt; Wieland wirkte auf die Sinne; jener hatte die großen Ideen von Gottheit und Vaterland im Auge, Wieland aber gab der Poesie ein Thema wieder, ohne welches sie in der neueren Zeit nicht existiren konnte. Die Geschlechtsliebe, die durch unsre moderne Vergeistigung alles Materiellen an Ideen und Sinnlichkeit zugleich participirt, ist eben durch diese Veredlung des Gemeinen an sich selbst ein poetischer Stoff geworden, und Alles, was neuerer Zeit in der Dichtung nicht über das Stoffartige mit seinem Genius hinaus ragte, hat sich an dieses bequeme Thema gehalten, mit dem eine sichere Wirkung unausbleiblich zu machen war. Wir

erinnern an das, was wir im ersten Bande bei Gelegenheit der Minnepoesie hierüber gesagt haben, und anerkennend, was Alles durch dieses Thema Vortreffliches in der neueren Dichtung ist gefördert worden, müssen wir doch auch hier wieder bedauern, daß es sich so ausschließend des ganzen Gebiets poetischer Stoffe bemächtigte, daß kaum etwas Großes daneben Platz behielt; und wir müssen uns, auf die Gefahr hin der Trockenheit und Nüchternheit verdächtig zu werden, zu Lessings Ansicht schlagen, der bei Gelegenheit des Werther diese kleingroßen Stoffe belächelte, die den sinnlichen Trieb so heilig zu bekleiden wissen; müssen auf Shakspeare und Homer hinweisen, wo dieser Seite des menschlichen Wesens nicht mehr Raum gestattet und keine andere Farbe geliehen ist in der Poesie, als in der Natur der Dinge selbst. Wieland setzt uns, indem er sich den anakreontischen Minnedichtern mit seinen epischen erotischen Erzählungen zur Seite stellt, völlig in die Welt der Ritterdichtung zurück. In Biberach verkehrte er an einem kleinen Hofe, im ländlichen Thal, auf einem einsamen Schlosse, in einer unterhaltungsbedürftigen Umgebung, in der sich die Dame seines Herzens vorfand, die die Verhältnisse zu einer Dame seiner Gedanken gemacht hatten. Der Graf Stadion lieh ihm die wälschen Bücher, die sein Talent erst reifen und seiner dichterischen Gabe die Richtung geben mußten. Dazu ist der Schauplatz im Lande der alten Dichtung, in Schwaben; die Berührung mit der Schweiz ist hergestellt; ein neuer Manesse sammelte dort eben die alten Schätze. Hier haben wir sonderbarer Weise selbst alle äußeren Verhältnisse der Minnepoesie wieder; wir haben eben einen solchen Charakter, der persönlich ganz häuslich, doch weltbürgerlich in seinen Gesinnungen und Bestrebungen, und romantisch in seinen Poesien ausschwärmt; der unter geistigen und amtlichen Beschränkungen das Unendliche der Liebe und der Dichtung sucht; der von materiellen Principien und gutem Hausverstande ausgehend doch nirgends der Ideale und der Schwärmerei entbehren kann; den dieser Widerspruch in sich auf eben jenen Humor und jene Laune führt, die die ganze Ritterdichtung nie verleugnet hat, weil wir in ihr überall denselben Stoß des Phantastischen gegen das Wirkliche fanden, von dem wir meinten, daß ihn jedes Individuum von normaler Ausbildung in der Jugendzeit durchmache; eine Krisis, die Wieland,

wie wir geſehen haben, mit ſo merkwürdig greller Berührung der gefährlichſten Extreme erlebte. Er verwand dieſe Kriſis, doch ſo, daß durchaus von da an ſeine Entwickelung nicht eigentlich weiter geht; das Fieber hatte ſeine Kräfte ſo weit erſchöpft, daß er hinfort ſich ſtets in demſelben, nur etwas gemilderten, Wechſel von Wärme und Kälte, von Schwindel und Nüchternheit befand. Wir haben alle Grundbedingungen jener Zeiten und Poeſien in Wieland, und aus freiem Triebe hätte ein Analogon aus ihm hervorgehen müſſen, wenn er auch nicht auf die Quellen des Mittelalters geſtoßen wäre; und wer ſeine allumfaſſende Beſchäftigung mit den romantiſchen Stoffen zufällig finden wollte, der müßte den menſchlichen Entwicklungsgeſetzen nicht viel nachgedacht haben. Es iſt gewiß kein Zufall, daß ſich die tauſend kleinen Eigenthümlichkeiten der ritterlichen Erzähler hier wiederholen, weil ſie z. Th. mit den Lebensverhältniſſen Wielands eben ſo zuſammenhängen, wie einſt mit denen der alten Dichter. Ich will übrigens ſeine ganze Erzählart, mit allen den kleinen ähnlichen Wendungen, mit all jener zügelloſen Geſchwätzigkeit und Reflexionsſucht und den vielen Einmiſchungen der Subjectivität, ſeine ganze Manier, die alles Homogene nachahmt was ihr nahe kommt, alles Heterogene entweder ausſcheidet oder ins Homogene umſchmelzt, ſeine ganze Anlehnung an wälſche Quellen und an wälſche Natur, ſeine Plagia und ſeine Gallicismen und alle dergleichen Aehnlichkeiten Preis geben als Dinge, die möglicherweiſe abgelernt ſein konnten; allein jene Analogien der innern Natur, jenes Schwanken zwiſchen Heiligem und Profanem, jene ganz eigenthümliche Altklugheit und Frühreife, jene Behandlung der Liebe mehr als Sache der Gedanken als der Empfindung, jene Sicherheit, mit der Wieland auf das Grundthema der mittelaltrigen Dichtung fiel und auf ihre Grundmanier der Perſiflage und des Humors kann nicht wohl Zufall ſein. Es kann nicht Zufall ſein, daß er mit derſelben perſönlichen Unbefangenheit und Naivetät, wie jene Alten, bei denſelben Merkern anſtieß, daß er ganz wie jene über die Tadelſüchtigen und Misgeſtimmten klagt, daß er Alles will zum Guten aufgenommen haben, nicht zum Böſen, daß er im Nothfall, wenn ihn keiner hören möge, ſich ſelbſt und allein ſingen will. Wer möchte es Zufall nennen, daß der noch ganz unentwickelte Knabe auf die Cyropädie fiel, jenes Werk, welches die

Digitized by Google

gesammte romantische Poesie, die halb Geschichte halb Roman, halb Poesie halb Philosophie und Moral ist, eröffnet; und unmöglich hat es anfänglich, wie überhaupt je, in seinem Bewußtsein gelegen, daß er den ganzen ungeheuren und untrennbaren Kreis der alexandrinisch-ritterlichen, der byzantinisch-gothischen Dichtung mit seinen Nachbildungen beschrieben, und alle jene Gebiete durchwandert habe, die Klopstock in dem Quellenstudium seiner Poesie nicht berührt hatte. Von Heliodor und Ovid, von dem älteren und jüngeren Xenophon an bis auf die Ritterromane der mittleren Zeiten und die des 16. und 17. Jahrhunderts, den Amadis, die Clelia u. dgl., von Boccaz bis Lafontaine, Hamilton und Voltaire umfaßte er alle Quellen, die hierhin einschlagen, theilt sich wie eben diese Zeiten zwischen Roman und romanhaftem Epos, unfähig sich zur ächten Epopöe zu heben; er verweilte mit Vorliebe auf dem Fabliau; er nahm die morgenländischen Formen und Bühnen, die eingerahmten Erzählungen aus dem Oriente wie jene Zeiten zu seinen griechischen und ritterlichen Stoffen hinzu; und wie die ritterlichen Fabliaux in die Fabel ausgingen (in Deutschland beim Stricker), so kehren wir bei Wieland von der Fabel (Gellerts) dorthin zurück. Ganz wie sich die Minnepoesie in Lyrik und Roman damals der geistlichen Dichtung und dem tragisch-ernsten, vaterländischen Epos gegenüber lagerte, so Wieland gegen Klopstock, der jene beiden Seiten in sich vereint. Wir haben schon bei den erotischen Lyrikern gesehen, wie sie überall Contraste gegen die Barden und die Seraphiker bilden; eben so haben wir Wieland abfallen sehen von den Seraphikern und können ihn in dem verklagten Amor der Barden spotten hören. Die menschlichen Charaktere seiner Romane stehen eben so den erhabenen Kraft- und Tugendhelden Klopstocks gegenüber, wie Gottfrieds Tristan gegen die Heroen und Riesen der damaligen Epen, über die Wieland grade so spottet, obgleich sie ihm nicht so nahe lagen. Wieland ist daher der vollkommenste Gegensatz gegen Klopstock in allen erdenkbaren Beziehungen. Er ist sinnlich, wo Klopstock übersinnlich, verständig wo jener sentimental; seine ganze Dichtung ist so von Geschichte und Philosophie beherrscht, wie jener von Religion und Musik; er ist didaktisch, Klopstock lyrisch; seine Sprache ist daher der prosaischen Rede so nahe wie Klopstocks der musikalischen. Er hat so viel Verhältniß zu der französischen und südlichen Literatur,

wie Klopstock zur englischen und nordischen; zu Shaftsbury und Voltaire, wie jener zu Milton und Young. Klopstock ist es mit der Poesie selbst im Leben Ernst, Wielanden ist sie ein heiteres Spiel; dieß ist die große Grundverschiedenheit dieser beiden umfangsreichen Gruppen der schweizerischen und nordischen Dichter um Klopstock und der hallischen und halberstädtischen um Wieland, daß jene ganz musikalisch, ganz Empfindung und Natur die Dichtung auf das Pathologische, auf die eigenen Gefühle und Leidenschaften gründeten, diese dagegen ganz rhetorisch, ganz Verstand und Kunst in der gegentheiligen Theorie so weit gingen, daß Gleim gradezu aussprach, nicht die wahren, sondern die angenommenen Empfindungen machten den Dichter. Jener erste Grundsatz ist durchaus nordisch und englisch, dieser andre ganz südlich und französisch; beide hatte Göthe erst zu versöhnen. Von dieser Grundansicht aus fiel Klopstock auf die christlichen Empfindungen, die uns nahe lagen, Wieland auf die Gemälde der Ritterwelt, die uns entfernter stauden; er trägt aber den Gegensatz zu seinen romantischen Gebilden in sich selbst, und verhält sich daher eben so sehr zu den ernsten Behandlern der Ritterstoffe, als zu den Verspöttern wie Rabelais, er wollte eben so oft Ariost sein als Sterne und Lesage, die der Ritterpoesie entgegengesetzt sind. Wie wir bei Gottfried fanden, so erlaubt sich Wieland Scherz über das Heiligste der Religion; er nahm sich Klopstock entgegen der natürlichen Religion und Vernunftmoral an, und leugnete Offenbarung und was damit zusammenhing. Klopstock ist ein Patriot, Wieland ein Weltbürger; jener war ein begeisterter Verehrer der deutschen Sprache, dieser redete zuletzt schlecht von ihr, und machte die Nachbildung einer italienischen Octave zum Kriterium ihrer Schönheit, die er doch früher selbst meinte mit seinen Knittelversen übertroffen zu haben. Ueberall sind die Gegensätze so groß, daß, obgleich beide allgemeine Achtung sich nicht versagten, doch Wieland gestand, er begreife Klopstock nicht und habe gar kein Verhältniß zu ihm, und Klopstock in seiner Gelehrtenrepublik über Wieland spottete[122]). Klopstock ist der Dichter der Erhabenheit und Würde;

122) „Es war einmal ein Mann, lautet die Stelle, der viele ausländische Schriften las, und selbst Bücher schrieb. Er ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen bald auf ihren Rossinanten, pflügte

Wieland der Grazie und Anmuth. Ohne jenen würde unsre Dichtung sich nicht eine würdige Höhe, der Dichter keine anständige Stellung erobert haben, ohne diesen hätte die Poesie der Reize der kleinen menschlichen Verhältnisse entbehrt und der Mensch hätte nicht anders als auf dem Cothurn und im Feierkleide erscheinen dürfen. Das prädominirende Geistige bei Klopstock thut uns Zwang und spannt an, das herrschend Sinnliche bei Wieland erschlafft und spannt ab; jener lebte nach den Begriffen der Zeit freier und schrob seine Poesie hoch, dieser lebte eingezogen und ließ seine Dichtung herab. Beider Dichtungen sind mehr die Werke edler Seelen und wohlmeinender Theilnahme an der Wohlfahrt des Menschengeschlechts, als großer Geister; sie sind beide nicht eigentlich auf reine Kunst gerichtet, sondern auf Veredlung des Lebens; beide sind daher zu keinen reinen Formen gelangt. Beiden ist das Epos misglückt, beide sind am Schauspiel gescheitert, sie fielen der schreitenden Zeit zum Opfer, weil sie sich an untergegangenen Ideen und Formen festklammerten. Klopstock hat die Dichtkunst mit anderen Künsten in unnatürlichen Verband gebracht, Wieland noch schlimmer mit Wissenschaften, mit Philologie, Philosophie und Geschichte; keine dichterische Form, weder Epos noch Schauspiel, weder Lied noch Satire ist ihm rein geglückt; keine ungemischte Nation, Bildung und Zeit, weder die ächt griechische, noch die ächt römische, noch die ächt deutsche hat den undecidirten Mann der Mitte je angezogen, während Klopstock gerade auf die reinen Muster bei Griechen, Juden und Germanen fiel; kein scharfer Charakter hat Wielanden je gereizt, oder er hat ihn sogleich in einem vagren Lichte gesehen und in ein anderes umgesetzt. Die Cicero und Lucian und Shaftsbury waren seine Lieblinge; Klopstock dagegen sympathisirte mit Hermann, mit Heinrich und Brutus. In ihren Lebensrichtungen vertreten Wieland und Klopstock die Hauptseiten des Idealismus und des verständigen Rationalismus; Klopstock zeichnete daher heroische Gesinnungen und das Göttliche im Men-

---

mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele seiner gutherzigen und unbelesenen Landsleute hielten ihn für einen rechten Wundermann. Doch etlichen entging's nicht, wie es mit seinen Schriften zusammenhing u. s. w."

ſchen, Wieland kehrte mit unverholener Menſchlichkeit die Schwäche der Erdenſöhne heraus, und ſtellte ſie in mildes Licht. Er ſpottete der Ueberhobenheit der Stoa und der chriſtlichen Tugend, und wies die in Gott lebenden auf das Sokratiſche γνωθι σεαυτον zurück. Wir lernen bei ihm in den eigenen Buſen greifen, der uns bei Klopſtock verſchleiert iſt; wir lernen den Werth des Menſchen bei ihm geringer, vielleicht zu gering, aber richtiger immer, als bei Klopſtock ſchätzen. Beide blieben mit ihren rückwärts gewandten Augen bei den alten Regionen der Dichtung ſtehen, haben aber dennoch gleichen obwohl ganz verſchiedenen Theil an der ſpäteren Romantik; Klopſtock hatte in ſeinem menſchlichen Weſen, in ſeinem poetiſchen Leben ein Verhältniß zu dieſer, Wieland in ſeinen Schriften und Dichtungsſtoffen; jene Romantik, der es mit ihrer Materie wieder Ernſt ward, wandte ſich natürlich gegen den hausväterlichen Dichter des nüchternen Verſtandes, der dieſe Stoffe nur ironiſch behandeln konnte. Nie hat vielleicht ein Mann, der ſo ſehr zum Dichter geboren war, wie Klopſtock, ſich in dem Maaße wie dieſer mit freier Willkühr ſeine Anlagen, in falſcher Richtung nach einſeitigen Empfindungen verdorben, ſo daß Alles, was er über Dichtung theoretiſirte und in ihr leiſtete, unter ſeinen Gaben blieb. Und im Gegentheil, vielleicht war nie ein Mann ſo wenig zum Dichter geſchaffen wie Wieland, der ſich aber von dem Triebe der Zeit hinreißen ließ und wenigſtens zu einer Anſicht über Dichter und Dichtung kam, die faſt nichts zu wünſchen läßt. In ſeinem Schreiben an einen jungen Dichter fordert er an den Poeten „ſcharfe Stimmung aller äußeren Sinne, daß jede Empfindung die Melodie des Objects im reinſten Einklang verſchönert zurückgiebt, ein Gedächtniß, in dem nichts verloren geht, in dem ſich Alles zu jener feinen bildſamen Maſſe amalgamirt, aus der dann die Schöpfungen hervorgehen einer Einbildungskraft, die durch unfreiwilligen Trieb alles Einzelne idealiſirt, alles Abſtracte in beſtimmte Formen kleidet, und dem bloßen Zeichen immer die Sache ſelbſt oder ein ähnliches Bild unterſchiebt; die alles Geiſtige verkörpert, Alles Materielle zu Geiſt reinigt und veredelt; eine zarte und warme Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die ſich nichts Todtes und Fühlloſes in der Natur denken kann, ſondern immer ihren Ueberſchwang an Leben, Gefühl und Leidenſchaft allen Dingen mittheilt,

stets mit der behendesten Leichtigkeit andre in sich und sich in andre verwandelt; eine erklärte Liebe zu allem Wunderbaren, Schönen und Erhabnen, ein Herz, das bei jeder edlen That emporschlägt, vor jeder schlechten schaudert; zu all diesem bei dem heitersten Sinne und leichtesten Blut einen angebornen Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, und bei der geselligsten Gemüthsart einen vorschlagenden Hang zur Einsamkeit." Gewiß hat, so lange in Deutschland über die Dichternatur bisher gedacht ward, Niemand so vortrefflich und umfassend darüber geredet; allein er hat diese treffende Ansicht gleichsam erlernt, er hat seine Dichtung an üblen Gegenständen geübt, und nach seiner durchaus vorherrschenden Subjectivität zwar was zum Dichter gehört eingesehen, aber nicht was zur Dichtung; er hat, wenn er wußte, welche Gaben des Subjectes das Object zu verschönern taugten, jene anderen nicht genannt, die das rechte Object zu wählen wußten, worauf Göthe so großen Werth gelegt hat; er kannte die schaffende Kraft der Phantasie, aber er besaß sie wenig, wie die Dichter der Ritterzeit auch; wie er philosophirte ohne allen Sinn für Speculation, so dichtete er ohne Phantasie mit dem Verstande. Hätte er aber auch alle jene Ingredienzien, die den Dichter machen, besessen, wie er sich denn vielleicht zu diesem ganzen Gemälde selbst saß, so sieht man an den Früchten seiner Muse deutlich, daß noch ein elektrischer Funke in diese Mischungen hätte schlagen müssen, der weder auf ihn noch auf Lessing, und weit eher auf Klopstock fiel, der aber seine Wirkung mit falschen Zusammensetzungen lähmte. Nicht allein Klopstock hatte sich die Verfehlung seines Dichterberufs eingestanden, nicht allein Lessing legte das gleiche Bekenntniß ab, sondern auch Wieland gestand, als die Schlegel den Horizont aller Dichtung zu beschreiben und darnach den Maasstab des Dichterwerths zu bestimmen anfingen, daß nach diesem er nur drei Dichter kenne, Homer, Shakspeare und Göthe. Zu andern Zeiten hat er gemeint, eine geschmackvolle und aufgeklärte Nachwelt würde die Dusch und Zachariä in Ehren halten! und das wolle doch Gott verhüten, trotz der augenscheinlichen Gefahr, daß Wieland außerdem nicht in die Reihe jener Ersten gestellt werden würde, und sich also freilich trösten müßte, in großer und ehren-

hafter Gesellschaft von dem höchsten Gipfel des Parnasses ausgeschlossen zu sein.

Wenn diese dichterischen Eigenschaften Wielanden überall den ritterlichen Dichtern gleich stellen, so noch mehr seine Lebensweisheit und moralischen Grundsätze. Wir haben schon oben angeführt, daß er eine feinere Sitte suchte, als die des Pöbels, eine Moralität, die auf andern Grundlagen ruht, als auf dem Aberglauben des Volks, daß er Weisheit und Tugend nicht trennte. Er strebte aus der Rohheit seiner Zeit so hinweg, wie die Kalokagathoi in Athen aus der Altväterischkeit der Sitte, wie die Ritter mit ihrer höfischen Art vor dem unedlen Volke herauszutreten suchten. Wie sich jene Ritter in dem allgemeinen Weltverbande des Ritterordens mit Wohlgefallen sahen, so Wieland sich in dem Orden der Weltbürger, und als aus dieser idealen Verbindung die concreten Orden und Logen hervorgingen, konnte es nicht fehlen, daß Wieland in diese Vereine eintrat, deren rein haltende Tendenzen mit seinem ganzen Wesen zusammenstimmten. Kalokagathie war ihm das, was Herdern Humanität, was Schillern und Göthen Cultur hieß; und was die Ritter mit höfischer Sitte und Kunst bezeichneten, war seine Philosophie, seine Poesie der Grazien. Von dieser Seite ist seine ganze Schriftstellerei und sein ganzes Wesen am wichtigsten für Deutschland geworden, und in Nutzen und Schaden gleich wirksam. Man muß nicht vergessen, erinnert Gruber vortrefflich, daß dieß eine Zeit war, „wo man, mit Beutelperücken und ausgesteiften Rockschößen angethan, tonnenförmige Reifröcke, worin Damen staken, in Alleen herumführte, die so steif waren, wie die Gevattergesellschaften, in denen das junge Mädchen unter einem hohen Frisurthurme eingeschnürt dasaß, während die alten Basen in Gottschedscher Breite und Langweiligkeit sich allein vernehmen zu lassen das Recht hatten.“ Daß diesem schweren Blute der Geselligkeit mit einem derben Aderlaß einige Erleichterung geschafft ward, war gewiß unter aller Bedingung nöthig. Auch hier übrigens muß man bedauern, daß Wieland seine Satiren nicht directer gegen diese altväterischen Sitten schleuderte; der Umweg durch die griechischen Hetären war so lang; mir dünkt, Lessings Minna mit ihren Naturblitzen und seine Emilie, die sich ungepudert und in Locken zum Brautgang rüstet, und Werther, der mit freierer Sitte mitten in die Zeit hineintrat,

wirkten hier schneller und sicherer. Wieland warf sich in seiner Schreibart und Denkart der alten Orthodoxie und Pedanterie entgegen, er that es mit seinen Stoffen; allein er wandte sich nicht damit an das große Publikum, das der Aufklärung zunächst bedurfte, sondern an die feinere Gesellschaft; dorthin hätte er derber reden dürfen, hier brauchte es aristippischer Feinheit und Schonung, und einer Unterhaltungsschriftstellerei, die da, wo sie gewandt sein will, breit und langweilig, wo sie witzig sein möchte, gelehrt, wo sie Laune annimmt, platt wird, und so mit Einem Fuße immer in der guten deutschen Schwerfälligkeit und Trivialität stehen bleibt, und eine lare Bequemlichkeit hinzuthut, die undeutsch und unserer Natur fremd ist. Lichtenberg sagt irgendwo, es gebe in Deutschland Bücher, die zwar nicht vom Lesen abschreckten, nicht plötzlich einschläferten, oder mürrisch machten, aber bald den Geist in eine gewisse Mattigkeit versetzten, wie man sie vor einem Gewitter verspürt. Lege man das Buch weg, so fühle man sich zu nichts aufgelegt. Ich wüßte nicht, worauf dieß so trefflich passe, als auf Wieland. Hätte nicht Lessing neben ihm gestanden, wohin hätte Präcision des Denkens, Kraft, Eleganz mit Schärfe, und Sparsamkeit in der Sprache kommen sollen? Was wäre aus aller Energie, aus allem Lebensernste, aus allen großen Ideen und Bestrebungen geworden, wenn sich nicht die ganze Wucht der Originalgenies und ihrer plebejischen Strebsamkeit auf ihn gewälzt hätte? Wohin würde sich Wieland gewandt haben, wenn er von Biberach aus nicht weiter als (1769) nach Erfurt, und von da vielleicht nach Wien gekommen wäre, wo um 1770 Graf Boufflers den Grund zu seinem Ruhme legte, indem er einigen Damen von Rang die Grazien ins Französische übersetzte, und dabei den Text las, daß deutsche Frauen den deutschen Dichter durch einen Franzosen müßten kennen lernen! Hier würde er sich nur den Riedel und Alxinger gegenüber gesehen und jenen Dünkel genährt haben, in dem er immer von seiner sokratischen Ironie sprach und von dem Unheil, daß ihn seine Landsleute so wenig verstehen wollten, wie die Athener den Sokrates; als er aber nach Weimar neben Göthe und Herder kam, „brannte ihm, wie Merk sagt, der Druck unter diesen Potentaten allen Schmutz der Eitelkeit aus, und er blieb ein so bohemmischer guter Junge, daß er Merken heilig war, und nur zu kleinmüthig wurde.“ Durchaus war Wie-

land als Gegengewicht gegen Klopstock nöthig; es war aber auch eben so heilsam, daß beide, der Eine mit seiner Anglomanie, der andre mit seiner Gallomanie durch den ächt deutschen Lessing und die folgenden Zeiten zur Seite und in jenen Hintergrund gestellt wurden, in welchem sie noch heute in unserer Literatur erscheinen. Beide hätten diese wieder für die oberen Stände berechnet, Lessing aber zog Alles hinein, was Bildungstrieb hatte; er regte diese ächte Aristokratie an, in der kein Rang herrscht, als der des Geistes. So kräftig Lessings Dramen neben Wielands Romanen stehen, so sein Charakter und die Energie seines Wirkens und Lebens. Und wäre dieß nicht, wohin hätte die Wielandsche Weisheit führen sollen, der es nicht wohl war im Kleinen und Niedrigen, und nicht wohl im Höchsten und Edelsten, die immer dort aufbaute und hier einriß, und dazu immer predigte, zu leben und leben zu lassen, Alles in der Welt gut zu finden, jedem sein Steckenpferd zu gönnen, gegen Alles und gegen Jeden Toleranz zu üben, Alles zum Besten zu kehren; Maximen, die wieder die ganze Moral der ritterlichen Dichter so gut wie die seine durchdringen. Diese Principlosigkeit, diese Passivität, dieses Gehenlassen der Welt war der Wahlspruch seiner leichtfertigen Camönen[123]) und der Complex seiner Lebensphilosophie. Was diese

---

123) Eine sehr charakteristische Stelle ist im 12. Gesang des neuen Amadis:

Mir ist nur die Natur in ihrer Einfalt schön.
Ein leichtes Mal in selbstgepflanztem Schatten,
beim rosenbekränzten Becher ein muntrer sokratischer Freund,
und eh zum späten Schlaf die ruhigen Sinne ermatten,
aus einem Munde, wo Reiz und Unschuld blüht,
von Hagedorn ein kleines muntres Lied, —
dieß nenn' ich mir ein Fest! — Doch keiner Seele verwehrt,
vom Hören schon bei meinem Feste zu gähnen!
Ein jeder reite, vor mir, sein kleines hölzernes Pferd
nach seiner Weise; dieß ist der Wahlspruch meiner Camönen!

Er zäum' es wenn er will, anstatt beim Kopfe beim Schwanz;
wir wollen ihm zu gefallen nur leise darüber lachen.
Die große Kunst, dem alten häßlichen Drachen,
der uns zum Bösen versucht, sein Spiel verlieren zu machen,
ist guter Muth und Toleranz.
Doch dieses unter uns. Denn eueren Tartüffen, Schmelfungen
und G*n wird ewig umsonst dieß Liedchen vorgesungen.

letztere angeht, so haben wir ihren allgemeinen Gehalt schon bei den Lyrikern dieser Seite hinlänglich kennen gelernt; Wielands sämmtliche Schriften durchdringt sie auf allen Blättern, und zusammengedrängt hat sie Gruber mit Recht am besten im goldnen Spiegel gefunden, in den Gesetzen des weisen Pfammis, die auf Folgendes hinauslaufen: Das Wesen der Wesen bedarf unserer nicht; es will blos, daß wir uns glücklich machen lassen. Freude ist der letzte Wunsch aller Wesen, auch des Menschen, in dem Alles zum Werkzeug des Vergnügens gemacht ist. Wäre es möglich gewesen, uns des Vergnügens fähig zu machen ohne Schmerz, es wäre geschehen. Man soll nur der Natur folgen, dann wird die Wonne selten unterbrochen werden. Mäßigung ist Weisheit, nur weil sie Verwahrungsmittel vor Ueberdruß ist, und Arbeit rathsam, weil sie Gesundheit schafft, ohne die kein Glück ist. Den Unterschied zwischen Nützlich und Angenehm soll man aufzuheben suchen; man soll die leichte Kunst lernen, das Glück ins Unendliche zu mehren, man soll Wohlwollen auf Alles erstrecken, damit Alles wieder uns wohl wolle. — In der That, diese Sätze sind mit einer wahren Virtuosität zusammengestellt, um im Wiener Publikum und wo nur immer ein faules Schlaraffenleben gesucht wird zu gefallen. Selbst einer Frau von Stael misfiel dieser Epikurismus in einem deutschen Schriftsteller; sie bemerkte vortrefflich, daß diese Philosophie in Grundsätze gebracht allgemein anstößig sei. Daß der Mensch da ist, um zu wirken und um seine Kräfte zu regen, daß er der Natur entgegengesetzt ist, in der Alles mechanisch arbeitet, wo dann nur Abnutzung möglich ist, während der Mensch frei strebt und Hemmungen antrifft, die ihm Schmerz bereiten, dessen Ueberwindung dann wieder Frucht und Lohn seiner Mühe ist, dieß wäre das System Lessings gewesen oder Jedes, der sich an die wahre menschliche, nicht an die vegetative Natur angeschlossen, der seine Bildung an der frischen Periode von Griechenland statt an dessen verfallender genährt hätte. Wer sich Freude und Lebensgenuß so wohlfeil kaufen will, wie Wieland, der muß dann freilich zu jenen Theorien auch die praktischen Kunstgriffe unsers Sokrates setzen, der am Ende seines neidlosen und unbeneideten Lebens seinem Genius für das schöne Gewebe seiner Tage dankt, unter denen er auf Einen trüben vierzehn heitre rechnete, von so reinem Lebensgenusse, als ein demü-

thiger Sterblicher nur fordern dürfe. Aber wie ist dieß Glück errungen worden! wie oft ist die Bescheidung Schwäche, die Bescheidenheit Gefühl der Mittelmäßigkeit, die Mäßigung Halbheit, die Zufriedenheit Fügsamkeit in Alles gewesen. Er lebte ein vollkommnes System der Passivität; der Mensch schien ihm am herrlichsten durch seine Gabe, sich in Alles zu schicken, unter jedem Druck wieder aufzustehen, sich aus dem Bösen selbst ein Glück zu schaffen! Und am Ende muß er doch selbst bekennen, was sonst seine Philosophie nicht zuzugeben scheint, daß er nur dieß Glück und diese Freude genoß, weil ihn das Schicksal verzärtelte, daß er die Puffe, die Andere aushalten müssen, nicht ertragen würde." Am Ende hatte er mit all seinem Wohlwollen gegen Freunde und Feinde weder das Uebelwollen der Einen vermeiden, noch das Wohlwollen der Anderen überall eintauschen können. Wenn er verkannt wurde, so tröstete er sich mit Jesus Christus, der sich noch übler mußte mitspielen lassen, weil er auch besser war: Denn dieß schien unter vielen Principien seiner Weisheit eins der letzten: daß nach dem Maaße, daß man gut ist, man den Narren müsse mit sich spielen lassen. So weit brachte ihn sein Spiel mit Meinungen und Ansichten, daß er gut nannte, was andre schwach und matt gefunden hätten, und daß er die größte That einer freien Willkühr und Kraft mit den unmächtigen Nachgiebigkeiten seines Duldungssystems verglich.

Wie innig und tief Wielands ganze Natur und Philosophie mit den Uebergangszeiten der alexandrinisch-ritterlichen Bildung verwebt und verwachsen ist, sieht man in seinen mehr theoretischen Schriften noch klarer vorliegen als selbst in seinen Dichtungen. Er beobachtet in der Menschheit, in den Völkern, in den Individuen die zwei Stufen des Natur- und Unschuldstandes und der Cultur, Erkenntniß und Bildung. Das goldne Zeitalter der Welt ist nichts als die Kindheit des einzelnen Menschen. Wie schön sie sei diese Zeit, doch werde Niemand immer Kind bleiben wollen. Der Fortschritt zur Cultur müsse gemacht werden, auch wenn es in der menschlichen Natur liege, „daß sie nicht anders, als durch einen langen Mittelstand von Irrthum, Selbsttäuschung, Leidenschaften, und daher entspringendem Elend zur Entwicklung und

Anwendung ihrer höheren Fähigkeiten gelangen könne“[124]). Blickt man auf die Lage der ganzen Menschheit zwischen dem reinen Instinkt- und Kindheitsleben der älteren guten griechischen Zeit und unseren neuesten Jahrhunderten, wo wahre Aufklärung und reine Cultur erst möglich geworden ist, so sieht man, daß eben jene Zeiten der alexandrinischen und romanischen Bildung ein solcher Mittelzustand, ein solches Mittelalter waren, in dem die Menschheit sich in eben jenen Schwankungen und Irrungen, Täuschungen, Leidenschaften und Leiden bewegte, die Wieland bezeichnet. Blicken wir zurück von diesem ungeheuren Schauplatz auf die engeren Verhältnisse in Deutschland, zu Wielands Zeit und auf die kleine Welt in Wielands Innerem selbst, so sehen wir, daß der poetische Bildungstrieb in diesem Jahrhundert unserer Verjüngung, in Klopstock, Brockes, Geßner, in der ganzen Schäfer-, Patriarchen-, Freundschafts- und Bardendichtung uns ein solches goldnes- und Kindheitszeitalter noch Einmal vorschilderte, das Rousseau in Frankreich geradezu realistisch predigte. Springen wir von da zu der Poesie und der Lebensansicht einer reinen Cultur über, die Schiller und Göthe ausbildeten, so sehen wir zwischen Beiden Wieland wieder in derselben Mittelzeit liegen, und eben jene Irrwege nach Extremen, jene Selbsttäuschungen und Schwankungen durchleben, die in dem Mittelzustande unserer Nation zwischen alter Stumpfheit und neuem Schwung, alter Beschränkung und einem plötzlich geöffneten weiten Gesichtskreis neuer Bildung natürlich waren. Ungemein merkwürdig drückt sich diese Stellung Wielands nach diesen beiden Standpunkten hin, zwischen denen er in der Klemme steckte, in seinem Leben und seinen Schriften aus. Er hielt es zuerst mit jenen patriarchalischen Dichtern, dann fiel er in ihren Gegensatz über; von da an folgten in ihm die Extreme und Contraste nicht mehr successiv, sondern sie lagen nebeneinander, nicht verschmolzen und versöhnt, sondern stets schaukelnd. Seitdem er 1769 einem Rufe nach Erfurt gefolgt war, hing er dort zugleich mit Heinse und den rohen Revolutionsmännern der 70er Jahre zusammen und mit Jacobi, Klotz und Gleim, mit denen er sentimentale Freundschaften schloß; in Einerlei Zeit schreibt er Privat-

124) Auf diesen Schlußsatz läuft die Erzählung Korkor und Kikeqeutzel (1770) hinaus.

briefe in dem neuen groben Sturm- und Drangstyl und in dem alten süßlichen Ton der Schäferfreundschaft; in Weimar fing er an, für den gemeinen Rationalismus und die Berliner Aufklärerei, für ordinäre Zeitschriften und Klatschereien zu arbeiten, während er zugleich im Oberon sich auf die höchste Spitze jener Poesie stellte, deren er fähig war; er hatte Verhältnisse zu Meißner und Nicolai, da er zugleich welche zu Göthe suchte. Wie das ganze Mittelalter überall in einem unversöhnten Kampf des Rationalismus und Idealismus begriffen war, so Wieland durch sein ganzes Leben, auch trotz jenem ersten Abfalle von seinen ersten Religionsschwärmereien, an deren Stelle er später einige politische Schwärmerei setzte. Es war dieß der Kampf seiner deutschen Natur mit seiner französischen, seines deutschen Gemüths wider seinen Verstand, den er fast ausschließlich in französischer Schule bildete. Auch hier drängt sich die Vergleichung der mittelaltrigen Bildung in der die französische eine so wesentliche Rolle spielte, von selbst auf. Frankreichs Cultur schwankte immer zwischen halbantiken und halbromantischen Elementen, sie ging von Bigotterie und Fanatismus zu Epikurismus und Frivolität über, sie bewegte sich zwischen Philosophie und Poesie und brachte es in keiner zu einer reinen Gestaltung, weil die ideale Behandlung von Wissenschaft und Kunst stets bei ihnen von realistischen, politischen und anderen Einflüssen gekreuzt war. Das Alles ist bei Wieland völlig ebenso. Und bei so naher innerster Verwandtschaft mit diesen Nachbarn war es unmöglich, daß er Klopstocks Patriotismus theilen konnte, er ward Weltbürger, und nahm an den französischen Zuständen in Literatur und Politik gleichen Theil, und wandte seinen alten Idealismus, wie die Franzosen thaten, hier und da auf seine politischen Ansichten hin.

Wie ihm also im Hause des Grafen Stadion die französische Poesie nicht entgangen war, so konnte ihm auch die dortige Philosophie nicht entgehen, zumal da er in Erfurt mehr wissenschaftlichen Forderungen genügen sollte, als Ansprüchen auf Unterhaltung, und da seine geistigen Bedürfnisse ihn, der auch hier schwankte, immer von dem einen zum andern, und von beiden zu Philologie und Geschichte leiteten, ohne daß es ihm gelungen wäre, seine verschiedenen Studien zum Dienste Einer Thätigkeit

zu zwingen. So ging er daher in Erfurt auch mit historischen Planen um, er wollte eine Geschichte der sokratischen Schule schreiben, die so gut ein Halbroman würde geworden sein, wie später sein Aristipp; ja einmal dachte er gar an eine deutsche Reichshistorie, von der ihn Jacobi, gewiß ohne große Mühe, abbrachte, indem er ihm das Zeitalter des Perikles vorschlug. Aber all diese historischen Projecte drängte seine Beschäftigung mit Rousseau zurück. Wie er in seiner Graziendichtung sich zu den preußischen Lyrikern in Halberstadt und Halle stellte, so steht er hier neben den preußischen Philosophen in Berlin, die sich ebenso und in den gleichen Tendenzen mit Rousseau beschäftigen. Wie dieser Mann Wielanden natürlich interessiren mußte, folgt aus dem vorhin angeführten Systeme unseres Dichters, das ihm schon in diesen Zeiten (1770) klar vorlag, nach dem er sich entschieden für Fortschritt und Erkenntniß erklärt hatte. Rousseau, auf das Elend der ganzen mittelaltrigen Geschlechter, auf die Nutzlosigkeit der mittelaltrigen Bildung, auf die Greuel, die der christliche Religionsglauben im Mittelalter hervorrief, den Blick gerichtet, kam auf jene berühmten Sätze, es sei dem menschlichen Geschlechte besser, gar keine Gesetze, Künste und Wissenschaften zu haben, und auf die dreiste Behauptung, die Geselligkeit sei nicht Natur im Menschen, die Natur habe so wenig als möglich zu den Verbindungen beigetragen, die der Menschen Freiheit und Glück untergraben hätten. Dieß ging direct gegen Wielands gesellige Triebe und gegen seine Culturtheorien an. Entfernung von der Einfalt der Natur war ihm nicht Entfernung von der Natur selbst; möglichste Vervollkommnung und Verschönerung des Lebens war ihm Zweck aller Bestrebungen, nicht die ursprüngliche Bedürfnißlosigkeit. Ebenso ging diese neue Lehre auch gegen Wielands neuen Haß aller schroffen Extreme. Wollte er den Menschen nicht von Young zum Engel gemacht sehen, so auch nicht von Swift zum Teufel und von Rousseau zum Affen. Wollte er nicht den Zustand der Ueberbildung billigen, so doch auch nicht den der Unbildung und Rohheit; es war ein geschichtlicher Erfahrungssatz bei ihm, daß aus jenem Naturzustande die Menschen immer zum Sündenfall übergingen und aus diesem wieder sich zu grundsätzlicher Tugend erheben könnten, so wie daß aus jenem Zustande der Ueberbildung Revolutionen wieder zu natürlicheren Verhältnissen zurückführ-

ten[125]). Auch hier alſo hing er politiſch an einem mittleren Zuſtande, ward ein Freund von Verfaſſungen, richtete ſeine Waffen gegen Unterdrückung (Rohheit, Naturſtand, Dummheit) und gegen Ausgelaſſenheit, und leitete von dieſen Extremen alles Elend des menſchlichen Geſchlechtes her. Er machte alſo nicht wie Rouſſeau den Sprung nach den Zeiten vor aller Cultur zurück, ſo wenig als er es mit unſeren Schäferdichtern that, ſondern er richtete ſeinen Beſſerungseifer wie Voltaire gegen die Tyrannei der weltlichen und geiſtlichen Herren und gegen die mittelaltrigen Zuſtände, die uns übrig geblieben waren. Schon 1770 in einem Aufſatze über Rouſſeau ſagt er, ſeine Sätze über Unterdrückung und Ausgelaſſenheit ſeien Wahrheiten, an denen dem ganzen Menſchengeſchlechte gelegen ſei, und zugleich der Schlüſſel zu allen ſeinen Werken; und er wünſchte, daß Alle, an denen das sapere et fari quod sentias erfüllt worden, ſich mit ihm vereinigten, dieſe Wahrheiten einzuſchärfen, bis ſie ihre Wirkung thun würden. Offenbar geht hier Wieland, angeregt von den literariſchen Gährungen in Frankreich, den Reformen in allen Staaten Europa's, den Charakteren Friedrichs und Joſephs, auf eine praktiſche Wirkſamkeit aus, und ſtellt ſich Voltairen nicht allein in ſeinen Formen und Manieren, ſondern auch in ſeinen Tendenzen zur Seite. Man hat ſich gewundert, daß ſeine Schriften nach dieſer Seite hin ſo wenige Wirkung gethan, daß er für Deutſchland nicht einmal hätte werden können, was Voltaire für ganz Europa ward. Mit einem Stiche auf die deutſche Fühlloſigkeit hat Gruber gemeint, ſein goldner Spiegel ſei wenig geachtet worden, nur weil er aus Deutſchland kam. Allein wenn man praktiſche Wirkungen machen will, ſo iſt mit

125) Lange vor der Revolution ſchrieb er dieſen Satz: „Aeußerſte Verfeinerung der ſchönen Künſte ſind zugleich eine Folge und Urſache der äußerſten Ueppigkeit der Sitten. Dieſe untergraben einen Staat bis er zuſammenſtürzt. Aber wenn ſich dieß in einem Zeitpunkt ereignet, wo zugleich der ganze Inbegriff der aufklärenden und nützlichen Wiſſenſchaften und Künſte angebaut worden iſt, ſo wird der eingeſunkene Staat in Kurzem neu belebt und in einer ungleich beſſeren Geſtalt und Verfaſſung ſich wieder emporheben, und durch ſeine Erfahrung weiſe die ſchwere Kunſt geltend machen, die Privatglückſeligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Eine Erſcheinung, von welcher manche, die dieß leſen, noch Augenzeugen werden dürften."

Wielandischen Halbheiten nichts gethan, auch nichts mit jener Philosophie der Mitte, und wenn sie selbst die richtigste Unpartheilichkeit, Vorurtheilslosigkeit und Wahrheit enthielte. Voltaire warf sich schroff, auf die Gefahr hin als einseitig, eigensinnig, hartköpfig, kalt, dürre und trocken zu erscheinen, ganz auf die Verfolgung Eines Zweckes mit der Anwendung von Einerlei gleichwirkenden Mitteln. Er sprach allen Idealen Hohn, auch auf Kosten der Wahrheit, allein Wieland war viel zu deutsch gründlich, um irgend einem Verhältnisse Zwang anzuthun, viel zu gemüthlich, um das, was der Menscheit einmal heilig war, immer und überall zu verspotten und zu begeifern, viel zu zweiseitig, um mit jenem Nachdrucke nach Einem Ziele hinzudrängen, der zu realen Wirkungen nothwendig ist. Wie ungleich ist daher Wieland Voltairen in seiner Bekämpfung des Christenthums; gegen diesen ungläubigen Spötter steht er im Agathodämon wie ein nüchterner rationalistischer Protestant. Wie ungleich in seiner Freude an griechischer Urbanität gegen die trocknen Sympathien Voltaires mit chinesischer Bildung. Wie ungleich sogar in den historischen Rechtfertigungen des Papst- und Bonzenthums, der Klöster und des Cölibats, was er zwar Alles wie Voltaire im Allgemeinen verfolgt, gegen die sarkastische Bitterkeit, mit der dieser gleichgültig die bestehenden Verhältnisse dieser Art und ihre geschichtliche Entstehung behandelt. Wie ungleich in der Ansicht der mittelaltrigen Ordnungen überhaupt, die Voltaire als Barbareien und Greuel mit dem mannichfaltigsten Witze direct und indirect angriff, während Wieland diese ganze Welt mit Vorliebe poetisch behandelte, persiflirend allerdings, weil er darin massenweise jene Schwächen der menschlichen Natur fand, die ihm aber so liebenswürdig schienen. Wie ungleich endlich in der ganzen Betrachtung der wirklichen Welt, der gegenüber Wieland so wenig von Idealen loskommt, als er den Chimären der Menschenköpfe gegenüber es unterlassen kann, auf das Praktische, Reale und Mögliche zurückzudeuten. Voltaire hat überall nur Verstand, nicht Gefühl; ihm hat die Armuth des Herzens den Beruf zur Satire gegeben. Aber Wieland war ganz Gemüthlichkeit; er hat an Verstand, an Phantasie, an Empfindung, an Vernunftthätigkeit Theil, wenn auch nirgends sehr reichen Theil; er hat den Kreis menschlicher Gaben in flockigen Linien ganz umschrieben, von dem auf Voltaire nur

Ein scharfes Segment fiel. Der persönlichen Einsicht und Weisheit Wielands mag es Ehre machen, daß er, wie er sich um diese Zeit zwischen Stoa und Epikureismus in die Mitte zu stellen suchte, so auch zwischen Rousseau und Voltaire in der Mitte steht; es ist aber dann auch kein Wunder, daß er nicht die Wirkungen des Einen und des Andern machte, die überdieß in Deutschland nur langsamer und minder tumultuarischen Eingang finden konnten. Wie wenig Wieland eine grelle Opposition gegen Rousseau machte, geht aus all seinen Urtheilen über ihn und aus allen hierhin bezüglichen Aufsätzen und Erdichtungen hervor. Er liebt den Mann, der in Paris ein Epiktet zu sein wagte, der allen Vortheilen entsagte, die ihm seine Talente bei einiger Gefälligkeit gegen den Geist der Zeit hätten verschaffen können, der sich allen Folgen der Paradoxie aussetzte, in einer conventionellen Zeit, wo ein freier, wahrer und guter Mensch das größte Parodoxon ist. Er sympathisirt auch nicht wenig mit Rousseau darin, daß dieser wie Er viele menschliche Schwachheiten so liebenswürdig fand. Und was mehr ist: jene Urzustände der ersten geselligen Stufe misfallen ihm von Herzen gar nicht so absolut, als er sich in seinem Eifer für Cultur anstellt. Die Frage, ob es besser sei, Tugend zu üben ohne das Laster zu kennen, oder mit dem Laster bekannt zu sein, damit man die Tugend aus Ueberzeugung lerne, sollte zwar nach seiner shaftsburyschen Theorie und nach der Praxis seiner Musarion für das letztere entschieden werden, allein sie scheint ihm jetzt (in den Reisen des Abulfavari) einerlei mit der Frage, ob es besser sei, gesund zu sein ohne es zu wissen, oder sich krank zu machen, um die Gesundheit besser schätzen zu lernen. Nur weiß er bei dieser theoretischen Antwort die praktische Entscheidung zu wohl, daß Laster und Krankheit kommen muß; er holt sich aus der Geschichte den Grundsatz: daß Alles, was ist, gerade so ist, wie es zur Zeit, da es ist, sein kann; und mit diesem Grundsatze die stärkste Säule seiner Toleranz gegen Alles, mithin auch gegen die Zustände der Natur wie des Luxus, gegen Rousseau's amerikanische Wilde und Voltaire's Zeitalter Ludwigs zugleich. So verliebt er sich um diese Zeit in die Foleys an der Gambia, nach einer Beschreibung von Franz Moore, wie sich Herder von Levaillant begeistern ließ. Er findet, ganz nach seinem Systeme, in ihnen ein Völkchen, das glücklich in Einfalt ist,

weil es noch keine Unterdrückung geduldet, weil es noch in einem Zustande lebt, in dem alle Völker einmal Foleys waren. Allein diese Sicherheit vor Unterdrückung ist blos zufällig, sagt ihm sogleich sein historischer Realismus, um ihn nicht auf dem poetischen Ideal weilen zu lassen; und ohne Sicherheit ist kein Glück; dieser Zustand kann in der wirklichen Welt nicht dauern.

Auf diesen Beschäftigungen baute sich Wielands goldner Spiegel (1772) auf, in dem er sich von den unmoralischen Liebesgeschichten entfernt halten und diese ernsteren Wahrheiten lehren wollte. Er arbeitet hier in Voltaires Manier, die Uebelstände der Nähe und Gegenwart mit denen der Ferne zu vergleichen, die Wirklichkeit mit Erdichtungen, die Geschichte mit allgemeinen Erfindungen zu erläutern; man erinnert sich an die politischen Allegorieromane des 17. Jahrhs., von denen Wieland nachher bald (in den Abderiten, dem Peregrin, Agathodämon, Aristipp) auf die Geschichtsromane überging. Nichts ist so charakteristisch für Wielands Hin- und Herwiegen zwischen Idealism und Realism, als dieses Buch. Der Hofphilosoph des Schach Gebal, Danischmend, erzählt den Verlauf eines Staatslebens nach allgemeinen historischen Beobachtungen, um den trägen Schach zum Nachdenken und zur Thätigkeit zu bringen. Gleich Anfangs, wo in einer Episode jene obenerwähnten Gesetze des Psammis angeführt werden, die in einem kleinen Völkchen idyllischen Glückstand begründet hätten, macht der Iman auf den Geist der Weichlichkeit aufmerksam, der in diesen Gesetzen liege, und auf das Schädliche der Erzählungen solcher Zustände, die nicht auf politische Zustände von größerem Schnitte paßten; er wird mit Sophismen abgewiesen, obwohl man sogleich zweifelt, wer hier eigentlich der Weise ist. In dem eigentlichen Thema, der Geschichte der Könige von Scheschian, wird erzählt, wie eine willkührliche launenhafte Regierung einen Staat an den Rand des Abgrunds bringt, weil die Grundfeste versäumt war, auf die jeder Staat gebaut sein sollte, die Zufriedenstellung der untersten Klassen. Es bereitet sich eine Revolution vor, die Rousseau'schen Begriffe von Menschenrechten und von Staatsverträgen treten herein, in denen der Prinz Tifan erzogen ist, der Revolutionsheld, der ersthin in der Einsamkeit erzogen, mit einem Landmädchen vermählt, nun den anarchischen Staat neu einrichtet und zu einem wahren Ideale umbildet. Wer

sollte es denken, in dem Spötter der religiösen und moralischen Ideale hier wieder einen so eifrigen politischen Idealisten zu finden, der in ganzem Ernste sagen mag, daß ihm nichts wahrscheinlicher sei, als daß ein Duzend Don Quixote, die nur mit etwas gesünderem Kopfe als dieser auf die Feinde des Menschengeschlechts losgingen, die Gestalt unsrer Welt binnen einem Menschenalter mächtig ins Bessere verändern würden; der es unmöglich glaubt, daß unter allen künftigen Regenten sich nicht Einer finden sollte, dem es ein unerträglicher Gedanke wäre, den Charakter des Tifan ein bloßes Ideal bleiben zu lassen. Dieses Tifan! der es in 10 Jahren dahin bringt, daß in einem Volke von 30 Millionen jeder Kaufmann Gewissen, die Gelehrten Menschenverstand, die Priester Verträglichkeit hatten u. s. w., alles durch philosophische Gesetze und gute praktische Erziehung! Der gute Schach Gebal meint in aller Gemüthsruhe, daß der Prinz Tifan der phantasirte Held eines Romans sei, oder daß er ein Bischen hätte hexen müssen; er wundert sich über diesen sonderbaren Cameralisten, der aus seinem Staate eine Caninchenhecke machte, die die Bevölkerung in hundert Jahren auf das Doppelte treiben sollte; und so geht von ihm aus überall die Stimme des gesunden Menschenverstandes, auf dessen Seite Wieland sonst so gerne steht, die aber hier durchaus in Schatten gestellt wird, wo der gutmüthigen Politikus die Erscheinung des Kaiser Joseph sicher machte, daß sein Tifan kein Traumbild und kein Ideal sei. So vernichtet Wieland denn durch diese Doppelseitigkeit, die er nie verleugnen kann, immer die Wirkungen, die er auf Einer Stelle macht, mit der Gegenwirkung von einer andern Seite her; man hält sich hier mit den Gegnern seiner Helden und seiner Begriffe, an denen man überall anstößt. In dem Anhange, der Geschichte des Danischmend, erscheint dieser ganz wie ein Tugendheld Fenelon'scher oder Florian'scher Romane, und man möchte gleich gegen ihn mit dem bösartigen aber weltklugen Kalender, der ihm da entgegengestellt ist, Parthei machen. Es ist hier jene französische Art von Menschenschilderei, die die Psychologie wie eine Taschenspielerkunst handhabt, wo jedes Laster und jede Tugend möglich ist, jedes Verhältniß willkührlich gesponnen, und willkührlich der Faden gehandhabt wird, um das Verwickelte mit anscheinender Feinheit zu lösen. Sonderbar genug predigt hier Wieland, daß

in den Deklamationen gegen die Gebrechen der menschlichen Natur kein Gran Menschenverstand sei! gegen die Unterdrücker und deren Ueppigkeit, die die Ursache des menschlichen Verderbens sind, gegen sie soll man deklamiren. Und um dieß seinerseits zu thun, schildert er das glückliche Völkchen der Jemaliter, zu dem ihm seine lieben Foleys saßen, das von Bonzen und Kalenders verderbt wird. Aber der beabsichtigte Effekt kommt gar nicht heraus. Denn wenn so grobe Werkzeuge wie seine Fakirs mit ihren Lingams ein so edles Volk so leicht gefährden können, soll dann diese „glückliche Schwäche der Tugend" beweisen, daß man mit Unrecht gegen die Gebrechen der menschlichen Natur deklamirt? Wir sehen hier Wieland zum erstenmal auf dem ermäßigten Standpunkte stehen, auf dem er hinfort stehen blieb. Er hatte im Anfang die Menschen für Engel und Platoniker gehalten, er nahm sie dann für Schwächlinge; wie ihm beides verleidete, so hielt er die gute Meinung von der menschlichen Natur fest neben der Ueberzeugung von ihrer Verderbniß durch Zeit und Verkünstelung, und er behielt sich den Glauben an einige gute Ausnahmen vor. In dem Schriftsteller Cador, der im goldnen Spiegel vorkommt, gibt er selbst sein jetziges Glaubensbekenntniß. Dieser Mann leitete die meisten Urtheile und Handlungen der Menschen aus den mechanischen Wirkungen physischer Ursachen her oder aus geheimen Täuschungen der Einbildung und des Herzens; je erhabener die Beweggründe waren, aus welchen jemand zu handeln vorgab, desto größres Mistrauen hegte er; er hatte eine gute Meinung von der menschlichen Natur, er hielt sie durch Jahrtausende der Künstelei für zerrüttet, glaubte aber dabei an eine Anzahl schöner Seelen und liebte diese; dieß rechneten ihm falsche Anhänger als Schwärmerei an, und folgten ihm nur in seinem persiflirenden Zuge gegen das Eitle und Lächerliche im Menschen, und er erfuhr die Kränkung, mit diesen Anhängern in Eine Linie gestellt zu werden.

Mit Wielands Versetzung nach Erfurt war eigentlich eine Recapitulation seiner früheren Lebens- und Schriftstellerepochen in einem höheren und edleren, z. Th. verwandelten Style eingetreten. Was in seiner Jugend zuerst die antilukrezische und christliche Philosophie war, das ward nun die antirousseauische und politische Philosophie, und so viel andächtig gläubige Denkart dort gefunden ward, so viel skeptische psychologische Forschung stellte sich hier

an die Stelle. Aus jenen ersten Beschäftigungen heraustretend, versuchte er sich damals an dem Schauspiel, und ähnlich wagte er es bei seiner Versetzung nach Weimar, auf die wir später zurückkommen, sich auf die Oper zu werfen. Schweizers Composition der Alceste (1773) und der Wahl des Herkules verschaffte diesen einen außerordentlichen Beifall; allein über der Rosamunde sah es Wieland nachher selbst ein und „bekannte es vor Gott und Menschen", d. h. er schrieb es an Merk, daß er für alles Dramatische keinen Sinn habe, und er war nahe daran, sich für einen Duns zu halten, da keiner seiner Freunde damit zufrieden war. Zurückgeschreckt von diesen Versuchen fiel er nun wieder auf seine griechischen und ritterlichen Stoffe zurück, in denen er nun bei weitem bessere Leistungen als früher hervorbrachte. Wir lassen hier seine Stellung in Weimar, seine Thätigkeit am Merkur, sein Verhältniß zu der neuen Periode der Originalgenies in den 70er Jahren noch unerörtert, und verfolgen nur anticipirend bis um 1780 seine poetischen und prosaischen Erzählungen in den genannten Gebieten, damit wir an dieser Stelle die ganze Masse der Wielandischen Produkte übersehen, die uns berechtigen konnte, in der Erneuerung dieser Stoffe und Formen der mittleren Zeiten ebenso wenig ein blindes Ungefähr der Nachahmung finden zu wollen, wie in Klopstocks Behandlung des Messias. Wir treffen also in diesen Jahren eine Reihe von Rittererzählungen, die alle auf den Culminationspunkt von Wielands Poesie, den Oberon, hinsteuern. Indem Wieland jetzt alle seine Sachen in seine Zeitschrift, den Merkur drucken ließ, mußte er sichs häufig bequem machen, um schnell etwas Manuscript fertig zu haben; er kam daher von Erfindungen ab, die ihm immer schlecht geriethen, und fiel auf die ächten Quellen der Ritterdichtung, die er in eben der freien Manier nacherzählte, wie einst die ritterlichen Poeten selbst. Dadurch kam er den ächten Stoffen und mit diesen dem ächten Tone näher, mit dem diese Dinge behandelt sein wollten. Er suchte sich ein deutsches Gaulois zu bilden, wie er sagte, und wie wenig es ihm auch damit gelang, so ist doch der Fortschritt in der Kunst der Erzählung unverkennbar. Sein Geron ist aus dem Gyron le courtois ausgehoben; er ist reimlos; der Vortrag ernster und gemessener; der Anlaß zum Schlüpfrigen ist anständig vermieden. In der Wasserkufe ist der Inhalt aus einem Fabliau

in Le Grands contes devots; ein sehr kitzlicher Stoff in einer der ächten Naivetät und Unbefangenheit wirklich nahe kommenden Erzählung. Selbst in dem Feenmährchen Pervonte, das schon einige Albernheit gestattete, herrscht ein gehaltnerer Ton. Das Wintermährchen (1776) ist noch besser; nie hatte Wieland vorher so fesselnd und unterhaltend, so ohne Breite und Ermüdung in Versen erzählt, wie hier, in einem Feengeschichtchen, über das er in Don Sylvio gespottet hatte. Hier gelingts ihm in seinen Reimpaaren hier und da den Ton der mittleren Zeiten oder des Hans Sachs anzuschlagen; eine mäßige und unerzwungene Laune breitet sich über das Ganze. Die neue Umgebung in Weimar, der geschmackvolle Kreis, in dem er sich hier bewegte, der rasche Aufschwung unserer Literatur in diesem 8. Jahrzehnt, wirkte auf den empfänglichen Mann ein, der wie Göthe in seiner Art jede kleine Schattirung der nationellen Bildungen in sich abdrückte. In diesen Erzählungen, wie in dem Sommermährchen (nach Chretien de Troyes), dem Vogelsang (Nachbildung des lays de l'oiselet) u. A. erhebt er sich weit über die Gellertsche Manier des Vortrags, er wirft ganz jene falsche Schminke einer trivialen Laune ab, und wo er sich ja noch einmal in eine Nebenbetrachtung verliert, findet er sich ohne die platten Späße der früheren Erzählart zurecht. In Gandelin oder Liebe um Liebe (1776) gelingt es Wielanden fast, in die alte Atmosphäre zu versetzen. Wenn man wissen will, warum man ihn den Dichter der Grazien nannte, so muß man dieses Stück lesen; und wenn irgend Jemand an unserem Lobe Anstoß nehmen sollte, so müssen wir empfehlen, von den früheren Schwänken etwa den neuen Amadis vor dem Gandelin zu lesen, um zu finden, wie weit Wieland hier über sich selbst hinaustrat, welches Maaß gehalten ist in Sache und Sprache, wie harmlose Laune, ein pikanter, leichter, schwebender Gang der Erzählung, schalkhafte Einfälle und reizende Farben dieses Spätere auszeichnen. Selbst Oberon dünkt mir formell nicht so viele Vorzüge zu haben, als Gandelin; Klelia und Sinnibald (1785) ist schon wieder viel plauderhafter und fader. Der Oberon (1780) baut sich auf allen diesen rhapsodischen Versuchen auf. Er ist fast das einzige Werk, das Wielands Namen popularer gemacht oder erhalten hat. Der Beifall der größten Männer munterte ihn auf. Göthe schrieb an Lavater: So lange Poesie Poesie, Gold

Gold und Crystall Crystall bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden. Die Schlegel sahen ihn mit Recht als den Anreger des romantischen Geschmacks an, und in der That reihte sich Alxinger unmittelbar an Oberon an, der in Wien für die romantische Poesie einen ordentlichen Schauplatz eröffnete. Wenige, die wie Heinse achtsamer an den italienischen Meistern studirt hatten, wehrten sich gleich Anfangs dagegen. Es ist bekannt, daß Oberon nach dem alten Romane **Huon de Bordeaux** bearbeitet ist. Wieland rühmte sich selbst, die Geschichten Huons und Oberons so verflochten zu haben, daß alles Maschinenartige vermieden, daß dem Gedichte dadurch Einheit und Zusammenhang gegeben, und dem Oberon durch Annäherung an den Shakspearischen ein erhöhtes Interesse zu Theil ward. Es paßt recht schön, daß Wielands Naturell ihn zum Schlusse und auf der Spitze seines poetischen Schaffens gerade auf solch ein Thema führte, das so recht nach seinen Lebensmaximen war: wie ein Mensch, der einer Schwäche unterliegt nicht eben ein schlechter Mensch sein muß, und sich ein andermal eben so stark beweisen könne, als vorher schwach. Der glücklich gewonnene Boden leiht ihm auch hier etwas mehr Flug, und wenn zwar „die Adlerschwinge der hohen trunkenen Schwärmerei" ihn nicht hoch trägt, so reißt sie ihn doch hier wie in den andern kleinen Erzählungen dieser Zeit weit über seine früheren Produktionen hinweg, in denen er noch unter dem Joch moralischer Tendenzen lag. Freilich ist es traurig, daß nichts als ein Oberon der Triumph der Muse unsers Dichters ist, der nicht Unabhängigkeit der Poesie erringen konnte, als um den Preis, zu den schalen Romanstoffen zurückzugreifen, in denen die Dichtung auf nichts höheres berechnet ist, als auf seine Unterhaltung, in denen das ganze Geschick und alle Gabe des Dichters in nichts anderem gesucht wird, als wie bei jenen Alten schon in dem Vortrage, in denen man über kein Stäubchen straucheln soll. Dann freilich wird man bei uns immer dahin kommen, den Kern der Schale zu opfern, wenn man einen Ehrgeiz darein setzt, mit Metastasio im Wohlklang zu wetteifern; und wenn man dann endlich, wie Wieland, doch durchmerkt, daß bei allem dargebrachten Weihrauch die Welt das Hohle und Kernlose wohl kennt, so geschichts denn, wie es zuletzt auch bei Göthe der Fall war, daß man sich unwillig

an der Schale selbst vergreift. Es ist doch eine Schande, daß Wieland am Schlusse seiner poetischen Laufbahn (1789) im Merkur schreiben konnte: Die Zumuthung, mit Sackpfeifen und Strohfiedeln ein liebliches Concert zu Stande zu bringen, wäre kaum eine schwerere Aufgabe, als die, in unserer rauhen und langsam sich fortschleppenden Sprache einige Duzend so harmoniöse Stanzen zu machen, er wolle nicht sagen, wie Tasso oder Metastasio, sondern wie der gemeinste arkadische Hirt (!) auf Einem Beine schockweise von sich geben könne. Er fühle den ungeheuren Nachtheil in seiner ganzen Größe, den ein deutscher Dichter in Bezug auf musikalische Schönheiten eines Gedichts, nicht nur gegen die romanischen, sondern auch gegen die polnischen und lettischen und andere barbarischen Sänger sich gefallen lassen müsse. **Experto credite**, ruft er zum Schlusse, und das mag uns heißen: lest seine unmusischen Verse, um zu erfahren, welche Thorheit es war, daß ein solcher Reimer auf den Misgedanken fiel, ins Musikalische seine Stärcke zu setzen. Die Klopstockianer konnten ihn mit Recht über diese Anmaßungen und Uebergriffe in ihr Gebiet verspotten, gerade wie die Literaturbriefe die Achsel zuckten, als Klopstock anfing zu philosophiren. Denn an Wielands sämmtlichen Versen wäre nichts zu rühmen, als das prosaische Verdienst, das der prosaische Lichtenberg auch an Thümmels Versen rühmte, daß sie nämlich verwickelte Constructionen der prosaischen Rede enthielten und entwickelten, in denen weder dem Sinn noch dem Reim Gewalt gethan sei. Man wird diesen Ausfall Wielands auf die deutschen Verse um so auffallender finden, wenn man sich seines früheren Dünkels auf seine Knittelreime gegen eben diese jetzt beneideten italienischen Octaven erinnert. Aber so ließ ja Wieland Alles fallen, nachdem er Alles lächerlich übertrieben hatte. So wie er die Poesie hier auf einmal in der Musik der Sprache suchte und abdankt, weil er sich nicht dazu berufen fühlt, so hatte er das Christliche im Schwärmerischen gesucht und fiel ab; dann suchte er das Griechische im Sinnlichen und kam (in seinen Ansichten über die Ideale der griechischen Künster) auch von der Vorliebe für die Griechen zurück; er fiel auf die Ritterwelt, die er ganz anfangs als eine Mährchenwelt verspottet hatte, und am Ende dieser Laufbahn erklärte er wieder, sie sei zu nichts gut, als Mährchen daraus zu erzählen; er hatte über die Liebe ge-

schwärmt und endlich fand er, daß Bestand in ihr unmöglich und nur in der Freundschaft denkbar sei! Mit diesen letzten Aenderungen in den 80er und 90er Jahren warf er die Dichtung ganz ab und fiel nun auf Uebersetzungen und Halbgeschichten, wo er mäßiger vom Griechen- und Christenthum denkt. Hier trat er aus der Phantasiewelt der wirklichen näher, und wäre hier mehr am Orte gewesen, wenn es nur nicht dem Alter nach etwas zu spät gewesen wäre.

Der Kreis der mittelaltrigen Stoffe würde von Wieland nicht vollkommen erneut sein, wenn die Abderiten fehlten, die er neben den letzerwähnten Erzählungen (seit 1774) verfaßte. Es ist der Gegensatz der Philisterei und des Pfahlbürgerthums gegen die romantische Ritterwelt, ein Wielandisirtes Volks- und Lalenbuch. So albern sein Amadis gegen den Oberon, so albern ist sein Diogenes gegen die Abderiten. Allerdings verspricht auch dieses Werk mehr als es hält; es ist Alles zu sehr ausgesponnen, und es fällt bald in scherzhaften Erfindungen, bald in halb philologischen Digressionen hier und da aus dem Tone. Der Anfang aber gehört zu dem Besten, das Wieland producirt hat. Der weltbürgerliche Philosoph von Abdera, Demokrit, kehrt von Reisen heim, begierig zu lehren und zu bessern unter seinen Landsleuten, die ihn zu hören und zu sehen gespannt sind. Das Verhältniß des am Größten geschulten Mannes zu den engbrüstigen Mitbürgern, die alles Mittelmäßige bewundern, der ewige Widerspruch zwischen Gründen und Vorurtheilen, Einsicht und Thorheit, zwischen dem lärmenden Ueberstimmen und der siegreichen inneren Stimme des Unterliegenden, der Streit der Rechthaberei gegen den, der Recht hat, der Widerwille einer falschen Freiheit, der Niemand einreden soll, gegen die einredende Vernunft, der Kampf von Spieß- und Weltbürgerthum, Verschrobenheit und Gesundheit, die beiderseitigen Täuschungen, und wie dann der Weise unter den Pinseln als ein Paradoxer und Tadelsüchtiger erscheint, Alles macht einen einzigen vortrefflichen Contrast von großer komischer Wirkung, und es ist selbst das Peinliche solcher Verhältnisse dadurch vermieden, daß der Philosoph mit seinem Gelächter den groben Pöbel schlägt, daß, wenn das Vorurtheil ihn den Einzelnen überwältigt hat, er doch durch seine Ueberlegenheit die niedere Masse verirt und ärgert. Man sieht, wie dieser Kampf Wielands gegen die Beschränktheit, Kleinstädterei

und gemeine Wirklichkeit jeder Art im nothwendigen Gegensatz gegen seine Anfechtungen aller Phantasterei liegt, und daß er auch hier dem Gang der Entwicklung folgt, den das Leben in Volk und Individuen überall nehmen wird. Mit diesem Werke und dem Oberon schließen sich eigentlich die bedeutenderen Produktionen Wielands, die mit der Poesie einen verhältnißmäßig engeren Zusammenhang haben. Wir stehen in den Abderiten an der Gränze, wo das Romantische in seinen Gegensatz überspringt, wo den neuen Ariost neue Rabelais und Sterne ablösen, wo wir aus der Ritterwelt in unsere Bürgerwelt übergehen sollten. Dieser Gegensatz bildet sich in den 70er Jahren in den Romanen der Hermes, Hippel und Nicolai, auf deren Spitze sich nachher Jean Paul stellt, der in Bezug auf poetische Stoffe und Schreibart ein so vollkommenes Gegenstück zu Wieland ausmacht, wie Klopstock in Bezug auf Moral und Denkart. Wenn sich zwischen letzteren Beiden das Feindliche auch in den äußeren Verhältnissen zeigte, so war dieß zwischen Jean Paul und Wieland nicht der Fall; diese Antipoden in der Literatur standen freundlich im Leben, wie Lessing und Herder, wie Göthe und Schiller. Ehe wir aber auf diese Verhältnisse eingehen und die Wirkungen und Gegenwirkungen andeuten, die Wielands Schriftstellerei in Deutschland hervorrief, ist es Zeit, daß wir einen Mann nachholen, der sich in unseren bisherigen Schilderungen schon oft genug und meist an sehr wichtigen Stellen bemerklich gemacht hat.

8. Lessing.

Klopstock und Wieland hatten der deutschen Bildung und Aufklärung neue Ziele gezeigt; sie hatten mit einer neuen Art zu leben und zu schreiben den Gesichtskreis der Nation unendlich erweitert, und die Kräfte im Vaterland gestachelt, sich über die hergebrachte gesellige Unterordnung im Kreise der europäischen Nationen emporzuschwingen. Ein ausgesprochener Ehrgeiz hatte jenen getrieben, uns den Engländern gleichzustellen, ein unbewußter Trieb leitete diesen, uns auf den Standpunkt der Franzosen zu versetzen. Sie hatten sich an das Ausländische angeschlossen und unsere junge

Literatur an fremder Ammen Bruſt genährt; ein Dritter kam, der ſie an den mütterlichen Buſen legte. Jene hatten uns in die Regionen der Seraphim, in die fernen Lande der Wunder geführt, Leſſing führte uns zur Heimath zurück. Wir hörten bei Klopſtock den Tonfall der lateiniſchen Ode, den Rhythmus des griechiſchen Hexameters, die Wucht der nordiſchen Bardenſprache; wir wandelten in den Schauern der Hölle, in den Wonnen des Himmels, in dem Grauſen der Schlacht unſerer Väter. Bei Wieland kam zu dem Gewaltigen das Angenehme und Weiche; er bannte dieſe Wildheit in Natur und Menſchen, die Götter ſanfter Geſelligkeit ließen ſich hernieder, und führten uns in eine Welt ſinnlicher Gebilde und phantaſtiſcher Abentheuer, in der ebenen Sprache franzöſiſcher Geſchmeidigkeit und Eleganz. Leſſing ſchrieb deutſch; er nahm ſeine Rede aus dem Stock unſerer eigenen Literatur und ging auf die Naturſprache des Volks zurück; er ſchrieb wie man ſprach, und gab ſeinem Style durch die dialogiſche Redeweiſe, durch die er ihn zu verderben meinte, einen Reiz, den kein deutſcher Schriftſteller weiter gehabt hat. Nahm er aus anderen Zeiten und Bildungen etwas zu ſeiner deutſchen Erziehung dazu, ſo griff er nicht wie Klopſtock in das Judenthum und Scandinaviſche Alterthum, nicht wie Wieland in die Zeiten der byzantiniſch-romaniſchen, der griechiſchen römiſchen Bildung zurück, ſondern wie er unaffectirt deutſch war, ſo fiel er auf das rein griechiſche und rein römiſche, und lehrte uns zuerſt die Quelle, aus der jeder große Geiſt in Deutſchland ſeine beßre Stärkung ſog, mit reinem Gaumen ſchmekken: er eröffnete uns Ariſtoteles und Homer, er ſchulte ſich an Plautus und Sophokles. Klopſtock und Wieland hatten uns in ihren Dichtungen den Menſchen in ſeinem Verhältniß zur Gottheit oder zu ſich ſelbſt gezeigt, Leſſing zeigte ihn uns in ſeinen Verhältniſſen zu anderen; jene hatten Menſchen der Urwelt und der halben Cultur der mittleren Zeiten geſchildert, Leſſing gab Menſchen von unſerm eignen Fleiſch und Blut hinzu; der Eine zeichnete den heroiſchen, der andre den ſchwachen, Leſſing den ächten und wahren Menſchen; jene kannten eigentlich nur ſich und kopirten ſich in anderen Figuren, ſie waren nur mit Einer Form menſchlicher Entwicklung bekannt, Leſſing aber kannte die Menſchen und das Leben in mannichfachen Geſtalten, wie ſelbſt Göthe nicht, und kam von der Vielheit der Erfahrungen auf ſich ſelbſt zurück. Jene

haben in sich eine Philosophie, eine Vorstellung von der Welt und ein Maas der Dinge durch Natur und Erziehung gereift und fertig bei ihrem ersten Auftreten mitgebracht, Lessing ließ sich von dem Luftstrom des Zeitgeistes und von dem Gefühl der Nationalbedürfnisse tragen, nicht wie jene blos um sich selbst besorgt, sondern um die Wohlfahrt der Mehreren, in deren Verband er sich sah, und deren Vortheil ihm nicht überall parallel mit seinem lag. Daher sahen wir Klopstock mit seinen ersten drei Gesängen des Messias gleichsam vollendet; daher fanden wir in Wielanden schon als Knaben die Keime zu Allem, was er später ward und that; in der Sphäre ihrer Bildung lagen beide vom Anfang an im Mittelpunkt fest und beschrieben von da aus ihre engeren und weiteren Kreise, sicher das Homogene überall zu treffen; Lessing aber erscheint uns in seinem Lebenslaufe wie in seiner schriftstellerischen Bahn überall in den peripherischen Fernen der Erfahrung umgetrieben und von da in centripetaler Richtung suchend nach einem δος μοι που στω. Jene hielten sich in der angebornen Art und in den Grundsätzen, die ihnen diese dictirte, sicher und beruhigt, Lessing hatte in gewissem Sinne, keinen Grundsatz als den keinen zu haben; Klopstock konnte sich aber nur durch Eigensinn, Wieland nur durch Leichtsinn vor den Bestürmungen ihrer geraden und scharfen Lebensrichtungen sicher stellen, von denen keine ausgedauert und jede viele irre geleitet hat; Lessing dagegen führte auf seinen skeptischen Kreuzwegen zu sehr verschiedenen Zielen und Wahrheiten, auf denen Dichter und Kritiker, Philosophen und Theologen, oft erst lange nach ihm anlangten, aber immer die schönste Freistätte gegen allen Scrupel und Skepsis fanden. Jedes großen Mannes Beispiel misleitet beschränktere Anhänger; von Niemands Anhang kann man vielleicht wie von Lessings sagen, daß seine ganze Misleitung blos im Zurückbleiben bestehe, daß er nicht irre geführt, sondern blos für seine Kräfte zu weit geführt ward. Dieß kommt daher, daß Lessing auf seinem Weg- und Zielsuchen das größte Beispiel gerade darin gab, daß er Andere eigne Wege suchen lehrte, und daher haben die verschiedensten Menschen, ein Göthe und Lichtenberg, ein Spittler und Fr. Schlegel, ein Nicolai und Claudius mit Wohlgefallen auf seine Laufbahn geblickt und sich an seinem Vorgang geschult. Wenn in Klopstock und Wieland schon revolutionäre Elemente gefunden wurden, so sympathisirten sie doch

zu entſchieden mit gewiſſen beſtehenden Verhältniſſen in der Literatur und in der Geſellſchaft, und es ward bei ihnen zu bald eine dictatoriſche Eigenrichtung ſichtbar; Leſſing aber war das eigentliche Revolutionsgenie, dem es nicht genügte, das Steuer und Segelwerk unſrer bisherigen Bildung zu handhaben, und damit etwa um eine Strecke weiter zu rücken, ſondern der ſich ernſtlich prüfte, ob auch mit Beibehaltung des alten Ballaſtes überhaupt eine raſche gedeihliche Fahrt nur möglich ſei, und der, nachdem er ſich dieſe Frage verneint hatte, über Bord warf, was nur irgend zu entbehren war. Er ſtöberte zu dieſem Zwecke in dem veralteten Zeuge herum, eben ſo unnachſichtig gegen das Nutzloſe, als vorſichtig und ſchonend gegen das Brauchbare, ja ſelbſt gegen das Entbehrliche, das allzu theuer geworden war; gleich rückſichtslos gegen eignen wie gegen fremden Beſitz; bald im ſicherſten Griffe ſchnell entſchloſſen, bald langſam wählend und bedächtig wägend, was er that. In dieſem Geſchäfte, die Nation von dem zu befreien, was auf die Keime ihrer Bildung drückte, ließ er ſich nicht durch den Widerſtand ſeiner Eltern, ſeiner Freunde, ſeines Volkes ſelber irren, und ſeine ungeheure Thätigkeit ward von Erfolgen gekrönt, die wir mit Neid und Freude nach einem Jahrhundert überblicken, wir Späteren, für die er gewirkt hat; ihm ſelbſt, der allem Egoismus wunderbar entfremdet, im großen Ganzen ſeiner Nation lebte, und mitten in ſeinen Beſtrebungen ſtarb, war es ſo wenig wie Schillern vergönnt, die Summe ſeiner Wirkſamkeit in der Weiſe zu überſchlagen, wie es Klopſtock, Wieland und Göthe geſtattet war. Wer ſeine Talente dem pflanzlichen Wachsthume hingibt, der hat immer die Befriedigung, die großen Wahrheiten des Epikureismus darzuthun; ihm gelingt es, das beſcheidene Glück einer harmloſen Exiſtenz zu ergreifen und mit heitern Grundſätzen ein langes Leben zu erreichen. Aber eine gehaltvollere Unſterblichkeit iſt jenem gewiſſer, den ſeine freien menſchlichen Kräfte von dem Boden, auf dem er gewachſen war, losreißen, der ſich auch auf die Gefahr eines tragiſchen Endes nicht begnügt, Gott zu leiden, die Welt gehen und ruhig auf ſich wirken zu laſſen, ſondern der ſich mit dem Schickſale einzuſtimmen, mit ihm auf den Gang der Dinge zu wirken, mit ihm die kühne Wette wagt, was menſchliche Freiheit vermöge, indem ſie ſich dem Geſetze des Weltgangs anſchließt. Leſſings Wirkſamkeit war ganz dieſer Art. Seine Beſchäftigungen

waren vielleicht immer ohne Plan, nie ohne den schärfsten Instinkt begonnen; mit der Zeit hellte ihm die Erfahrung und Erkenntniß das Bewußtsein auf; er ergriff nun seine Partie, liegen zu lassen oder fortzuführen mit gleicher Energie, und man kann sagen, er hat nach den ersten Irrgängen seiner rathloseren Jugend niemals fehl gehandelt. Wenn man seinen literarischen Thätigkeiten nachforscht, so kann man im Einzelnen verlorne Zeit, und unreife Fragmente und bibliothekarischen Dilettantismus bedauern, aber wenn man das Ganze seiner wissenschaftlichen Bildung überschaut, so erkennt sich wohl die Bedeutung selbst der geringsten Collectaneen die er gemacht hat. Wenn man seinem unsteten Leben folgt, so schlösse man leicht auf einen unruhigen Menschen, dem es nirgends wohl war als auf der Straße, aber sieht man näher zu, so war das Ganze seiner menschlichen Charakterbildung nothwendig in dieser Eigenheit bedingt, und durch alle seine Kreuz- und Querzüge schlingt sich ein rother Faden hindurch. Es ist die ewige Opposition gegen den faulen Schlendrian der deutschen Kleinmeisterei und die Armseligkeit des deutschen Gelehrtenlebens, das fortwährende Ringen eines liberalen Geistes gegen die vielfachen Beschränkungen der materiellen Welt. Wir haben bei Klopstock und Wieland, die uns durch eigenthümliche individuelle Bildungen interessirten, ausschließlich auf ihre inneren Lagen gesehen; diesem Manne, der seine Schule in der weiten Welt machte, müssen wir ein wenig in seine äußere Verhältnissen folgen[126]).

Gotthold Ephraim Lessing (aus Camenz 1729—81) stammte aus einer frommen und rechtgläubigen Pfarrer-Familie. In seinem Vater, der ihn vielfach selbst unterrichtete, scheinen sich einige Züge des Sohnes zu erkennen; er hatte sich durch die Welt durchzuschlagen gehabt, war uneigennützig und wohlthätig, daß er selbst von seiner Armuth hingab, aufgeklärt aber eifrig in religiösen Dingen, derb und gerade bis zum Schein von Rohheit. Auf der Fürstenschule in Meißen legte der junge Lessing den Grund zu seiner künftigen Gelehrsamkeit; man gab ihm schon dort das Zeugniß, daß ihm die Lectionen der Mitschüler nicht anpaßten, daß er ein Pferd sei, das doppeltes Futter verlange. Er trieb daher neben der

126) Vgl. Lessings Lebens von seinem Bruder.

Schule Mathematik und las ſchon damals gelehrte Zeitungen. So charakteriſtiſch für Klopſtock die Jugendlectüre des Milton und Fenelon, für Wieland des Xenophon war, ſo für Leſſing die frühe Liebhaberei an Theophraſt, Plautus und Terenz. Als er mit 17 Jahren die Univerſität bezog, verachtete er die Seichtigkeit der Collegien, verließ die Theologie, hielt es in der Medicin nicht aus, und fiel auf die liberalen Studien der Philoſophie und Dichtung. Seine Anweſenheit in Leipzig fiel in die Zeit der Bremer Beiträger; er mochte ſie nicht. In ſpäteren Zeiten fand er einmal Gellert im kranken Zuſtande über einem chriſtlichen Tröſter und mahnte ihn beſcheiden zu heiterer Lectüre; da fuhr ihn der fromme Mann an, er ſolle ihn in ſeinem Glauben und Troſte nicht ſtören. Es war von Leſſing bekannt, daß er lieber mit Mylius und Naumann, mit der Neuber und mit Brückner, d. h. mit Sonderlingen und Schauſpielern umging, als mit Gelehrten und Pedanten. Er wollte lieber über den kleinen Bauzner (Naumann), den drolligen Verfaſſer des Nimrod, lachen, und mit dem lockeren Mylius, der mit abgetretenen Schuhen zum Aergerniß der Leipziger eleganten Welt einherging, Plane machen, als die triviale Unterhaltung junger Magiſter hören; er wollte lieber bei Käſtner disputiren und bei Brückner declamiren lernen, als bei Gellert und Cruſius Moralvorleſungen hören. Ein eignes Gemiſch von Achtung und Geringachtung, von Prüfung und Vernachläſſigung der Leute ſeines Umgangs geht ſchon damals und ſpäter immer durch Leſſings Leben durch, je nachdem er gerade geſtimmt war, die Regel der Geſelligkeit oder die höheren Anforderungen der Menſchheit als Maasſtab gelten zu laſſen, oder je nachdem ihm ſeine Freunde neu und verſprechend, oder alt und fertig ſchienen. Ein großer Entwurf riß ihn hin mit kleinen Köpfen in Verbindung zu treten, wenn ſie ihn nur anhörten, dann brach er plötzlich ab, wenn ſie ihm nicht Genüge thaten. Wenn er Mylius ſeine Stücke entwerfen und in vier Nächten vollenden ſah, ſo beneidete er, wie er ſelbſt erzählt, ſeine Geſchwindigkeit; ſobald jener aber fertig war und ihm ſeine Geburt vorlas, „war er wieder der großmüthigſte Freund, in deſſen Seele auch keine Spur von Neid übrig blieb.“ Nicht allein in ſeinen gelehrten Beziehungen, auch in ſeinem äußeren Verhalten ſtrebte er aus dem engen Gleiſe der gemeinen Heerſtraße heraus. Er hatte auf der Schule mit Jedem gleich, unter einerlei Verhältniß,

Kost und Wohnung gelebt; er hatte nichts von Ueberfluß und Armuth, von Genuß und Entbehrung gewußt. Jetzt kam er von armen Stipendien unterstützt nach Leipzig, und lernte Rangunterschiede kennen. Seine strebende Natur ertrug keine Rücksetzung; auch später gerirte er sich gern reich und spielte den Verschwender und schaltete, wenn Noth kam, in naiver Unbefangenheit mit der Kasse seines Nicolai. Er schämte sich seines hölzernen Anstands und lernte reiten, tanzen und fechten; sein Vater fand dieß cavaliermäßig, seine Mutter sündlich. Schmähliche Verläumdungen verfolgten ihn damals und später, die uns zeigen, wie wenig die Zeit eine freiere Bewegung in der Jugend dulden wollte. Der Vater tadelte ihn, mahnte ihn zur Theologie und warnte mit dem Verlust des Stipendiums; die Mutter, als sie hörte, daß er ihre Weihnachtsstritzel mit Comödianten verzehrt habe, gab ihn auf. Briefe von Haus meldeten ihm mit falschem Vorgeben, die Mutter sei todtkrank, um ihn von seiner bösen Gesellschaft loszureißen; auch so erwarteten sie nicht, daß er hören und kommen werde. Aber er kam, bei bitterem Froste und halb erfroren. Das rührte die Mutter; und als er mit seinem Vater über Theologie sprach und seine theologischen Werke las, fand dieser, daß ihn die Lust Schauspieler zu werden und der Versuch Schauspiele zu dichten unverdorben gelassen hatte, und die Vorwürfe unterblieben, die ihm bereitet waren. Nur die Schwester verbrannte ein Paar seiner anakreontischen Lieder, und er steckte ihr dafür etwas Schnee in den Busen, ihren Eifer zu kühlen. So blieb er bis Ostern und es schien Alles gut. Er war aber kaum nach Leipzig zurückgekehrt, als er von da sich weg nach Berlin begab, von wo er der bekümmerten Mutter schrieb. Er sei in Leipzig lange Zeit so fleißig gewesen, daß er Gott und die Welt vergessen habe. Aber er habe mit der Zeit einsehen gelernt, daß ihn die Bücher nur gelehrt, nicht zum Menschen machen würden. Er habe sich neben Anderen bäurisch und verwildert gefunden, er habe sich körperlich zu bilden und gesellig zu werden gesucht, indem er neben ernsten auch angenehme Werke gelesen. Er habe aus der Comödie die Tugend lieben und das Laster verlachen gelernt, er habe sich selbst aus ihr kennen gelernt und seitdem viel über sich gespottet. Er habe selbst Comödien zu machen versucht, und mit Erfolg und Beifall; da hätten sie ihn mit der Berufung nach Hause gestört. Einig über

ſeine Studien ſei er nie geweſen; Medicin hätten die Eltern nicht gewollt, Theologie Er nicht. Er ſei in Leipzig in Schulden gerathen; dort in Ordnung zu kommen hätte er nicht hoffen dürfen; ſo ſei er nach Berlin. Dieß waren neue Schläge für die Eltern. Das freigeiſtige Berlin war ihnen ein Greuel; falſche Gerüchte ſagten, der Sohn wolle nach Wien und die Religion ändern, der Vater citirte ihn nach Hauſe. Aber wie einſt Hutten ſeinem Vater gegenüber, ſo trieb auch Leſſing ſein Geiſt; er ward empfindlicher, auch gegen den Eifer der Mutter über Mylius; er ſchrieb dem Vater das Plautiniſche, **quod qui nihil aliud nisi quod sibi soli placet consulit adversum filium, nugas agit.** Und er fügt bei, was ſeinen ganzen Lebenslauf charakteriſirt, daß, wenn wir nicht verſuchen, welche Sphäre uns eigentlich zukommt, wir uns öfters in eine falſche wagen, wo wir uns kaum über das Mittelmäßige erheben, während wir uns in einer andern, zu einer bewundernswerthen Höhe hätten ſchwingen können. Aber der Vater quälte ihn unabläſſig; die franzöſiſchen Deiſten in Berlin machten ihm Angſt; der Sohn war ja ſogar mit dem Sekretair Voltaires in Verbindung und mit dem gottloſen Philoſophen ſelbſt in Colliſion gekommen. Er gab nach und ging nach Wittenberg, wo grade ſein Bruder ſtudirte; er ward Magiſter, aber das Univerſitätsleben ekelte ſeine freie Seele an; er ſtemmte ſich gegen den Druck der Verhältniſſe, und machte ſeinem Herzen in Epigrammen über alles um ihn Vorfallende Luft, wie man nachher in Göthes Jugendkreiſe that. 1755 ging er wieder nach Berlin und übernahm an Mylius Stelle die gelehrten Artikel der Voßiſchen Zeitung zu ſchreiben. Das ſchien dem Alten nicht viel beſſer als Comödie ſpielen. Aber jetzt erſchienen ſchon die vier Theile ſeiner kleinen Schriften, die zuerſt ſeinen Namen ausbreiteten; tauſend Gegenſtände mit gleicher und ungewohnter Leichtigkeit geſchrieben; der Vater las ſein Lob und ließ ihn ſeitdem gewähren. Er ward nun mit Moſes und Nicolai bekannt, aber noch war er ganz voll von ſeiner Strebſamkeit für das Werk der Bühne, und da man ſich dafür nicht genug in Berlin intereſſirte, ſo ging er 1755 wieder nach Leipzig. Moſes tadelte dieß. Er beurtheilte ihn ſtets nach dem Maße, mit dem er ſelbſt gemeſſen werden muß; ihm misfiel die Bücherſucht Leſſings, der ſein Spiel damit trieb, der oft nur Bücher kaufte, um ſein bischen Baarſchaft zuſammenzuhalten, und der ſie daher zu

anderer Zeit wieder eben so willig verkaufte; ihn verdroß der übermüthige Kitzel, mit dem Lessing den Hochgelehrten nicht aus dem Wege gehen wollte, denn er erfuhr erst später an sich selbst den Hochmuth dieser Herren, weil er ihnen nicht auf den Kopf zu treten so rüstig war wie sein Freund; ihm mishagte auch das unstete Leben, weil er nicht begriff was Menschenkenntniß dem jungen Manne werth war, der ein deutscher Molière zu werden Lust trug; und weil er nicht anschlug, welchen ungeheuren Einfluß auf die Freiheit des Geistes die Unabhängigkeit der Lage übt. Damals machten die Berliner die großen Entwürfe mit Lessing zu den Literaturbriefen, und auch hier zeigte sichs, welch eine große Kluft diese Männer trennte; Lessing hielt nicht lange mit, und seine Arbeiten fände ein Blinder tastend heraus. Es frappirte die Freunde höchlich, als Lessing plötzlich (1760), ohne zu sagen und zu fragen, Sekretair bei Tauenzien ward und und nach Breslau unter die Armee ging. Wer in Lessings Schriften zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der liest auch hier in den Lücken seiner Geschichte. Er suchte von den Verbindlichkeiten gegen seine Freunde loszukommen; er kam in neue, nicht uninteressante Verhältnisse; wäre es ein sonderbarer Weg gewesen, seine Kenntnisse zu bereichern, so hätte er ihn vielleicht desto eifriger gewählt. In Breslau spielte er oft und hoch. Er war ein Räthsel für seine Freunde; für uns nur so weit, als es Lessingen räthselhaft vorkam, daß Plautus aus einem Dichter ein Kaufmann geworden sein soll: „Vielleicht, so erklärte er sich's, suchte er sich dadurch in solche Glücksumstände zu setzen, worin er seiner Neigung mit mehr Bequemlichkeit genug thun konnte!" Als die Literaturbriefe aufhörten, nahm Lessing seinen Abschied (1765). Er haßte vorgeschriebene Arbeiten, er verachtete bürgerliche Dienste gegen literarische Beschäftigungen, er schlug eine Professur in Königsberg aus, besonders weil er jährlich einen Panegyricus halten sollte, er dachte an eine Reise nach Italien und Griechenland. Es war jetzt Entschluß bei ihm, nie eine Stelle anzunehmen, die nicht ganz nach seinem Sinne sei. Wie's ihm weiter gehen sollte, machte ihm weiter keinen Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, schrieb er an seine Eltern, der hat nichts zu fürchten; Krankheiten aber und dergleichen Umstände zu befürchten, die außer Stand setzen könnten zu arbeiten, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vor-

ſehung. Ich habe ein beſſeres, und habe Freunde. Er ging 1761 nach Hamburg. Wie es mit dem Spielen in Breslau gemeint war, deutete gleich ſeine Aſſociirung mit Bode zu einer Buchhandlung an, ein Project, über dem wir unſern kaufmänniſchen Plautus brüten ſehen zu gleicher Zeit, als er für die Geſtaltung der Hamburger Bühne zu einem Nationaltheater thätig war. Das Eine und das Andere zerſchlug ſich; es war als ſollte Leſſing überall mit Gewalt auf ſich allein gewieſen werden. Geſättigt am Theater, für das die ſtumpfe Nation kein Intereſſe zeigte, wollte er nun nach Italien und lateiniſch ſchreiben, da ward ihm die Bibliothekarſtelle in Wolfenbüttel als eine Sinecure geräumt. Man ſpeculirte hier wie nachher in Wien und in Mannheim auf ſeinen Namen und Ruhm. Hier nun gerieth er in neue literariſche Thätigkeiten, die ihn mit den Orthodoxen, die zum Lateinſchreiben riethen, deutſch reden machten. Denn ihn konnte der Mismuth über das Publikum einmal flüchtig ergreifen, aber ſein hiſtoriſcher Sinn und ſeine Menſchenachtung ließen ihn nicht wie Göthe darin verharren. Dieß iſt ſo menſchlich ſchön an ihm, daß er von allem Großen und Edlen lebhaft ergriffen auf jeden Entwurf raſch eingeht, der das Edle und Große zu fördern verſprach, er mochte nun in ſeinem Kopfe aufſteigen oder in der projectſüchtigen Zeit geboren werden. Mit rührendem Eifer ſehen wir ihn die großen Gedanken einer Schöpfung der Bühne, eines Nationaltheaters, einer Akademie in Wien oder Mannheim ergreifen; wir lächeln, wenn er die erſten Schritte thut, das Unmögliche, von ſich ſelbſt und ſeinen Fähigkeiten getäuſcht, mit andern Unfähigen durchſetzen zu wollen; wir werden aber ernſt, wenn er uns bald durch ſeinen Rückzug überzeugt, daß in ihm dieſelbe Ueberlegung wie in uns, aber eine größere Wärme des Herzens war als in uns; und wir fangen dieſen Cirkel mit gerührter Bewunderung von neuem an, wenn er von dem Einen fehlgeſchlagenen Gedanken auf den anderen übergeht, immer unermüdet, ſelbſt in Krankheit und Unglück. Er hatte beides zu verſuchen. Jahrelang war er in Wolfenbüttel mit einer Wittwe König verſprochen; wir haben ſeinen Briefwechſel mit ihr, der die ſchlichte jeder Sentimentalität abholde Art des Mannes uns aufhüllt, und der uns zugleich zeigt, mit welcher Geduld anfangs und mit welcher Ungeduld zuletzt er ſeine unzureichende Lage trug, da er von dem Mannheimer Hofe

schmählich getäuscht und durch die dortigen Hofleute einer Unterstützung beraubt ward, auf deren förmliche Zusage hin er endlich geheirathet hatte, und der er dennoch lieber mit derber Gradheit entsagte, als daß er sie zu behalten auf zwar ehrenvolle Anträge des Herrn von Hompesch einging, die aber unehrlich außer dem Pacte lagen. Sein theures Weib gebar ihm einen Sohn, der schnell wegstarb und die Mutter nach sich zog (1778). Die Briefe, die er hierüber an Eschenburg und an seinen Bruder schrieb, sprechen aus einem ungemeinen Menschen. Mit bitterem verbissenem Schmerz meldete er dem Ersteren den Tod des Kindes, das so viel Verstand bewiesen, daß es sich so bald aus dieser Welt wieder davon gemacht. Es werde ihm aber auch die Mutter mit fort ziehen! „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen." Sie warfen ihm die Verzweiflung in diesem Briefe vor; er hatte ihn geschrieben, da seine Frau 10 Tage mit dem Tode rang und man ihn Tag und Nacht von ihrem Bette reißen mußte, daß er ihr nicht die letzte Stunde erschwere. Er beschuldigte sich vielmehr des Leichtsinns, der sich manchmal etwas bitter und menschenfeindlich ausdrücke. Als ihn der letzte Schlag getroffen, schrieb er: „Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, und bin ganz leicht." Und gleich darauf: „Wenn du diese Frau gekannt hättest! Aber man sagt es sei nichts als Eigenlob seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn du sie gekannt hättest! du wirst mich nie wieder so sehen, wie Moses mich gesehn, so ruhig und zufrieden in meinen vier Wänden. Wenn ich mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere mit ihr zu verleben, wie gern wollte ich es thun. Aber das geht nicht, und ich muß nun wieder anfangen meinen Weg allein zu duseln; ich habe dieses Glück unstreitig nicht verdient." Gewiß, dieß ist ein so seltener Charakter, und dem weichlichen Zeitalter in dem er lebte so fremd wie die starken Charaktere seiner Schauspiele. Das Unglück, unter dem wir ihn hier leiden sehen, würde noch schwerer sein, wenn die nähern Umstände, die uns Jacobi erzählt, begründet wären. Er sagt, Lessing habe ihn von ferne argwöhnen lassdaß ihm seine Frau sterbend Vorwürfe gemacht, er habe sie mit

unglücklichen Meinungen angesteckt, und dieses Entsetzliche verböte ihm an Ehe und Liebe zu denken. Die Frau lag die zehn Tage bei ihrer Niederkunft ohne Verstand, und die ganze Nachricht macht uns von ferne argwöhnisch gegen den Mann, der Lessingen so gern etwas unterschob, was ihm selbst empfindungsgerecht war. Wenn aber auch das Factum begründet wäre, so wollen wir nie glauben, daß es Lessing im geringsten geirrt habe[127]), so wenig als Mendelssohns Klagen richtig sind, daß die theologischen Anfeindungen Lessingen seine letzten Jahre verbittert hätten. Die Vorboten des eigenen Todes machten ihm das Leben zuletzt zuwider, aber in den theologischen Zerstreuungen fand er grade seinen Trost und entfaltete hier die höchste Blüthe seines großen Geistes und die energischsten Kräfte seines Willens. Als er die Fragmente und die Streitschriften gegen Goeze drucken ließ, entzog man ihm in Wolfenbüttel die Druckfreiheit, und der Hauptpastor drohte ihm mit dem Reichsfiscale, aber er setzte gegen die herzoglichen und ministeriellen Verbote seinen Trotz, entschlossen es aufs Aeußerste kommen zu lassen.

Die Ueberfrommen auf Klopstocks Seite mochten sich vor solch einem Leben und Charakter kreuzigen, die Schwächlinge auf Wielands Seite mochten es unbegreiflich finden, und die fromm und schwach zugleich waren wie Hamann mochten Gift und Galle dagegen werden. Wer aber Männlichkeit für eine Tugend schätzt, muß dem kräftigen Manne ganz beifallen. Wer Lessings Leben mit befangenen Augen liest, kann es als einen Schauplatz des

---

127) Lessing mag sich gegen diese Schwachheit in eignen Worten in Schutz nehmen. Er sagt in der Einleitung zum Berengar: „Wer in Bestreitung aller Art von Vorurtheilen niemals schüchtern und laß zu werden wünscht, der besiege ja das Vorurtheil zuerst, daß die Eindrücke unsrer Kindheit nicht zu unterdrücken wären. Die Begriffe, die uns in unsrer Kindheit beigebracht werden, sind grade die allerflachsten, die sich am leichtesten durch selbsterworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen, und die, bei denen sie im Alter wiederkommen, legen dadurch Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen sie jene begraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrthümer auf dem Todbette wahr sein, mit welchen man jeden kleinmüthigeren Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte."

Elends und als eine Frucht des Leichtſinns darſtellen, wer aber ſeine Werke und ſeine Briefe kennt, den wird derſelbe Hauch einer kräftigenden Lebensfriſche und geiſtigen Geſundheit aus Schrift und Leben anwehen, den wir in keinem Schriftſteller der neuern Zeit in Deutſchland wieder finden. Wir treten bei ihm aus der dicken Luft der Richardſonſchen Romane und dem Qualm der Youngſchen Nächte heraus, wir fühlen uns bei ihm geſtählt gegen den ſinnlichen Kitzel der Wielandiſchen franzöſiſchen Erzählungen. Friedrich Jacobi gibt das Zeugniß, daß Leſſing nicht ſinnlich und wollüſtig war; er habe deßhalb Vielen kalt geſchienen, wie gefühlvoll er geweſen ſei. Wirklich war Leſſing von aller jener falſchen Sentimentalität abgewandt, die ihn in ſeinen Halberſtädter Freunden ſo nahe berührte, und wie fleißig er mit Gleim correſpondirte, nie wagte dieſer vor dem ernſten Freunde mit ſeiner läppiſchen Weichheit zu erſcheinen, und ſelbſt bei Kleiſts Tode gilt nur ein männlicher Schmerz, wie er den gefallenen Helden ehrte. Wie hoch Leſſing das Talent in Wieland und Göthe ſchätzte, doch wandte er ſich mit moraliſchem Unwillen von Agathon, den er öffentlich zwar als Kunſtwerk auszeichnete, ab; und ſo auch von Werther. Seine Vorſchläge, dem Werther aufzuhelfen, die er nachläſſig in Briefen hinwarf, muß man freilich unter ſeine Paradoxen rechnen, ſein Widerwille davor iſt aber ſo himmelweit verſchieden von der Angſt der Moraliſten, und greift ſo tief in die Gründe unſrer falſchen Liebhaberei an der Liebesſentimentalität hinab, daß nichts darüber geht. „Glauben Sie wohl, ſchrieb er, daß je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Sie wußten ſich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἐρωτος κατοχη, welche τι τολμαν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich-ſchätzbare Originale hervorzubringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß.“ Wir hören hier aus ſeinen eigenen Worten, daß eine ganz antike Natur aus ihm ſpricht: wir könnten eben ſo wohl ſagen, es iſt die Stimme eines ächten Deutſchen aus jenen Zeiten Luthers, da der antike Geiſt über der ganzen Nation ſchwebte, der kein anderer als der Geiſt der reinen Menſchlichkeit iſt. Ganz ſo frei wie Leſ-

Digitized by Google

fing von unserer Empfindsamkeit in obigen Aeußerungen erscheint, war es das Alterthum. Ganz antik ist der Zug, mit dem er das Schmachten über Musik und schöne Natur nicht mag, und gelegentlich der Frühlingsenthusiasten mit scherzhaften Paradoxen spottet. Er fühlt das Wohlthuende einer schönen Gegend, aber nicht den empfindsam-wehmüthigen Eindruck, den wir geneigt sind daher zu empfangen. Ich will hier Schillern reden lassen, um nicht die Vertheidigung aller Lessingschen Härten auf mich allein zu nehmen. Schiller empfindet in diesem Punkte nach, wenn auch vielleicht nicht ganz mit ihm, obgleich sein menschliches Verhältniß zu Voß und Göthe dem zwar grelleren des Lessing zu Klopstock und Wieland nicht unähnlich ist. Unser Gefühl für Natur, sagt er, gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit. Es ist nicht Naturmäßigkeit, was uns so schwärmerisch zu ihr zieht, sondern die Naturwidrigkeit unsrer Zustände und Sitten, weil die Natur bei uns verschwunden ist, und weil wir sie nur außerhalb des Menschen in der unbeseelten Natur wiederfinden. Wer hiernach in sich selbst die menschliche Natur in solcher Reinheit wie Lessing herstellt, durfte der wehmüthigen Sehnsucht nach jener entbehren. Ueberall finden wir in Lessing aufs schärfste die Züge, die sich hieran anschließen. Er neigt sich von der Musik weg zu den plastischen Künsten; in den plastischen Künsten lieber zur Sculptur als Malerei, in der Malerei setzt er höchst bezeichnend, wie ein Grieche gethan haben würde, das Colorit gegen die Zeichnung zurück. In der Poesie sucht er Menschen und menschliche Handlungen, abgewandt von Lehren und Naturschilderungen; das Epos geht ihm vor dem Drama, das Drama vor allem übrigen, Homer über Sophokles, Plautus und Shakspeare, und diese über jeden Andern. Antik ist sein männlicher Sinn, nach dem er handelte in anderen Begriffen von Tugend und in gesteigerteren Forderungen an die Willenskräfte der Menschen, als unter uns üblich sind. Und mit eben dieser Männlichkeit suchte er nach einer Dichtung, die nicht von jungen Menschen ausgehe und für Jünglinge bestimmt sei, sondern die dem gereiften Alter zusage. Wenn er in irgend einem Punkt mit Recht neben Shakspeare gestellt wurde, so war es hier; denn auch dessen Sinn war ganz dorthin gestellt, nicht das Reich der Jugendempfindungen sowohl als das der männlichen Handlungen und Leidenschaften zu beherrschen, und seine Werke können nur von dem

reifen Manne ganz genoſſen werden. Wie Shakſpearen die Worte, die er ſeinem Brutus nachrief, zur Grabſchrift paſſend gefunden wurden, ſo wollte ſie Herder Leſſingen geſetzt wiſſen: Er war ein Mann! So männlich und antik war jenes ganze Streben Leſſings, reine Menſchlichkeit und Humanität herzuſtellen, wie ein Gründer chriſtlicher Myſterien, der darin ſo ſehr mit Leibnitz ſtimmte, daß er das Beſtehende der Religion ſchonte, ohne die wüſten Begriffe der Theologen damit zu verbinden, und eine eſoteriſche und exoteriſche Glaubenslehre unterſchied. Antik ferner iſt in Leſſing jene Genügſamkeit an Allem, was die Gottheit dem Menſchen hier ſicheres gegeben hat, denn Leſſing ſtatuirte kein anderes Geſetz der moraliſchen Weſen, als das aus ihrer eigenen Natur genommen iſt und ihnen nach ihren individuellen Vollkommenheiten zu handeln vorſchreibt. Wie der lebensthätige Grieche ſo grübelt er über das ewige Dunkel der Unſterblichkeit wenig. So viel haben wir erkannt, ſagt er irgendwo, daß dem Menſchen mit dem Wiſſen der Zukunft hier auf Erden wenig gedient iſt, wann wird es der Vernunft gelingen, die Begierde, das Nähere von dem künftigen Leben zu wiſſen, eben ſo verdächtig zu machen? Jene erſte Begierde hat große Verirrungen angeſtiftet, denen die Alten durch ſchickliche Erdichtungen vorbeugten, größer aber ſind die, die aus der letzteren entſtehen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren die Thoren das Gegenwärtige. Kann man ein künftiges Leben nicht eben ſo abwarten wie einen künftigen Tag? Dieſer Grund gegen die Aſtrologie iſt auch einer gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es eine Kunſt gäbe, das Zukünftige zu wiſſen, ſo ſollte man ſie lieber nicht lernen. Und wenn es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben unbezweifelt unterrichtete, ſo ſollten wir ſie lieber nicht hören. Mit dieſer Reſignation war er aber ſo wenig ſtumpf gegen dieſen tröſtenden Glauben, daß er, um ihn der Ueberzeugung näher zu bringen, ſogar mit der Idee von der Seelenwanderung ſich befreundete. Grade ſo reſignirt ſagte er zu Jacobi, er begehre keinen freien Willen, und Niemand hat in ſeiner ganzen Wirkſamkeit des Menſchen Freiheit ſchöner bethätigt als Er. Grade ſo bekannte er ſich zu Spinozas ἓν και παν, und er hat uns die Vorſehung, die über das gezählte Haar des einzelnen Individuums wacht, ſo chriſtlich großartig gelehrt, wie kein Prediger und Kirchenvater je gethan hat. So ſprach er end-

lich jenen erhabenen Satz aus, der auch im Gebiete der intellectuellen Einſicht die menſchliche Beſcheidung und Kühnheit zugleich ausdrückt, jenen Satz, der dem Dichter des Fauſt nur wie das curioſe Dictum eines trocknen Skeptikers vorkam. „Nicht die Wahrheit, ſagte er in ſeiner Duplik gegen Goeze, in deren Beſitz der Menſch iſt oder zu ſein meint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hatte, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſteht. Der Beſitz macht ruhig, träg und ſtolz. Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den einzigen innern regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielt, und ſpräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke, und ſagte: Vater, gib! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein.“ Aber ſo konnte auch nur Jemand ſprechen, der ſich jenes innern Triebes ſo bewußt war, und der ihn immer in ſo reger Thätigkeit hielt, dem es ſo ernſt war um Wahrheit, daß er vor ſeinen eigenen Schlüſſen warnte, daß er ſich durch kein Lob beſtechen, durch keine Freundſchaft abhalten, durch kein Aergerniß ſchrecken ließ, auf Koſten der Wahrheit das Geringſte zurück zu halten; der die Höflichkeit zum Schaden der Wahrheit für eine läſterliche Tugend eines weibiſchen Zeitalters nahm und der auch von dieſer Seite von Flögel **antiquorum hominum** genannt wird; dem Freimüthigkeit zum Beſten der Mehrerern Pflicht war, auch auf die Gefahr hin für ungeſittet und bösartig verſchrieen zu werden. So konnte es nur ein ſolcher Mann ſo weit in Paradoren treiben wie Er, ohne Furcht der Sophiſterei beſchuldigt zu werden, es ſei denn von denen, die ihn nicht begriffen. Die Lange und Goeze, die ihm, was er **cum grano salis** geſagt hatte, buchſtäblich auslegten, mußten erfahren, was es heiße, mit einem ſolchem Scharfſinne anzubinden; er war ſchnell zur Hand, das was ſie ihm ganz ableugneten, ganz zu erweiſen. Er neckte ſich gern in dreiſten Aſſertionen und kecken Antitheſen, wie Macchiavelli ſich politiſch an den moraliſtiſchen Staatslehrern und ſie hinwieder mit ſchonungsloſer Aufdeckung der menſchlichen Natur ärgerte. Wer darum jenen einen Sophiſten nennen wollte, dem ewig der Gaumen nach Wahrheit dürſtete, und dieſen einen

sklavischen Höfling, der nach dem Wohle seines Volks seufzte, der würde beidemal die liebe Sonne am hellen Tage leugnen.

Die Unstetigkeit in Lessings Leben war segensreich, sei sie nun Willkühr oder Instinct gewesen. Alles hing davon ab, daß in unsere Literatur Verbindung kam: das fühlten dunkel alle die Vereinsmänner und Bundesglieder poetischer Klubbs. Lessing, der keinem beschränkten Orte angehören und auf keinem Partialzweck arbeiten konnte, trieb sich überall um und wir finden ihn in allen Städten, die für die deutsche Bildung eine Bedeutung hatten, in Leipzig, Berlin, Breslau, Hamburg, Braunschweig ansäßig, oder auf andere speculirend, die etwas versprachen, wie Wien, Mannheim und Königsberg. Ueberall schien es, als ob er sich für einen Ordner der literarischen Zustände angesehen hätte und wir werden sogleich sehen, wie seine ganze Schriftstellerei dem entsprach. Ueberblickt man diese oberflächlich, so sehen wir das Haupt aller Fragmentisten der 70er und 80er Jahre in ihm; wir finden eine profuse Thätigkeit in so verschiedenartigen und schnell abwechselnden Richtungen, daß sie uns noch mehr eine confuse Thätigkeit scheint; wir treffen auf solche Collectaneenschnitzel und so sonderbare trockene Gegenstände, daß wir einen ganz gewöhnlichen deutschen Gelehrten vor uns zu haben glauben, der so planlos sich in Büchern umtreibe, wie er im Leben planlos sich umzutreiben schien. Schwankend zwischen Theologie und Medicin schrieb er zuerst Comödien und entwarf Werke, die uns mit dem Theater von ganz Europa bekannt machen sollten; dann übersetzte er Huarte's Buch von der Prüfung der Köpfe aus dem Spanischen, und wollte den Messias ins Lateinische übersetzen. Zu gleicher Zeit beschäftigte er sich mit Verbesserung des Jöcherschen Gelehrtenlexicons, übersetzte dann einen Theil von Marigny's Geschichte der Araber und von Friedrichs II Werken, wollte Beckers bezauberte Welt neu ediren, Wochenschriften schreiben, worunter namentlich Eine, die den Titel führen sollte: das Beste aus schlechten Büchern. Die Schriften des Jordanus Brunus, Cardana und Campanella wollte er ausziehen; Hutchesons Sittenlehre der Vernunft, Richardsons Sittenlehre für die Jugend übersetzte er, und dazwischen machte er Gedichte, Fabeln, Schauspiele und schrieb an jenen Zeitschriften der Berliner. In Breslau arbeitete er dann zum erstenmal concentriter auf seine ersten Hauptwerke los, auf Laocoon, die antiquarischen Briefe und Minna von

Barnhelm. In Hamburg entſtand die Dramaturgie, und hinfort waren auch ſeine fragmentariſchen Werkchen im theologiſchen Gebiete jedesmal Hauptwerke, ſo wie ſeine theatraliſchen Leiſtungen je ſpäter immer deſto bedeutender wurden. Dieſe Beſchäftigungen ſämmtlich auf ein einziges Ziel zu beziehen, ſcheint allerdings ſchwer. Aber gibt man nur zu, daß es dem nahrungsloſen und ſtrebſüchtigen Manne erlaubt ſein mußte, hie und da ein Buch aus Speculation zu überſetzen, das Andere läßt ſich gut genug erklären. Wer den menſchlichen Kräften ſo viel zumuthet wie Leſſing, der bedarf der Erholung deſto mehr und bei ihm war Erholung oft was Anderen wieder Arbeit geweſen wäre. Wer es nicht begreift, warum Hutten unter den großartigſten Entwürfen mit den kleinlichſten Dingen ſich zugleich beſchäftigen konnte, dem wird man allerdings auch ſchwer begreiflich machen, warum Leſſing, während er für das Werk der Bühne arbeitete, zugleich den Jöcher verbeſſern wollte. Eigentliche Collectaneen nach dem Sinne unſerer Gelehrten hat Leſſing ſeiner eigenen Ausſage zufolge nie gehabt; er ſchrieb ſeine Fragmentchen nieder, um ſchreibend zu denken, aus bloßem Trieb ſich aufzuklären. Man findet unter ſeinen theologiſchen Bruchſtücken eines, das mit dem Vorſatz beginnt, es zu zerreißen, wenn es ihn zufrieden ſtelle, wenn nicht, es drucken zu laſſen, damit Andere die Sache weiter führten. Leſſings polyhiſtoriſche Vielſeitigkeit und Beleſenheit war allerdings ungeheuer; allein er beſann ſich zu rechter Zeit, daß er „für ſeinen Verſtand ſchon zu viel geleſen hatte, uud daß es Zeit ſei zu ordnen, aufzuhellen und wegzuwerfen, ſtatt zu ſammeln. So kam er auf dem Wege des Lernens und Sammelns zur Verarbeitung, er kam durch Kenntniſſe zur Einſicht, durch weite Gelehrſamkeit zu einfacher Weisheit. Wir können von dem paradoxen Manne dieß größte Paradoxon ſagen, daß er ein anſcheinender Microloge und Stubengelehrter, der größte Menſchenkenner, daß er als der ärgſte aller Bibliomanen zugleich der größte Bücherverächter war, was ihn uns als den wahren Weiſen empfiehlt, der aus Bücherwelt und Lectüre einen ewigen Beſitz für ſeine Seele davon trug, dem das Buch nicht den Kopf und der Kopf nicht das Herz verderben konnte. Wer ihn ſo in den tiefſten Niederungen der Excerpte ſieht, ſollte nicht ahnen, daß dieſer ſeltne Mann zugleich auf den höchſten Spitzen der Endreſultate weile; der die Kirchenväter und Scholaſtiker

so im Detail zu handhaben wußte und mit seiner theologischen Laienschaft die Eingeweihten schreckte, schrieb zugleich den Nathan und die Erziehung des Menschengeschlechts; der über die Zeichen der Künste grübelte und den Scultetus und Logau aus der Vergessenheit rettete, stellte zugleich das höchste Prinzip der Kunst auf und wies unserer Dichtung ein neues Ziel; derselbe, der den Moses mit seiner confusen Leserei ärgert, macht Anderen mit jenen allgemeinsten Axiomen, mit jenen antithetischen scharfen Behauptungen unheimlich, die nur dem gesundesten Auge Licht geben, das schwächere blenden; derselbe, der in den antiquarischen Briefen die Minutissima der Archäologie mitmacht, verachtet doch diese Wissenschaft als das elendeste Studium, wenn man das Feine derselben in dem Kram dieser Details suchen wollte. Lessing divinirte keine Richtung seines Geistes und keine Systeme seiner Weisheit. Wie Leibnitz nahm er an Allem Theil, überließ sich Allem, prüfend was an der Zeit sei, und ließ fallen oder nahm auf, was das Jahrhundert begehrte. Er hatte wie jener keine Methode, die ihn an grader Beobachtung und Forschung gehindert hätte, er bequemte sich den herrschenden Verhältnissen, nahm durch diese seinen Weg und suchte die Anderen auf demselben Wege nach sich zu ziehen. So erscheint er als ein Kind der Zeit und als ihr Mentor zugleich. Sein Leben und sein Wirken zerfällt in die zwei scharfgeschiedenen Hälften, wo er zuerst in demselben Dunkel mit seiner ganzen Umgebung tastet, wo er übersetzt, übt, sammelt, versucht, bis er sich zurecht gefunden. Dieß konnte nur durch jene Wahrheitsliebe geschehen, die ihm nicht gestattete, sich über sich selbst zu täuschen, noch die Zeit in ihren Täuschungen zu lassen. Indem er sich selbst und seiner Dichtung den Stab brach, brach er ihn der ganzen vorigen Zeit; und in demselben Jahre wo dieß geschah trat Herder zuerst auf, der eine ganz neue Aera begann. Lessing verwarf nach der Reihe die Lieblingsgattungen der frühen Jahre und hinfort gab sich kein Dichter von Bedeutung mehr damit ab; er setzte seine ganze Kraft daran die Bühne zu emancipiren, und es war ihm im Ganzen gelungen als er es an dem einzelnen Orte und freilich nach seinem Maßstabe überall misglückt fand. Seine Wirksamkeit zerfällt nach diesem in einen negativen und einen positiven Theil; mit jenem schließt er die alte Zeit ab, mit diesem eröffnet er eine neue. Nach beiden Seiten hin wurzelt sein Ausspruch und sein Beispiel immer

auf der genaueſten Kenntniß des Beſtehenden und weiſt praktiſch nur zum Höheren und Beſſeren, aber nur zu dem Beſſeren vorwärts, zu dem die Verhältniſſe reif ſchienen. Beide Seiten liegen immer nebeneinander, wir ſcheiden ſie aber zur bequemeren Ueberſicht ab, und laſſen uns auch in dem Theile ſeiner negirenden Thätigkeiten nicht ſo ſehr von der Chronologie leiten, die in der Literargeſchichte weit geringere Bedeutung hat als in der politiſchen, weil Schriften nicht ſo ſehr wie Handlungen ihre Wirkungen unmittelbar nach ſich ziehen. Eine dritte Seite von Leſſings Wirkſamkeit, ſeine theologiſche Polemik, ſchließt ſich chronologiſch dieſen beiden an. Ueberall geht bei ihm Kritik und Dichtung Hand in Hand, wir werden hierzwiſchen alſo um ſo weniger ſcheiden, als ſeine Poeſien am häufigſten kritiſche Muſter ſind.

Wir konnten es ſchon durch den ganzen Lauf unſerer bisherigen Erzählung bemerken, wie bei allen nur irgend bedeutenden Momenten unſerer poetiſchen Fortſchritte Leſſings Stimme laut ward. Seine Jugend traf grade in die erſten Wirkungen des Meſſias, und dieß Gedicht beſchäftigte ihn außerordentlich. Mit ſeiner Natur ſtimmte es wenig. Es nahm ihn mit heiligen Schauern ein, es erſchütterte ihn, aber belehrte ihn wenig; er fand es zu ſchön um wahr zu ſein. Er erkannte die Gewalt der Empfindung, die darin herrſcht; er bewunderte, wie Klopſtock auf eine neue Weiſe die verborgenſten Empfindungen anſchaulich vorführt, wie er die Leidenſchaften in die Tiefen der Seele verfolgt, wie er mit den feinſten Anſpielungen, durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken zurückläßt. Er ſchildert die muſikaliſchen Wirkungen dieſes Gedichtes, allein ihm misfällt dieſe Iſolirung der Empfindungen, ſchon ehe es in ihm klar war, daß ſie auf einer Vermiſchung verſchiedener Künſte beruhe, der entgegen zu ſteuern nachher ſein deutliches Streben ward. Ihm mishagt im Meſſias wie in den Oden Cramers und den Liedern Klopſtocks das Pathologiſche; er begreift, daß ſie überall bei ihrer Dichtung im Stande lebhafter Empfindungen waren, aber nur zu ſehr, ſo daß man vor lauter Empfindung nichts empfinde. Weil nämlich die Dichter blos dieſe Empfindungen ausdrücken wollten, den Reichthum deutlicher Vorſtellungen und Gedanken aber, der dieſelben veranlaßte, verſchwiegen und nicht mittheilten, ſo ſei es unmöglich, daß ſich der Leſer zu denſelben Empfindungen erhebe, es ſei denn, daß er vorbereitet ſei. Es war allerdings eine bloße

Neckerei, als Leſſing jene Kritik der 16 erſten Verſe ſchrieb, ſie wird aber durch ſeinen Verſuch aufgewogen, den Meſſias mit ſeinem Bruder ins Lateiniſche zu überſetzen. Beide Bemühungen ſagen nämlich das Entgegengeſetzte: jener bewies wie unklar, dieſer wie wohl verſtändlich das Gedicht ſei. Auch wollte Leſſing in der That mit ſeinem Tadel den Meſſias loben; er ſagte dieß ſelbſt in den kritiſchen Briefen: man lobe Hannibal, indem man tadle, daß er Rom nicht belagert. Er ſah zu vielen Schaden durch die elenden Anpreiſungen und durch die elenden Anfechtungen geſtiftet, als daß er ſich nicht gegen beide zugleich hätte ſetzen, und auch das Gedicht ſelbſt, das zu all dieſem Anlaß gab, von zwei Seiten hätte betrachten ſollen. Wenn er Bodmers ſchale Nachahmungen las, ſo zürnte er über dieſe Worte ohne Geiſt, dieſe Methode ohne innere Erleuchtung, dieſe Redensarten ohne Gefühl, die von dem Meiſter auf dummen Glauben angenommen waren. Wenn ein großer Geiſt, ſagt er, in den Tempel des Geſchmacks durch einen neuen Eingang dringt, ſo ziehen hundert nachahmende Geiſter hinterher, die ſich mit einzuſtehlen hoffen. Umſonſt! er ſchlägt das Thor mit gleicher Stärke zu wie er es öffnete, und die Ausgeſchloſſenen haben das Nachſehn und den Spott. Wenn dann freilich die Triller ſpotten wollten, ſo rüſtete er ſich wieder gegen dieſe mit ſchnöder Abfertigung; und als Gottſched ſeine Stimme erhob, ſo entwarf er mit Nicolai den Plan zu einem burlesken Gedichte gegen ihn. Darin ſollte Gottſched mit ſeinem Schildknappen Schwabe gegen die Ungethüme von Seraphim und Engel auf ritterliche Abentheuer gehen; wie ſie in Langenſalza am Gregoriusfeſt einen Haufen feſtlich gekleideter Kinder anfallen, wie weiland Don Quixote die Schafheerde, ſo ſollen ſie als Beſeſſene verbrannt werden, Klopſtock aber rettet ſie, da ſie doch ihrer wäſſrigen Natur wegen unverbrennlich ſein würden; nur wird der Eine unter die Vormundſchaft ſeiner Frau, der andere unter die ſeines Vaters geſetzt. Durchaus grob und höhniſch fertigt Leſſing Gottſcheden überall ab, wo er auf ihn zu reden kommt, ſei von ſeinen Gedichten oder Sprachlehren oder Bemühungen ums Theater die Rede. In dieſem letzteren Gebiete war es Leſſing allein, der zuerſt ſeine Verdienſte ums Theater dreiſt leugnete, die alle Welt als eine ausgemachte Sache annahm, und er allein ſchob ihn in dieſem Gebiete ganz bei Seite. Keine Partheiſucht leitete ihn dabei, ſondern der Abſcheu gegen Anmaßung bei

Digitized by Google

Erbärmlichkeit, derſelbe Abſcheu, den Liscov gegen die elenden Scribenten empfand, und dem Leſſing im Vademecum für Lange und ähnlichen Rezenſionen gegen Lieberkühn, Duſch u. A. mit vernichtender Ueberlegenheit ſeinen Lauf ließ. Er ſchonte die Gegenſeite Gottſcheds eben ſo wenig. Als Bodmer und Breitinger gleich Gottſched anfingen Regeln zu geben, empörte ſich Leſſing gegen ihre Schulmacherei ſchon in ſeinen Jugendgedichten. Die gröbſten Geiſter, ſagte er, kritiſiren und dichten auf ihre erſchlichenen Regeln geſtützt[128]). Ein Geiſt, den die Natur zum Muſtergeiſte beſtimmte, iſt Alles durch ſich, wird ohne Regeln groß, geht ohne Leiter, ſchöpft aus ſich ſelbſt, iſt ſich Schule und Buch, was ihn bewegt, bewegt wieder, was ihm gefällt, gefällt, und wenn er fehlt ſelbſt, iſt ſein Fehler ſchön. Wer Leſſing nur von fern kennt, dem können dieſe entſchiedenen Ausfälle auf alle Regeln befremdend oder zufällig ſcheinen, ſie gehen aber durch Leſſings ganze Anſichten der Kunſt überall durch. Er war ſelbſt kein dichteriſches Genie, aber er ſuchte es mit Eifer; als die Zeit der Genialitäten kam, hielt er ſich an Göthe und Jacobi, vernachläßigte Gleim über Leiſewitz, tadelte Nicolai über ſeine Verfolgung des Volksliedes, zeigte für Hamanns panhiſtoriſche Schriften Sinn und hatte heimliche Freude daran, wie ſich die kritiſchen Hunde über Gerſtenbergs Ugolino zerreißen würden. Er räth den Kritikern die nachwachſenden guten Köpfe ſich zu Freunden zu machen, damit ſie ſtatt in ihre Fußtapfen zu treten ihnen nicht die Schuhe austräten. Seine obigen Sätze gegen die Tyrannei der Regel ſind ſo wenig Jugendenthuſiasmus bei ihm, daß ſie noch die Dramaturgie überall durchdringen. Dort geht er ſo weit, daß er ganz im Sinne derer die Shakſpearen überall unbewußt ſchaffen ſehen, behauptet, das Genie brauche

---

128) Dieß geht alles zunächſt gegen Bodmer. Es heißt an der Stelle weiter:

— Nun tadle mich, daß ich die Regeln ſchmäh'
und mehr auf das Gefühl als ihr Geſchwätze ſeh.
Die Schweſter der Muſik hat mit ihr gleiches Glücke,
Kritiken ohne Zahl und wenig Meiſterſtücke,
ſeitdem der Philoſoph auf dem Parnaſſe ſtreift
und Regeln abſtrahirt, und die mit Schlüſſen ſteift. —
Ach arme Poeſie! anſtatt Begeiſterung
und Götter in der Bruſt ſind Regeln jetzt genung.
Noch Einen Bodmer nur, ſo werden ſchöne Grillen
der jungen Dichter Hirn ſtatt Geiſt und Feuer füllen.

tausend Dinge nicht zu wissen, die ein Schulknabe weiß; nicht den erworbenen Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das was es aus sich selbst hervorbringe, mache seinen Reichthum aus. Er bezeichnet des ächten Genies Schöpfungen als kleine Nachahmungen der großen Welt des Schöpfers, und hundertmal ist ihm dieser Satz nachgesprochen worden von solchen, die nicht wußten woher sie ihn hatten, und die sich vielleicht mit diesem Satze groß fühlten neben Lessings regelrechten Stücken. Lessing wußte wohl was seiner Dichtung schadete; daß es grade die Regel sei, das gab er um so weniger zu, je elendere Stücke er in den 70er Jahren die Regellosen produciren sah. Er verfocht nur, daß die willkührliche Regel das Genie nicht mache; daß jede Regel es unterdrücke, wollte er nicht zugeben, denn er meinte ja wohl mit Recht, das Genie könne von nichts in der Welt unterdrückt werden, am wenigsten von der Regel, die nach der Theorie aller Genialitäten von dem Genie selbst gegeben wird! Ohne diese freie Ansicht von Dichtung hätte Lessing nie den Weg durch die Aftergattungen hindurch gefunden, mit denen die Zeit überladen war, und durch den falschen Geschmack, mit dem er selbst wie das ganze Geschlecht sich quälte. Wer seine ersten Gedichte liest, der sollte freilich nicht ahnen, daß in diesen rohen Formen so helle Ideen lägen. Wer ihn über Lehrgedichten brüten sieht, den überrascht es, ihn plötzlich als Gegner dieser Gattung zu finden, die nach seinem Endurtheil darüber aus dem Horizont unserer wahren Dichter gerückt blieb. Die Abhandlung Pope ein Methaphysiker (1755), die er mit Mendelssohn verfertigte, machte auf den Widerspruch aufmerksam, der in jedem philosophischen Dichter, der in dem Unternehmen steckt, in einem Gedichte metaphysische Wahrheiten darlegen zu wollen, wo Worte erklärt und im erklärten Verstande gebraucht werden sollen, wogegen sich die dichterische Rede sträubt; wo Ordnung und Strenge der Begriffe beobachtet werden muß, die dem Dichter Sklavenketten anlegen. Lucrez wird hier gradezu für einen Versmacher, aber keinen Dichter erklärt; was wird aus Pope! was muß aus Haller und Dusch werden! Man leugnet nicht, daß man ein System in Reime bringen könne, aber daß diese Reime ein Gedicht seien. „Der Philosoph, heißt es, der auf den Parnaß hinaufsteigt, und der Dichter, welcher sich in die Thäler der Weisheit hinabbegeben will, treffen einander gleich auf dem halben Wege,

wo ſie ſo zu ſagen ihre Kleidung wechſeln und wieder zurückgehen. Jeder bringt des andern Geſtalt in ſeine Wohnungen mit, weiter aber auch nichts als die Geſtalt. Der Dichter iſt ein philoſophiſcher Dichter, der Weltweiſe ein poetiſcher Weltweiſe geworden. Allein ein philoſophiſcher Dichter iſt darum kein Philoſoph, und ein poetiſcher Weltweiſe kein Poet.“ — Wie Leſſing in dieſer Schrift an Pope lobt, daß er ſeine Philoſophie ſelbſt für einen falſchen Bart erkannt habe, ſo im Laocoon, daß er auf die maleriſchen Verſuche ſeiner poetiſchen Kindheit geringſchätzig zurückgeblickt, und verlangt habe, der Dichter ſolle zeitig der Schilderungsſucht entſagen; ein malendes Gedicht ſei ein Gaſtgebot auf lauter Brühen. Dort ficht Leſſing dieſe ganze Manier der poetiſchen Malerei an, die neben der didaktiſchen Poeſie ſo vielfach unſre Literatur damals beherrſchte[129]). Er ſah aus den falſchen Theorien von Uebereinſtimmung der Malerei und Dichtkunſt in der Einen die Allegorie, die Winckelmann ſo auffallend in Schutz nahm, in der Anderen die Schilderungsmanier entſtanden, wo man dort die Dichtkunſt zu redenden Gemälden und hier die Malerei zu ſtummen Gedichten machte. Leſſing verſicherte von Kleiſt, daß er ſich auf ſeinen Frühling am wenigſten eingebildet habe, und daß er die Abſicht gehabt einen Plan hineinzulegen. Er unterſtützt dann ſeine Anſicht hauptſächlich mit Homers Beſchreibung des Achilleiſchen Schildes. Auf die archäologiſchen Anſichten hat dieſe treffliche Belehrung, ſcheint es, noch nicht überzeugend gewirkt, da man noch neulich an der Exi-

---

129) In den Literaturbriefen führt Leſſing I. p. 25 die Verſuche zu vergnügen von Palthen an; die Probe zeigt wie es mit dieſen Dichtereien bei uns ſtand. Sein Lenz, ſagt er, ſcheint eine Sammlung von Allem dem, was er bei Ueberſetzung des Thomſon ſchlechteres gedacht hat. Er malt Mücken, und Gott gebe, daß uns nun bald auch Jemand Mückenfüße male. Doch nicht genug, daß er ſeine Gegenſtände ſo klein wählt, er ſcheint auch ſeine eigne Luſt am Schmutzigen und Ekeln zu haben. Die aufgeſchürzte Bauernmagd mit blutdurchſtrömten Wangen, und derben ſich zeigenden Waden, wie ſie am abgeſpannten Leiterwagen ſteht, mit zackigter Gabel den Miſt darauf zu ſchlagen. Der erhitzte brüllende Stier — der die ihm nicht ſtehende Geliebte verfolgt, — der Ackersmann, der ſein ſchmutziges Tuch lüftet, woraus er ſchmierigen Speck und ſchwarzes Brot hervorzieht — die grunzende Sau mit den fleckigten ſauberen Ferkeln — der feurige Schmatz einer Galathe — zu viel, zu viel Ingredienzien für ein Vomitiv!

stenz wirklicher Arbeiten dieser Art, die dem Homer vorgestanden haben könnten, darum zweifelte, weil auf dem Schilde Dinge geschildert wären, die sich nicht bilden ließen. Auf unsere späteren Dichter aber wirkte Lessings Lehre schlagend: man darf nur Göthes ganze Dichtung und Schillers Spaziergang überdenken, oder Acht darauf haben, wie Wieland in seinen Erzählungen aller Verführung zu Schildereien sorgsam aus dem Wege ging, ausdrücklich weil ihn Lessing „an dem Ohre zupfe." — Wie vortrefflich und epigrammatisch scharf Lessings Untersuchung über das Epigramm sei, haben wir früher angeführt und wollen es hier nicht wiederholen. In dieser Gattung hatte er sich gegen nichts in seiner nächsten Umgebung zu stellen; er kritisirte nur gegen unsere entfernteren Epigrammatisten des 17. Jahrhunderts. Wir erkennen aber auch hier immer dasselbe Prinzip, das auf die Summe des Laocoon hinstrebte: Trennung und Reinhaltung der Gattung. Im Klopstock fühlte er Musik und Dichtung vermischt, im Lehrgedicht sah er Philosophie und Poesie verbunden; in der Schilderung Malerei und Poesie; im Epigramm, wie es früher behandelt ward, Sinngedicht und Gnome. Auch hiergegen setzte er sich; und auch hier folgte ihm die Zeit. Weder er selbst noch alle anderen Epigrammatisten des 18. Jahrhunderts haben Gnomen unter ihre Sinngedichte gemischt. Unter ihnen wird Kästner mit Recht als Repräsentant in diesen Zeiten genannt. Wenn wir von seinen Epigrammen, die zur großen Mehrzahl nicht auf selbsterschaffene Fälle, sondern auf öffentliche Dinge und Charaktere gemacht sind, die unterdrückten besäßen, und von denen, die wir besitzen eine Anzahl unterdrückten, so würden wir eine andere Xeniensammlung haben, die zwar viel Klatscherei und Scherz über zufällige Schwächen, aber auch zum Theil vortreffliche Dinge enthält, und von allen gnomischen, wie von allen friedlichen und zahmen Beigaben frei ist. Grade hier übrigens möchten wir das Bedenken beifügen, daß, wie richtig die Unterscheidung zwischen Spruch und Sinngedicht ist, doch die Zusammenstellung beider (nicht die Verwechslung) gar sehr in der Natur begründet scheint. Eine große Sammlung von lauter reinen Epigrammen, eine Reihe von puren negativen Ausfällen auf menschliche Verhältnisse und Personen, hat etwas beleidigendes und wehe thuendes in sich; dieß fühlt man eben bei Kästner am stärksten; und es war ein feiner Takt, der unseren Logau und andere Aeltere

auf Entſchädigung für den Spott in einem ernſten und poſitiven Theile ihrer Sammlungen denken ließ. Sonderbar, daß Leſſing ausübend im Epigramme grade ſo ſchlechtes leiſtete; wenn man ſelbſt von ſeinen Fabeln und Liedern noch ſo gering denkt, ſo muß man doch von den geſchmackloſen Witzen ſeiner Thrax und Stax, und Hinz und Kunz noch geringer denken. — Auch Leſſings Fabeltheorie (1753) haben wir zu häufig berührt, um hier weitläufig darauf zurückzukommen. Bei allen dieſen glücklichen, beruhigenden Analyſen ſpringt jene Ueberlegenheit deutſcher Gründlichkeit und Schärfe ſo hervor, die Leſſing nachher im Laocoon und der Dramaturgie auf die höchſte Spitze trieb. Mit wahrem Scharfſinn räumt er hier die Theorien der Batteux, La Motte, Breitinger u. A. hinweg; mit ächtem und ſtrengem Geſchmacke vertheidigt er die ſchlichte Fabel des Aeſop gegen die Neuern, die deſſen grade Bahn gegen die blumenreichen Abwege der ſcherzhaften Gabe verließen. Obgleich es ihm dem Stoffe nach auf dieſem gemiſchten, gemeinſchaftlichen Raine der Moral und Poeſie gefällt, ſo ſcheidet er doch auch hier der Form nach Erzählung und Fabel reinigend auseinander, und wie er Pope's ſelbſtverleugnendes Urtheil über ſeine eigene Schilderungspoeſie rühmend anerkennt, ſo findet er hier, daß Lafontainen ſeine luſtig aufgeſtülpten Fabeln, die er aufs beſtimmteſte verwirft, nicht ſo viel Ehre gemacht, als ſeine Erklärung, er habe die zierliche Präciſion des Phädrus nicht erreichen können, eine Erklärung über die Fontenelle und La Motte als über eine Betiſe lachten. — Zuletzt haben wir die Aufmerkſamkeit Leſſings zu beachten, mit der er Wieland verfolgte. Die Scharfſichtigkeit, mit der er in dem ganz jungen Manne das Talent und die Irrthümer entdeckte, gränzt faſt ans Räthſelhafte; die Achtſamkeit mit der er ihn gleichſam gängelte, das genaue Abwägen von Lob und Tadel, und der komiſche Aerger und Gehorſam, mit dem ihm Wieland folgte, ſind durchweg ergötzlich. Sobald Wieland ſich von Bodmer verleiten ließ, den Weg zu verlaſſen, den er in der „Natur der Dinge" und den „moraliſchen Briefen" zuerſt eingeſchlagen hatte, ſo faßte ihn Leſſing an. Wenn dieſe Veränderung durch innere Triebfedern, durch den eignen Mechanismus der Seele erfolgt iſt, ſchrieb er, ſo werde ich nie aufhören mich über Wieland zu — verwundern. Iſt ſie aber durch äußere Umſtände veranlaßt worden, hat er ſich aus Abſichten, mit Gewalt in ſeine

jetzige Denkungsart verſetzen müſſen, ſo bedaure ich ihn aus dem Innerſten meiner Seele. — Zu einer Zeit, da Wieland verhältnißmäßig noch wenig von ſeinem Weltbürgerthum und ſeiner franzöſiſchen Manier ausgelegt hatte, griff Leſſing ſchon ſeine Verachtung der deutſchen Nation und ſeine Gallicismen in der deutſchen Rede an; und da er noch weniges in ſeiner ſpäteren behaglichen und bequemen Darſtellungsart geliefert hatte, fand Leſſing in ihm einen erklärten Feind von allem, was einige Anſtrengung des Verſtandes erfordert, der alle Wiſſenſchaften in ein artiges Geſchwätz verwandelt wiſſen wolle. Sobald ſich Wieland auf das Schauſpiel warf, erkannte ihn Leſſing, immer mit dem gleichen Scharfblick, auf falſchem Boden und ſchlug ihn heraus; lockte ihn aber zugleich an, auf dem von fern eingeſchlagenen Wege von den oberen Sphären herab weiter zu wandeln. Als er den Shakſpeare überſetzte, bekannte Leſſing, daß er zum Trotze der Welt, die ſehr viel Schlechtes davon ſagte, Luſt hätte, ſehr viel Gutes davon zu ſagen. Und wie er endlich mit Muſarion und Agathon auftrat, erkannte dieß Leſſing ſogleich als jene Gattungen, die uns von dem Joche der Moralpoeſie befreien könnten; begrüßte ſie feierlich, und verſchwieg lieber die Ausſtellungen, die er allerdings zu machen hatte, um den talentvollen Autor hier nicht abzuſchrecken, wo er endlich auf ſeiner eignen Natur angelangt war.

So ſehen wir Leſſing gleichſam auf der Hochwacht ſtehen und Alles, was in dem Reich der deutſchen Literatur vorging mit wahrer Sorgfalt beachten. Er ſagte einmal in ſeinen Rettungen: Ich kann mir keine angenehmere Beſchäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu muſtern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu unterſuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwiſchen, die falſchen Verkleiſterungen ihrer Schwächen aufzulöſen, kurz Alles das im moraliſchen Verſtande zu thun, was der Aufſeher eines Bilderſaals phyſiſch verrichtet. Dieß bezeichnet ſeine ganze Stellung zu unſrer Literatur vortrefflich. Er lehrte gleichſam nur malen, er führte hier und da nur die Hand, er ließ Andere gewähren, die ihm auf dem rechten Wege ſchienen, er ſtellte ſeine eignen Sachen nur als Studien auf, „die man gern zur Hand hat". Er ſchob das Gleichgültige und Mittelmäßige in dem Bilderſaale der Literatur in die Winkel, warf das Schlechte hinaus, und hängte die wenigen ächten Stücke in das beſte Licht. Unter ſeiner Hand gab es Raum

für gute Gemälde, unter ſeiner Leitung eine Schule für ächte Künſtler. Die wohlthätigen Wirkungen blieben auch nicht aus, obgleich die Bilderſtürmer der 70er Jahre mancherlei verdarben. Wir können in verſchiedenen Kreiſen die Männer bemerken, die wie Gärtner in Leipzig, Bodmer anfangs in Zürich, Boie in Göttingen, Gleim in Halberſtadt anregten mehr als dichteten: was ſie im engen Bezirke waren, war Leſſing für ganz Deutſchland. Er war der große Wegweiſer der Nation; er machte ſich unentbehrlich, ſchaffte ſich Ehre und Ruhm, aber er ging haushälteriſch damit um und hielt ihn zu Rathe; die Klippe ſchneller und übermäßiger Gunſt, an der ſo viele geſcheitert ſind, war ihm nicht einen Augenblick gefährlich. Dadurch erhielt er, wie es Göthe nennt, das große Vertrauen der Nation. Er behielt unaufhörlich das große Ziel ſeiner äſthetiſchen Reformation im Auge, nachdem ihm Einmal das Bedürfniß klar geworden war. Luther hatte das nördliche Deutſchland in eine moraliſche Poeſie eingeführt, Leſſing führte es jetzt wieder heraus. Wie Luther unſere Religion von dem Druck der italieniſchen Satzungen befreien wollte, ſo Leſſing die Poeſie von dem Zwang der willkührlichen Regel franzöſiſcher Dogmatiker; wie jener auf die Reinheit der evangeliſchen Quelle zurückwies, ſo Leſſing auf Ariſtoteles; wie jener mit den römiſchen Erfindungen nicht jedes Dogma Preis geben wollte, bange vor den zügelloſen Revolutionären und Bilderſtürmern, ſo Leſſing nicht mit der poſitiven Regel alle Naturregel, die die Originalgenies Luſt zeigten zu leugnen; wie jener die urchriſtlichen im Streit der Scholaſtik und Myſtik vergeſſenen Patriarchen hervorzog, ſo Leſſing die großen und in der Zeit des Ungeſchmacks zurückgeſtellten Muſter ächter Dichtung. Hier ließ er ſich von keiner Modebegeiſtrung blenden, und ſtatt z. B. Oſſian neben Homer zu ſtellen, ſo hat er ihn nirgends genannt, und hob dagegen Shakſpeare hervor, den man kaum vor ihm hatte nennen hören. Dieſe Reinheit des Geſchmacks, die ſich Leſſing mit der Zeit erwarb (denn auch hier kam er erſt von der Einſicht des Falſchen zur Kenntniß des Wahren), iſt faſt wunderbar, wenn man bedenkt, wie noch Göthe und Schiller in dieſer Hinſicht hier und da irre gingen; wenn man bedenkt, in welche Finſterniß Deutſchland durch die Lage der Verhältniſſe damals verirrt war. Seit Jahrhunderten war unſere Literatur nur immer abhängig geweſen von den Muſtern des Auslands; Italiens,

Spaniens, Englands, Frankreichs Literaturen hatten ihre Blüthen entfaltet und das arme Deutschland sah bewundernd zu und stammelte rohe Versuche nach. Die französische Poesie stand im unerschütterten Ansehn, die neueste englische stritt mit ihr, Alles schwur nicht höher als bei Pope und Thomson. Uns Spätern ist es nicht schwer, das Mißliche dieser Lage zu übersehen. Wir hatten nichts als Nachahmungen und Copien, und darum schrieen Lessing und die Literaturbriefe zuerst so nach Originalen, und wandten ihren schärfsten Spott gegen die Nachahmer deutscher Copien. Das Schlimmere aber war, wir ahmten falsche Muster nach und hielten sie für das Höchste. Auch dieß durchschaute Lessing schon damals mit dem schärfsten historischen Blicke. Andere Nationen, sagt er in den Literaturbriefen (1759—65), die eigentlich das Hauptwerkzeug seiner revolutionären Umtriebe werden sollten, sind vor uns an ihrem Ziele in der Literatur angelangt; spätere ihrer Genien wollten sich noch unter die Sieger eindrängen, und sind auf Nebenwege gerathen. (Hier hat er die nachzügelnde Periode der englischen Literatur besonders im Auge.) Zum Unglück sind die Deutschen Zeitgenossen dieser letzten; der zweideutige Geist der Nachahmung prieß sie als Muster an, und da unsere Periode erst auf der Hälfte ist, und mit der anderen schon vollendeten zusammenstößt, so lief man Gefahr, den guten Geschmack zu verlieren, noch ehe er stark geworden. Unter diesen Umständen, sagt er selbst, fehlt uns die Hand, die uns führte. Er selber lieh sie seinem Volke. Er warf sich gegen diese falschen Muster auf, er behandelte mit kühnem Uebermuthe die Götzen des Tages, und ganz Deutschland sah zuerst unwillig, dann achtsam, bald willig folgend auf, als er in der Dramaturgie den stolzen Bau der französischen Kritik und Bühne zusammenwarf. Er setzte die einfachsten und reinsten Gattungen als Zielpunkte auf, und die einfachsten und reinsten Dichter anderer Nationen als Muster. Simplification und Errettung von verwickelten Verhältnissen, Durchhauen unlösbarer Knoten, war der Weg, den er nahm, der Weg, den jede Revolution und Reformation nehmen muß. Er fühlte, wie schon die Sprache fehlte. Man hatte jetzt die Ahnung von einer Wahrheit, der Jacob Grimm vortreffliche Worte geliehen hat, daß nämlich keine Literatur eines kräftigen Wachsthums sich erfreuen kann, in der sich nicht Prosa und Poesie gegenseitig ausbildet und stützt.

So fehlte unſerer Dichtung im 13. Jahrh. die Proſa, unſrer Proſa im 16. die Poeſie; im 17. wiederholte ſich dürftiger das Verhältniß des 13., erſt im vorigen Jahrhundert reichten ſich beide die Hand. Wir haben bemerkt, wie noch die Contraſte in Klopſtock und Wieland ſo lagen, als ob ſich Proſa und Poeſie nicht gegenſeitig wollten ſchützen und ertragen lernen, Leſſing erſt ſah dieß Misverhältniß ein, und ward der Begründer einer Proſa, die zuerſt eine Niederſetzung des deutſchen Styls verkündete. Er ſah, daß es meiſt allen Dichtern wie ihm ging, daß ſie nämlich von Reim und Numerus beherrſcht ſeien; er ſchrieb ſeine Schauſpiele in Proſa, und wir wiſſen aus Göthe's Zeugniß und übrigens aus faſt allen Produkten der 70er Jahre, daß dieſes Beiſpiel ſchlagartig wirkte. Unſere arbeitſamen Schriftſteller, ſagte Leſſing, waren ſtets ſchon vom Nachſchlagen müde, wenn ſie zur Sprache kamen, und ließen dann die Hand ſinken. Er lehrte ſie in ſeinen kritiſchen Invectiven Natur, Leidenſchaft, Unmittelbarkeit der Empfindung in ihren Vortrag legen, und bildete ſich zuletzt jenen merkwürdigen Styl, in dem der abſtruſeſte Inhalt zur angenehmſten Lectüre, das Verwirrteſte plan, das Trockenſte pikant wird, in dem unter der innigſten Verflechtung von Gedanken und Ausdruck jede Idee mit den vom Sprachgenius ihr vermählten Worten bekleidet iſt. Das Schwerfällige, das man der deutſchen Sprache vorwirft, iſt bei Leſſing nicht zu finden, und was wäre deutſcher geſchrieben als ſein Laocoon und Antigoeze? Der Schreiber redet hier, und in der Rede geſticulirt er noch; er überläßt ſich der Wärme und dem Feuer des Geſprächs, und behält die Ruhe und Selbſtbeherrſchung der überdachten Schrift; er wußte es ſelbſt, daß ſein Styl die ungewöhnlichſten Cascaden machte, wenn er ſeiner Materie am beſonnenſten Meiſter war. So alſo lehrte er Deutſchland die proſaiſche Rede; und zugleich zeigte er ihr die einzige zeitgemäße Gattung, an der ſie ſich poetiſch ſteigern könnte. Er wies auf das Drama am entſchiedenſten mit Lehre und Beiſpiel hin, als nach dem Abſterben der Gottſchedſchen Schule dieß Gebiet faſt verlaſſen war, und die ganze Folgezeit hat bewieſen, wie weiſe er gegen Klopſtock und Wieland war, die das nicht zeitgemäße Epos erzwingen wollten, das zwar Leſſing ſelbſt theoretiſch weit höher hielt als das Schauſpiel. Ebenſo kannte und ſchätzte er Aeſchylus und Ariſtophanes, als er Sophokles, Plautus und

Shakspeare hervorzog, er wollte aber nicht unpraktisch auf Muster zeigen, die uns nichts nützen könnten. Nachdem Lessing so der Nation die ächten Muster gezeigt, die falschen entfernt, den Stoff angewiesen hatte und die Sprache, so wies er auch im Laocoon noch den höchsten Grundsatz aller Poesie nach. Nun waren die Elemente alle gegeben, und nun zog er sich zurück. Er hatte auf dem Wege der Kritik und des Verstandes Alles angegeben, was die Zeit noch in seinen letzten Jahren anfing mit Phantasie und jugendlichen Sinnen neu aus sich zu erzeugen. Er führte die zeugenden Organe, die sich bei den Verirrungen und Verknorpelungen der Natur schwer fanden, zusammen, und nun ging Zeugung, Geburt, Wachsthum, Jugend unserer Literatur von selbst vor sich. Er war die Hebamme unserer Poesie, nicht selbst Poet. Der die Schwächen aller anderen Scheindichter so erkannt hatte, hätte nicht die seinigen erkennen sollen? aus Eitelkeit nicht erkennen sollen, Er, der so sehr über alle Kleinlichkeiten der menschlichen Natur hinweg war? In dem Augenblicke, da ihn die Nation am höchsten feierte, da seine theologischen Streitigkeiten ihm noch nicht Feinde gemacht hatten, da sein Gleim und Ebert ihm ihr Shakspeare-Lessing zuriefen und keinen Widerspruch fanden, in diesem Augenblicke legte er jenes denkwürdige Geständniß ab, das ihn vielleicht *mehr* als seine Leistungen ehrt, eben wie er von Lafontaine und Pope bei ähnlichen kleineren Geständnissen meinte. Denn eigne Schwächen zu kennen und einzugestehen, da sie Niemand außer uns kennt, ist wahrlich schwerer, als eigne Kräfte wirken zu lassen, zu deren Besitze wir nichts können.

Lessing brauchte sich nicht über sich zu täuschen. Man kann Gaben an ihm vermissen; aber der Gebrauch, den er von denen machte, die er hatte, ist ein ewiges Muster. So ists bei Schiller, umgekehrt bei Göthe. Er wußte, daß er ein kalter Denker war, und daß ihm der Enthusiasmus fehle, den er die ἀκμη, die Spitze und Blüthe der schönen Kunst nennt, den einem Dichter zu verdächtigen ihm eine Sünde an dessen Lebensberufe schien. Indem er dieß Geständniß am Schlusse der Dramaturgie ablegte, beging er wieder einen Akt der Simplification und Reinigung: er wies den Verstand auf das Gebiet der Wissenschaft und Kritik, von der Dichtung hinweg. Daß doch niemals ein Aesthetiker und Literarhistoriker über Lessings Dichtungen mit eignem Weisheitsdünkel ab-

ſpreche! und niemals anders darüber rede als mit Leſſings eignen unſterblichen Worten. „Ich bin, ſo lautet ſeine Erklärung, weder Schauſpieler noch Dichter. Man erweiſt mir zwar manchmal die Ehre, mich für das letztere zu erkennen. Aber nur weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gemacht habe, ſollte man nicht ſo freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel zur Hand nimmt und Farben verquiſtet, iſt ein Maler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in denen man Luſt und Leichtigkeit ſo gerne für Genie hält. Was in den neueren erträglicher iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft ſich emporarbeitet, durch eigne Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt, ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpreſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, mich an fremdem Feuer zu wärmen, und durch die Gläſer der Kunſt meine Augen zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie ſoll das Genie erſticken, und ich ſchmeichle mir etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähſchrift auf die Krücken unmöglich erbauen kann. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, ſich zu bewegen, aber nicht ihn zum Läufer machen kann, ſo auch die Kritik.“

So beſcheiden ſich Leſſing hier über ſein Dichtertalent äußert, ſo voll Selbſtgefühl war er dagegen auf ſeine Kritik. Vielleicht hat ihn kein Sterblicher von dieſer Seite übertroffen. Wie wohl er ſich in dieſem Gebiete fühlte, ſieht man an dem Tone jeder Kritik, die er geſchrieben hat, wenn man ſie gegen ſeine vorſichtig zuſammengeſetzten Schauſpiele hält. Die beſſere Einſicht, der Wahrheitseifer, der Ehrgeiz, unſere Literatur neben den ausländiſchen ebenbürtig zu machen, die Ueberzeugung, daß nur durch Reibung unſere Kräfte gereizt werden könnten, und daß nichts uns ſo ſehr hemmte, als Schullob und Rückſichten, trieb ihn hier grundſätzlich zu einer Polemik gegen alle Mittelmäßigkeit, die eigentlich allein den Aufſchwung in den 70er Jahren in Deutſchland hervorrief. Er gab die Haltung der Literaturbriefe an, die ſeine Freunde ſelbſt

mit dem guten Willen dazu nicht behaupten konnten. Wie wenig man diesen zutraute, wie ganz man Lessing überall vermuthete, wo ein zuversichtlicher Ton mit einiger Sachkenntniß gepaart erschien, beweist, daß man ihn für einen Hauptmitarbeiter an der allgemeinen Bibliothek hielt, in die er so gut wie nichts schrieb; und daß man viel Lärm von einer Berliner Schule machte, als deren Haupt man ihn verschrie. Nichts war dem wahrheitssinnigen Mann so zuwider, als für den Mittelpunkt einer literarischen Clique zu gelten, und auch dieß mag ihn bewogen haben, bei keiner journalistischen Verbindung auszuhalten. Ihm und seinem Moses war es mit der Erforschung der Wahrheit an und für sich ein Ernst, dafür liegt das Zeugniß in Lessings Correspondenz, die von dieser Seite nur an Schillers Briefen ihres Gleichen hat. Er war daher von aller Schulmacherei und literarischen Complotten himmelweit entfernt. Schon bei Gottsched war ihm dieß Schulpatronat so innerlich verhaßt, daß man hierher seinen Eifer gegen ihn miterklären muß. Nun ward er selbst so dargestellt, als ob er unter den Berlinern ein neuer Gottsched zu werden Lust trage. Der diese Ansichten am meisten auszubreiten bemüht war, war Klotz. Wir haben ihn oben in der Mitte seiner Hallischen und Halberstädter Freunde gesehen. Ein durch allerhand lateinische Gedichte (carmina omnia 1766) bekannter Philolog und Humanist, der sich zu den muthwilligen Spielereien der Anakreontiker herabließ und eine Geschichte des Amor aus Gemmen schrieb, war damals etwas nagelneues; die Hallenser, die Erfurter (Riedel), die Wiener (Sonnenfels), die Breslauer (Flögel), und Alles, was einigen veralteten Ruhm noch retten oder einen schwankenden befestigen wollte, drängte sich mit Lobpreisungen an ihn, und der gute Mann sah sich plötzlich eben zu dem gemacht, wozu er nun um so eifriger Lessing zu machen suchte. Er hatte vorher nur lateinische Sachen, und acta literaria (seit 1764) herausgegeben, in denen er sich schon seinem Hang zu diffamirenden Persönlichkeiten hingab, wie Lessing mit pikanten Beispielen nachwies; geblendet vom Lob des Anhangs schrieb er nun deutsch über das Studium des Alterthums (1766), und über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine. Schon dieß konnte Lessing ärgern, der sich in Breslau eifrig mit Winckelmann und der Archäologie beschäftigte; der zuversichtliche Ton einen Mannes, der seine antiquarische Gelehrsamkeit aus zwei

Heften von Chriſt und Heyne hatte, der Lippert den Bart ſtrich und Winckelmann meiſterte, reizte ihn. Nun vollends errichtete er nach Riedels Plan in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (1767) ein Tribunal, das Leſſing berechtigte, der perſönlichen, verſchwärzenden, klatſchenden Kritik, die darinn herrſchte, den Namen Klotzianismus zu geben; dazu ſchien es, als ob in dem elenden kraftloſen Deutſch, das darin geſchrieben ward, der Styl der alten Wochenſchriften noch einmal auftauchen wollte. Mit Recht fürchtete Leſſing den Nachtheil, wenn Leuten dieſes Geſchmacks erlaubt ſein ſollte, gegen Klopſtock und Ramler einzuſprechen, und ein Publikum, das ſich gerade zu bilden anfing, irre zu leiten über die Männer, die allein unſerer werdenden Literatur Charakter und Werth gaben. Ein einziger Zorn waffnete daher Leſſing und Herder gegen Klotz. Leſſingen ohnehin neckten ſeit der Erſcheinung des Laocoon (1766) die dünkelhaften Antiquare und er ließ daher gleichzeitig mit der Dramaturgie die antiquariſchen Briefe gegen Klotz (1768) los und die Abhandlung über den Tod der Alten (1769), zwei Bären, wie Herder ſagt, die den Hauptgegner zerriſſen und die Anhänger in ihre Winkel jagten. In der That verhallte der Nothruf und das Kampfgeſchrei der Erfurtiſchen Zeitung (von Riedel) und der literariſchen Briefe (von Schirach) ohne Erfolg. Der Inhalt dieſer Schriften Leſſings geht uns nicht an; ihre Tendenz aber iſt für Leſſing ungemein charakteriſirend. Er fand das Publikum zu ekel gegen Streitſchriften; er ſelbſt war zu ekel gegen die Lobtändeleien der Anakreontiſten, die eben in jenen Jahren am beſten im Gange waren. Es war ihm gerade Recht, den gelehrten Repräſentanten unter dieſem Haufen aufgreifen zu können; und er griff ihn von Seiten der antiquariſchen Gelehrſamkeit an, um ſeinem Gleim nicht wehe zu thun, obwohl er ſich gelegentlich bitter genug über das äußerte, was dieſe Pedanten Grazie und Liebe nannten. Nicht in Hitze, ſondern mit Vorbedacht und der langſamſten Ueberlegung ſagte er Klotzen alles Spöttiſche, Bittere, Harte, was ihm die antiquariſchen Federn recht ſchmerzlich ausrupfen mußte, mit denen er ſich geſchmückt hatte. Er ſtellte jenen kritiſchen Kanon auf, dem in Zeiten lebhafter Bewegung immer wider Geſetzkraft gegeben werden wird: gelinde und ſchmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter; abſchreckend und poſitiv gegen den

Stümper; höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher. Nicht Klotzens Zeitschrift wählte er aus anderen Zeitschriften, nicht seine Rotte mit einer anderen anzugreifen, sondern allein stellte er sich ihm wie ein Riese gegenüber, keinem helfend, von keinem Hülfe begehrend. Er vergleicht sich mit einer Windmühle, die mahlt so lange etwas aufgeschüttet ist; alle 32 Winde sind seine Freunde, er begehrt nichts als freien Umlauf. Mücken läßt er durchschwärmen, muthwillige Buben dürfen nicht durchjagen, keine Hand ihn hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der ihn treibt, sonst schleudert ihn sein Flügel in die Luft, und er kann ihn nicht sanfter niedersetzen als er fällt. In der Schrift über den Tod der Alten vertheidigt er diese tumultuarische Polemik mit Grundsätzen. Dem Widerspruche verdanke man so viele Wahrheiten, die Polemik sei der Eigenliebe und dem Selbstdünkel so unbehaglich, dem erschlichenen Namen so gefährlich, daß jeder Streit der Wahrheit förderlich sei, den Geist der Prüfung nähre, Vorurtheil und Ansehn in beständiger Erschütterung halte. Wenn nicht Einmal gegen Stümperei und Zudringlichkeit ein positiver Ton angestimmt werde, wie sollten sie jemals aufhören!

Auch der Laocoon (1766) ist mitten unter dem wüsten Kunstgeschrei geschrieben, das seit Winckelmann, Mengs, Lippert, Hagedorn und Heyne die Welt erfüllte, als es Mode war, von geschnittenen Steinen sich zu unterhalten, und Lipperts Daktyliothek für den Schulunterricht zu empfehlen. Neben der Dramaturgie hat dieses Meisterstück von Analyse und Vortrag die größten Wirkungen unter Lessings kritischen Schriften gemacht. Wer Schillers und Göthes Aussprüche, Theorien und praktische Folgeleistungen kennt, die sich an den Inhalt des Laocoon anreihen, der übersieht auf einmal den Einfluß, den dieses Buch auf die Dichtung und Kritik der Folgezeit ausübte. Nur die Spitzen des Inhalts müssen wir einen Augenblick berühren. Der Kern auch dieses Werkes geht auf Reinhaltung der Kunst: die ungeschickte Vergleichung und Mischung von Malerei und Dichtung, die wir bei Breitinger auch in die deutsche Kritik eingedrungen fanden, gibt den Anhalt für die Untersuchungen, die Lessing auf den letzten Grundsatz und das höchste Princip aller Kunst führten, wodurch er wie Göthe selbst bezeugt, ein Halt und Trost für Alle wurde, die nach einem sicheren Boden

in ihrem Kunſtwirken ſuchten und ihn in Sulzers Moraltheorie nicht fanden. Den Geſichtspunkt der Iſolirung der Künſte, von dem Leſſing nach reifem Nachdenken zwar und doch gleichſam divinatoriſch ausging, und den die romantiſchen Neigungen der neuen Zeiten ungemein ſchwer zu finden oder zu behaupten machten, fand Göthe nach ſeiner vielfachen Kunſterfahrung einzig richtig. Vermiſchung der Kunſtarten war auch ihm ein Zeichen des Verfalls. Er beobachtete wie Leſſing, daß die Künſte überall eine Neigung haben, ſich zu vereinigen und in einander zu verlieren; daß aber gerade darin die Würde und das Verdienſt des ächten Künſtlers beſtehe, daß er ſein Kunſtfach und jede Kunſtart auf ſich ſelbſt zu ſtellen und aufs möglichſte zu iſoliren wiſſe. Leſſing geht von einem Satze in Winckelmanns Schriftchen über Nachahmung der Alten aus, von dem dieſer in der Kunſtgeſchichte ſelbſt zurückkam, daß das Hauptkennzeichen der griechiſchen Sculpturwerke Einfalt und ruhige Größe ſei. Winckelmann kam von Laocoon auf dieſen Satz. Wie er den ſchönen Formen der griechiſchen Kunſt wirklich ſchöne Natur unterliegen ſah, ſo dachte er, noch nach den Vorſtellungen vom Heroismus der franzöſiſchen Tragödie, daß es innere Seelengröße ſei, was den Ausdruck des Schmerzes im Laocoon ermäßige. Leſſing entwickelt hier zuerſt ſeine eindringliche Kenntniß antiken Geiſtes, und beweiſt aus den alten Dichtern, daß in der Vorſtellung des Griechen Schrei des Schmerzes und Seelengröße wohl verträglich ſeien. Wie wenig überflüſſig damals dergleichen Nachweiſungen waren, beweiſt ſich daher, daß ſelbſt Herder mit ſeinem Glauben an eine heroiſche Menſchheit trotz ſeiner Kenntniß der Alten noch dieſer Auslegung widerſprach, namentlich in ſo weit ſie den Philoktet zum Beweiſe für ſich anführt. Wie fruchtbar dagegen dieſe Sätze bei Andern für die Theorie der Tragödie wurden, können wir ſpäter bei Schiller erfahren. Leſſing ſetzt alſo den von Winckelmann nachher ſelbſt beſtätigten Satz entgegen: daß das höchſte Geſetz der alten Kunſt Schönheit geweſen, daß ſie daher alle Karrikatur und alles Extreme der Leidenſchaften gemieden hätte, das an Häßlichkeit grenze. In den Fragmenten zum 2ten Theile des Laocoon beſtimmt ſich dieſes Princip aller Kunſt noch etwas näher. Die eigentliche Beſtimmung einer Kunſt kann nur das ſein, was ſie ohne Beihülfe einer anderen hervorzubringen im Stande iſt. Dieß iſt in der plaſtiſchen Kunſt die körperliche Schön-

heit. Die höchste körperliche Schönheit existirt nur in dem Menschen, und auch in diesem nur vermöge des Ideals. Ideal der körperlichen Schönheit liegt hauptsächlich in der Form, wohl auch in der Carnation und im permanenten Ausdruck; die bloße Colorirung (Gebrauch der Localfarben) und der transitorische Ausdruck entbehren des Ideals, weil die Natur sich nichts Bestimmtes darin vorgesetzt hat. Das Ideal in der Poesie nun muß Ideal der Handlungen sein, nicht Ideal moralischer Wesen; denn es würde Uebertreibung sein, von dem Dichter vollkommene moralische Wesen zu verlangen. In der gleichzeitigen Dramaturgie räumt Lessing ausdrücklich und zuerst, diesem entsprechend, die moralischen Anforderungen an den Dichter weg. Er will nicht sagen, daß es ein Fehler ist, wenn eine Dichtung zur Erläuterung oder Bestätigung einer moralischen Wahrheit dienen kann, aber er darf sagen, daß eine solche Einrichtung nichts weniger als nothwendig in einem Kunstwerke ist. Wir sehen hier den Grund, auf dem Göthe, Schiller und Humboldt nachher ihre ästhetischen Theorien ausbilden; zugleich sehen wir den ästhetischen Gegensatz Lessings gegen Klopstock und Wieland aufs schärfste ausgedrückt. Jener hatte moralische Schönheit zum letzten Grundsatz der Kunst gemacht, Wieland die Natur und Wahrheit; vollkommen moralische Wesen hatte uns jener geschildert, der Wirklichkeit nahe schilderte Wieland; Lessings Figuren, denen er zwar nur trockene Form und keine Carnation geben konnte (weil er das Zeichnen gleichsam verstand aber nicht das Malen), erscheinen allerdings mehr als der wirklichen Natur entnommen, allein der Natur doch, die sich angestrengt hat, auch Lessing selbst zu schaffen, die also selbst einer idealen Bildung nahegekommen ist. — Indem Lessing weiterhin auf die Vergleichung der Malerei und Dichtung kommt und die falschen Aehnlichkeiten beleuchtet, die die Spence und Caylus aufgefunden hatten, setzt er dagegen seine scharfe Unterscheidung: die Malerei braucht Figuren und Farben im Raume, die Dichtkunst artikulirte Töne in der Zeit; der Gegenstand jener sind Körper und andeutungsweise durch Körper Bewegungen (so emendirt Lessing in den Fragmenten); der Gegenstand der Poesie Bewegungen, und andeutungsweise durch Bewegungen auch Körper. Dieser schroffe Satz stieß bei jedem an, dem das logische Denken nicht so geläufig war. Allerdings bedurfte er kleine Einschränkungen oder Verdeutlichungen,

deren in den Fragmenten einige nachgetragen ſind; allein auch ohne ſie lag die Wahrheit in den erſten Sätzen im Laocoon kenntlich[130]). Herder wehrte ſich gegen dieſe, wie gegen den ganzen Laocoon, ja wie er Alles, was Leſſing ſcharf umſchrieben hatte, mit ſeiner kritiſchen Phantaſie wieder zu verwiſchen ſtrebte. Er konnte ſo weit gehen, die in einander geſchachtelten Gemälde, die auf Einem Blatte eine Reihe von Hiſtorien malen, in Schutz zu nehmen und zur Einrede gegen die Behauptung zu brauchen, daß das Succeſſive der redenden Kunſt nur zukomme; was würde er erſt geſagt haben, wenn er jene Drehgläſer gekannt hätte, die uns Gemälde in wirklicher Bewegung zeigen! Was freilich bei Herdern den größten Anſtoß erregte, war, daß in Folge dieſer neuen Theorie die Malerei in der Poeſie, wie wir oben geſehen haben, wegfiel und daß nur Handlungen (Reihen von Bewegungen, die auf einen Endzweck abzielen) das große Thema der Poeſie blieben. Herder mag das Eine und das Andere nicht gelten laſſen, weil er für ſeinen Oſſian angſt iſt! und für arioſtiſche Stellen, und für die ganze

---

130) Leſſing ſagt unter anderem: Die Malerei habe nur einen einzigen Augenblick für ihre dargeſtellten Handlungen zu Gebote ſtehen; dieſer könne nicht fruchtbar genug gewählt werden; er dürfe nichts enthalten, was ſich als tranſitoriſch denken laſſe. Göthe in ſeinem Aufſatz im Laocoon ſcheint das Gegentheil zu fordern: es müſſe in einer vorgeſtellten Handlung ein vorübergehendes Moment gewählt ſein, wie eben in Laocoons Gruppe. Wer Leſſing bis zu §. 16. verfolgt, der findet, daß ſich dieß nicht widerſpricht. Leſſing verlangt aufs deutlichſte, der Maler ſolle aus der Reihe von Momenten, die eine Handlung bilden, den prägnanteſten wählen, der am meiſten die vorausgegangenen und folgenden errathen läßt, der in ſofern, mit Göthe zu reden, immer nur ein vorübergehendes Moment iſt, mit Leſſing zu reden aber ein Centrum, einen Ruhepunkt bildet, auf dem man weilen mag, weil er große Ausſichten bietet. Wie fein im alten Sinne Leſſings Anſicht iſt, belegen auch die Tänzer, die die Alten ohne Boden bildeten. Sie ſonderten gleichſam das Bild ab, das die Phantaſie vom Tanze feſt hält, die ſchwebende Bewegung, die von allen Bewegungen die ruhigſte iſt. Ich glaube, warnen zu müſſen, daß man Leſſing je leichtſinnig widerſpreche. Göthe hat z. B. über Laocoon auch eine Anſicht mitgetheilt, und in ihm die Stellung gefunden, die uns ein Kitzel in der Seite annehmen macht. Ich möchte aber wiſſen, ob es nicht phyſiologiſch wörtlich zu verſtehen iſt, wenn ich meine, in Laocoons Lage müſſe dem Menſchen aller Kitzel vergehen.

Lyrik. Er zittert vor dem Blutbade, den dieser letzte Satz, Handlungen seien der eigentliche Vorwurf der Poesie, unter den Dichtern aller Zeiten anrichten würde! Von Tyrtäus bis Gleim und Klopstock, fürchtet er, werde entsetzlich aufgeräumt werden! Und was weiter? So bleibt eben die Zahl der ächten und wahren Dichter und Dichtungsarten übrig, unter denen uns wohl ist. So sehen wir Lessing sich nach zweitausend Jahren an Aristoteles Poetik anreihen, dem nur Epos und Drama die ächten und reinen Gattungen waren, d. h. eben diese, die nur Handlungen zum Gegenstand haben. Nur mit dem Unterschiede, daß Aristoteles dem Drama den Vorzug gibt, Lessing aber, wir wir schon einigemale anführten, seinem noch weiter getriebenen Purismus zufolge dem reinen gesprochenen Gedichte, dem Epos; obgleich er wohl fühlte und auch darin Beispiel und Muster ward, daß das Drama allein an der Tagesordnung war. An dessen Ausbildung setzte er seine besten productiven Kräfte, und dorthin wollen wir ihn jetzt begleiten.

9. Schauspiel. (Lessing.)

Wir haben das Schauspiel bisher zur Seite liegen lassen, und stellen seine Schicksale in diesem Jahrhundert bis in die 70er Jahre hier in Eine Reihe zusammen, nicht allein um die Entwicklungen einfacher zu überschauen, auch nicht blos um Lessings Verdienste darum in ein deutlicheres Licht zu stellen, sondern besonders um merkbar zu machen, daß das Drama die einzige Gattung war, in der unsere neuere Poesie zu einem Ziele kommen sollte, für die unsere größten Genien sich bildeten, und für die allein die große Theilnahme der Nation gewonnen ward. Wir haben es mehrfach wiederholt, daß die neuere Zeit, in der die Verstandesbildung in den Vorgrund trat, jene lebhafte Phantasie verlor, die sich den Inhalt der ruhigen Erzählung des Rhapsoden und Epikers zu vergegenwärtigen wußte, und daß, um diesen Verlust zu ersetzen, der Dichter die dramatischen Mittel ergreift, mit denen er lebendiger auf die stumpferen Organe wirkt: Gegenwart der Darstellung und die lebhaftere Schilderung des Dialogs; stärkere Wirkung auf die

äußeren Sinne, und zugleich auf ein pathisches Interesse des Zuschauers, durch Erregung seiner Leidenschaften. Jene formellen Mittel der dramatischen Form überhaupt sehen wir nun durch mehrere Jahrhunderte in Anwendung, und wenn es sich nicht so klar und einfach darstellt, daß das Schauspiel die naturgemäße Gattung der neueren Zeit, wie das Epos die der älteren ist, so liegt dieß blos darin, daß das Epos in der ungestörten Periode des Allgemeingefühls der Völker als einzige Gattung allein existirt, das Schauspiel aber, das auf das Epos folgt, und das mühsam aus verschiedenen Nebengattungen und Unterarten der Poesie erwächst, nothwendig von diesen und den Resten des Epos umgeben und überdeckt liegt, so daß wir in unsrer historischen Betrachtung ebenso genöthigt waren, zur reineren Betrachtung des Dramas diesen Schutt erst wegzuräumen, wie Lessing bei seinen Bestrebungen für dessen Herstellung dieselbe Thätigkeit oblag.

Wo zu irgend einer Zeit das Drama lebendig aus der Geschichte aufsteht, wie z. B. in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, wo die Erregung der Gemüther auf dem Schauplatz leicht war, weil die große Bühne der Weltbegebenheiten selbst die weite Grundlage des pathischen Interesses für alle Nachahmungen derselben bildete, da bedarf der Schauspieldichter weniger materieller Mittel, um zu wirken, eben weil er der Hauptwirkung, der Gefangennahme der Gemüthsbewegungen sicher ist. In solchen Zeiten öffentlicher Aufregung also stellte sich die höchste Leistung im Dramatischen, und die den Zuschauer am tiefsten in Anspruch nimmt, das Trauerspiel, von selbst ein. Schwindet diese Theilnahme wieder, verlieren die Menschen den Sinn für große Gegenstände und mit ihm die Geduld sich durch diese aufreizen zu lassen zu Schmerz und Unlust, so bleibt dem Drama nichts übrig, als sich auf Convenienzstücke, auf bürgerliche Schau- und Lustspiele zu werfen, oder für jede allenfalsige Aufregung mit desto stärkerer Nahrung für die äußeren Sinne, mit der Oper und ähnlichen Schaustücken, zu entschädigen. Auf diesem Standpunkte haben wir früher unser Schauspiel verlassen, ja auf einem noch gesunkeneren. Denn der grobe Sinnenreiz selbst war in den Opern unmäßig übertrieben, und die gemeinste Lachlust schien in den Lustspielen nur noch mit Schmutz und Zoten befriedigt werden zu können.

Den öffentlichen Zustand der Schauspieldichtung, der Bühne und der Spieler um Gottscheds Zeit kann man sich nicht niedrig genug vorstellen. Eine Truppe von der Bedeutung, wie wir sie in Gryphius Zeit fanden, existirte kaum mehr; dramatische Dichter wie Hallmann würden jetzt Epoche gemacht haben. Bis weit in das Jahrhundert hinein bildeten sich noch Schauspielertruppen aus Seiltänzerbanden, und auf ihren Buden wechselten Marionetten mit lebenden Personen ab; ein Kuniger machte sich mit einer solchen Bande noch um **1750** einen Namen, und aus des Schneiders Reibehand Marionettentheater ging der Komiker Franz Schuch hervor, der mit Schönemann, Koch und Ackermann die ersten Verdienste um die Wiedergeburt des Schauspiels theilt. Die Schauspieldichtung war wie ausgegangen; die Acteure sorgten selbst für Staatsactionen, Farcen und Impromtus, und die konnten sich nicht einmal gestalten und ausbilden, weil sie die Prinzipale, in deren Truppe sie entstanden, aus Misgunst nicht veröffentlichten. Von den Schauspielern aus schien also so wenig etwas zu hoffen für eine Herstellung der Bühne, als von dem Volke selbst, dessen Theilnahme sehr gering geworden war. Die Höfe gaben noch weniger Trost. In Dresden, in Berlin, in Wien hielt man italienische Sänger und französische Schauspieler und was war selbst von diesen zu lerneu! Briefe aus Wien, um **1750** an Gottsched geschrieben, berichten diesem zu seinem großen Ergötzen über das Spiel der französischen Acteurs so, daß er sich allerdings freuen durfte über die Fortschritte, die man in Leipzig auf der deutschen Bühne dagegen gemacht hatte. Diese Beschreibung ist durchaus sprechend[131]). „Die Liebhaberin, heißt es darin, macht ihrem Liebhaber eine orientalische, christliche, französische Reverenz, beide Hände kreuzweis auf der Brust, den Leib tief vorwärts gebogen; von jedem Schritte, den sie macht, zittert die Bühne. Der Liebhaber umarmt sie mit dem Haupte auf ihrer Brust, den linken Fuß über den ganzen Bauch — wer sollte nicht speien? Alle Schauspielerinnen machen Katzenbuckel, stellen sich sehr geil an, seufzen und heulen, vervielfachen das Affectirte und treiben das Bewegliche bis zum Kitzel. Die Hände fliegen über die Scheitel, die Stimme

131) Neuestes aus der anmuthigen Gelehrs. II, p. 639.

verliert sich in Seufzen. Der linke Fuß bleibt wie angenagelt, der rechte thut zuweilen einen Schritt, mit Erschütterung des Leibes, der Bühne und des Zuschauers; dann beugt sie sich vorwärts und zeiget ihre Fleischbank.“ Bei solchen Mustern war es kein Wunder, daß sich die besseren unserer spätern Schauspieler aus sich selbst und aus den rohesten Anfängen bildeten. Denn das Beste mußte noch immer das sein, was sich aus der eigentlichen Volkskomödie hoffen ließ. Auch diese dauerte hier und da fort, am meisten in Oestreich, Tyrol und Oberbaiern, wo weder öffentliche Ereignisse noch die neue Bildung störten. Von Wien, wo das Impromptu, die Local- und Volkspoesie immer zu Hause war, ging jener Schuch aus, der bei schon anständigeren Verhältnissen die extemporirten Spiele am längsten festhielt und sie zu einer gewissen Feinheit steigerte. Er selbst ist als der vortrefflichste Hanswurst bekannt und berühmt gewesen, von schnellem und treffendem Witz, dessen Lazzi überraschend und dessen Scherze nie unartig waren[132]). Er nahm selbst die Entwürfe zu seinen Burlesken aus regelmäßigen Stücken alter und neuer Theater und hatte seine Spieler vortrefflich dazu eingeschult, so daß Lessing in Breslau diese raschen Possen lieber besuchte, als die lahmen und kranken regelmäßigen Stücke. In Tyrol dauert die Bauernkomödie bis auf den heutigen Tag, in der Gegend um Innsbruck und besonders im Dorfe Laatsch; und man schildert uns, was wir z. Th. als Augenzeuge bestätigen können, die ältesten Zustände als noch dauernd[133]). Man führt Legenden und Volkssagen auf mit Farcen unterbrochen; die Theater sind leicht aus Holz gezimmert, der Schauplatz unter freiem Himmel, beim Wirthshause, der Wirth erscheint als Chorage. Diese Zustände waren unstreitig im Anfang des vorigen Jahrhs. noch lebendiger, als die Tyroler noch die Tragödien des Grafen Brandis aufführten, und die Jesuitenkomödien noch im Gange waren. Von diesen aus behielten die biblischen Stücke, Legenden und Passionen in jenen Gegenden langehin Nahrung im Volke, und auch diese Sitte hat in Oberbaiern, in Oberammergau bis heute fortge-

---

132) Dieß entnehme ich aus dem Leben von Brandes.

133) Vgl. Das Land Tirol. 1837. I, p. 451.

dauert, wo unter einem einsamen Völkchen, das lange Winter und keinen Ackerbau hat, von Zeit zu Zeit die Passion an Sonntagen im Sommer aufgeführt wird, mit großem Apparat und antik gekleideten Chören, die die Figuren aus dem alten Testamente, welche blos als Tableaux dargestellt sind, in Recitativen erklären. Wie diese Aufführungen hiernach noch heute den Styl frühester Zeiten, und den letzten Zuschnitt des 17. Jahrhs. an sich tragen, so behielten die Jesuitentheater in Baiern und Oestreich den Prunk und das Maschinenwesen der Hofballette in ihren geistlichen Stücken bei. Ihre Aufführungen dauerten bis zur Aufhebung des Ordens; aus ihrer Schule und aus Klöstern sind sonderbarer Weise manche Schauspieler, wie Schuch, Stänzel, Josephi u. A. hervorgegangen. Gottsched und Nicolai haben nicht versäumt, uns von den Jesuitenstücken dieser Zeiten Proben zu geben, die allerdings noch immer auf oder vielmehr unter Ayrers Standpunkt stehen, und gegen die Nicolai die Staatsactionen Ludovici's, von denen Lessing noch eine besaß, Meisterstücke nennt. Auch in protestantischen Ländern waren übrigens die geistlichen Stücke noch nicht ausgegangen. In Quedlinburg gab es noch Passionen und Lebensläufe der Patriarchen; und auf allen Schulen in Sachsen und Schlesien spielten die Schüler noch Weisesche Stücke; ja in Breslau waren dramatische Aufführungen sogar durch milde Stiftungen auf den Gymnasien verordnet.

Gottsched, als er sich vornahm, die deutsche Bühne auf den Fuß der französischen zu bringen, unternahm unter diesen Umständen keine kleine Sache. Sie gelang ihm aber über Erwarten schnell. Er benutzte seinen Einfluß wie in allen übrigen Stücken so auch in diesem Punkte anfangs vortrefflich, bis ihn der Uebermuth später zu falschen Schritten verleitete, die ihm auch hier seinen Fall bereiteten. Er setzte sich mit seinen sächsischen und schlesischen Schulmeistern; in Zittau, in Schweidnitz, in Breslau, in Annaberg und überall suchte er die Weise'schen Stücke zu verleiden und neue, regelmäßige, übersetzte einzuführen. Er berichtet in seinen Zeitschriften fleißig über die Ausbreitung und den Fortgang dieses Geschmacks; er redet dann immer vornehm von den „Untergebenen" der Rectoren, statt von ihren Jungen; und wenn ihm einer noch ein Weise'sches Stück neben dem seinigen oder dem seiner Frau unterlaufen läßt, so kleidet er sein Misfallen

in Lob, indem er vermuthet, es geschehe dieß blos, um den Unterschied zwischen schlecht und gut fühlbar zu machen. Der Rector Stief in Breslau († 1751), der mit Breßler, Lichnovsky, Tschammer und Aehnlichen zu Gottsched übergetreten war, ein allzeitfertiger Stadtpoet, ließ die Oper fallen und verfertigte über vierzig Schauspiele, alle auf den neuen Schlag, zu denen sich ein großer Zufluß von vornehmen Zuhörern drängte. Alles dergleichen versäumt Gottsched nie bekannt zu machen, und er läßt es Magistrate, Gelehrte und Vornehme bei jeder Gelegenheit empfinden, daß sie sich nicht genug für das Schauspielwesen interessiren und es nicht von der rechten Seite ansehen. Seitdem er den Horaz gelesen und gefunden hatte, daß bei den Alten die Chöre die Stelle unserer Predigten vertraten, sah er das Schauspiel für eine Schule des Volkes und einen Katheder der Tugendlehre an. Mit diesen moralischen Waffen vereinte er seine kritischen und ästhetischen, um für die Tragödie und das Lustspiel, und gegen die Oper und Burleske zu kämpfen. Er wollte für die Scrupulösen und für die Vernünftigen den Anstoß wegräumen, der in den „Hanswursten, den Petern und Kuchenfressern" der italienischen Possen lag; er ging darin so weit, daß ihm Molieres populäre Stücke und unnatürliche Witze zuwider waren; das cedo tertiam des plautinischen Geizhalses war ihm ein Greuel, von dem „selbstgewachsenen" Witz des Weise und den Stümpeleien der improvisirenden Schauspieler gar nicht zu reden. Auch die Oper bestritt er mit ähnlichen moralischen Vorwürfen, aber mehr mit ästhetischen. St. Evremond und viele Andere liehen ihm hier Worte und Gründe. Die Hamburger widerstanden ihm eine Weile; aber Hudemann bekehrte sich und ging zur Tragödie über; Uffenbach gab ihm in den Augen der gelehrten Interessenten an seiner theatralischen Doctrin selbst Waffen in die Hand, da er in seiner Vertheidigung der Oper geradezu gegen die Einheiten und Regeln des Drama's zu Felde zog. Soll nicht alle Regel in der Poesie über den Haufen fallen, schrie Gottsched, so müsse er mit St. Evremond verfechten, daß die Oper das Ungereimteste Ding der Welt sei. Sie sei ohne Handlung, ohne Charakter, ohne Einheit, ohne Natur; man lache und weine, man huste und schnupfe nach Noten; wo denn das Vorbild in der Natur sei, das die Oper nachahme? Das Hofleben sei das Original des Trauerspiels,

das Stadtleben der Comödie, das Landleben des Schäferspiels. Die Oper gehe leer aus. Kein Meister ersten Rangs habe Opern gemacht. Als Racine vom König die Anmuthung gestellt ward, eine Oper zu machen, was gegen sein und Boileaus poetisches Gewissen ging, habe Apoll noch gnädig dieses Unheil abgewehrt. Zu seinem Glück kam ihm die Zeit selbst zu Hülfe; das Leipziger Opernhaus ging ein, das Hamburger auch, so auch das Bremer, Haller, Weißenfelser und endlich verschwand die Oper zuletzt in Danzig um **1741**, zu einer Zeit, da sie auch in Paris im äußersten Verfall war, so daß ein Gottschedianer, der berufene Herr von Grimm, sogar den Parisern in einem Briefe über La Motte's Omphale die Wahrheit über die Opern eröffnete.

So wenig als die Anfeindung der Oper ursprünglich von Gottsched ausgegangen ist, die vielmehr, wie wir früher schon sagten, in sich selbst zerfiel, so wenig war die Begünstigung des französischen Trauerspiels sein eigner Gedanke. Als im Jahr **1707** die ehemalige Haak'sche oder Hofmann'sche Schauspielertruppe unter die Prinzipalschaft von Joh. Neuber kam, wandte sich dieser oder vielmehr seine Frau, geb. Weißenborn aus Zwickau, hauptsächlich auf Betrieb des Braunschweig-Blankenburgischen Hofs auf eine Verbesserung des Bühnenwesens und man machte den Beginn mit dem Cid, den schon lange vorher ein Kriegsrath Lange, ein Zeitgenosse Bressands diesem Hofe zu gefallen übersetzt hatte. Die Neuber war die erste Schauspielerin, die einen Begriff von Versen und tragischer Action hatte, die den Blick besaß, Schauspieler zu wählen, so daß in ihrer Truppe die ersten Namen eines Kohlhardt und Koch gefunden werden, die ein Andenken verdienen; und man muß es ihr zum Ruhme nachsagen, daß sie sich über Gewinnsucht erhob und zu ihrem Schaden ein höheres Ziel ins Auge faßte. Als sie **1728** nach Leipzig kam, drängte sich Gottsched zu ihr und bestimmte sie, den Staatsactionen und Hanswurstiaden allmählig zu entsagen, und Uebersetzungen aufzuführen, wie sie schon mit vier französischen Stücken in Weißenfels gethan hatte. Sie versuchte es mit dem Regulus von Pradon. Man wandte alle Kunstgriffe an; man zog König in Dresden hinein, indem man ihn die alte Uebersetzung von Bressand verbessern ließ; er schaffte dafür eine kostbare Garderobe aus Dresden; und dieß wieder stellte man so dar, als ob der Wunsch des

Hofs diese neuen Stücke begleite. Der entschiedenste Beifall belohnte. Nun galt es vor Allem ein Repertoir. Gottsched bot seine ganze Mannschaft auf, französische Stücke um die Wette zu übersetzen. Schwabe, Ludwig, Pitschel, Gottscheds Frau, Müller, Behrmann, Quistorp, Straube, und wie viele Andere zeigten sich als die gelehrigsten und bereitwilligsten Schüler, und die Aussicht war bald da, daß es hier nicht fehlen würde. Aber nun sollten auch Originale entstehn. Gottsched nahm also Addisons Cato vor, zerlegte ihn, mischte einiges von Deschamps und einiges eigene hinzu, und so entstand **1731**, wie die Schweizer sagten mit Kleister und Schere, sein sterbender Cato, der als das erste deutsche Original Epoche machen sollte, und wirklich in **25** Jahren zehn Auflagen erlebte, übersetzt und überall aufgeführt ward. Nun mußten sich die Jünger auch zu Originalen entschließen! Die Henrici und Pitschel, die Derschau und Schönaich wurden aufgeboten, der Succurs des Adels und der Schule; aber dennoch ging es mit den Originalen nicht so flink, wie mit den Uebersetzungen; und wenn Gottsched von Zeit zu Zeit das Repertoir der deutschen Originale in seinen Zeitschriften zusammenstellte, wenn er hernach **1740** u. f. die Schaubühne seiner Schule herausgab, in der sein Cato voranglänzte, und wie er zuletzt seinen nöthigen Vorrath, das Verzeichniß aller deutschen Schauspiele vom Uranfang an herausgab, so deckte er jedesmal in anderer Weise die Schmach der deutschen Literatur in diesem Gebiete auf. Und dabei nahm er den ruhmredigsten Ton an; seitdem die verkehrte Welt, eine Posse von König, die er als Repräsentanten der Burlesken nannte, in Leipzig nicht mehr gegeben ward, seitdem **1737** der Harlekin feierlich verbannt, seitdem endlich gar die Oper entwichen war, sah er sich als den Monarchen über die deutsche Bühne und seine Stücke als Muster und seine Regeln als den Hauptkanon an; und wer jetzt einen Voltaire etwa als Hauptrichter in diesem Fache noch betrachtete, dem rückte er vor, er müsse weder Aristoteles, noch Hedelin, noch Dacier kennen, ja nicht einmal die kritische Dichtkunst! Und was waren seine Regeln anderes, als die abgeschriebenen der Franzosen? und seine Muster, als travestirte Copien der französischen Originale, in denen alles Wunderbare getilgt war, bis auf die Charaktere. Lauter ungemeine Helden, unmenschliche Tyrannen und Bösewichter verlangte und lieferte er

in seinen Trauerspielen; die tragische Schreibart, schreibt er vor, solle immer auf Stelzen, die komische baarfuß gehen, und genau so ist's in seinen Tragödien, und in seinen und seiner Frau Schäferspielen oder Comödien gehalten. Wie gern verschanzte er sich später, als er sich thöricht und aus den eitelsten Gründen der Eitelkeit mit der Neuber überworfen hatte, als er den festen Fuß verlor, als Lessing den englischen Geschmack empfahl, wieder hinter seine französischen Kritiker und Autoritäten. Denn er vererbte seinen ganzen Haß gegen Milton auf Shakspeare und selbst auf Lee und Aehnliche, er sah die englische Bühne als eine gothische, als einen reinen Verderb und neue Barbarei an, und verfocht, hier müßten uns die Franzosen bleiben, was die Griechen den Römern waren.

Gottscheds Eifer für die Bühne hatte den unbestreitbaren Vortheil gebracht, daß endlich auf einen anständigen Weg geleitet ward, auf dem man hoffen durfte, die Einreden der Pastoren zum Schweigen zu bringen, und die Kälte der Gebildeten aufzuthauen. Vorzüglich wichtig war auch, daß Leipzig eine Art Mittelpunkt der deutschen Bühne ward, nach dem sich selbst Lessing, wie wir oben hörten, wiederholt hinzog. Wie nützlich die Wanderungen der Schauspieler damals waren, um ein Volksinteresse an dem Theater auszubreiten, so hatten sie doch wieder den großen Nachtheil, daß unter dem steten Wechsel weder ein Ort zu wahrem, solidem Geschmacke gelangen, noch ein Principal gute Spieler festhalten, noch ein guter Spieler sich ruhig ausbilden konnte. Die Neuber hielt doch eine Reihe Jahre in Leipzig aus, und als sie zu ihrem großen Nachtheile sich nach Petersburg berufen ließ, ersetzte sie Schönemann (1740), bei dem sich Eckhof zuerst zeigte; nachher kehrte sie zurück, ohne die alte Stellung wieder einnehmen zu können; um 1750 gründete Koch eine neue Truppe in Leipzig mit der vorstechenden Neigung, sich stehender einzurichten. So blieb es bis zum Kriege; und Leipzig ward die Wiege unsers Theaters ehe in Hamburg oder Wien nur Versuche gemacht wurden. Der Hof störte nicht; Leipzig war in Sachsen, was Königsberg in Preußen; es ward der Sitz einer Opposition gegen die Hauptstadt, die sich nur nicht so laut machen durfte wie die in Königsberg. Das Schauspiel wuchs hier frei aus sich selbst auf. Wie Gottsched seine Einflüsse auf die Neuber in ihrer ersten Periode geübt hatte, so

übte sie Lessing bei ihrer Rückkehr aus Petersburg auf sie, und dann auf Koch und Brückner. Kochs Vorstellungen regten die Cronegk, Weiße u. A. zum Dichten an, und um 1755 erschienen Schildereien der Kochschen Bühne, die ersten Theaterkritiken, die bald Nachahmung fanden und nicht ohne Einfluß blieben. Privatleute unterstützten in Leipzig die Bühne aus reiner Theilnahme, wie früher und später in Hamburg geschah; Mag. Steinel, der dort unabhängig lebte, unterstützte Koch mit Rath und That, schrieb ihm Prologe, übersetzte ihm französische Lustspiele und Er und Koch bestimmten Romanus sich auf Verfertigung dramatischer Stücke zu legen. Wie Vieles an Koch hing, sieht man schon daraus, daß Lessing ganz frühe den Plan eines Trauerspiels fallen ließ, als er hörte, Koch wolle die Neuber verlassen.

Alles, was bis um 1750 hin einigen Namen unter den Bühnendichtern hatte, war von Leipzig ausgegangen und gehörte zu Gottscheds Schule. Der Fall war hier ganz umgekehrt als in anderen Verhältnissen anderer Personen aus dieser Schule. Viele von Gottscheds Anhängern, die ihm äußerlich treu blieben, verließen ihn, wie z. B. Kästner, in Richtungen und Objecten ihrer Schriftstellereien; beim Theater war es so, daß selbst alle die, die sich scheinbar von ihm losrissen, doch in seiner Manier und im französischen Geschmack arbeiteten. Wir wollen dieß nur im Fluge übersehen, da in der That nichts von allen Leistungen im Drama vor Lessing das geringste Andenken verdient. Wir wollen von Allem, was in Gottscheds unmittelbarer Umgebung und Schule fabricirt ward, ganz schweigen; nur Joh. Elias Schlegel (aus Meißen 1718—49) verdient als allgemeiner Repräsentant derselben und als der ausgezeichnetste herausgehoben zu werden. Als er in Pforta auf der Schule war, um 1735, als eben Gottscheds Siege sich häuften, drang schon dort unter die Jugend die Begeisterung für das Theater ein. Die Schüler machten Stücke um die Wette: so entstand Schlegels Dido; sie lasen den Euripides und Gottscheds kritische Dichtkunst daneben: so entstanden Schlegels Hecuba und Geschwister in Taurien, die er später als Trojanerinnen und Orest und Pylades umarbeitete. Der Ehrgeiz des jungen Mannes ward gefährlich gesteigert, als diese Stücke unter den Mitschülern den Preis erhielten, heimlich von ihnen aufgeführt, bald ans öffentliche Licht gezogen und auf Gottscheds Betrieb in Leipzig

dargestellt wurden, zum Theil als der Verfasser noch nicht die Schule verlassen hatte. Ein ungemeiner Productionstrieb drängte in ihm hervor, der seine trägeren Brüder hinriß, der in Leipzig die Bremer Beiträger entzückte, die eigentlich in ihm den wahren dichterischen Enthusiasmus fanden, den er sogar auf seine Selbstkritik und Verbesserungen übertrug. Gottsched hielt diesen Lieblingsjünger mit beiden Armen fest, auch als er schon merken konnte, daß sich Schlegel mit den Schweizern auf guten Fuß setzte; er pries die epischen Versuche, die er machte (Heinrich der Löwe **1742**), er beeilte sich, seine Stücke alle aufs Theater zu bringen und in seine Schaubühne aufzunehmen, und noch lange nach seinem Tode pries er ihn als einen wahren klassischen Autor, ohne Schwulst und Gallimathias, ohne britische Sprachschnitzer und wilden miltonischen Geist: denn wie sollte er es ihm je vergessen, daß er in seinen kritischen Beiträgen Shakspeare mit Gryphius verglichen und die französische Regel gegen beide gerettet hatte. Was Gottsched und seine übrigen Freunde nicht thaten, ihn, der schon frühe altklug und über seine Jahre sich benahm, wie eine Treibhauspflanze zu übersteigern, das fügte Glück und Schicksal hinzu. Er ward **1743** Gesandschaftssecretair in Kopenhagen. Dort war schon früher die Spiegelbergische Gesellschaft, nachher ein Herr von Quoten gewesen, die sich um Aufnahme des deutschen Theaters bemühten, aber Holberg stand entgegen. Dennoch wagte es auch Schlegel in seiner Wochenschrift der Fremde (**1745—6**) sich sogleich in die dänischen Verhältnisse einzumischen, und er schrieb Gedanken über die Aufnahme des dänischen Theaters, in denen er zwar Holberg sehr vorsichtig behandelt, aber doch leise auf die regelmäßigen Stücke der Franzosen überzuleiten sucht, indem er anräth, von den Comödien aus dem niederen Stande zum Mittelstand und von da zum Hof, d. h. zum Trauerspiele allmählig aufzusteigen[134]). Nur die ganz blöde Nachahmerei und Uebersetzung wünschte er dabei vermieden zu haben, weil er in Deutschland die Erfahrung gemacht hatte, daß die fremdartigen Stoffe kalt ließen. Er war daher der erste, der sich zwar nicht in den Formen, aber in den Materien seiner Trauer- und Lust-

134) El. Schlegels Werke. 1762. sqq. t. 3. p. 280.

ſpiele an das Vaterländiſche anzuſchließen ſucht. Unter ſeinen Trauerſpielen ſind darum Hermann und Kanut die merkwürdigſten, obgleich ſeine Freunde ſchon die Trojanerinnen weit vorgezogen, und mit ſo viel Recht, als man die überſetzte Elektra dieſem nach alten Quellen bearbeiteten Stücke wieder vorziehen würde. Denn überall, wo ſich dieſe Poeten nicht anlehnen konnten, mislang ihnen Alles und Schlegel wußte recht wohl, wie viel mehr Verdienſt ſein Hermann für ihn hatte, der ihn unendlich mehr Mühe gekoſtet, als die Trojanerinnen. Er wollte ſpäter auf dieſem Wege fortfahren und die alten Mythen verlaſſen; er hatte für Deutſchland einen Otto von Wittelsbach, für Dänemark eine Gothrika in Ausſicht. Die originalen Charaktere, die er ſich in Hermann und Kanut zu bilden ſuchte, führten ihn etwas von den franzöſiſchen Vorbildern ab; ſie gerathen ihm nicht ſchwankend und gekünſtelt wie Weiße, aber eher zu conſequent. Wie wenig Herz aber bei all dieſen Dichtereien iſt, zeigt auffallend die Beobachtung, wie dieſer feurig ſchreibende Dichter, der ſich ſelbſt ſeine Hitze der Einbildungskraft vorwirft, kalt, phantaſielos und leidenſchaftlos iſt, und wie der ruhige Weiße dagegen einen kühneren Flug verſucht. Bei all dieſem Patriotismus iſt übrigens in dieſen Stücken ſo wenig deutſches und eigenthümliches wie in Schlegels Luſtſpielen. Auch hier ſtehen überall franzöſiſche Charaktere und Sitten vor. Wie Schlegel überhaupt fortſchritt und unter Umſtänden mancherlei hätte leiſten können, ſo fand man auch hier ſeinen letzten Verſuch, den Triumph der ſchönen Frauen für weit den beſten. Man wird aber erſchrecken, wenn man ſich die Mühe geben will nachzuſehen, welche rohe Sitten hier in feiner Geſellſchaft geſchildert werden, und wie nachſichtig Leſſing ſchonen mußte, der dieß Stück in der Dramaturgie auszeichnete, wenn er nur nicht Allen allen Muth nehmen wollte. Er ſetzt dieſes Stück, und ganz mit Recht, über alle andern Luſtſpiele Schlegels ſo weit, als alle dieſe übrigen wieder über den ganzen Praß deutſcher Comödien ſonſt. Und was ſagt er ſelbſt von dieſen übrigen Stücken Schlegels! In ſeinem Müſſiggänger herrſche das kälteſte langweiligſte Alltagsgewäſche, das nur in dem Haus eines meißniſchen Pelzhändlers vorfallen könne! Und in der That treten wir in Schlegels eben ſo wie in Gellerts Luſtſpielen nur ſehr wenig aus dem elenden Tone heraus, der in den Luſtſpielen Picanders und des Gottſchedſchen Ehepaares

herrscht. Hatte sich ja Lessing sogar über die Stücke der Frau Gottsched zu beschweren, es sei ihm unbegreiflich wie eine Dame so niedriges, plattes, selbst schmutziges Zeug hätte schreiben können, wie z. B. in der Hausfranzösin. Die Gellertschen Stücke sind zwar sauber und anständig, aber dann auch so von aller komischen Würze entblößt, wie man von dem Manne erwarten darf, dem der Vorwurf schön und lieb war, daß seine Betschwester, sein Lotterieloos und seine zärtlichen Schwestern eher mitleidige Thränen als freudiges Gelächter erregten. Was durfte man auch wagen, in einer Zeit, da man Gellerts Betschwester verdammte, und in seinen zärtlichen Schwestern ein Pasquill suchte! So mußte ja auch Schlegel seine Pracht zu Landheim unterdrücken, weil man sie für persönliche Satire gehalten hätte; so wurden Krügers Landgeistliche confiscirt und blieben bei Herausgabe seiner Schriften weg, und es mußten schon Leute wie Mylius und Rost sein, die dergleichen pikantere und unmittelbar bezügliche Stoffe wählen sollten, oder Lessing und die Literaturbriefe, die unsere Comöden zu Holberg in die Schule zu schicken getrauten, über den sich die meisten unstreitig weit erhaben fühlten. Wer noch am meisten unter allen Comödiendichtern der Leipziger Schule sich hervorhob, war K. Franz Romanus (aus Leipzig 1731—87), dessen Intriguenspiele Lessing auszeichnete, obgleich auch bei ihm das Entlehnte die Hauptsache blieb. Seine beliebte Farce Krispin als Vater[135]) entfernte sich im Grunde auch nicht weit von den bisherigen Zuständen; und in seinen Brüdern wies ihm Lessing weitläufig, wie er das gute Stück des Terenz schlecht gemacht habe.

Noch ein anderer Zweig, außer dem Trauer- und Lustspiele, ging von Gottsched aus, um der alten Theorie, zufolge welcher alle drei Stände auf der Bühne ihr besonderes Abbild haben sollten, zu genügen; das Schäferspiel. Rost's versteckter Hammel, Gärtners geprüfte Treue, Gellerts Sylvia und das Band, das er selbst kassirte, fanden damals so viel Beifall, daß sie Gleim zum Schäferspiel entzückten, dessen blöder Schäfer wieder von Uhlig nachgeahmt ward. Pfeffel und Geßner setzten diesen Geschmack etwas veredelt noch in den 60er Jahren fort. Es war dieß eine Art

135) In seinen Komödien 1761.

Ersatz für die Oper. Wie die Oper Anfangs aus dem Schäferspiel hervorgegangen war, so versteckte sie sich jetzt wieder dahinter. Die Frau Neuber unterstützte diesen Geschmack sehr, weil sich hier Flitter und Putz, Glanz und Wunder anbringen ließen. Sie selbst schrieb solche Stücke, und empfahl sie Mylius, der auf ihr Anrathen die Schäferinsel schrieb, die Lessing ein pseudopastoralisch-musikalisches Lust- und Wunderspiel nennt. Es war überhaupt ein Jammer, der unsere ganze Schauspielgeschichte von Anfang bis zu Ende begleitet und der die Lebenskraft unserer dramatischen Dichtung unterminirte und heimlich zerstörte, daß immer die Schauspieler selbst Dichter und nicht selten tonangebende Dichter blieben. Die executive Gewalt maßte sich der Gesetzgebung an, und als die dramatischen Genialitäten der 70er Jahre erschienen, hatten diese selbst für Gesetz und Ordnung keinen Sinn. So dichtete damals schon die Neuber; in Schönemanns Truppe seit 1743 Joh. Christ. Krüger [136]) (1722—50), der sein theologisches Studium aus Armuth aufgab und Schauspieler ward. Schon auf der Schule hatte er seine Geistlichen auf dem Lande geschrieben, eine aus persönlicher Rachsucht übertriebene Satire auf diesen Stand, die Mylius in den Aerzten aus Speculation nachahmte. Man verargte es beiden, und so auch Gottlieb Fuchs, daß sie das Theater zu persönlichen Satiren misbrauchten; sie blieben in sich zerrissen, kämpften mit Armuth und schrieben oder übersetzten aus Noth; und wo sich Krüger herausnahm, wie in den allemannischen Brüdern, die er seiner Landsmännin Gottsched dedicirte, nur mit Schlegel zu wetteifern, da kam ein knappes und albernes Kinderwerk heraus. Bei Schönemann war auch Martini, eines Buchhändlers Sohn aus Leipzig, der gleichfalls sich an Lustspielen versuchte. Aus der Neuberischen Schule ging Adam Gottfried Uhlich hervor, der aus gleichen Gründen wie Krüger den Studien entsagen mußte, das Spiel versuchte und erbärmliche Schäferstücke und Lustspiele schrieb, von denen er schon 1746 zwei Bände ediren konnte. Er starb 1753 in Frankfurt in Armuth und Wahnsinn, und die Geistlichen verweigerten ihm das Abendmahl. In Wien schrieben in den 40er und 50er Jahren Leute wie Weiskern, Stephanie der Aeltere, Brenner u. A. eine Menge elender Stücke noch ganz im alten Style; und ehe

136) Poet. und theatral. Schriften. ed. Löwen 1763.

noch die ächteren Dramatiker mit Göthe, Klinger und Lenz begonnen hatten, fingen schon seit 1760 die Brandes, Großmann, Bretzner u. A. an, die Bühne mit einem gewaltigen Vorrath trivialer Alltagsstücke zu überschwemmen.

Als Lessing nach Leipzig kam, so hörten wir schon oben, war sein Interesse für das Theater im Augenblick entschieden. Er ging erst mit der Neuber, später mit Brückner um, von dem er declamiren lernen wollte, der aber bald von ihm lernte und ihm vieles zu danken gestand. Voll vom ersten Eifer spornte damals Lessing die Mylius, Weiße, Fuchs, Kleist und was ihm vorkam, Schauspiele zu machen, theilte mit ihnen die Arbeit, und schrieb selbst seine ersten Stücke in die hamburgischen Ermunterungen, den Damon und die alte Jungfer, von denen die letztere aus seinen Werken verschwunden ist. Den jungen Gelehrten bewunderte die Neuber und gab ihn 1747; schnell folgten in den nächsten Jahren die Juden, der Freigeist und der Schatz. Wie immer diese Stücke beschaffen sein mögen, so ist doch die Richtung des 17jährigen Verfassers im jungen Gelehrten, den er schon auf der Schule begonnen hatte, merkwürdig genug, und unstreitig stellte schon das bloße Skelett der Juden alle Lustspiele der Zeit in Schatten, und das Vorbild des Schatzes (Trinummus von Plautus) zeigte schon an, daß der junge Mann ganz andere Wege wollte als Gottsched. Dieß bestätigte sich, als er 1750 mit Mylius die Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters herausgab. Sie hatten den kolossalen Plan zur Geschichte eines Theaters aller Völker vorzuarbeiten; sie standen also schon ganz förmlich Gottsched entgegen, der sich mit Griechen und Franzosen begnügte. Hier erschien schon Lessings Leben des Plautus, und seine Uebersetzung der Gefangenen, die er für das vortrefflichste Stück erklärte, das je auf den Schauplatz gekommen. Er wies schon hier in ganz patriotischem Sinne auf Sophokles und Plautus, von den Franzosen, sogar von Seneca und Terenz weg. Nach dem 4. Stücke trat Lessing übrigens schon ab, weil ihm Mylius keine Genüge that. Er hatte in den Beiträgen die Clitia des Machiavelli übersetzt und dabei geäußert, man möchte ihm doch Ein gutes italienisches Stück zeigen! Lessing, der ihn unstreitig schon von Gottsched geheilt zu haben meinte, entsetzte dieser Gottschedianismus so, daß er sogleich abbrach. Er schwärmte nun ein Paar Jahre in fremden Gebieten herum; so-

bald er aber vor Mylius Mithelferschaft sicher war, der 1754 in London starb, trat er mit seiner theatralischen Bibliothek hervor (1754—58) ohne alle Mitarbeiter. Wie in seinen Producten, so ist er hier auch in seiner Kritik durchaus noch Lehrling. Wenn dieß Alles zwar über den Leistungen jener Jahre steht, so will das bei dem niedrigen Stande noch nicht viel sagen. Er billigt hier noch das rührende Lustspiel und schlägt sich also zu Gellerts Ansicht, der 1751 pro commoedia comovente geschrieben; er schreibt ein Leben Thomsons und stellt diesen ungemein hoch auch als Schauspieldichter; er regte eine Uebersetzung seiner Trauerspiele an, die er (1756) mit einer Vorrede begleitete; er gab hier einen Auszug des spanischen Trauerspiels Virginia, das er später verlachte; auch über Destouches urtheilte er noch sehr mild. Nicht Alles, was in diesen Urtheilen als Schwäche aussieht, ist es wirklich. Der Krieg gegen den französischen Geschmack glimmt hier schon unter der Asche und hält sich nur absichtlich zurück. Er erschüttert, ohne ein einziges Urtheil beizufügen, die Grundsäule des französischen Heroenspiels, indem er ein Paar Stücke von Seneca analysirt und blos stellt. Er will auf die Italiener, Spanier, besonders Engländer hinführen, er hebt Thomson heraus, den Regelmäßigsten unter den Regellosen, aber er braucht schon die stärksten Ausdrücke gegen die Regelmäßigkeit, zu Gunsten von Natur und Leben, er erklärt, er wolle lieber den Kaufmann von Venedig gemacht haben als den sterbenden Cato, lieber das unregelmäßigste Stück des Peter Corneille als das regelrechteste seines Bruders; lieber einen misgestalteten Menschen lebendig geschaffen haben, als die schönste todte Bildsäule des Praxiteles! Sprechender als seine Andeutungen hier war seine Miß Sara, die 1755 erschien. Nicht ohne Grund war das Trauerspiel in Prosa geschrieben, der Schauplatz nach England gelegt, und ein Medeischer Charakter modernisirt, wie später Virginius im Odoardo. Die tugendhaften Charaktere erhalten hier Theil an der bösen Natur des Menschen, die schlimmen an der guten; diese Miß Sara so gut und so schwach, diese Marwood so teuflisch und so edel, dieser getheilte Mellefont, der wie der Typus der Lieblingscharaktere Göthe's aussieht, alles stellt sich keck dem französischen Geschmack entgegen, und Diderot wollte dieses Stück mit anderen englischen übersetzen. Sara Sampson ist nicht allein das erste deutsche Stück, das trotz seiner verhältnißmäßigen Ungelenkig-

keit in Vortrag und Oekonomie, den Namen eines Trauerſpiels verdient, ſondern es wirft zuerſt mit wahrer Originalität das franzöſiſche Coſtüm ab, ohne einem andern zu verfallen; ſie ward das Vorbild aller bürgerlichen Dramen in Deutſchland, und eröffnet zugleich die tragiſchen Stoffe, die in den 70er Jahren vorzugsweiſe behandelt wurden. Wenn ſich dieſe Wirkungen erſt entfernter zeigen, ſo muß man bedenken, daß die näher liegenden Nachahmungen von Pfeil, Lieberkühn, Martini (Lucie Woodwill, Rhynſolt, die Liſſaboner) u. A. vergeſſen ſind, und was die Hauptſache iſt, daß das Stück in die unglückliche Zeit fiel, wo der bisherige Mittelpunkt der Bühne, Leipzig, grade geſprengt ward, wo der Krieg die Schauſpielertruppen zerſtreute, und den Geſchmack und die Aufmerkſamkeit zertheilte. Dieſer letztere Umſtand ward noch dadurch erhöht, daß in dieſen Zeiten grade auch die geiſtlichen Stücke von Bodmer, Hudemann und Klopſtock und die Wielandiſchen erſchienen.

Dieſes Stück hatte Leſſing in Potsdam geſchrieben; die Bekanntſchaft mit Moſes nnd Nicolai machte ihn vertrauensvoller und kühner in ſeinen theatraliſchen Reformen. Nicolai in ſeinen Briefen über die ſchönen Wiſſenſchaften unterſtützte ihn durch ſeine Empfehlung der britiſchen Schauſpiele; in der theatraliſchen Bibliothek (3. und 4. Stück) wies Leſſing auf den Reichthum der engliſchen Literatur in dieſem Gebiete hin. Leſſing kam 1755 wieder nach Leipzig und es trafen nachher Kleiſt und Brawe zu ihm, der als ein eifriger Cruſianer viel von ihm leiden mußte. 1757 ward die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften von Nicolai eröffnet; ſie ſetzte einen Preis aus für das beſte Trauerſpiel; da die Bühne in Leipzig nicht mehr blühte, ſchien eine theatraliſche Akademie entſchädigen zu ſollen. Zwei neue Talente traten hervor. Joh. W. von Brawe ſchickte den Freigeiſt ein, der 1768 mit ſeinem Brutus gedruckt wurde. Der junge Mann fiel in dieſem letzten Stücke auf die Jamben, noch ehe Joh. H. Schlegel, ein Bruder des Elias, Thomſons Stücke in dieſem Maße überſetzte; er neigte augenſcheinlich zu den Engländern herüber, allein er ſtarb in demſelben Jahre, als er ſein Ereigniß einlieferte, im 20. Jahre. Den Preis hatte der Kodrus von J. Fr. von Cronegk (aus Anſpach 1731—58) erhalten, obgleich Leſſing ſo wenig damit zufrieden war, daß er ſelbſt dieſen Stoff behandeln wollte. Und was Wunder! der Dichter hatte ſich, im Eifer den geſtorbenen Schlegel zu erſetzen, von ſeinem ge-

liebten Lehrer Gellert und von dem ganzen Kreise der Bremer Beiträger so getrieben wie Schlegel vorher, mit confuser Lectüre schon verdorben, und obgleich er das spanische, italienische und englische Theater kannte, sich in Paris selbst im französischen Style festgefahren, so daß nun hier Kodrus als ein zärtlicher Held auftritt, ein zweiter Roman als Episode eingeschaltet ist, die die Haupthandlung überwiegt, und gehäufte Zufälle, rührende Situationen und Operncoups in Voltaires Art angebracht sind. So ist auch in dem von Gotter vollendeten Fragment Olynt und Sophronia nach Tasso das christliche Heldenthum auf jene lächerliche und unnatürliche Höhe getrieben, wie es nur den Franzosen möglich ist auf der Bühne zu dulden, und Lessing hat in der Dramaturgie vortreffliche Sätze über das Märtyrerthum und die Wunder auf der Bühne an dieses Stück geknüpft. Wie ungemein der französische Geschmack im Trauerspiele bei uns eingenistet war und fast unvertilgbar haftete, lehrt Cronegk vortrefflich, der in seinen übrigen Gedichten, Satiren, Einsamkeiten u. s. w.[137]) mit Klopstock, mit Young, mit Günther, mit Allem möglichen mehr Sympathie zeigt, als mit dem Kothurn der französischen Bühne. Seiner Selbstbeurtheilung des Kodrus nach sollte man glauben, daß auch Er sich mit der Zeit von diesem Geschmack losgemacht haben würde, allein das Unglück wollte, daß auch Er starb, ehe er seine Krönung erlebte, im 26. Jahre. Sonderbar, welch ein Schicksal unsre junge Literatur damals verfolgte. Es ist Herdern bei Gelegenheit von Abbts, Heilmanns und Baumgartens, Lessing bei Mylius' Tode aufgefallen, welch ein neidisches Geschick über unsern jungen Talenten zu herrschen schien; Michaelis ahnte bei dem frühen Tode Cronegks sein eignes Schicksal. In der That ist die Zahl der früh verblühenden Literaten in jenen ersten Zeiten unsrer aufblühenden Dichtung ungemein groß; wir haben schon Gelegenheit gehabt, die Pyra, Rudnick, Jähns, Hartmann, Meinhard, Michaelis, Abbt u. A. zu nennen, zu denen später die Hölty, Unzer, Lenz, Lerse u. A. hinzukommen. Nirgends aber sind die Fälle auffallender und tragischer als bei unseren tragischen Dichtern: Schlegel, Cronegk, Brawe, Krüger, Mylius, Uhlich, Schiebeler starben so hin, ehe sie ihres Talents, ihres Lebens, oder Ruhms froh wurden. Lessing klagte das Land darum an, das seine Genien

137) Cronegks Schriften 2 Theile. 1776.

verließ, sie mit Neid und unwürdigen Geschäften drückte; die Natur freue sich in dem niederen Stande große Geister am liebsten hervorzubringen, Aufmunterung und Unterstützung sei bei uns ganz unbekannt, unter Schwierigkeiten jeder Art opfere die Jugend ihre Kräfte auf und erliege dann bei dem ersten Sturme. Unstreitig hatte er Recht, bei Mylius, Krüger und Uhlich diese Betrachtung anzustellen; bei den anderen würde er eine andere Quelle haben suchen müssen. Schlegel hat unstreitig seine geistigen Kräfte überboten, auch bei Cronegk mag dieß der Fall sein. Im Allgemeinen aber hatte die neue geistige Anstrengung, die Erregung lange ungeübter Kräfte, die neuen Phantasiegenüsse und Schöpfungen in die Nation einen Nervenreiz und eine Hypochondrie geworfen, die in epidemischer Verbreitung den ganzen Literatenstand ergriff, ein Leiden, das durch Fleiß, Ehrgeiz, betrogene Erwartung, Selbsttäuschung, Ueberschätzung des eigenen Werths und Vermögens, nicht selten durch Einstürmen auf die Gesundheit und unmäßig ausschweifende Sinnlichkeit aufs höchste getrieben ward und bei Vielen zum Tode, bei Vielen (Lenz, Hölderlin, Uhlich, Kuh, Zimmermann, Riedel) zu Wahnsinn oder ähnlicher Geisteszerrüttung führte. Neue Richtungen in der Geschichte einer schon gebildeten Nation, die nicht mehr dem sichern Zuge des Instinkts folgt, deren Glieder ihre Wege frei wählen, scheinen nicht ohne diese Schicksale Einzelner durchgesetzt werden zu können, die dem großen Gange des Ganzen zum Opfer fallen, und daher haben sich vielfach die ähnlichen Erscheinungen wiederholt, seitdem unsere dichterische Literatur in der romantischen Zeit anfing zurückzugehen und anderen Interessen Platz zu machen.

Viele Mühe hatte sich Lessing gegeben, in seinem Jugendumgang etwas aus Christian Felix Weiße (aus Annaberg 1726—1804) zu machen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Er starb ihm nicht weg wie Mylius und Cronegk, denn er nahm sich die Literatur nicht so innig zu Herzen; er trat vielmehr nach seinem eigenen Geständniß nur in der Tragödie auf, weil Schlegel und seine jungen Freunde Cronegk und Brawe abgetreten waren. Er hatte zwar früher schon mit Lessing um die Wette Lustspiele gemacht und übersetzt; er hatte eine Matrone von Ephesus schon 1751 gedichtet, und Lessing, in seinem Eifer Beispiel zu geben, hatte auch hier gleich sein Fragment über diesen Gegenstand hingeworfen, und

Weiße's Freude an seinem Stücke damit verdorben. Koch hielt eine Weile Weiße's Feder fest; er bearbeitete ihm den devil to pay von Coffey, und diese komische Oper machte der Neuheit der Sache wegen zu Gottscheds unendlichem Kummer Furore. Seitdem wandten sich die Directoren überallher an Weiße um Manuscripte, allein es mußte ihm behaglicher sein, an der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu arbeiten; zudem schwand mit der Entfernung Kochs aus Leipzig der dringliche Anlaß. Als aber 1758 die letzte Hoffnung der deutschen Tragödie ausstarb, und Lessing Jahre lang nichts als den Philotas ausgab, ein kriegathmendes kleines Stück ohne Liebschaft, das für die Deutschen ein todter Buchstabe war, da trat Weiße mit seinen Beiträgen zum Theater hervor (1759—66). Wir wollen seine Lustspiele übergehen, unter denen die Haushälterin und Amalie die bühnengerechtesten sind, die Poeten aber das meiste historische Interesse haben, da sie eine Satire auf die Klopstockianer enthalten und Weißen mit Bodmer verfeindeten. Seine Trauerspiele sind darum für uns wichtiger, weil auch sie uns beweisen, wie schwerfällig man sich anstellte, um das französische Joch von sich abzuschieben, und wie dabei der Verdacht sich aufdrängt, daß man es aus Bequemlichkeit und Gefühl der Schwäche gethan habe. Weiße fühlte den Zwang des Alexandriners, der fast alle Schuld trägt an der unendlichen Langweiligkeit und Monotonie der Stücke jener Zeiten, allein wie sauer ward es ihm bis er sich entschloß, die Befreiung von Theben in Jamben, den Romeo in Prosa zu schreiben. Und doch mußte er fühlen, daß bei ihm wie bei beiden Schlegeln, wo sie einmal den Versuch wagten, die Sprache unwillkührlich blühender und zwangloser ward. Wie mechanisch ging aber auch Alles und wie schneckenmäßig auf den Brettern vorwärts. Weiße versichert, daß man damals auf eine Aufführung ohne Alexandriner gar nicht hätte rechnen dürfen. Die Schauspieler hatten zu Gottscheds Zeit sich gegen den Vers gesträubt, jetzt sträubten sie sich demnach ihn wieder abzulegen, denn sie mochten die Bequemlichkeit dieses Recitativs vor dem natürlichen Vortrag allmählig eingesehen haben. Weiße behielt also dieses Maß in der Mehrzahl seiner Tragödien noch bei. Dieser Eine Umstand machte schon all das, was er aus Lessings Unterricht gelernt haben mochte, unnütz. Er hatte so viel von englischer Natur und Einfachheit reden hören, von den Charakteren der englischen Stücke, und er setzte sich je

länger je mehr vor, die glänzende Declamation zu verlassen, um eine Art Abkommen zwischen dem französischen und englischen Geschmack zu treffen. Ehe er aber nur deutlich zu diesem Entschlusse kam, mit dem es ihm nie recht Ernst ward, mußte ihm Lessing schon noch derber zugeredet haben. Sein Eduard III ist ganz voll von jenen abgeschmackten psychologischen Concepten à la Corneille. Die Königin Isabelle trägt eine Leidenschaft zu ihrem Minister, wie einen Muttersfleck, zu dem man nichts zu, nichts abthun kann; sie liebt ihn, obwohl sie ihn als ein Ungeheuer kennt, und läßt sich von ihm bestimmen, Schwager und Gatten, und ihren Gatten durch ihren Sohn zu ermorden! Und dieser Sohn unterschreibt das Todesurtheil seines Oheims, den er stets treu gefunden, und eines anderen Gefangenen, von dem man ihm sagt es sei sein Vater, ohne daß er die zwei Schritte nach dem Thurme gehen möchte, um sich zu überzeugen! Richard III gab späterhin Lessing Gelegenheit, seine Erörterungen über die Aristotelische Theorie, sowie einige Bemerkungen über Shakspeare anzuknüpfen und deutlich muß der arme Weiße dafür büßen, daß er das eklatanteste und letzte Beispiel des französischen Geschmacks gab, dem Lessing endlich um jeden Preis ein Ziel zu setzen strebte, nachdem seine Muster nichts halfen. Weiße kannte Shakspeares Richard nicht, als er dieß regelrechte Stück schrieb, in dem auf den unmotivirten Charakter die Züge des Nero gleichgültig übertragen sind, und ein Ungethüm aus ihm gebildet wird, dessen pomphafte Tiraden machen, daß er von seiner „edlen Mordlust" und seinen Missethaten wie von Pflichten und Tugenden spricht. Diese Bravaden lassen den Dichter offenbar zu gar keinem Gedanken und keiner Absicht kommen. Die Prinzessin Elisabeth z. B. entschließt sich, Richard ihre Hand zu geben, um ihre Brüder zu retten, ihn aber in der Brautnacht zu morden. Da er nun als Werber erscheint, so verführt sie und den Dichter plötzlich die Lust an großen Worten und die tugendhafte Wuth, alle Vorwürfe an den Bewerber loszulassen und ihn auf das Leben ihrer bedrohten Brüder zu hetzen. Krispus, Mustapha und Rosamunde sind alle auf diesen Schnitt; überall nicht gemischte Charaktere, die er vielleicht machen wollte, sondern balancirende, die zwischen Kraft und Schwäche, Tugend und Laster schweben, sowie auch die Intriguen meistens auf diese schaukelnde Weise von einem gesprochenen oder nicht gesprochenen, so oder so gewendeten

und misverſtandenen Worte abhängen. Calas und Romeo und Julie ſind in Proſa. Hier kennt er Shakſpeare, und bequemt ſich der Manier des bürgerlichen Trauerſpiels, nachdem Leſſings Minna erſchienen war, und die nachdrücklicheren Anpreiſungen der engliſchen Bühne in den Literaturbriefen. Allein er iſt im neuen Kleid der alte Poet geblieben. Im Calas herrſcht immer noch der hochgeſtimmte mit Metaphern gefüllte Dialog; die Charaktere ſind immer noch unnatürlich geſteigert, grell gefärbt, ohne Dispoſition und dramatiſche Wirkung gewählt. Von Romeo wollen wir nichts ſagen, als was Weiße ſelbſt über den des Shakſpeare bemerkt. Er hat eine beſſere Quelle zu Romeo in der Novelle im Bandello entdeckt und darauf bildet er ſich nicht wenig ein. In dieſer beſſern Quelle nämlich ſei die Hauptkataſtrophe Juliens Erwachen bei Romeo's Leben, die Shakſpeare nicht benutzt habe! Dafür ſei das Stück mit vielen trivialen, überflüſſigen nicht zur Handlung gehörigen Dingen überladen, der Witz falle hier und da ins Kindiſche, die häufigen Reime ſchwächten die Wahrſcheinlichkeit der natürlichen Unterredung! Wäre ſein Romeo die einzige Sünde Weiße's geweſen, ſo wäre Leſſing gerechtfertigt, daß er in der Dramaturgie ſeinen alten Freund ſo anfuhr. Weiße ließ ſich auch wirklich einſchüchtern. Er zog ſich von dem Trauerſpiel zurück in die Oper; da die großen Schauſpiele der Franzoſen nicht mehr gelten ſollten, ſo führte er ihre kleinen Ergötzlichkeiten und Vaudevilles ein. Dadurch iſt er viel ſchädlicher geworden als durch ſeine erfolgloſen Trauerſpiele; die ganze Schaar der mittelmäßigen Talente, die ſich an gute Componiſten angerankt wohlfeil einen Namen machen wollte, warf ſich auf dieſe Tändeleien. Schon 1767 hatte ſein Lottchen am Hofe, durch Hillers Compoſition gehoben, den Beifall ſeines früheren Verſuchs in dieſem Gebiete erhalten, die tändelnden und zärtlichen Arietten gefielen dem Publikum immer noch beſſer, als die alexandriniſchen Rodomontaden im Schauſpiel, und es iſt bekannt, daß die Operetten von Hiller und Weiße für die damaligen Directionen, wie Schmidt in der Chronologie des deutſchen Theaters ſagt, pièces de resource wurden. In dieſem Fache brauchte ſich Weiße nicht von dem unbequemen Kritiker meiſtern zu laſſen, hier ſpielte er ſelbſt den Meiſter. Engel, Michaelis, Gotter, Schiebeler, Gerſtenberg und viele andere ahmten ihm hier nach. In Weimar fand dieſer Geſchmack ſehr ſchnell Eingang. Hier war

ſchon 1756 die Döbbelinſche Truppe in Thätigkeit, die Brückner und die Mecour fanden ſich hier ein und ſchon damals hätte dort das Theater eine feſte Stätte gefunden, wenn nicht der Herzog geſtorben wäre. 1768 gab die Herzogin Amalie dem aus Leipzig verdrängten Koch ein Aſyl. Unter den dortigen Literaten ſchloß ſich Muſäus zuerſt in ſeinem Gärtnermädchen an Weiße an, das von Wolf componirt war; bald rivaliſirte Schweizer, den der hildburghäuſer Hof in Italien hatte reiſen laſſen, mit Hiller; er engagirte ſich bei der Seylerſchen Truppe, componirte für dieſe einige kleine Stücke von Jacobi und kam mit ihr nach Weimar, wo auch dieſer Operngeſchmack ſchon vor Göthes Zeit feſtſtand, wo ein Rath Heermann ſchon für Wolf und nun auch für Schweizer Operetten ſchrieb, wo Wieland gleich mit ſeiner Aurora, ſpäter mit ſeiner Alceſte und ſeinen Opern in Metaſtaſio's Geſchmack debutirte, und wo ſelbſt Göthe ſich zu Vaudevilles hergeben mußte. Nach dem Brande des Schloſſes in Weimar (1774) trug die Seylerſche Truppe dieſen Geſchmack nach Gotha, das gleich Anfangs mit dem Weimarer Hofe ſchien rivaliſiren zu wollen. Der Gothaer Reichard begann hier bereits ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn; Gotter hatte die Seylerſche Truppe ſchon in Wetzlar kennen gelernt und hatte für ſie franzöſiſche Stücke bearbeitet; Gerſtenbergs Ariadne, wie ſie Brandes umarbeitete, ward von Benda componirt und in Gotha zuerſt gegeben, und Gotter ward jetzt der eifrigſte Nachfolger Weiße's im Fache der Operette; für ihn war Benda, was Hiller für jenen. Der Operettengeſchmack dieſer Jahre liegt durchaus auf Einer Linie mit den Tändeleien der Halberſtädter Dichter, mit denen auch Weiße und Gotter vielfach Beziehungen haben. Nicht zufällig berühren ſich beide hier mit Wieland, Jacobi und Pfeffel. Mit beiden letzteren theilt Weiße vollkommen den Rückzug aus den erſten Reihen und den Vorkämpfern der deutſchen Dichtung in ſtets beſcheidenere und verſtecktere Linien, als er anfing Adelungs Wochenblatt für Kinder fortzuſetzen und für Baſedow Fibeln zu ſchreiben, deſſen pädagogiſche Abſichten er ungefähr eben ſo verfehlte wie Leſſings dramatiſche. In ſeinem Kinderfreund und in ſeinen Kinderkomödien wird es immer deutlicher, wohin dieſer Dichter gehört; hier ſehen wir ihn ganz die Verweichlichung jener laxen Hauspoeten unterſtützen. Vielleicht ſind Andre erbauter von ſeiner Pädagogik; wir wollen uns hier nur an ihre theatraliſche Seite halten und

Digitized by Google

darüber Jean Pauls Worte anführen, der gewiß kein pädagogiſcher Rigoriſt und noch dazu Weiße's Freund war. Comödien, die ſich die Kinder ſelbſt machen, ſagt er, ſind weit nützlicher als die ſie ſpielen und wären ſie aus Weiße's Schreibtiſch. In unſern Tagen, wo ohnehin der ganze Menſch Figurant, ſeine Tugend Gaſtrolle und ſeine Empfindung lyriſches Gedicht wird, iſt die Verrenkung der Kinderſeele vollends gefährlich.

Solchen Männern gegenüber und ſolch einem eingewurzelten Geſchmacke an franzöſiſcher Manier, wie ihn Weiße in der ganzen Reihe ſeiner Tragödien bewies, konnte Leſſing freilich nicht anders: er mußte den Franzoſen den Krieg erklären und um jeden Preis ein Gebiet zu gewinnen ſuchen, das von ihren Einflüſſen frei wäre. Als daher die Literaturbriefe 1759 eröffnet wurden, griff er zuerſt den Hauptalliirten der Franzoſen an, Gottſched. Noch die Leipziger Bibliothek hatte um jene Zeit geſagt, Niemand werde leugnen, daß Gottſched weſentliche Verdienſte um die deutſche Bühne habe. Er ſei der Niemand, kündigt Leſſing hier an. Die Staatsactionen zu verbannen und die Poſſenſpiele, habe eben keines feinen und großen Geiſtes bedurft. Er ſei der Schöpfer des franzöſirenden Geſchmacks geworden, indem er überſetzt hätte und Alles aufgefordert zu überſetzen, was nur reimen und Oui Monsieur verſtehen konnte; er habe ſich nie gefragt, ob dieß franzöſiſche Theater auch zur deutſchen Denkart paſſe. Wir begehren mehr zu ſehen und zu denken, als uns die furchtſamen franzöſiſchen Schauſpiele geben; das Große, Schreckliche, Melancholiſche wirke beſſer auf uns, als das Artige, Zärtliche und Verliebte; die zu große Einfalt ermüde uns mehr, als die zu große Verwicklung. Er weiſt auf Shakſpeare hin, der als Genie uns andre Genien erwecken werde als Racine und Corneille. Dem Weſen nach ſei Shakſpeare dem antiken Drama näher, als die Franzoſen; er erreiche den Zweck der Tragödie faſt immer auf dem ſonderbarſten Wege, die Franzoſen auf dem Wege der Alten faſt nie! Ohne dieſe Winke hätte Wieland ſchwerlich gleich darauf ſeinen Shakſpeare zu überſetzen angefangen. Gleich im folgenden Jahre 1760 griffen die Literaturbriefe Weiße's erſten Beitrag zum Theater an, und darin die trockene Rhetorik, die ſchulmäßige Steifheit, die Gedankenlehre, mit Einem Wort die Oekonomie der franzöſiſchen Stücke, an der wenig auszuſetzen und ſelten viel zu rühmen iſt. Bei Gelegenheit der Wielandiſchen

Clementine erklären ſie ſich gegen die vollkommenen Charaktere, und Leſſings Philotas, der 1759 erſchienen war, hatte offenbar die Abſicht, einmal antike und dazu heroiſche Charaktere zu zeichnen, die nicht den ſenecaiſchen Klopffechtern im Kothurne glichen. Wir merken hier freilich, daß die Langſamkeit der Wirkungen der Leſſingiſchen Anſichten mit der Langſamkeit ſeines Producirens zuſammenhing. Fünf, ſechs dramatiſche Verſuche raſch aufeinander hätten unſtreitig die Phyſiognomie unſeres Theaters ſchneller geändert, als alle Kritiken. Aber freilich ſchien es nicht möglich zu ſein, ſolche Stücke zu machen, ehe die Kritik ihnen Raum geſchafft, und Shakſpeare zu finden, ehe ihn Leſſing entdeckt hatte. Um eben dieſe Zeit erſchien (1761) Möſers Harlekin, oder Vertheidigung des Groteſk-Komiſchen, eine Schrift, deren Inhalt noch Kretſchmann entſetzte! Möſer vertheidigte die Oper, das Reich der Chimären, und die Harlekinade, d. h. das Groteske, die Karikatur in der Dichtung, „wenn nur nach Hogarths Anleitung die Uebertreibung der Geſtalten gezeigt werde, wie ſie von der wahren Wellenlinie der Schönheit abweiche.“ Möſer war auch ſo ganz der Mann, wie er ſich jeder Volksſitte annahm und ihren Sinn und Werth aufdeckte, ſich gegen den Reinigungseifer auf der Bühne zu ſetzen, dem Harlekin ſeinen Familienzug und ſeine ideale Bedeutung zu beſtimmen, ſeinem ſtehenden Charakter denſelben Vortheil zuzuſprechen wie den Thiergeſtalten in der Fabel, und ihm aus dem Tag des Weiſen Eine närriſche Stunde vorzubehalten. Dieſe Abhandlung iſt in der Geſchichte unſerer Literatur in eben ſolchem Anſehen geweſen, wie ſpäter Möſers Schrift gegen Friedrich II. Der Verfaſſer ward bald, ungefähr wie Merck und Aehnliche, der Freund aller Partheien; die Berliner knüpften auf dieſen Harlekin hin Freundſchaft mit ihm; Nicolai ward ſein Lobredner, aber auch Göthe. Der geſunde Menſchenverſtand redete ſo plan und eben aus ihm, den die Literaturbriefe ſo in Schutz nahmen, aber auch die höhere Kunſtanſicht, die in Mercks Kreiſe geltend war. Er ſetzte ſich in dieſem Aufſatze ſchon gegen die Einheitsregeln der Franzoſen; er ſprach ſchon den Satz aus, daß uns nicht das Moraliſche zur Kunſt treibt, daß Keiner Muſik, Tanz und Trauerſpiele ſucht, um ſich zu beſſern, ſondern um ſein Gemüth zu beruhigen, zu erheitern, zu ſammeln, und „dadurch den ermüdeten Geiſt zu ernſthaften Pflichten vorzubereiten.“ Zugleich ſieht man

Digitized by Google

aus diesem Schriftchen, wie damals schon Lessing als die Hauptautorität im Theaterwesen galt, indem ihn Mösers Harlekin geradezu darin auffordert, sein Lobredner zu werden[137]). Wir wollen nicht weiter verfolgen, wie die Literaturbriefe den gebahnten Weg weitergingen, um dem französischen Drama zu opponiren, und dagegen bei Lessing verharren. **1760** übersetzte er Diderot. Die Uebersetzungen dramatischer Autoren in Masse lag in der Zeit. Wir erhielten in diesen Jahren den ganzen Moliere, Destouches, Favart, Goldoni übersetzt und **1762** begann Wielands Shakspeare, der, wie unvollständig und mangelhaft er war, immer eine Vorarbeit für Eschenburg ward, und weiterhin nicht mehr die Unbekanntschaft mit den englischen Tragödien für entschuldigt gelten ließ. Lessing übersetzte Diderot sowohl aus Neigung als aus Politik. Er setzte dem deutschen Gottsched und seinem Geschmack den Franzosen Diderot entgegen, der in seinen **bijoux indiscrets** und in den angehängten Unterredungen zu seinem natürlichen Sohne die Unnatur und Ueberladung der französischen Bühne angegriffen hatte. Es war wohl natürlich, daß Lessing in dem Kampfe, den er jetzt systematisch führte, einen solchen Kriegsvortheil nicht unbenutzt ließ, sich in Feindeslanden einen Bundesgenossen zu schaffen. Diderot hatte zum bürgerlichen Trauerspiele übergeführt, und Gottscheds Schule gegenüber, die wie Racine noch immer am Hofe das Vorbild der Tragödie suchte, war es wohl nöthig, daß dieses andre Extrem einmal versucht ward, um zur einfachen Natur des Menschen und zur Natürlichkeit des Dialogs zurückzuführen. Diderots Dramen, unter denen Lessing übrigens nur auf den Hausvater etwas hält, hatten auch wirklich nach Lessings Erfahrung

---

137) Lessing antwortet in der Dramaturgie N. 18., er sei das stets gewesen. Auch habe es nur geschienen, als sei der Harlekin wirklich verbannt gewesen. Die Neuber hätte blos das Kleid und den Namen verbannt, hätte ihn weiß angezogen statt scheckig, und Hänschen genannt. Ein großer Triumph für den guten Geschmack, fährt er fort! „Die Neuber ist todt, Gottsched auch, ich dächte, wir zögen ihm das bunte Jäckchen wieder an. Er ist ein ausländisches Geschöpf, sagt man. Was thut das? ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären. Es ist widersinnig, das nämliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erscheinen zu sehen. Man muß ihn aber als Gattung betrachten, es ist nicht Harlekin, der in allen Stücken spielt, sondern Harlekine."

das Spiel unſerer Schauſpieler zuerſt geändert, und hatten den Verſtändigen zu erkennen gegeben, was ihnen das Theater noch einmal ſo theuer machen müſſe, als vorher. Was ferner Leſſings Sympathien für Diderot erklärte, war, daß deſſen Schauſpiele als kritiſche Muſter eben auf den Schlag waren, wie er ſelbſt ſie zu erreichen und zu übertreffen hoffen durfte. Aus ſeinem Fragmente zum Leben des Sophokles, aus gelegentlichen Urtheilen über Euripides und Aeſchylus ſieht man wohl, daß ihm der höhere Styl des Trauerſpiels nicht eben verſchloſſen war, aber doch in einer ſolchen Ferne lag, wie er der Nation ſelbſt liegen mußte, die damals bei jedem Verſuch, den antiken Ton zu treffen, wieder in den franzöſiſchen verfallen wäre. Leſſing ſelbſt bekannte den Einfluß, den Diderot auf ihn geübt hatte, und daß ſein Geſchmack ohne ihn eine ganz andere Richtung bekommen haben würde; vielleicht eine eignere, aber ſchwerlich eine, mit der ſein Verſtand zufriedener geweſen wären. Offenbar erkannte er das Zeitgemäße des Diderotſchen Gegenſatzes, wenn er auch weiterhin nicht mehr die Achtung weder vor Diderots Poeſie noch Kritik behielt. Er hatte ſie in der Dramaturgie ſchon nicht mehr ſo, wie bei der Ueberſetzung ſeiner Werke, und aus dem, was er dort an ihm ausſtellt, bemerkt man wohl, daß es ſchon das Bedürfniß nach einer höheren Gattung des Drama's war, was ihn jetzt entfremdete. Die Entdeckung franzöſiſcher Reſte bei dieſem Gegner des franzöſiſchen Geſchmacks ſelbſt, die vollkommnen Charaktere, die er nicht ganz vermeiden konnte, brachten ihn ab. Noch mehr: Diderot ſtatuirte in ſeiner Theorie von den Charakteren, das Trauerſpiel zeichne Individuen, das Luſtſpiel Arten. Leſſing widerſetzt ſich dem, und ſtellt, ſogar gegen die Praxis der Engländer feſt, die Charaktere des Trauerſpiels müßten eben ſo allgemein ſein, wie die der Komödie; er nähert ſich alſo dem antiken Geſchmacke und entfernt ſich hierin theoretiſch genau ſo weit von Shakſpeare, wie Schiller zuletzt ausübend gethan hat, oder wie die Charaktere im Nathan ſich gegen die der früheren Stücke Leſſings verallgemeineren. Als Diderot und Shakſpeare, nach Deutſchland verpflanzt, allmählig ihre erſten Wirkungen thaten, war gerade Friedrichs Sieg bei Roßbach erfochten, und mußte bei allen Neidern und Gegnern der franzöſiſchen Nationalität in Politik oder Literatur eine große Heiterkeit verbreiten, die Leſſing zu benutzen nicht faul war. Er ſchrieb

mitten unter der Armee in Breslau seine Minna. Die komische Rolle, die der Franzose darin spielt, der Gegensatz der ächt deutschen Charaktere, die man hier zum erstenmale, und nachher vielleicht nie wieder mit solcher Liebe und in so unaffectirter Gestalt auf die Bühne gebracht sah; der glückliche Griff in das Nationalleben, die Ansprache an die Begeistrung für jene siegreiche Armee, an das Mitleid mit jenen abgedankten Offizieren der Freibataillone, die z. Th. nach einer rühmlichen Laufbahn in eine ärmliche Existenz zurückkehren sollten, alles dieß neben der geschickten dramatischen Behandlung, die Göthe so auszeichnete, wirkte schlagartig im Volke. Kein Werk außer dem Messias hatte vor Göthe's Erstlingsdichtungen eine solche Theilnahme gefunden. Nach Berlin warf es das erste Interesse an den deutschen Literaturgegenständen ins Volk; obgleich im Anfang die Aufführung Schwierigkeiten fand, da „über Polizei und Regierung nicht dramatisirt werden sollte", so drang es doch späterhin durch und konnte monatelang fast täglich gespielt werden. Wie auf den Götz die Ritterspiele folgten, so damals eine Fluth von Soldatenstücken, die uns meist entfremdet sind; bei Stephanie dem Jüngeren übrigens kann der neugierige Leser eine ganze Reihe von Stücken finden, die auf den soldatischen Geschmack des damaligen Publikums spekuliren. Selbst nach Wien also, wo der Adel den französischen Geschmack festzuhalten strebte, gelang es Lessing, zwischen das Possenspiel und die Heroenstücke eine mittlere Gattung zu bringen und auf seine Diderotsche Reform ging Herr von Gebler ein. Der letzte Nachahmer des französischen Geschmacks im Reiche, Weiße, fand sich durch Minna veranlaßt, endlich vom Alexandriner zur Prosa überzugehen und sich den englischen Stücken etwas zu nähern. Dieß Alles waren Wirkungen, die sich freilich nicht blos mit dem Verstande berechnen und mit der Kritik erreichen ließen. Die Sympathie mit dem Nationalleben und den Volksgesinnungen, die uns Schiller so lieb machten, verschafften, trotz der mangelnden poetischen Gabe, auch Lessing jenen großen Beifall, der ja eigentlich bis heute dauert, wo man noch so oft dieses Stück als das einzige deutsche Lustspiel anführen hört, das wir besitzen. Wie Schade, daß unsere Dichter so selten von diesem zwar materialistischen Interesse des Volkes Vortheil zu ziehen suchten! oder daß unsere Nationalität auf so allgemeiner Basis ruhte, daß die wenigsten Lessings Feinblick hatten,

sie zu erkennen, die meisten, die auf sie zu wirken suchten, in eine wunderliche Affectation verfielen. Vergessen wir nicht, daß dieß gerade die Zeit der Bardendichtung und des hereinbrechenden Ossianischen Geschmacks war; sie ließ uns nicht auf der patriotischen Freude an unserer Gegenwart weilen; Klopstocks und Ayrenhoffs Hermann traten in verschiedner Weise wieder aus der Natur und Nähe bei uns selbst, in der uns Lessings und Stephanies Stücke hielten, in das Uralterthum und auf den Kothurn zurück. Bei all dem war der Schrei nach Nationalität damals allgemein, und sprach sich bei Sonnenfels und Denis, bei Moser und Klopstock, bei Abbt und Gleim in Prosa und Versen aus. Der Gedanke an eine Nationalbühne faßte im Volke Wurzel, und Lessing war nicht so kaltverständig, einem solchen Rufe zu widerstehen. Zwei Städte waren damals, nachdem Leipzig seine Bedeutung für die Bühne verlohren hatte, das Augenmerk aller Welt, Wien und Hamburg. In beiden brütete man über Reformen des Theaters; von Wien aus war das Geschrei besonders stark, Hamburg aber gewann Lessing, von dessen kritischem Verständniß des Bühnenwesens es Vortheil ziehen wollte. Er ließ sich von der schönen Aussicht täuschen und ging. Ehe wir ihn aber dorthin begleiten, wollen wir erst einen Blick auf Wien werfen, um recht deutlich zu machen, was Lessing unternahm, als er die Reform der Bühne so eifrig betrieb in einer Zeit, wo Klopstock, Ossian, Young, Wieland, Yorick ihre volle Wirkung noch übten, von Dramatikern secundirt, unter denen Weiße ein Stern erster Größe war, mit Schauspielern, unter denen Eckhof so allein stand wie Lessing unter den Dichtern, unter Verhältnissen der Bildung, die noch eine unglaubliche Geschmacksrohheit in den ersten Hauptstädten verriethen, die noch so wenig Urtheil zuließen, daß bei Vielen immer noch Gottsched neben Lessing etwas galt, die noch so moralisch befangen waren, daß **1768** noch in Leipzig die Professoren das Theater als eine sittengefährliche Anstalt einschränken konnten!

Wir finden keine andre Hauptstadt in Deutschland erwähnenswerth für unsere Bühnengeschichte, als Wien. Wir müssen an Berlin vorbeigehen, wo bis nach dem siebenjährigen Kriege noch nicht einmal ein Haus für deutsche Spieler bestand, und wo unter den wechselnden Truppen des Schönemann, Ackermann, Schuch,

Döbbelin u. A. sich lange kein bestimmter Geschmack bildete; in Dresden fand das deutsche Theater in dieser Periode noch keinen Raum; in München spielte man noch Kreuzerkomödien. Wollen wir nicht nach Petersburg übergreifen, wo seit 1737 eine deutsche Gesellschaft beständig war, und wo ja später sogar die Kaiserinnen deutsche Comödien dichteten, so können wir unsere Aufmerksamkeit nur auf Wien richten, die einzige Stadt, wo man das Theatervergnügen nicht pausiren ließ. Auch schickt sich diese Betrachtung um so mehr an diesem Ort, weil man in Wien damals über den Gottschedisch-französischen Styl, wenigstens des Trauerspiels, nicht hinauskam. Oestreich war, wie wir schon oben bemerkten, das einzige Land, wo der freiere Charakter des süddeutschen Lebens und die Vergnügungslust im Volke einen Geschmack am Schauspiel bis in die unteren Stände selbst in mittleren Orten verbreitete, während in Berlin noch in dem Anfang der 80er Jahre der Mittelstand der Bühne wenig achtete[138]). In Linz, Neustadt, St. Pölten, Krems trieben Truppen sich um, in Prag, Preßburg, Grätz, Brünn gab es früher als irgendwo sonst im Reiche stehende Theater. Hier waren fast alle Elemente, die man nur begehren konnte, Volkstheilnahme, guter Wille am Hofe und unter einzelnen Gebildeten, äußere Mittel um die besten Schauspieler anzuziehen. Nur leider das Beste fehlte: Bildung und Bildungstrieb. Keine Verordnungen und keine Summen konnten diesen Erbfeind der rein katholischen Theile von Deutschland tilgen, und so kam es, daß Hamburg und die kleinen Höfe in Weimar, Gotha und Mannheim wohlthätiger für die deutsche Bühne mit den kleinsten Mitteln wirkten, als Wien mit den ungeheuersten. Als Gottsched die Wiedergeburt des Schauspiels unternahm, hatten in Wien Italiener die Impresa des deutschen Theaters; und als jener seines Sieges sicher den Hanswurst in Leipzig vertrieb, verpflanzte Weiskern nach Wien die Burlesken und Hanswurstiaden zu Hunderten, aus allen Sprachen für den Wiener Geschmack zubereitet. Um 1748 verirrte sich einmal Koch hierher, kehrte aber bald zurück, da er merkte, daß hier an kein regelmäßiges Stück zu denken war. Stranitzky's Nachfolgerschaft war hier noch

138) Vgl. die Briefe eines reisenden Franzosen von K. R (iesbeck). 1783.

weit zu sehr im sicheren Besitze des Nationalbeifalls, Prehauser lebte bis 1769 und verlor sein Ansehn als Hanswurst nie. Mit ihm rivalisirte Joseph Kurz als Bernardon, in einem Charakter, der zwischen Schelmerei und Tölpelei schwankt, und so wie Stranitzky und Prehauser vor ihm thaten, so verfertigte er eine Reihe von Possen auf diesen Typus, Stücke, die den Schmutz, Unsinn, Maschinerie und Flitterstaat so häuften, daß die Welt davon voll ward. Die Kaiserin selbst sah den Bernardon ungemein gern, der Adel suchte die Gesellschaft des Künstlers, das Volk nannte ihn Vater Bernardon, und noch heute trägt man wohl Personen seiner Stücke, die Prinzessin Pumphia u. s. im Munde, ohne zu wissen woher und warum. Seit den 50er Jahren ward Goldoni massenweise nach Wien eingeführt, und langehin beschäftigten sich Laudes und Andere, dessen Stücke elend zugerichtet auf die deutsche Bühne zu bringen. Dieß autorisirte den schlechten Geschmack am Niedrigsten, oder adelte ihn ein wenig und setzte ihn dafür desto fester. So waren die Zustände bis um 1761, wo ein Gottschedianer, Magister Heyden, zuerst zufällige Gedanken über die Wiener Bühne schrieb und darin wagte, im Sinne seines Meisters den Hanswurst zu mißbilligen, als Lessing und Möser schon im Reiche anfingen, zu seiner Zurückführung zu rathen. Dieß traf ungefähr gleichzeitig mit den Stichen der Berliner Literaturbriefe über den Stand der Wiener Cultur. Nicolai hatte dort geäußert (1761), die Literatur stünde jetzt hier wie in Sachsen um 1730. Gottsched, Schönaich, Scheybe, die man hier auspfeife, hießen in Wien noch große Dichter. Dieß reizte die literarische Welt in Wien und jetzt begannen die Elemente zu gähren, die der unsterbliche van Swieten, der eines besseren Stoffes für seine große Arbeit werth gewesen wäre, allmählig versammelt hatte. Er hatte unter vielen anderen Männern, die er aus dem Reiche nach Wien zog, auch den Professor Martini hingerufen, dessen Schüler die Riegger, Sonnenfels, Bob u. A. waren, die sich nun zu einer deutschen Gesellschaft vereinten, protestantische Lectüre nicht scheuten, Gellert über Alles ehrten, und dafür allerdings erleben mußten, daß man sie lutherisch schalt. Die Einbildung, die gleich beim Entstehen dieser Gesellschaft in die Köpfe fuhr, die Ideale und Muster, die sie sich stellten, die Verbindungen, die sie suchten, mit Klotz, Riedel, Schirach und Aehnlichen, zeigten freilich

daß Nicolai den Stand ihrer Bildung nicht unrecht charakterisirt hatte, wenn man nicht einmal auf die Schriften von Joseph von Sonnenfels[140]) (aus Nikolsburg 1733—1817) recurriren wollte, des Hauptorgans der jungen Wiener Literatur, die nun anfing laut zu werden in Wochenschriften, Pasquillen und Theaterstücken. Wie wenig man auf Schulen, deutsche Gesellschaften und Schulschriften halten mag, doch wird man zugeben, daß es für Wien der geeignetste Weg gewesen wäre, wenn man so vorsichtig wie van Swieten wollte und wie Sonnenfels es begriff und angriff, aus einer bestimmten Ansicht, mit allmähligen Fortschritten, mit Wahrung sittlicher Interessen das Werk der Bildung geleitet und leitend gefördert hätte. Leider aber zerschlug sich die Aussicht auf einen solchen Fortgang der Wiener Aufklärung fast noch ehe sie geöffnet war. Ein **par nobile fratrum**, Christian Klemm, ein Sachse, aus Freyberg, und Heufeld vereinten sich schon 1762 zu einer Wochenschrift, die Welt, worin sie das Werk der Reform auf sich nahmen; da das Schreiben anfing in Wien ein einträgliches Geschäft zu werden, so stellten sie sich nun auf alle Weise neben oder gegen jeden, der nur Miene zu irgend einem plausiblen Projecte machte. Schrieb Sonnenfels Schauspiele, so thaten sie es auch; schrieb er Wochenschriften, so setzten sie andre dagegen; sobald Lessing seine Dramaturgie begann, äfften sie sie nach; als der Schauspieler Müller seine Nachrichten und Anzeigen vom Wiener Theater (1771) projectirte, schnappten sie ihm sogleich die Idee weg und gaben ihren Theateralmanach heraus. Sonnenfels hatte sich von den Vorwürfen Nicolais spornen lassen und trat 1765 zuerst mit theatralischen Versuchen, dann mit seinen vermischten Schriften heraus; 1766 begann er den Mann ohne Vorurtheil, eine Wochenschrift, worin er Unwissenheit, Geschmacklosigkeit, Vorurtheil, die Sittenlosigkeit des Schauspiels, selbst die Gewalt der Geistlichkeit angriff. Er that dieß aber mit solcher Vorsicht, daß er in Bezug auf das Schauspiel selbst eine Censur der aufzuführenden Stücke empfahl. Dem plebejischen Tribunenpaar war eine Reform dieser Art nicht genügend von einer Seite, und von der anderen zu weit gehend; sie nahmen

---

140) Gesammelte Schriften 1783—6. 10 Bde.

sich des Hanswurstes an und schrieben theatralische Satiren zu Gunsten des grünen Huts (Hanswursts) gegen Sonnenfels; und auch als Klemm in seiner Dramaturgie Abbitte that, hörte er und sein Freund nicht auf, Sonnenfels fernerhin zu necken. Weit gefährlicher als diese war aber Sonnenfels die Parthei des rothen Huts (die Geistlichen), die ihn als des Antichrists Vorläufer ansahen; selbst der Hofrath rüstete sich gegen ihn, als er gegen Tortur, Todesstrafe und Kirchenbuße gefallener Mädchen schrieb; er trug auf seine Entsetzung an. Allein Kaunitz und van Swieten schützten ihn. Die Regsamkeit der aufklärenden Parthei war jetzt gerade auf ihrer Spitze, und eben dieß macht begreifen, wie im Anfang der 70er Jahre alle großen Männer in Deutschland ihre Augen auf Wien gerichtet hatten. Man erinnere sich, daß dieß eben die Zeit war, als der Bischof von Ruremont, Joh. H. von Kerens, das Dichtertalent in dem Jesuiten Denis weckte, als dieser eine ganze Schule um sich sammelte, den Fortschritt von Gottscheds Standpunkt auf Klopstocks machte und die freudige Theilnahme des ganzen protestantischen Deutschlands erregte, und nothwendig erregen mußte, da er mit seinem Ossian einen so glücklichen Griff in das allgemeine deutsche Leben that. Man erinnere sich, daß 1773 der Jesuitenorden aufgehoben ward, und daß nun Hoffnung war, ein neues System der Volkserziehung durchzusetzen. Unglücklicherweise begann man hier, wie neuerdings in Athen, von oben herab; man dachte immer an Akademien und glänzende Anstalten; der Kaiser war immer bereit auf das Blendende einzugehen; van Swieten wollte erst an Schulen denken, ehe er an Akademien die Hand legte; und hier leider geschah nicht, was geschehen sollte, und konnte gegen die Macht der Gewohnheit auch das nicht durchgesetzt werden, was man wünschte; die Studienplane von Heß und Birkenstock ließ man fallen, und betrieb lieber die Frage der Akademie, die Lösung des Censurzwangs, die Aufnahme der Bühne, und was alles dergleichen strahlende Entwürfe mehr waren. Wie man die erste Hand anlegte, die deutsche Bildung nach Wien zu verpflanzen, machte man den wunderbaren Mißgriff, Riedel aus Erfurt zu berufen, wodurch gleich alle Vernünftigen in ihren feurigen Hoffnungen abgekühlt wurden; und selbst Riedel war dem Neide und den Verleumdungen der Wiener nicht zu unbedeutend. Was einzig volksthümlich

war, was wirklich Bedeutung für das deutsche Leben erhielt, war die Musik. Haydn bildete den Geschmack der Wiener zuerst um, Vanhall und Leopold Hofmann folgten ihm, dann trat Gluck auf, dessen Alceste schon **1768** in Wien aufgeführt ward. Eben in diese Zeit fallen dann auch die Reformen der Wiener Bühne, die so viel versprachen. Schon **1766** unter Hilverdings Direction hatte Sonnenfels Einflüsse erhalten; **1769** starb Prehauser, und nun sollten lauter regelmäßige Stücke gegeben werden. Es begannen nun Intriguen, Bernardon kam nach langer Abwesenheit zurück, man wollte die extemporirten Stücke von neuem in Schwung bringen, allein auf Sonnenfels Vorstellung ward das Extemporiren förmlich verboten, der Staatsrath von Gebler, ein großer Gönner der Bühne, bewirkte, daß Sonnenfels Theatercensor ward, die Schauspieler machten ihn zu ihrem Director, und nahmen statt Klemm den Herrn von Brahm zum Theatersecretair. Der Geschmack der Wiener änderte sich jetzt auf diesen allerhöchsten Befehl dergestalt, daß uns versichert wird, schon **1771** hätte der Hanswurst selbst dem Pöbel nicht mehr gefallen! Allein wie schön sich dieß Alles ausnimmt, und so schöner es sich in den Wiener Dramaturgien ausnahm, die voll der pomphaftesten Ankündigungen und Aussichten waren, so war doch Alles hohl, und um so hohler, da es auf keinen Grund im Volke gebaut war, da kein Mittelstand existirte, der einem soliden Geschmacke hätte Verbreitung und Constistenz geben können. Alles theilt sich daher jetzt wieder, wie schon in der früheren Literatur Oestreichs überall der Fall war, in die zwei Extreme des adligen und plebejischen Geschmacks; man sieht immer den Herren die Knechte gegenüber, und nur Angehörige dieser beiden Stände oder doch Bildungsstufen machten sich in der Literatur Oestreichs laut Während die adligen Theaterdirectoren Freiherr von Benda und Sonnenfels ihre puristischen und moralischen Absichten verfolgten, mußten sie doch mit Noverreschen Balletten die Gebildeten ködern, und das Volk, das den Bernardon nicht mehr sehen wollte, weil es der Hof nicht gerne sah, freute sich noch an scheußlichen Thierhetzen und Feuerwerken. Man zog die besten Schauspieler an; die Hensel aber war **1764** zum zweitenmal nach Wien gekommen und von der Geschmacklosigkeit vertrieben worden; erst **1776** gelang es der Sacco, leise mit einem natürlichen Spiele zu ver-

söhnen; dem Rufe Schröders wagte man nicht zu widersprechen, aber man sah doch immer einen Bergopzoomer mit eben so vielem Beifalle, der die großen Uebertreibungen des 17. Jahrh. noch festgehalten haben muß. Man milderte die Censur, aber man gab kein größeres Schauspiel unverhunzt, man verbot die unschuldigsten Bücher aus den albernsten Gründen, man untersagte 1777 den **catalogum librorum prohibitorum** selbst, damit Niemand die gefährlichen Werke sollte kennen lernen! Was die Schauspieldichtung betrifft, so standen seit der Bühnenreform die Dramatiker wie Pilze aus der Erde auf, unter Adel und Volk. Sonnenfels hatte das Verdienst, die Bahn gebrochen zu haben, ein wohlgesinnter guter Mensch, aber durchaus dürftig und arm, wie sehr er sich vor seinen Consorten aushebt; neben ihm stand der Herr von Gebler[141]), dessen Stücke sich über ganz Deutschland verbreiteten, und mit Beifall gegeben wurden, und ihm am ähnlichsten der Geh. Rath Joh. L. Schlosser[142]). Gebler machte damals allen Literaten in Deutschland die Cour, und brauchte alle Mittel seiner Stellung, und in seinen Stücken alle Fügsamkeit bald in den antiken Geschmack, bald in den Diderotischen am bürgerlichen Trauerspiel, und immer in die moralische Delikatesse jener Zeiten, um seine Schreibereien zu empfehlen, deren er von 1770—73 alle Jahre drei bis vier Stücke lieferte. Eine ganze Reihe Wiener Adliger folgte seinem humanen Beispiele. Die Herren v. Gugler, v. Otternwolf, v. Pauersbach, v. Pufendorf, v. Brahm, v. Sternschütz, Alles schrieb Schauspiele aller Art und entfaltete eine Fruchtbarkeit, die des ganzen Deutschlands spottete. Herr von Ayrenhoff[143]) betrieb es am systematischsten (schon seit 1766, wo er zuerst mit seinem Aurelius auftrat), den Racine'schen Geschmack herzustellen. Ihm war Shakspeare ein Ungeheuer, Götz von Berlichingen ein Greuel; er schien es für ein Leichtes zu nehmen, den Kampf gegen die neuen Genialitäten aus Shakspeare's Schule mit den alten verrosteten Waffen der Corneille und Racine zu führen, und er suchte Wieland noch

---

141) Theatralische Werke. 1772.

142) Er gab unter demselben Titel wie Gebler in demselben Jahre seine Schauspiele heraus.

143) Werke. 1789. 4 Thle.

ſpät in der Dedication ſeines Antonius für ſich zu gewinnen. Dieſe adlige Literatur, wie werthlos ſie an und für ſich war, ward aber ganz überboten von der ihr gegenüber gelagerten populären. Die Herren Klemm und Heufeld gaben ſich alle Mühe, die alten Localpoſſen, die Schilderung Wiener Sitten, in der geordneteren Geſtalt des Luſtſpiels feſtzuhalten und die Hanswurſtiaden verfeinert zu bewahren. Dieß wäre an ſich nicht übel geweſen, wenn nur die guten Comöden erſt an ihre eigne Verfeinerung gedacht hätten. Ehe man ſich um ſah, fielen der Secretär Pelzel, die Schauſpieler Müller und Stephanie (der jüngere) wieder ganz ins Poſſenhafte zurück, und gaben dem durſtenden Pöbel Maſchinenkomödien und Harlekinaden wieder; und wo ſie öffentliche Sitten auffaßten, waren es immer nur die niedrigſten in der gemeinſten Behandlung. Und dieſen nämlichen Autoren blieb es überlaſſen, die Stücke von Shakſpeare für die Bühne zuzurichten! Immer in der guten Meinung, das Volk mit dem Beſſeren auszuſöhnen, ſöhnten ſie ſich ſelbſt mit dem Elenden aus; immer unter der Maske die Reformen zu unterſtützen, griffen ſie die erſten und ernſteſten Reformatoren, Sonnenfels u. A., an, die ohnehin unter ſich ſelbſt zerfielen. Dieſe Klaſſe der plebejiſchen Autoren überwand in Wien, bis ſpäter wieder die Romantik ein Gegengewicht bildete. Als Joſeph um **1781** die Preſſe befreite, deckte ſich der Zuſtand der Wiener Literatur jedem auf, der ſich bisher noch getäuſcht haben könnte. Innerhalb zweier Jahre ſollen ſich in Wien allein **1100** Autoren aufgethan haben, und in **18** Monaten zählte Blumauer[144]) **1172** erſchienene Schriften. Aber dieſe ungeheure Schreibwuth producirte nichts als Localtractate; man las und ſchrieb nichts, als was die Klatſchſucht der größeſten Kleinſtadt befriedigte; und braucht es zur Charakteriſirung der damaligen Wiener Literatur noch einer anderen Andeutung, als daß Blumauer der Repräſentant derſelben in Deutſchland geworden iſt, und daß Blumauer in den **80**er Jahren ſagen durfte, wenn die deutſche Literatur noch vorſchreiten wolle, ſo müſſe es von Wien aus geſchehen? Dieſe Aeußerung aber iſt nicht die zufällige Stimme eines Einzelnen, ſondern die komiſche Wirkung,

144) Ueber Oeſtreichs Aufklärung und Literatur. 1783.

die ſie, verglichen mit den Leiſtungen der Wiener, macht, iſt im Koloſſalen beſtätigt, wenn man in den Dramaturgien damals die großen Erwartungen und Verſprechungen, die vertrauensvolle Sicherheit in enthuſiaſtiſchen Träumen lieſt und vergleicht mit den dramatiſchen Produkten, die in den Sammlungen der Wiener Schaubühne als ein ewiges Denkmal literariſcher Schmach aufgeſtapelt ſind[145]). Daher kam es denn, daß in den ſchönſten Jahren unſerer Literatur unſere großen Dichter und Schriftſteller alle mit gleicher Verachtung und ſchnödem Spotte bald wie Göthe über das Publikum losfuhren, bei dem die Gebler und Stephanie ſchreiben durften und gelobt wurden, bald wie Schiller über das dürftige Vergnügen, das ſich an dem ſchmutzigen Witze Blumauers erbaute, bald wie Nicolai über die ganze Verdumpfung des dortigen geiſtigen, und die Entartung des geſelligen und moraliſchen Lebens. Wieland tolerirte; Jean Paul aber, der ihm in Allem entgegen war, empfand aufs tiefſte, wie entfernt die ganze Wiener Welt und Literatur von allem Seelenadel, von aller Verſchmähung der Erde, von aller Achtung für Tugend, Schönheit, Freiheit und höherer Liebe ſei, die in allen Dichtern Deutſchlands hervorquoll. Er beruft ſich auf den Bierhauswitz jener „gemeinen Lachſeele" Blumauers, auf die Wiener Skizzen, auf Fauſtin, den Wiener Muſenalmanach, auf den man ſetzen könne: mit Approbation des Bordels; auf die berüchtigte Wiener Zeitſchrift von Hoffmann, von der er im Traume dachte, ſein Hund ſchriebe daran. Auch ihn machte der thörichte Dünkel der guten Wiener vollends ſo bitter. Hundert Maulwürfe von Broſchüriſten, ſagte er irgendwo, ſtießen Duodezparnäßchen auf, und die darauf ſtehenden Wiener meinten, der Neid blicke hinauf, weil der Hochmuth herunter guckte.

In Hamburg waren die Hemmungen und Irrungen, die das

---

145) Wer nicht Einmal in dieſe Sammlungen hineingeſehen hat, dem mögen unſere Aeußerungen vielleicht ſtark, und unſer ſtummes Vorbeigehen an der dramatiſchen Literatur der Wiener unbillig ſcheinen. Wir müſſen alſo darauf verweiſen. Schon 1749 ſoll die erſte Sammlung der Wiener Schaubühne erſchienen ſein, zufolge Schmidts Chronologie des deutſchen Theaters. Dieſe Sammlung kenne ich nicht. Von 1754 an aber geht eine ununterbrochene Reihe lange Zeit fort, in der ein Geſchichtſchreiber der Specialhiſtorie der Oeſterreichiſchen Literatur alle Nuancen und Veränderungen des Theatergeſchmacks verfolgen kann.

Digitized by Google

Theater von oben herab zu erfahren hatte, anderer Art, die dichtende Klasse verschieden von der in Wien, das empfangende Publikum ruhiger und geduldiger. Das Theater war hier nicht eine Anstalt, die so unentbehrlich geworden war wie in Wien; es hatte die Theilnahme der Stadt nicht aus Gewohnheit, sondern weil von der Blüthe der Oper her noch ein Zauber auf der Bühne lag, und weil fortwährende Kämpfe zwischen dieser weltlichen Sittenschule und der geistlichen Seelenpflege das Publikum wach hielten. Nicht Censurdruck der Obrigkeit oder Licenz schadete hier der Gestaltung der Bühne, sondern die Geistlichkeit; nicht adlige Dichter führten einen falschen Geschmack ein, sondern Dilettanten und Gelehrte, die sich der Bühnenpoesie annahmen; nicht Rohheit der Volksklasse verleitete hier auf den Abweg der Niedrigkeit, eher war es Gleichgültigkeit und vielleicht eine Sättigung von der Oper her, was das Publikum stumpfer machte. Trotz aller dieser Mißstände ward Hamburg die Wiege des neuen Theaters dadurch, daß es eine Schule für Schauspieler ward, und zunächst das leistete, was Leipzig versprochen hatte. Auch hier nämlich ging mit dem neuen Leben des Bühnenwesens der Schauplatz von Ober- nach Niedersachsen über. Dorther stammten die Neuber, Koch, die Hensel, die den ersten Anstoß zu einer Schauspielkunst gaben, aber Hannover gebar Schönemann und Iffland, und in Hamburg waren Eckhof und Borchers geboren, Schröder gebildet und zweimal gingen von Hamburg die Männer aus, die allein unsre Schauspielkunst zu etwas Besserem gestaltet haben. Als die Neuber in ihrer besten Periode stand, spielte sie zuweilen in Hamburg; und bei dem ersten Aufschwung der dramatischen Dichtung durch Gottsched übersetzten und schrieben dort Stüven, Behrmann, v. Creuz u. A. Schauspiele mit Gottscheds Schule um die Wette; Privatleute ließen sich von dem allgemeinen Wetteifer hinreißen, wie wir in Leipzig bei Steinel fanden: ein Kaufmann Merz und ein Buchhalter Borkenstein schilderten die Hamburger Localsitten in Lustspielen und des letzteren Posse: der Bocksbeutel (1742), ein Spott auf die unpolirte Sitte und das lächerliche steife Wesen in Deutschland, in der Art wie Holbergs Wochen- und Weihnachtstube, machte eine Art Epoche und erlebte unzählige Nachahmungen. In die Hamburgischen Wochenschriften gaben noch in den 40er Jahren Lessing, Mylius und Fuchs ihre Beiträge. Schönemann spielte

seit 1741 häufig in Hamburg, der Director, in dessen Gesellschaft zuerst eine Art von Bildung erstrebt und mitgetheilt ward. 1758 kam Koch, aus Sachsen vertrieben, an die Spitze der alten Schönemannschen Truppe, unter der sich Eckhof und die Hensel befand; dieß ward die Glanzperiode seiner Gesellschaft, die Hamburg ganz genoß: er blieb von 1759—63 unverrückt in Hamburg, und als er 1764 nach Leipzig ging, blieb Eckhof unter Ackermann zurück. Wir haben schon in Leipzig bemerkt, wie ungemein anregend Koch für das Werk der Bühne war; auch hier erneute sich dieß. An der Stelle der Behrmann und Stüven traten durch ihn angeregt Joh. Fr. Löwen aus Klausthal, Daniel Schiebeler, Joh. Joach. Eschenburg und der Pastor Joh. L. Schlosser in Bergedorf, alle in Hamburg geboren, als Theaterdichter auf; und 1767 erfolgte dann die Reorganisation der Hamburger Bühne, durch eine Direction von Kaufleuten betrieben. Auch hier zielte man auf ein deutsches Nationaltheater, im Geiste des Patriotismus, der in den 60er Jahren durch ganz Deutschland fuhr, ehe, durch einige Worte Lessings in der Dramaturgie gleichsam hervorbeschworen, das Weltbürgerthum in den 70er Jahren und später die überwältigende Reaction gegen diese vaterländischen Tendenzen hervorbrachte. Diese merkwürdigen Worte waren durch das Scheitern der vielversprechenden Anstalten in Hamburg veranlaßt, zu deren Unterstützung auch Lessing berufen ward. Man ernannte damals Löwen zum Director und gab ihm zugleich auf, Vorlesungen über Schauspielkunst und Mimik zu halten, und Lessing sollte erst als Theaterdichter engagirt werden. Da er seine Unfähigkeit fühlte, die Rolle eines Goldoni zu spielen, der in Einem Jahre 13 Stücke schrieb, und da er diese Rolle, auch wenn er gekonnt hätte, nicht spielen wollte, so lehnte er dieß ab, und man wollte nur seine Kritik nutzen und berief ihn, Schauspieler und Publikum durch seine Beurtheilung der neuen Bühne zu unterrichten. Dieser Beschäftigung danken wir Lessings Dramaturgie, die Mutter aller zahllosen Theaterkritiken freilich, aber auch neben Laocoon die Urheberin aller ächten Aesthetik in Deutschland. Leider dauerte diese Schrift wie die ganze Herrlichkeit in Hamburg nur Ein Jahr. Löwen stellte seine Vorlesungen ein, weil er die Schauspieler zu ungelehrig fand, und freilich auch nicht der rechte Lehrer war. Lessing unterließ gleich Anfangs seine Beurtheilung, weil die Schauspieler zu

empfindlich waren und das Publikum keine Spur von Urtheil zeigte. Die Entrepriſe hatte ökonomiſche Fehler begangen, die Einnahme war gering, Privatneid arbeitete entgegen, eine franzöſiſche Geſellſchaft konnte, noch während Leſſing die Dramaturgie ſchrieb, dem deutſchen Theater Abbruch thun, alle die glänzenden Plane gingen zu Grunde[146]), und Leſſing ward ſo grimmig über das deutſche Publikum, daß er nach Italien wollte, und hinfort trotz der lockendſten Anerbietungen nie mehr mit einer Bühne ſich einließ. Er ſchloß ſeine Dramaturgie mit dem bitteren Ausfall: „Wenn das Publikum fragt, was iſt denn nun geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts ſich ſelbſt antwortet, ſo frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum gethan, daß etwas geſchehen könne? Auch nichts, ja noch etwas Schlimmeres als Nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen. Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſei, keinen eigenen haben zu wollen.“

In dem Augenblick, da Leſſing in ſeiner Wirkſamkeit für die Bühne nachließ, bereiteten ſich ſeine großen Nachwirkungen in dieſem Gebiete vor; und Hamburg ſelbſt blieb hier nicht ohne die weſentlichſten Verdienſte. Zwar für die Theaterdichtung war hier ſo wenig Heil zu ſuchen als in Wien. Löwen[147]), der ſich in allerhand Gattungen verſuchte, griff auch das Schauſpiel an, allein was war von ſolchen Leuten zu erwarten, die ſich als Schüler und Nachahmer von Leſſing gerirten, und ſo roh und plump bleiben konnten! Die Herren Schiebeler und Eſchenburg aber wußten nichts Beſſeres zu thun, als gleich während der Reform der Hamburger Bühne franzöſiſche Stücke zu überſetzen, Weiße's Operngeſchmack zu huldigen und ſich in Verbindung mit Hiller zu ſetzen! Auch Joh. Chriſtian Bock aus Dresden, der 1771 nach Hamburg als Theaterdichter gerufen ward und ſich williger finden ließ, ein Goldoni zu werden, und der wirklich einige Goldoniſche Stücke

146) Schmids Chronologie des deutſchen Theaters S. 257.
147) Löwens Schriften. Hamb. 1765.

bearbeitet hat, war nicht der Mann, der mit ſeinen Stücken der Bühne hätte Anſehn geben können. Das Einzige Gute, was von den Männern ausging, die ſich um das Hamburger Theater intereſſirten, war Eſchenburgs Ueberſetzung des Shakſpeare (1775). Viel wichtiger aber waren in Hamburg die Nachwirkungen Leſſings auf die Schauſpielkunſt, beides, durch ſeine perſönlichen Verbindungen mit großen Schauſpielern, wie durch ſeine Stücke und ſein Studium der dramatiſchen Kunſt überhaupt. Leſſings Stücke ſind für die Aufführung geſchrieben, wie keine andern in Deutſchland. Was man bei uns bühnengerechte Stücke nennt, das hat gewöhnlich an Poeſie keinen Theil, und was an Poeſie Theil hat, iſt nicht bühnengerecht, in dem Sinne wie Shakſpeares Stücke es ſind, und Leſſings zu ſein ſtrebten. Nie hat ein Mann auch nur entfernt wieder die Einſicht Shakſpeares gehabt, in das Verhältniß eines Schauſpieltextes zu den Leiſtungen des Spielers. Seine Zeit kannte noch nichts von der Unnatur, Schauſpiele für die Lectüre zu ſchreiben; und wer Shakſpeare lieſt ohne die Blindheit des Vorurtheils, das Alles vortrefflich findet, ohne zu wiſſen warum, wird überall beobachten können, daß die Schroffheiten der Zeichnung, die Trockenheit der Umriſſe eine gewiſſe grelle Symmetrie in der Dispoſition und Wahl der Charaktere und Handlungen häufig verurſachen, daß in ſeinen Stücken das Gerippe aus dem poetiſchen Körper vorſcheint, was nur durch die Darſtellung vergütet, durch eine gute Darſtellung aber auch ganz und völlig vergütet wird. Shakſpeares Stücke ſind viel zu reich an Weltkenntniß, feſſelnden Charakteren und mannichfaltiger Weisheit, als daß ſie bei der Lectüre nicht im Einzelnen verweilen, zerſtreuen und durch die Beſchäftigung des Kopfes mit dem Detail die volle Wirkung des Ganzen auf das Gemüth ſtören ſollten. Der fortſchreitende Gang der Aufführung hindert dieß Ausruhn auf dem Einzelnen, ihre Lebendigkeit läßt nicht zu, daß es verloren werde, die Arbeitstheilung der Schauſpieler, von denen jeder ſeine Rolle vorbedacht hat, hilft uns über alles Kopfbrechen hinweg, und die Darſtellung befriedigt unſere Einbildungskraft ohne Anſtrengung. Ein Shakſpeareſches Stück iſt wie eine Zeichnung ohne Farbe; es verhält ſich ähnlich zu der Darſtellung wie ein Operntext zur muſikaliſchen Ausführung. Abgeſehen von dem poetiſchen Werthe der Textdichtung an ſich, von den weiten und

Digitized by Google

großen Verhältnissen der Geschichte und geschichtlichen Sage, in die uns Shakspeare einführte, während uns Lessing in engeren bürgerlichen Kreisen hält, so ist in dessen Stücken der ähnliche Fall. Auch Er dachte noch nicht an gelesene Stücke; und als er seinen Nathan schrieb, in der ausgesprochenen Furcht, daß er vielleicht in einem Jahrhundert noch nicht werde aufgeführt werden, wählte er sogleich eine behaglichere wärmere Manier, und selbst in dieser Gestalt und bei diesem Stoffe ist dennoch selbst Nathan ein Bühnenstück des ersten Ranges geblieben, wie denn Lessings Stücke nicht aufhören werden gespielt zu werden, so lange irgend ein Begriff von Schauspielkunst übrig ist. Denn unseren größten Künstlern ist nur Er und Shakspeare eine Schule gewesen; nur ihm ist es eigen, dem Schauspieler zu denken zu geben, ohne ihm mit glatten Versen und Theatercoups das Spiel zu erleichtern, nur ihm ist der Reichthum psychologischer Erfahrungen gegeben, der im Nathan eine Gruppe von reizenden und pikanten, und zugleich ächten, wahren und typischen Charakterformen auslegen konnte, wie wir sie in keinem deutschen Stücke weiter besitzen. Daher denn war Lessing jedem Schauspieler von Bedeutung damals so lieb. Die ganze Umformung des deutschen Spiels, die Rückführung der Schauspieler von den französischen Mustern, unter denen sie den affectirteren Le Kain dem natürlichen Aufreine noch vorzogen, diese ganze Revolution ging von dem Einen Eckhof aus, ohne den vielleicht Lessing seine Stücke nicht so geschrieben hätte, wie sie sind, der aber auch seinerseits ohne Lessing nicht geleistet haben würde, was er that; denn die Veränderungen, die er hervorbrachte, ruhen ganz auf Einer Grundlage mit Lessings Bestrebungen gegen die französische Bühne. Das Spiel unserer Schauspieler vor Eckhof war den Gottschedischen Trauerspielen analog. Nicolai[148]), der als Physiognom und als Reisender außer Lichtenberg vielleicht der trefflichste Beurtheiler über das Schauspielwesen jener Zeit ist, fand die Wiener Schauspieler, die am längsten jenen alten Styl beibehielten, pomphaft und anständig in ruhiger Stellung, übertreibend in Bewegung, Ausdruck und Gestikulation, ohne Einsicht in die Charaktere und

148) Vergl. den 4. Thl. seiner Reise in Deutschland und der Schweiz.

oft selbst in den gemeinen Sinn der Worte. Corneilles heroische Sentenzen, sagt er, Racines Tiraden, Destouches' feine Hofrepartien, Marivaux' quintessenzirter Witz krümmten und quetschten sich in dem Munde deutscher Schauspieler, zumal da Alles ehrenfest und lahm übersetzt war. Daher herrschte ein langsamer, eintöniger, predigender Ton, mit dem nur ruckweise ein convulsivisches Aufbrausen abwechselte, im Lustspiele aber ein gedehntes, ängstliches unsicheres Wesen, das den Sinn des Stückes nie traf. Sitten und Gesinnungen der fremden Stücke waren den Schauspielern so fremd wie den Zuschauern. Ackermann und Koch fingen an einigen Sinn dafür zu zeigen, wie man einem Stücke sein Recht thue. Erst Eckhof aber war der Erste, der die feinen Schwierigkeiten dieser Art ganz einsah, erleuchtet durch Lessings Umgang. Er erschöpfte den Umfang seiner Kunst, und spielte in seinen besten Jahren von den heftigsten oder innigsten tragischen Rollen bis zur feinsten oder niedrigsten komischen Alles in gleicher Vollkommenheit. Er sah zuerst ein, welche unermeßliche Forderung an den deutschen Schauspieler gestellt ward, daß er französische, englische, spanische, italienische Stücke und auch deutsche, die aus all diesem zusammengestoppelt waren, spielen solle. Er studirte aber, behandelte und spielte alle fremden Stücke je nach ihren Sitten; und in jedem Charakter war er bis zur Illusion ein Anderer. In seinem Odoardo fand Nicolai jede höchste Anforderung übertroffen. Er sagte es ihm, und Eckhof erwiderte: Wenn der Autor tief ins Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften hinabtaucht, so muß der Schauspieler ja wohl nachtauchen, bis er ihn trifft. Dieß ist freilich mühsam und mißlich. Aber nur wenige machen es dem Schauspieler so schwer wie Lessing. Man kann die anderen leicht haschen, sie schwimmen oben auf wie Baumrinde. — Eckhof verschmähte allen Flitterstaat der Declamation, er suchte die wahren Töne der Natur, führte ins Trauerspiel den simplen Ton ein, der der Würde und Zärtlichkeit gleich fähig ist, und wußte ihn von der einfachsten Sentenz bis zum feurigsten und wüthendsten Ausdruck zu steigern; und eben so traf er im Lustspiel zuerst den ungezwungenen Conversationston. Er war es, der die Directorschaften immer verschmähte, der ganz seiner Kunst hingegeben, in Hamburg eine neue Aera für die Schauspielerkunst schuf und vortreffliche Spieler zog. Schröders

Genie zündete an seinem Stiefvater Ackermann und an Eckhof. Er stand als Schauspieler auf, als Eckhof Hamburg verließ, und war gleich groß. Auch er sammelte emsig an allen Kenntnissen für das Bühnenwesen wie Eckhof. Er wieder bildete Brockmann, und diese Männer trugen zuerst die neue Kunst nach Wien, das später die Künstler gern aufnahm, die Hamburg dagegen erzogen hatte. Wir haben leider keine Quellen, um Lessings persönlichen Antheil und Einfluß bei der Umgestaltung der Schauspielkunst genau angeben zu können, doch merkt man wohl aus den Andeutungen seiner Beziehungen zu der Neuber und zu Koch, zu Brückner und Eckhof, zu Brandes und Großmann, und aus dem Tone, in dem all diese von ihm reden, daß er nicht unbedeutend war. Eben diesen Ton der unbedingten Hingabe an Lessings Autorität finden wir bei allen Männern, die sich damals, auch außerhalb des Standes für das Schauspielwesen interessirten, wie Gotter, Schmid, Schatz, Engel u. A.; und eben so huldigen ihm alle die Unzähligen, die für die Bereicherung der Bühne leichtere Stücke schrieben, ein Anhang, um den der treffliche Mann am wenigsten zu beneiden ist. Seine Klage über den Mangel einer Grundlage der Schauspielkunst und seine eignen Fragmente zu einem Werke[149]), das diesem Mangel abhelfen sollte, regten nachher Engel an, nachdem die physiognomische Epidemie einen neuen Schwung in die Kunst der Bühne gebracht hatte und dieser ward nachher mit Ramler für das Berliner Theater, was Lessing in Hamburg, Göthe in Weimar, Gotter in Gotha.

Ein Vermächtniß für Deutschland und ein Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie ward Lessings Dramaturgie. Hier endlich brach die ganze lang drohende Wetterwolke seines Zorns gegen die französische Poesie los, und ich kenne kein Buch, bei dem ein deutsches Gemüth über den Wiederschein ächt deutscher Natur, Tiefe der Erkenntniß, Gesundheit des Kopfes, Energie des Charakters und Reinheit des Geschmacks innigere Freude und gerechtfertigteren Stolz empfinden dürfte. Dieß ist das Werk, das uns auf Einen Schlag von dem Joch der Literatur der großen Nation befreite. In dem Jahre, da es erschien, trat Gerstenberg mit

149) Der Schauspieler; in dem die Grundsätze der körperlichen Beredtsamkeit entwickelt werden sollten. Und: über die Pantomimen der Alten.

dem Ugolino auf und hinfort verdrängte, wie es Lessing wollte, Shakspeare das Ansehn der Corneille und Voltaire ganz; die Dichtung Göthes und Schillers, die Kritik der späteren Romantiker führte praktisch und theoretisch weiter aus, was Lessing umschrieben hatte und gab mehr Nachdruck hinzu; und endlich gelang es den Einflüssen der deutschen Literatur, den alten Perückenstyl in Frankreich selbst zu unterminiren. Schon gleich nach ihrer Erscheinung führten schadenfrohe Neider des Voltaire die Dramaturgie in Frankreich ein. Kein schmähsüchtiger Bouhours redete hier eitle Vorwürfe gegen nichtsbedeutende Männer, sondern der Tadel traf die Ersten unter den Lebenden und Todten, die Corneille und Voltaire, er war mit allem Aufgebot der Gründlichkeit belegt, mit aller Gerechtigkeit auf den Maasstab der Angegriffenen selbst, wiewohl mit „eigenem Ekel" gestellt; er ging mit der möglichsten Kurzweiligkeit auf alle Langweiligkeiten und Kleinlichkeiten der französischen dramatischen Kritik ein, die den guten Deutschen bis dahin lauter Evangelien waren. Nicht aus blinder Nationaleitelkeit ist den fremden Mustern und Meistern widersprochen, sondern die Unpartheilichkeit des Kunstrichters springt grell in die Augen, wenn er gleich anfangs die Cronegk und Gottsched, und später die Schlegel, Romanus und Weiße wegwirft und seine eignen Versuche nicht schont, wenn er den Vorfechtern unserer Originaldichtung die Hand führend zeigt, wie große Stümper sie sind, und selbst unsere bloßen Uebersetzer französischer Stücke verachtet, welche in unserer Sprache, (die doch wie die Griechische schon durch den Rhythmus die Leidenschaften anzudeuten vermöge), jene französischen Verse sogar nicht nachbilden konnten, in denen das Metrische blos Kitzelung der Ohren ist, ohne zur Verstärkung des Ausdrucks beizutragen, und die keinen anderen als den elenden Werth der überstandenen Schwierigkeit haben. Die kühne Manier, in der die Dramaturgie geschrieben ist, und die bald von Herder und den Kraftmännern der 70er Jahre ins Rohe übertrieben ward, veranlaßt leicht, die vortrefflichen Resultate, die oft in entlegenen Ecken versteckt liegen, zu übersehen, sich an der polemischen Seite zu unterhalten und an der einzigen Taktik und siegssicheren Kriegführung zu ergötzen, mit der er die Meisterstücke der französischen Bühne aufreibt und den großen Anführern Corneille und Voltaire die Lorbeeren zerpflückt. Besonders an dem letzteren übt er sein

Spiel, ich würde sagen zu übermüthig und muthwillig, wenn nicht des Mannes poetischer und kritischer Dünkel eine solche Behandlung provocirte. Ich führe, sagt er, den Herrn von Voltaire so gern an. Es ist aus ihm allezeit etwas zu lernen, wenn auch nicht das, was er sagt, doch was er hätte sagen sollen. Ich wüßte keinen Schriftsteller der Welt, an dem man so gut versuchen könnte, ob man auf der ersten Stufe der Weisheit (**falsa intelligere**) steht, als an Voltaire, aber daher auch keinen, der uns die zweite zu ersteigen (**vera cognoscere**) weniger behülflich sein könnte. Ein kritischer Schriftsteller suche sich daher nur erst jemanden, mit dem er streiten kann, so kommt er nach und nach in die Materie, und das übrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Scribenten gewählt und unter diesen besonders Herrn von Voltaire. Wirklich knüpfen sich an die Beurtheilung Voltaire'scher Stücke hauptsächlich die negativen Parthien der Dramaturgie und die Gegenüberstellung und Empfehlung der englischen Literatur an. Zuerst hat er mit der Semiramis zu thun, bei der Voltaire selbst an Shakspeare erinnerte, durch den in Frankreich neuen Einfall einen Geist erscheinen zu lassen. Lessing charakterisirt vortrefflich die Maschine dieses Gespenstes bei Voltaire gegen die handelnde Figur im Hamlet. Gleich darauf setzt er die Schottländerin gegen die englische Bearbeitung derselben von Colman und lobt diese in einigen Stücken vor dem Original. Er kommt auf die Zayre. Ein artiger Kunstrichter habe gesagt, die Liebe selbst hätte sie dictirt. Besser hätte er gesagt, meint Lessing, die Galanterie. Nur Ein Stück habe die Liebe dictirt: Romeo und Julie. Voltaire verstehe den Kanzleistyl der Liebe trefflich, aber der beste Kanzlist wisse oft wenig von der Regierung. Seine Künste seien nichts „gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinen geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit der sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird." Ebenso verhalte sich der eifersüchtige Orosman zu seinem Vorbild, Othello, wie der Brand aus einem Scheiterhaufen zu diesem selbst, und zwar ein mehr rauchender als leuchtender Brand. Bei dieser Gelegenheit weist Lessing nachdrücklich auf Wielands Uebersetzung

des englischen Tragikers hin; und überall sucht er auf diesen zurückzukommen, in dem er jedes Theilchen nach dem großen Maaße des historischen Schauspiels zugeschnitten nannte, das sich zu der französischen Tragödie verhalte wie ein weitläufiges Frescogemälde zu einem Miniaturbildchen für einen Ring. Aus einzelnen Gedanken bei Shakspeare würden ganze Szenen und aus einzelnen Szenen ganze Aufzüge bei den Franzosen werden; denn wenn man die Aermel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen wolle, so müsse man ihm aus dem Aermel einen Rock machen. Nicht allein begnügt sich Lessing, Voltaire gegen die Engländer zu halten, er hält ihn auch gegen seines Gleichen, gegen Italiener, gegen Griechen; er beurtheilt ihn nicht allein als Dichter, auch als Kritiker, als Historiker, als Charakter. Mit der feinsten Persiflage, die den Franzosen in dem plumpen Deutschen nicht wenig frappiren mochte, spottete er bei Gelegenheit des Esser von Thomas Corneille über Voltaires Schwachheit, den profunden Historiker zu spielen; und bei Erörterung der Merope gießt er über die eitle Selbstgefälligkeit, über die dreisten Diebstähle aus Maffei's Stück dieses Namen, über die kleinlichen Hülfsmittelchen, mit denen Voltaire seinem Stücke den Weg bahnte, über die hämischen Höflichkeiten, die maskirten Grobheiten, die Lügen und Verfälschungen, mit denen er sich gegen den Italiener, und den französischen Geschmack gegen den italienischen stellte, über die Armseligkeit der Kritik und Dichtung, die den Maffei à la Ballhorn behandelte und mit Euripides wetteifern wollte, den allerbeißendsten und bittersten Spott aus; er stellt dabei alle Ungereimtheiten, die aus der französischen Einheitsregel fließen, in ein schlagendes Licht, und hebt mit einigen Zügen die Größe des Euripides hervor, um den eitlen Stolz der Franzosen zu demüthigen, die die griechische Bühne gern im Stande der Kindheit sahen, wie die britische in dem der Rohheit. Dabei ist es so schön, das feine Gefühl und Gemüth des Deutschen überall auftauchen zu sehen, das den Kannibalismus der französischen Theaterheroen verabscheut mit Allen, die daran Gefallen finden können. Dieß trit besonders auch bei der meisterhaften Beurtheilung der Rhodogune von Corneille heraus, eines Stückes, das der Dichter selbst und gelegentlich ganz Europa für sein größtes Meisterstück erklärt hatte. Er entblößt hier jene abentheuerlichen

Charaktere, jene hirnlosen Verwicklungen, die Mißkennung aller menschlichen Natur im thörichten Streben nach Außerordentlichem und Ungewöhnlichem, er folgt mit ätzendem Witze der Schlingung jener unsinnigen Intriguen, hält daneben den einfachen Weg, den ein gesundes Herz und ein einfältiges Gemüth dem wahren Genius gezeigt hätte, zertrümmert so diese Stücke von hundertjährigem Ansehn, reißt diese Dichter des ersten Ranges in Frankreich von ihrer usurpirten Höhe herab, und wagt, dicht hinter dem Bekenntniß, daß Er kein Dichter sei, den großen Trumpf auszuspielen und zu sagen: „Ich wage es, eine Aeußerung zu thun, mag man sie doch nehmen wofür man will! Man nenne mir das Stück des großen Corneille, das ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette?" Ueber Corneille war Lessing nächst Voltaire am meisten ergrimmt, weil er nicht allein wie Racine mit Mustern, sondern auch mit Lehren, und mit der falschen Auslegung des Aristoteles, die er ihm umständlich nachweist, schädlich gewirkt hat.

Dieser Art sind die Negationen in der Dramaturgie; vortrefflich aber sind auch die einzelnen positiven Andeutungen, die darin zerstreut liegen. Am Soliman II., der nach einer Erzählung Marmontels von Favart bearbeitet ist, entwickelt er, vielleicht mit absichtlicher Unpartheilichkeit, wie darin die dramatische Behandlung eines epischen Stoffs durchaus unterrichtend und trefflich sei, und dringt auf jene Regeln vor, die weit entfernt von der Willkühr positiver Vorschriften, aus der Natur der Dinge, aus dem Quell des Lebens, aus dem Wesen der dramatischen Form entspringen. Er stellt neben die ungereimten Regeln von der physischen Einheit der Zeit und des Ortes mit ihren lächerlichen Consequenzen die Regel der moralischen Einheit der Handlung, die das aristotelische Grundgesetz jedes Dichtungswerks ist, und aus der die äußerlichen Einheiten allenfalls folgen können. Die Griechen ließen sich diese moralische Einheit einen Anlaß sein, die Handlung selbst so zu simplificiren, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung ward, welches sich gerade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Ortes verlangte. Die Franzosen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geschmack fanden,

die durch die wilden Intriguen der spanischen Stücke schon verwöhnt waren, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Ortes nicht als Folgen jener Einheit, sondern als für sich zur Vorstellung einer Handlung unumgängliche Erfordernisse, welche sie auch ihren verwickelteren Handlungen eben so anpassen müßten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern konnte, dem sie doch gänzlich entsagt hatten. Lessing widmet den Hauptsätzen der aristotelischen Poetik über das Drama weitläufige Erörterungen, die ich hier nicht ausziehen will, da ich keine Geschichte der Aesthetik schreibe, und da Lessing selbst ihr Resultat so plan angegeben hat: Er hätte mit der Autorität des Aristoteles bald fertig werden wollen, wenn er es nur ebenso bald mit seinen Gründen gekonnt hätte; er fand aber nach seinem eifrigsten Studium der dramatischen Dichtkunst, daß dessen Poetik ein so unfehlbares Werk sei, wie die Elemente des Euklid, besonders in Bezug auf das, was sie über das Trauerspiel lehrt. Er verstand aber den Aristoteles so, daß er weit entfernt war, die Oeconomie der griechischen Stücke oder gar der französischen als die einzige Folge der angewandten Regel desselben zu betrachten; und da er nicht allein die Alten, sondern auch, wie Schiller, sogar seinen Shakspeare dabei bestehen sah, so mißfiel ihm bei seinem tiefgründenden Verständniß und bei seiner eifrigen Verehrung dieses kritischen Genies, daß damals gerade (1766) Gerstenberg in einem Aufsatze über Shakspeare, der auch in seine Werke aufgenommen ist, indem er gegen die Einheiten schrieb, die ganze Poetik des Aristoteles schnell fertig ein obenhingedachtes Werk nannte, und daß man in den burschikosen Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur anfing, nach Genie zu schreien, und alle Regel und Kritik zu verachten, nur weil man an den englischen Stücken die französischen Regeln vermißt, und deshalb unverständiger Weise überhaupt gar keine darin vermuthet hatte. Was Lessing über die regellosen Stücke dachte, die nun alsbald in Deutschland folgen sollten, deutete er trefflich bei Gelegenheit des spanischen Essex an, und er nimmt dort die Stellung ein, die für die Gestaltung unseres Drama's durchaus bedeutungsvoll ist. Er hebt die Lope und Calderon hervor, freut sich, auf ihre Incorrectheit zu weisen, und führt Lopes Lehrgedicht von der Kunst neue Komödien zu machen an, in dem bekanntlich alle Regeln grundsätzlich verachtet werden. Er scheint mit Lope's eignen Sätzen und mit

einer analogen Stelle in Wielands Agathon der Verschmelzung des Pathetischen und Komischen in diesen spanischen Stücken das Wort zu reden, als welche die Mannichfaltigkeit der Natur nachahme. Er wirft aber sogleich einige einschränkende Gedanken über diese gothischen Dichtungen andeutend hin. Es ist wahr und nicht wahr, sagt er, daß die komische Tragödie die Natur getreu nachahmt; sie thut es in den Erscheinungen, aber ohne auf die Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte zu achten. In der Natur durchkreuzt sich Alles, aber in dieser unendlichen Mannichfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für den unendlichen Geist. Um an dem Genusse daran Theil zu nehmen, mußten wir endlichen Geister das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat, das Vermögen abzusondern, das wir jeden Augenblick üben, ohne das wir ein steter Raub des gegenwärtigen Eindrucks sein würden. Die Kunst soll uns im Reich des Schönen dieser Absonderung überheben; Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande oder einer Verbindung mehrerer Gegenstände abzusondern wünschen, sondert sie wirklich ab, und weicht nichtigen Zerstreuungen aus. Nur wenn eine Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesses annimmt, und eine nothwendig aus der anderen entspringt, wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude oder umgekehrt so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraction des Einen und des Andern unmöglich fällt, nur alsdann verlangen wir diese auch in der Kunst nicht. Er bricht ab, und hofft, man sehe, wohin er wolle. Er will dahin, daß er diese Mischspiele gern neckend den Franzosen entgegenhalten, aber zugleich mit den ächten Begränzungen begleiten möchte gegen die stümperhaften Nachahmer, die die platte Natur platt copiren, die von keiner Natur wissen wollen, die man zu getreu nachahmen könne, die die Verschönerung der Natur für eine Grille halten, von denen jene nichts in der Natur zu vermeiden, diese ihr nichts zuzusetzen finden, von denen jene das Mischspiel völlig mit allen Licenzen vertheidigen würden, wie es nachher Lenz behandelt hat, diese Mühe haben müßten, das griechische Schauspiel schön zu finden. Er will die Spanier nicht überall gut heißen, aber Shakspeare in seinen Meisterstücken retten, der übrigens selbst diese Mischung persiflirte; er will die Natur retten, aber auch die Kunst, die Wirklichkeit sicher stellen, aber auch das Ideal. Er söhnt Shakspeare

und Aristoteles aus, er stellt sich in die Mitte des gothischen und antiken Geschmacks, und dieß ist eben die Stelle, auf der das deutsche Drama seinen Gipfel erreichte. Göthe trat im Götz dem Shakspeare nach, in der Iphigenie den Alten, Schiller trat scharf in die Mitte. So waren wir in aller plastischen und redenden Kunst immer zwischen Nord und Süd, zwischen Niederland und Griechenland, zwischen Natur und Ideal gestellt. Und es ist wahrlich wieder mehr als blos kritischer Verstand, was auch hier Lessing die Natur seines Volks mit einem einzigen Takte finden und bestimmen lehrte.

Die praktische Anwendung seiner letztgewonnenen dramatischen Einsicht machte Lessing in der Emilie Galotti (1772), kurz ehe mit Göthes Götz der große Sturm der shakspearischen Stücke hereinbrach. Sie war zunächst gegen Gerstenberg gerichtet, der schon 1765 die Braut von Beaumont und Fletcher übersetzt, und mit einem Briefe an Weiße mit literarischen Nachrichten über die drei größten englischen Dramatiker begleitet hatte, der dann in seinen Literaturbriefen die ersten speziellen Apologien für Shakspeare schrieb und 1768 seinen Ugolino herausgab, eine fünfactige höchst einförmige Qual, ein Stück ohne Plan, mit der Phantasie eines Henkers entworfen von dem Verfasser der Tändeleien, die in Wielands läppischer Grazienmanier (1759) geschrieben sind. So erreglich war die Zeit damals, so gesättigt an den Weichheiten der sinnlichen Dichtungen, daß sie plötzlich zu dem entgegengesetzten Extrem des Blutigen und Wilden überspringen konnte, und daß Beides bei Göthe's erstem Auftreten nebeneinander erschien. Lessing erkannte das Jugendliche und Eigne in diesem Stücke und schonte es, er setzte ihm aber schweigend das Stück entgegen, das mehr Tragisches hat, aber nicht das Schreckende, das gegen Lessings Aristoteles fälschlich statt dem furchterregenden in die Tragödie gerathen war; das Stück, das eben so viel Plan und Verwicklung hat als Ugolino keine, eine eben so reiche und natürliche Charaktergruppe, als dieser eine kleine und abentheuerliche. Die Emilie Galotti konnte den Sturm- und Drangstücken keinen Einhalt thun, sie wirkte aber auf ruhigere Stücke dieser Zeit dennoch fort, auf Clavigo und Stella, in denen Lessings Prosa hier und da deutlich durchlautet, auf Leisewitz und Aehnliche. Das Thema des Verwandtenmords griff tief in die Zeit ein, obwohl anders gefaßt; die

Charakterformen wirkten am wenigsten weiter, weil sie nirgends auf ähnliche Energien in den Dichtern trafen, sie waren den Leidenschaftlichen zu natürlich, und den Schwachen wie Claudius u. A. unheimlich und hart. Besonders seine Frauen wollte man nicht leiden, bei denen freilich der Mangel der romanhaften Schminke am meisten auffällt. Ueber die tragische Katastrophe selbst hat man mit dem rechnenden Dichter nie aufgehört zu rechnen; einem sentimentaleren hätte man viel mehr vergeben. Wenn man nur zugibt, das es dem Stücke an jener abrundenden Fülle des Factischen weniger als der Gefühle und Leidenschaften fehlt, die das mangelnde Dichtertalent mit sich brachte, und die übrigens der ächte Schauspieler erstaunlich weit ersetzen kann, wenn man erlaubt, das zu suppliciren, was ungezwungen aus der Anlage des Stückes folgt, so kann man es psychologisch und tragisch gegen jede Einwendung sicher stellen. Schon das ist ein Meistergriff, daß Lessing in dem einmal gegebenen Stoffe, das Kind zur tragischen Figur machte, da es in der alten Fabel der Vater ist, was nach den neuen Begriffen, die dem Vater nicht so viel Macht über die Tochter geben, zu ungeheuer ausgefallen sein würde. Was aber das Stück vielleicht zum tragischsten aller deutschen Trauerspiele macht, ist der Gebrauch des Schicksals nach den christlichsten Begriffen, nach denen sich hier die Menschen mit offenbaren Thaten ihre Geschicke selbst knüpfen, bis an der verborgensten Stelle das unsichtbarste Fädchen, zu plump geschlungen, reißt, und das Gewebe unter den Händen jener dämonischen Orsina sich auflöst, die auf eine vortreffliche und viel feinere Weise jene Wahrsager der antiken Tragödie darstellt, als die Margarete in Shakspeares Richard. Ebenso meisterhaft ist die Fabel im Nathan angelegt, wo eine Reihe dunkler, verschlungener, zufällig scheinender, unbegreiflicher Begebenheiten zuletzt in Einem lichten Punct zusammenfallen, die, indem sie alle Schicksalsmaschinerie, alle directen Eingriffe der Gottheit, alle Wunder kühn negiren und aufheben, der Wunder größtes, eine Vorsehung, preisvoll verkünden, die die Menschen als ihre Kinder lenkt und keinen Sperling ohne ihren Willen fallen läßt.

Der Nathan ist das letzte Werk Lessings, die schönste Frucht jener theologischen Streitigkeiten, in die er gleich nach seiner Entfernung von den theatralischen Interessen verwickelt ward. W

wollen vorübergehend einen Blick darauf werfen, obwohl sie uns streng genommen nicht angehen. Sie sind aber in ihren Folgen auch für die Geschichte der Poesie zu bedeutend geworden, theils durch Förderung einzelner dichterischer Werke, theils durch Hemmung der poetischen Richtungen überhaupt, daß wir sie doch nicht ganz ignoriren dürften, auch wenn es uns nicht darum zu thun wäre, diesen Schlußstein zu Lessings Wirksamkeit und Charakter nicht zu vernachlässigen. Lessing, dem es Grundsatz war, seine allgemeine Bildung nie zu Gunsten eines einzelnen Zweiges zu lange zu versäumen, hatte sich noch lange nach seinen Studienjahren — ein Zeugniß sind seine Rettungen — nicht allein mit theologischen Studien beschäftigt, sondern auch durch seine schroffe Unpartheilichkeit bei orthodoxen Lutheranern einen schlimmen Namen gemacht. Als Bibliothekar in Wolfenbüttel fand er gleich anfangs den Berengar von Tours, nachher gab er (1774) die viel berufenen Fragmente heraus, die einen Hauptsturm gegen das Christenthum unternehmen und als deren Verfasser man erst spät Reimarus kennen lernte. Im Anfang machte dieß Werk gar so viel Aufsehen nicht; erst nach Jahren, als Lessing gegen den Pastor Goeze in Hamburg eine bibliothekarische Ungefälligkeit beging, griff ihn dieser Mann mit der heillosen Beschuldigung an, daß er ein heimlicher Feind der christlichen Religion und ein katholisirender Lutheraner sei, und er suchte ihn dem Hofe durch die Bemerkung zu verdächtigen, daß der Herausgeber solcher Schriften wohl auch andere veröffentlichen könnte, die den Gerechtsamen und der Ehre des herzoglichen Hauses gefährlich sein könnten. Bald sagte auch das Gerücht, Lessing habe von den Hamburger Juden 1000 Dukaten für die Herausgabe der Fragmente erhalten. Lessing hatte den Hauptpastor in Hamburg gekannt; er wußte, daß er eifrig war, aber er hielt ihn für gutmüthig; er besuchte ihn, weil es ganz zu Lessings Eigenthümlichkeit gehörte, daß er sich, wie er immer die Parthei des Schwächeren zu nehmen liebte, in dem damaligen Streite Goezes mit dem aufgeklärteren Alberti, neckend auf die Seite des Orthodoxen schlug; seine Freunde gaben freilich den andern Grund an, weil Goeze gute Rheinweine geführt habe. Lessing hatte die Fragmente in dem Drang jener Wahrheitsliebe herausgegeben, die alle Ketzerei und Freigeisterei für wohlthätige Mittel ansah, um zu lauteren Einsichten und Begriffen zu ge-

langen, und Herder und viele Theologen der Zeit erkannten dieß völlig an; er hatte den Zweifeln gegen die christliche Religion, die darin niedergelegt waren, Gegensätze beigefügt, die Claudius ohne Arg gegen Lessing Maulkörbe nennt; nur Goeze nannte sie einen strohernen Schild. Lessing hielt mit Hieronymus für Gottlosigkeit, sich ruhig verketzern zu lassen, und er schrieb jene kleinen Flugblätter gegen Goeze, die als ein herrliches Denkmal der ehrenhaftesten Denkart dastehn und seines Gegners Namen zum Ekelnamen gemacht haben. Wenn man auf den Kern dieser Schriften zurückgeht, so sieht man, daß Lessing ein Großhändler war, der nur gelegentlich, wo man gerade Markt hielt, einzelne Musterstücke auslegte, die auf unendliche Schätze im Inneren schließen lassen. Wenn er länger gelebt hätte, wenn noch Kraft und Trieb in der Nation gewesen wäre, Religionsdinge in demselben Eifer wie 200 Jahre vorher zu betreiben, und wenn dann nicht politische und andere Entwickelungen störend hereingetreten wären, so hätte Lessing dem Protestantismus nicht allein von wissenschaftlicher Seite, sondern vielleicht sogar von populärer constitutiver Seite eine neue Entwicklung gegeben. Das ganze humanistische Christenthum Herders ruht auf Lessings Schultern, die ganze Behandlung der Kirchengeschichte seit Spittler und Planck auf ihm, und im ganzen Jahrhundert ist schwerlich ein geistesverwandterer Mann als Spittler, den Lessing noch gekannt hat. Lessing, der nicht bei Luthers Schriften, sondern bei Luthers Geiste geschätzt sein wollte, welcher ihm zu verlangen schien, daß kein Mensch am Fortschritt in Erkenntniß der Wahrheit gehindert werde, der gegen die Stockorthodoxen dieselbe Freiheit der Prüfung in Anspruch nahm, wie Luther gegen die katholische Kirche, der, ehe er die Goeze wollte Päbste werden sehen, lieber die Päbstchen wieder mit dem Pabste vertauscht hätte, Lessing stellte sich in allen Theilen eine Stufe höher als Luther und redete in jenem Tone der Ueberzeugung, der dem Herzen und Kopfe gleich genug thut, wie es ein Reformator des 18. Jahrh. wohl mußte. Er erklärte die Evangelien für bloße historische Quellen, an denen man sich mit der gewöhnlichen historischen Critik versuchen muß, und er hielt eine solche Behandlung derselben für eine achtungsvollere als die Art, wie die Theologen unverantwortlich leichtsinnig mit dem Texte umgingen, den sie vom heiligen Geist herleiten. Ihm, der die christliche

Religion im Herzen suchte, nicht im Kopfe, der mit Unwillen das beschauende Christenthum durch phantastische Grillen zu einer Höhe gestiegen sah, zu welcher der Aberglaube nie eine andere Religion gebracht, während das ausübende immer abgenommen hatte. Ihm schien es, als ob noch ein Christenthum bestehen müsse, selbst wenn die Evangelien ganz verloren seien; er legte also den streng lutherischen Glauben ab, daß die Bibel der einzige Lehrgrund der christlichen Religion sei; er erklärte, daß er lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen Kirche nehmen würde[150]), als die ganze christliche Religion unter den Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die blos die Bibel und nicht die Religion treffen. Nicht daß er darum diese Einwürfe unbeachtet ließe, und daß er es sich so bequem machte, diese Einwürfe wie die Bibel, die sie treffen, gleichgültig zu finden. Er begann vielmehr jene philosophische Dogmatik zu begründen, die dem Freidenker reine Begriffe hinter den scheinbar sinnlosen Dogmen eröffnen sollte. In diesem Sinne ist schon (1770) der Aufsatz: Leibnitz von den ewigen Strafen gegen Eberhards Apologie des Sokrates geschrieben, und weiterhin die Erziehung des Menschengeschlechts und das kleine Fragment: Christenthum der Vernunft. Diese Stücke sind Muster von philosophischer Geschichtsauffassung und von speculativer Tiefe und Klarheit zugleich; sie haben in Theologie und Kirchengeschichte ungemeine Anregungen gebracht; sie sind für eine künftige Philosophie der Geschichte neben einigen historischen Gesetzen, die Machiavelli auffand, eine wichtigere Vorarbeit, als alle Bücher, die diesen

---

150) Lessing äußerte sich über den Katholicismus mit Leibnitzens Unbefangenheit und war auch hierin über die Kleinlichkeiten der Sectenmacher weg. Was man aber nicht Alles aus ihm herausgelesen oder in ihn hineingelesen hat, zeigt Fr. Schlegel. Er meint, Lessingen habe die Kühnheit seines Forschergeistes zur ältesten Philosophie und zur Anerkennung der Tradition und ihrer gesetzlichen Kraft in der Kirche zurückgeführt. Er hofft ganz deutlich, daß durch Lessing die (lutherischen) Surrogate der Wahrheiten im Laufe der Zeiten ganz zerstört werden, und sich die Rückkehr der Wahrheit hierauf bauen würde. So nährte sich jeder von dem Abfall von Lessings Tafel nach seinem Geschmack. Dieser fischte sich das Krümchen Unpartheilichkeit gegen die Lutheraner heraus und hielt es für das ächte Waizenkorn, aus dem eine allgemeine Apostasie aufschießen würde.

Titel führen; in ihnen ſteckt der Keim und der Kern der ganzen neueſten Philoſophie, wie mir ſolche geſtehen, die ich für die nächſten Kenner derſelben halten darf. So lieb Leſſing durch dieſe Tiefe der intellectuellen Einſicht dem philoſophiſchen Betrachter der menſchlichen Dinge wird, ſo wird er dem hiſtoriſchen noch lieber durch ſeine Schonung der Volksbegriffe und Alles deſſen, was in dem Glauben der Menſchen heilig geworden war. Sein Bruder Karl und Moſes hätten ihn gern zu einem Sectenhaupte gemacht, hätten gern geſehen, daß er gleich bei Herausgabe der Fragmente ſich auf ihre Seite geſtellt, ſtatt daß er der Orthodoxie das Wort zu reden ſchien. Allein Leſſing haßte aus Herzensgrund alles Sectenmachen, und wandte ſich daher von Lavater, Baſedow, und ſelbſt von Göthe, als ſeine theatraliſche Schule ihren Unfug trieb, ab; er würde ſeine Göttin ſelbſt, die Wahrheit, verlaſſen haben, wenn ſie eine Secte hätte ſtiften wollen, und aus dieſem Grunde fließt ſeine paradoxe Widerſetzlichkeit gegen alles Ausſchließende. Er konnte daher auch der Aufklärungsſucht des Nicolai nicht genug thun, mit dem er in ſeinen letzten Jahren deshalb nicht mehr viel verkehrte. Er wollte der Welt nicht mißgönnen, ſich aufzuklären, ſchrieb er an ſeinen Bruder, er würde ſich verabſcheuen, wenn ſeine Schriften ein Anderes bezweckten, als dieſe große Abſicht zu befördern. Er wollte aber nur nicht das unreine Waſſer weggießen, ehe er wiſſe, woher anderes nehmen. Zwiſchen der alten Orthodoxie und der Philoſophie war eine Scheidewand gezogen; jetzt reißt man dieſe nieder, und macht uns unter dem Vorwande uns zu vernünftigen Chriſten zu machen zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. An die Stelle des ſcharfſinnigen alten Religionsſyſtems ſetzte ſich ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie, als ſich das Alte anmaßte. „Meines Nachbars Haus droht ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, ſondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauſes ſtützen und unterbauen. Das ſoll er bleiben laſſen, oder — ich werde mich ſeines einſtürzenden Hauſes ſo annehmen als meines eigenen.“ Man erkennt doch auch hier ſeine rein haltende und ſimplificirende Tendenz? die ſo wenig Religion und Philoſophie vermiſcht miſſen will, als früher Philoſophie und Poeſie! Er philoſophirt zwar ſelbſt über Religion und Re-

ligionsbegriffe, aber nur in der Hoffnung, den Freigeistern tolerante Achtung gegen die sinnvollen Dogmen der Religion einzuflößen, in denen er philosophische Wahrheiten nachweist, nicht in dem thörichten Bestreben, dem Religionsbedürftigen zuzumuthen, seine andächtige Achtung von jenen Dogmen auf diese Wahrheiten zu übertragen, oder hinter der neuen philosophischen Maske die alte Religion zu suchen. Wie viel weiser, wie viel edler und menschlicher, wie ganz Herz und Gemüth erscheint hier der schroffe, strenge Mann gegen die heutigen philosophischen Theologen, bei denen eben die von Lessing gefundenen Wahrheiten anfangen sectirisch zu werden! Er hätte in seinem reinerhaltenden Sinne, wenn ihm vergönnt gewesen wäre weiter zu schreiten, den Philosophen sein Christenthum der Vernunft gegeben, dem Volke aber, das der Religion bedurfte, seine „Religion Christi". Er fand das Stichwort, das die Losung eines neuen religiösen Propheten werden mußte, indem er zwischen der Religion Christi unterschied, die dieser als Mensch gedacht und geübt, die nur Eine klar in seinem Wandel und seinen Lehren vorliegende ist, und zwischen der christlichen Religion, die mit den vielfach bestrittenenen und unendlichfach verschieden ausgelegten apostolischen Lehren anfängt. Er geht also auch hier auf das Reinste und Einfachste zurück; er zeigt, wie es unmöglich ist, daß diese beiden Religionen in Christus selbst hätten zusammen bestehen können. Und ist die Unterscheidung richtig, so ist auch die Wahl nicht streitig. Diese Religion Christi fand er in dem Testamente des Johannes: Kindlein, liebet euch unter einander. Das gemüthvolle Gespräch von Lessing, das diesen Namen führt, schien Goezen unmöglich von ihm herzurühren. Ihn hatte der Zelotismus blind gemacht. Aber wie viele drücken auch jetzt noch bei all dem das Auge gegen ihn gewaltsam zu. Gegen diese Christomanen, denen dieses Testament nicht Gnüge thut, und denen es nur um Buchstaben und Namen zu thun ist, müßte man wieder aus diesem Aufsatze als Lessings Testament die Frage richten: Also ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion? O der schwachmüthigen Wortfechter, die diesem Manne, trotz seiner Freigeisterei nicht mit Rührung und Wärme nachrufen, was sein Klosterbruder dem Nathan sagt: Bei Gott, er war ein Christ, ein beßrer Christ war nie! Und o der Aengstlichen, die sich aus Furcht vor Uebernahme unbekannter Schulden weigern

wollen, dies Vermächtniß Leſſings anzunehmen! Und doch! Iſt nicht dieſes Legat im Nathan der Nation ſchon zugefloſſen? haben nicht ſchon Tauſende an dieſem Schatze Theil gehabt, an dem noch tauſendmal Tauſende theilen können? Schade was um die ſchlechten Verſe! Auch ſo iſt das Buch neben Göthe's Fauſt das eigenthümlichſte und deutſcheſte, was unſere neuere Poeſie geſchaffen hat. Wem hat nicht bei dieſer freien, ſicheren Moral, die in jedem Zug großartig und mannhaft iſt, das Herz geſchlagen? Und welcher Mann der ſpäteren Zeiten wäre, den wir uns zum Muſter nehmen möchten, und dem nicht dieſe heiter-ernſte Menſchlichkeit ein neuer Catechismus worden wäre? Und was könnte man der Folgezeit heilſameres wünſchen, als daß dieſer reizende Codex religiöſer und weltlicher Moral immer tiefer in die Herzen unſeres Volkes greifen möchte, dem es ſo vorzüglich gegeben ſchien, zu glauben ohne Aberglauben, zu zweifeln ohne Verzweiflung und frei zu denken ohne frivol zu handeln.

XV.

Umſturz der conventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoeſie.

Periode der Originalgenies.

Das Jahr **1768** bedeutete für die Geſchichte der Umwälzungen in unſerer Poeſie ungefähr das, was das Jahr **1789** für die politiſche Revolution in Frankreich war. Wie hier ſchon die Vorgänge zwei bis drei Jahre vorher eine Exploſion erwarten ließen, ſo war auch ſeit den Literaturbriefen, ſeit der Erſcheinung von Winckelmanns Kunſtgeſchichte und Leſſings Laocoon (**1766**) wohl vorauszuſehen, daß bei uns der ganze Stand aller Künſte bald mächtig verändert werden würde. Noch näher kündigte ſich dies an, als **1767** die Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur von Gerſtenberg und Anderen aus Klopſtocks Kreiſe erſchienen, und Herders Fragmente, die ſich an die Literaturbriefe anſchloſſen, und einen ganz neuen Ton der Kritik und einen neuen Geſchmack verriethen. Jetzt kamen **1768**

auf Einen Haufen die verschiedenartigsten Werke, die ganz neue Anregungen mit sich führten. Lessings Dramaturgie und antiquarische Briefe, die die Strenge der Kritik noch schärften; Wielands Musarion, die, wie sein Agathon, den Blick auf Griechenland öffnete und eine neue Sinnlichkeit athmete; Bode's übersetzter Yorick und Denis' Ossian, die der langeher gepflegten Empfindsamkeit frische und gesündere Nahrung boten; Gerstenbergs Ugolino und die Barden, die dieser weiblichen Empfindsamkeit eine neue Kraft und Männlichkeit entgegenwarfen. In andern Gebieten brach die nämliche Gährung gleichzeitig aus. Lavater's Aussichten in die Ewigkeit, die des Mannes künftige Gestalt ankündigten, erschienen in demselben Jahre, und 1769 Basedows erster Aufruf an die Menschheit zur Reform des Schulwesens, der auch solchen, denen er lächerlich schien, doch Antheil und Nachdenken einflößte, und eine Revolution der Geister andeutete. Eine Pause von mehreren Jahren schien dann nöthig, um sich mit diesen blendenden Erscheinungen erst zu verständigen; 1773 erfolgte dann der eigentliche poetische Ausbruch durch Götz und Werther, als ob er durch die Bewegungen in anderen Gebieten etwas wäre zurückgehalten worden; ihn nachdrücklicher zu machen, halfen nicht wenig die physiognomischen Studien von Lavater mit. Dieser bildete bald mit Herder und Göthe ein Triumvirat, das die Blicke der Nation von den bisherigen Celebritäten der Literatur hinweg und auf sich lenkte. Beide letztere weisen uns auf ganz neue Locale, von wo aus junge Kräfte sich der schwankenden Literatur mittheilten. Auf Beide hat Lessing entschiedene Wirkungen geübt, doch war für Göthe Winckelmann, für Herder Hamann von ungefähr gleicher Bedeutung. Diese letzten drei Namen weisen uns nach dem eigentlichen Preußen, wo Königsberg besonders anfing außerordentliche Einflüsse auf die Literatur, und von sehr verschiedenen Seiten her, auszuüben. Göthe aber führt uns an den Rhein, wo wir seit lange nichts Bedeutendes in der Literatur erlebt haben. Von Zürich bis Düsseldorf und von da bis zu den Klopstockschen Kreisen in Niedersachsen schlingt Göthe eine Zeit lang ein einziges Band um die Lavater, Schlosser, Jung, Jacobi, Lenz, Klinger, Herder, Stolberg und Andere, die in den 70er Jahren nicht mehr die bisherige sentimentale Freundschaft, sondern ein enthusiastischer Trieb nach Bildung, geistigem Leben und Dichtung aneinander kettete. Die neuen Gruppen von meist jungen bisher unbekannten Männern, die plötz-

lich wie aus der Erde Schoos entsprangen, und den herrischen Ton der gereiftesten Richter und berechtigtsten Machtsprecher anstimmten, hat Göthe in seinem Leben zusammengestellt und einzelne treffliche Winke über die sehr verschiedenen Charaktere gegeben. Doch schrieb er dieß in einer Zeit, wo er lange schon den Empfindungen und Ideen jener Geschlechter ganz entfremdet war, und ein lebhaftes Bild dieser neuen Generation, deren Auftreten so tumultuarisch war, erhalten wir bei ihm weniger, als bei Lavater, der, selbst einer der brennendsten Köpfe dieses Schlags, in der Zeit der ersten Aufregung selbst, in seiner Physiognomik diese jungen Freunde mit allem Enthusiasmus für ihre Personen und ihre Bestrebungen portraitirte, und ihnen, wie ihm Merck schrieb, Monumente setzte, ehe sie noch etwas gethan hatten. Die Zeichnung der Charaktere ist bei Göthe so treffend, als bei Lavater nichtssagend; die Färbung der Zeit hingegen ist bei Göthe verblaßt, bei Lavater aber in aller Frische zu finden.

Wie der Ton, in dem der Physiognom seine Freunde ankündigte, neu und unerhört war, so war das ein neues und bisher nicht gesehenes Geschlecht von Menschen, das er schildert. In der Generation, die seit dem siebenjährigen Kriege, seit Klopstocks und Lessings Auftreten ihre Jugendbildung gemacht hatte, fingen die Wirkungen, zu denen die bisherigen Dichter und Literaten die stillen Keime gelegt hatten, plötzlich an auszuschlagen. Ein frisches Jugendleben theilte sich durch sie dem Körper der Nation mit; wir erlebten, was Macchiavelli nennt die Rückkehr zum Zeichen, den Wiederanfang einer neuen Entwickelung mit bisher ungebrauchten Kräften. Alles was wir früher erlebt hatten, war die verkündende Lehre dieser Erlösung und Verjüngung, die nun selber ins Leben trat. Wir haben gesehen, wie den äußeren Sinnen neue Kraft gegeben ward durch die Freude an der todten Natur, die man vorher nicht kannte: Brockes, Drollinger, Kleist, Geßner hatten sie uns eröffnet und lieb gemacht. Anderes reihte sich an, was dem kindlichen Begriffe angehört: die Thierwelt ward Gegenstand von Fabel und Mährchen. Wir gingen zu dem Urstand der Menschen über und verpflanzten Milton, Klopstock dichtete den großen Gesang von der Kindschaft der Menschheit; die Zeiten der Patriarchen und Hirten, die Anfänge der Völker und unserer deutschen Urzeit wurden uns dichterisch belebt. Die Urfreundschaft griechischer Mythen, die

reizende Unschuld der Urstaaten, die Regungen der natürlichen, ungekünstelten Liebe trafen wir bald im Leben enthusiastischer Dichter, bald in den Dichtungen nüchterner Beobachter. Es kam hinzu, daß Ossian und Homer die Nation anfingen zu beschäftigen und ein Begriff von der Urdichtung einfacher Zeiten sich bildete, den bald die Aufdeckung deutscher Volkslieder und englischer Romanzen (**Percy's reliques 1764**) erweiterte. In der Religion kam man auf doppelten Seiten von Dogma und Convention zu Natur und Einfachheit zurück. Die Einen verwarfen alle positive Religion und verfochten die natürliche, Lavater aber wollte zum ächten Prophetenthume und zu dem Glauben zurück, der Berge versetzte: er vindicirte der altgewordenen Zeit, die die Luftschifffahrt erfand und mechanische Wunder verrichtete, die Wundergabe des Geistes und Gebetes. Basedow verjüngte die Schule, den Zwang und das Herkommen brechend; er wollte die deutsche Jugend emancipirt haben von dem Eigensinne pedantischer Orbile und das Leben und die Erfahrung sollte den Unterricht gestalten. Alles sollte sich der neuen Jugend erfreuen, nur das politische Leben, den Staat und die Staatsformen überließen wir Frankreich umzubilden und zogen dorther wirklich in dieser Hinsicht gewisse Vortheile ohne gewisse Schäden. Dort sprang man von verkünstelten Formen des Staates und Lebens zu einfachen und natürlichen auf dem kürzesten Wege zurück, in der falschen Hoffnung, Natur und Wesen mit ihnen zu ändern; bei uns nahm man den weiten Umweg, den Geist zu verjüngen, in der ungewissen Aussicht, ob ihm auch noch die Energie eigen bliebe, die Formen nach sich zu bilden.

Unsere jungen Dichter, die wir nun im Vordergrunde der Geschichte haben, nahmen aus den früheren Zeiten mit dem richtigsten Instincte Alles herüber, was zu den neuen Tendenzen taugte, und ließen alles Andere mit der größten Entschiedenheit fallen. Sie stellten sich gegen alles Greisenhafte, Pedantische, Veraltete, gegen alle Verstandesdürre und Trockenheit, gegen alle schwerfällige Gelehrsamkeit, gegen alle beengende Schranken in Schule, Haus und selbst im Staate. Die Freude an der Natur, die Wärme der Mittheilung und Geselligkeit hielten sie fest, auch die ganze Empfindsamkeit der bisherigen Jahre, der sich aber eine neue Starkgeisterei theilweise gesellte, theilweise entgegenwarf. Zwischen den bisherigen Werken der Empfindung und des Verstandes hindurch

schoß in neuer Kraft die Imagination auf, die gleichmäßig das weichliche Verweilen auf einerlei Gefühlen und das anstrengende Festhaften auf consequenten Gedanken verscheuchte. Daher trat im Anfange jede Wahrheit der Wissenschaft und jede Handlung des Willens im Kleide der Poesie als Ahnung und Instinct auf. Die lebhaftere Einbildung verbreitete eine neue Erreglichkeit und Reizbarkeit in dem Geschlechte: Sinnlichkeit, lebhafte Eindrücke, scharfe Sinne, reizbare Gemüther, ungestüme Leidenschaften, hochfliegende Ideen, Körperkräfte mit Geisteskräften in unnatürlicher Anspannung, daher Ueberreizung der Nerven, Hypochondrie, frühzeitiger Tod und Wahnsinn begegnen uns bei jedem Schritte unter diesen Kreisen. Freidenkend zwar, waren doch alle Freunde um Göthe her allen dunklen Kräften der Natur und des Geistes geneigt; Lavater und Jung stehen weiterhin allein, im Anfang aber theilten Alle die Toleranz gegen den blindesten Glauben, die Neugierde für Magie und Magnetismus; ein Mann wie Forster bewegte sich in seiner Jugend in alchymistischen Gesellschaften und der Geist der Zeit riß selbst den nüchternen Lichtenberg mit, einmal einer Nachricht von Goldmacherei Glauben zu schenken. Welch eine Revolution stellte nicht allein die Physiognomik an, mit der sich der trockene Nicolai so gut in seiner Weise abgab, wie der schwärmerische Lavater in der seinen. Wie man in den Objecten, denen man jetzt seine Aufmerksamkeit schenkte, auf alles Urmäßige, Einfache, Unmittelbarste, Unverkünstelte der Natur zurückstrebte, so suchten diese Tiefglühenden und Schauenden auch im Subject, in dem menschlichen Wesen die unmittelbarsten und ursprünglichsten Kräfte auf: man handelte nach Allgemeingefühl und Instinct, man griff mit dem Ahnungsvermögen und der Divination in das Reich des Wissens, man suchte im Gebiete der Dichtung und Kunst jene Gabe, die nicht nach Vorschrift und Regel mühsame Werke baute, sondern mit dem allmächtigen Werde des Schöpfers auf Einen Wurf Schöpfungen hervorrief, die zugleich ihre Gesetze in sich trugen. Zu dieser Gabe genügte nicht der innigste Verein von Phantasie und Verstand, von Empfindung und Vernunft: ohne jene Disposition sinnlicher Empfindbarkeiten, sagte Herder, ohne jenen heiligen Trieb, jene stille Geisteswärme, die Enthusiasmus ist, ohne die Stimme eines heiligen Orakels, und ohne das Eigenste innenwirkender Kräfte werden Deukalions und Pyrrha's Steine nie

leben! Diese Gabe nannte man Genie; und wie sie selbst, diese Gabe, schon dem Worte nach angeborne Naturart, schaffend und zeugend, ist, so sollte ihr Product eigenthümlich, sich selbst gehörig, original sein, und wie eine freie Schöpfung sich den übrigen Werken der Natur anreihen. Der Schrei der Zeit war Genialität und Originalität; und wie in der Ritterzeit die Liebe, im 17. Jahrhundert die Ehre, so ward jetzt Natur der Loosungsruf einer kurzen Durchgangsperiode, während Cultur und Humanität das große Ziel der Bestrebungen des Jahrhunderts und das Stichwort der größten Männer blieben, die sich nicht von dem ersten Eindrucke ganz hinreißen ließen.

Mit Hülfe dieser dämonischen Gabe stürmte man nun siegreich den alten Parnaß! Mißmuthig hatte die nordische Sibylle in Königsberg, an besseren Mustern einsam geschult, der Abgötterei mit unsern Dichtern zugesehen; er flößte diesen Mißmuth Herdern ein, und dieser, durch Lessings Vorgang muthig gemacht, fing an in seinen Fragmenten aufzuräumen, und er zerstörte schonungslos die Idole seiner Freunde. Aus den verschiedensten Orten, aus Zürich, Frankfurt, dem Harz und Dänemark hörte man die Stimmen der Füßli, Göthe, Unzer und Gerstenberg, die den wegmüden Alten unter unsern Dichtern ganz andere Höhen der Kunst weit über ihrem Standorte zeigten und weit über ihren Kräften. Den Gellert, Haller, Rabener und Aehnlichen nützte ihr altes Ansehen nicht weiter, und gegen die Art von Kritik, die dieß Obsolete vertheidigte, gegen Nicolai's deutsche Bibliothek, gegen Wielands neu errichteten Merkur warf sich die ganze Jugend mit der heftigsten Bitterkeit auf. Klopstocks Republik, und Herders Winke, das war jetzt die Aesthetik, die man suchte; Genies suchte man, die alle Kritik entbehrlich machten, deren Fehlern sogar sich die Kritik ehrfürchtig beugen mußte. Man war der Kritik und der Regel müde, und so auch der Muster, die von dieser Kritik und Regel angepriesen wurden. Man blieb nicht bei Lessings Verwerfung der französischen Muster stehen, man fing an auch die antiken schief anzusehen, wie wir schon des Aristoteles Regel haben anfechten hören. Klopstock widersprach Winckelmann, daß der einzige Weg unnachahmlich zu werden die Nachahmung der Alten sei. Jedes Genie, meinte er, müsse vor diesem Satze erschrecken. Er erschrak auch schon als Christ darüber. Und beides hatte ihm schon Young vor-

gemacht. Young hatte Gedanken über die Originalwerke geschrieben, die unsrer Originalitätsperiode vorausliegen, die aber lauten als ob sie daraus abstrahirt, oder aus den Ansichten jener Zeit gesammelt wären. Er unterscheidet darin Originale und Nachahmungen, die ersteren bringe das Genie hervor. Sie sind selten, weil die Beispiele der Alten uns mit Vorurtheilen befangen und zaghaft gemacht haben. Die Originalität der Alten rechnet er ihnen für kein Verdienst an, weil sie nicht Nachahmer sein konnten; wir werden ihnen desto ähnlicher sein, je weniger wir sie nachahmen. Die allzugroße Ehrfurcht vor den Alten fesselt das Genie; dieses ist Meister der Werke, die Gelehrsamkeit ist nur Werkzeug. Schönheiten, die man noch nicht in Regeln gebracht, von denen man kein Beispiel hat, eben solche Schönheiten, wie sie das Genie liefert, liegen außer den Grenzen der Gelehrsamkeit. Diese Grenzen muß das Genie überspringen, um zu jenen Schönheiten zu gelangen. Regeln sind wie Krücken, Hülfe für den Kranken, Hemmung für den Gesunden. Oft bewundert man das Genie am meisten, wenn es getadelt wird, wenn es so hoch steigt, daß es vor schwachen Augen verschwindet. Der Geist der Nachahmung beraubt die schönen Künste eines Vortheils, den die mechanischen haben, in denen man stets weiter geht. Wir Menschen selbst sind original von Natur, keine zwei Gesichter gleichen sich ganz; wir werden als Originale geboren und sterben als Copien. Zwei Regeln empfiehlt Young, das schlummernde Genie zu wecken, die im Leben wie in der Dichtung golden seien: Erkenne dich selbst, und habe vor dir selbst Ehrfurcht! Man sieht wohl, wie all dieß unseren Regelstürmern, unseren Verächtern aller Muster, unseren auf sich selbst stolzen, in aller Individualität keck hervortretenden Genien das Wort redet, wie es einen Wink gibt, die Bedeutung der physiognomischen Manie zu erklären, wie es Shakspeare empfiehlt, der das Muster und die Regel dieser Regellosen ward. Der Inhalt dieser Young'schen Schrift ward durch Klopstock zeitig bekannt. Sonderbar, daß der Begriff des Originalgenies nicht einmal original bei uns ist, und daß der große englische Tragöde, der so fern von Copie war, so vielfach von unseren Originalen copirt ward!

Man hätte denken sollen, die lebhaftere Bewunderung des Talents, die größere Reinheit des Geschmackes und Beweglichkeit der Geister, die sinnliche Empfänglichkeit dieser Jugend hätte der

Dichtung erstaunlich günstig werden müssen. Die Naturpoesie, die sie suchten, Homer, Ossian, Shakspeare, die Lieder des Volkes, die einfache Dichtung des Orients verbreiteten auch wirklich einen Hauch von Einfachheit und Frische; und es stellte sich in der That eine ungeheure, höchst versprechende Bewegung ein. Gleichwohl war es nur der Eine Göthe, der eigentlich das leistete, was man erwartete. Vielen, die sich für große Genies hielten, mangelte sogar das bloße poetische Talent; die meisten waren bloße Dilettanten; unproductiv von Natur, brachten sie höchstens dürftige Fragmente zu Stande. So haben wir die Merck, Möser, Schlosser, Fr. Jacobi u. A., die sich alle gern an Poesien versucht hätten, ohne das Vermögen in sich zu spüren. Sie gehörten zum Theile, neben anderen, mehr der Wissenschaft an, und Herder steht hier als der große Repräsentant jenes Theils dieser Literaten, die einen neuen Schwung in die Wissenschaft mehr als die Kunst brachten. Er war es, der gegen die ganze frühere Zeit auch der Wissenschaft das Genie vindicirte, das selbst Kant noch blos auf die Dichtung bezog, das man bisher immer als die eigentliche Dichtergabe betrachtet hatte. Wieder andere vertobten, sich selbst überbietend, frühzeitig ihre Kräfte und gingen zu Grunde. Diese strebten über alle Natur, die kaum erreicht war, wieder hinaus und wußten das wilde Spiel ihrer Einbildung nicht zu zügeln, die erst als Einbildungskraft zu poetischer Gabe wird. So kam es, daß unter allen den neuen Dichtergruppen als Massen betrachtet noch diejenige am meisten leistete, die an den Mustern der Alten und der Natur festhielt, und nicht so kühn der regellosen Genialität sich überließ: die Göttinger. Es kam so, daß der Eine Göthe zeitig aus diesen Umgebungen, Sitten und Ansichten heraustrat, und er schien sich und seine Dichtergabe erst ganz ins Sichere gerettet zu haben, als er sich von dem nordischen Boden, der nie einer reinen Dichtung günstig war, nach Süden gerettet hatte, wo Winckelmann aufthaute, wohin Lessing strebte, wohin bald ein instinctartiger Zug jeden Deutschen trug, der in Kunst und Bildung frei von der Scholle werden wollte.

Göthe schien die Aufgabe gelöst zu haben, um die man damals in Leben und Dichtung wetteiferte. Er stellte das Ei des Columbus, an dem Klopstock und Wieland balancirt hatten, um es nothdürftig für einen Augenblick zu halten, wie Columbus fest,

aber seine ganze Schale um ihn her zerbrach mit plumper Faust die Schale und verschüttete Weißes und Gelbes. Man wollte Natur und griff nach Rohheit, für Einfalt nahm man Gemeinheit, den feinen Luxus des Verstandes gab man auf und fiel auf den der Leidenschaften und sinnlichen Genüsse. Des Dämons Einflüsterung sollte große Schöpfungen eingeben, aber man hörte gleichgültig auf die bösen Geister wie auf die guten; oft gebrach die Materie, aus der etwas zu schaffen wäre, und aus Nichts zu gebären wollte die Allmacht des Genies nicht hinreichen. Man führte immer Ossian und Homer im Munde, und die ersten Eindrücke, die wir dorther empfangen, Kindlichkeit, Unschuld, Einfalt, Maß und Zucht müssen diese Kraftgenies nie empfunden haben, die uns dafür Unzucht, Unnatur und Bombast gaben. Man schrie immer von Shakspeare, und am vordersten die Leute, die nie die Welt gesehen hatten, die in dunkler Einsamkeit begraben bacchantische Anfälle hatten von Dichterbegeisterung, aber noch mehr von selbstischen Einbildungen über ihre Gaben und Kräfte. Daher denn kamen in den Menschen jene wunderbaren Täuschungen, die einen Wezel zum Wahnsinn trieben; daher in den Producten die sonderbare poetische Verzerrung, jener Unsinn, der mehr an Wahnsinn als an Dummheit grenzt, ein Zug, der nach dem höchst treffenden Ausspruch eines jener Kraftmänner selbst den deutschen Unsinn vor allem andern Unsinn der Welt unterscheidet. In dem Streben nach Natur und Wahrheit rückte man die Kunst aus ihrer idealen Höhe in die Tiefe der Wirklichkeit hinab, und weil man doch empfand, daß die Dichtung nicht des Ideals entbehren konnte, so suchte man nun Leben und Wirklichkeit poetisch zu bilden, und man rüttelte an der alten hergebrachten Tracht, Sitte, Empfindung und Anschauung, und suchte Alles zu heben und zu steigern. Die Forderung des Genies vergriff sich im Stoff, und statt dem Geiste Freiheit zu geben zu edlen Schöpfungen, schlug diese Wendung ihn in die Fesseln blinder Leidenschaftlichkeit; Sinnlichkeit sollte Schönheit, Genredichtung sollte Original, Carricatur sollte Kraft und Ausdruck sein. Wie in der Dichtung die Regel, so ward im Leben das sittliche Gesetz geleugnet. Jacobi suchte das moralische Genie, den Typus jenes Geschlechtes zu schildern, das sich selbst als sittlichen Canon ansah, und seine Gesetzgebung in Aufhebung aller Gesetzlichkeit begründete. Mit diesem Zuge ver-

wandt ist eine Erscheinung, die damals vorüberzog, und die in dem deutschen Volke außerordentlich fremd steht; wir meinen die Liberalitäten gegen Fürsten und gegen den politischen Druck der Regierungen. Wie selten haben wir in Deutschland den Ton anstimmen hören, der aus den Liedern der Klopstock, Voß und Bürger klang! Ein so frommer Mann wie Cronegk fragte sich, ob er unter allerlei Tugenden auch die der Verachtung der Könige habe! Und der sanfte Claudius sang: Der König sei der bessre Mann, sonst sei der Bessre König! der späterhin der loyalste Mann in Deutschland war, Göthe schrieb in jenen Jahren an Lavater: „Beschreibe mir ohne Bescheidenheit (Gerechtigkeit ist gegen diese, was Gesundheit gegen Kränklichkeit) Deine That gegen Grebel, damit ich Dich mit Deiner That messe, Du braver Geistlicher! Eine solche That gilt **100** Bücher, und wenn mir die Zeiten wieder auflebten, so wollte ich mich mit der Welt wieder aussöhnen!" Später schüttelte Göthe ganz ministeriell das Haupt über diese nämliche That, weil in einem geordneten Staate auch das Rechte nicht auf unrechte Weise geschehen solle, und gewiß hätte er diesen Brief aus den **90**er Jahren mit noch größerem Mißbehagen angesehen, als Stolberg seinen dithyrambischen Freiheitsgesang aus dem **20**. Jahrhundert, in dem er den Freiheitstod zweier Stolberge besang[151]). Damals, so schilderte Jean Paul dieses kraftgenialische Zeitalter, war ächter Stolz häufig und gemein, und ich erinnere mich, daß ich mir aus dem schrift- und amtssässigen Adel nichts machte, wenn er mir vorbeiritt. Die meisten setzten aus Virtuosenlaune nicht eher einen Vers auf, als bis sie nichts mehr anzuziehen hatten. Verse und Poesie waren hart, aber die Herzen weich, obwohl grob — ja die meisten liebten alle Menschen und Thiere, und nahmen nur die Recensenten aus; Genies mit Thränen in den Augen theilten auf der Straße Prügel aus und Scheltworte auf dem Papier. Kein Geist von einigem Gehalte

151) Darin lautet eine Stelle: Wir sahen Dich einst, rauschender Strom, mitten im Laufe gehemmt. Bebend und bleich, wehend das Haar, stürzte der Tyrannen Flucht sich in Deine wilden Wellen, in die Felsen wälzenden Wellen stürzten sich die Freien nach; sanfter wallten Deine Wellen. Der Tyrannen Rosse Blut, der Tyrannen Knechte Blut, der Tyrannen Blut, der Tyrannen Blut, der Tyrannen Blut färbte Deine blauen Wellen!!

setzte einen Fuß in eine Universitäts-Bibliothek. — Das Publikum las und labte sich an dem ästhetischen Schnepfendrecke dieser cynischen Dichter, da es für ächten Bombast vielleicht mehr wahren Geschmack besitzt als ganz Paris; denn wenn der ungekünstelte, einfältige, natürlich rohe Geschmack nicht nur der richtigste, sondern auch der ist, der brennende dicke Farbe, Quodlibetsbilder und mäßige Uebertreibung zu genießen weiß, so muß er doch wahrhaftig in einem Lesepublikum zu finden sein, das größtentheils aus jungen Leuten, Studenten, Kaufmannsdienern, und ungebildeten Geschäftsleuten besteht. — Jetzt ist der Parnaß ein ausgebrannter Vulcan, und wo haben wohl jene Männer, die aus Göthes Esse funkelnd stoben, ihren Glanz und ihre Wärme gelassen?"

Die Uebertreibungen dieser Jugend verdienten ihr diesen Spott und verursachten gleich anfangs, daß sich ein Gegengewicht in die Schale legte. Ueberall in den neuen Lagern selbst zeigten sich die Feinde dieser Geniseuche, oder gar die Apostaten. In Königsberg, oder in Preußen überhaupt, stellten sich Herdern und Hamann die Nicolai, Hermes, Hippel und Aehnliche entgegen, und selbst Kant zweifelte noch mit einem Stiche auf die junge Literatur, ob der Welt mehr mit kühnen, bahnbrechenden Genies gedient wäre, als mit mechanischen Köpfen, die mit ihrem alltäglichen, langsam am Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande vielleicht das Meiste zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beitrügen. Göthe bezeichnete Merck als seinen mephistopheliſchen Freund, weil dieser durchweg negirend gegen das romantische Unmaß dieser neuen Emporkömmlinge stand. In Zürich bildete sich gegen Lavater eine Opposition und Partei. In Weimar nahm Wieland mehr die Seite der Nüchternen und ärgerte sich bitter über „die lausichten Gelbschnäbel, die sich airs geben, als ob sie mit Shakspeare Blindekuh zu spielen gewohnt wären." In Göttingen waren Kästner und Lichtenberg die Vertheidiger des alten Parnasses und des gesunden Menschenverstandes und der Letztere besonders hörte nicht auf, die Leute zu verfolgen, „die zu dem Namen Genies wie die Kellereſel zum Namen Tausendfuß kämen, nicht weil sie so viel Füße hätten, sondern weil die meisten nicht bis auf 14 zählen wollen." Eine ganze Reihe praktischer und pragmatischer Romane vertritt diese Gegenseite, die sich gegen die Neuerungen der Genies, der Physiognomen, der Propheten, der Geheimgesellschaften, der

Philosophen setzten. Wezel, Nicolai, Hippel, Musäus, Thümmel, Knigge und Andere sind die Vertreter dieser Poesie der Wirklichkeit, dieser Genrekunst, die sich jener hyperbolischen entgegenwarf. Auch sie aber war insofern ein Kind der Zeit, als auch sie die Natur und Wahrheit zum Kriterium der Dichtung machte, auch sie auf Originalwerke und auf Zeichnung originaler Charaktere ausging, die Anomalien der Wirklichkeit suchte, wie die Regellosigkeit in der Kunst, und dieß Alles mit derselben Impotenz, da auf dieser Seite Sterne das Vorbild gerade so ward, wie auf der anderen Shakspeare. Trugen diese Sternianer und Swiftianer nicht ihre Poesie ins Leben, so nahmen sie sie unmittelbar daher, denn die meisten dieser Autoren waren im Leben selbst Originale, nach dem Begriffe der englischen Humoristen[152]), und bildeten sich selbst vielfach in ihren Helden ab. Eine andere Einseitigkeit riß hier die Dichtung aber so tief herab, als sie dort war hinaufgeschroben worden; auf jener Seite bereitete man uns auf den Nihilismus der Romantik, auf dieser für den platten Materialismus der Unterhaltungsschreiberei vor. Was die Imagination dort verdarb, das machte der praktische Verstand hier nicht besser; so schädlich sich der trunkene Schwung dort erwies, so nachtheilig hier die nüchterne Trockenheit. Und nicht einmal vor ähnlichen Verirrungen und Extravaganzen schützte diese Verständigkeit; die übertriebene Empfindsamkeit jener schmachtenden Zeit der Regenmonate unserer Literatur, fand hier auch Zuflucht, so gut wie bei der Starkgeisterei. Nicht allein dort lag Werther neben Götz, sondern auch auf dieser Seite Yorick neben Tristram. Die Stelle neben der Empfindsamkeit nahm hier der Humor ein, und dieß ist am sichtbarsten bei Jean Paul geworden, der die contrastirenden Eigenschaften dieser beiden poetischen Sekten, von denen wir reden, der Kraftgenies und der Humoristen, der Starkgeister und Originale, auf eine merkwürdige Weise vereinigt. Diesem Humor glückte es fast nirgends, ästheti-

---

152) Wie Ben Johnson den ächten Humor definirt:

As when some one peculiar quality
doth so possess a man, that it doth draw
all his affects, his spirits and his powers,
in their constructions all to run one way,
this may be truly said to be a humour.

sche Würde und einen tieferen Gehalt zu behaupten; den Nachahmern schien es genug, wenn sie, wie Sterne, in Spirallinien meilenweite Reisen machten nach den nächsten Punkten und über Bagatellen grundtiefe Empfindungen heraufseufzten.

Während so die Poesie bei ihren ersten Anstrengungen nach Selbständigkeit und Größe sich in inneren Spaltungen durch Einseitigkeit und Uebertreibung aufreiben zu wollen schien, kamen noch andere Hemmnisse von außen hinzu, die ihr noch gefährlicher zu werden drohten. Die Wissenschaften wurden in den Strom der jugendlichen Begeisterung mit hineingerissen, und sie zogen manche Kräfte von der Poesie ab, und überfluteten mit neuen und leidenschaftlichen Interessen die kaum erwachte Theilnahme an der Dichtung und Kunst. Die Physiognomik, der Magnetismus, Geheimlehre und geheime Gesellschaften aller Art machten ein ungemeines Aufsehen, und um so mehr, je mehr sie wissenschaftliche und Lebensverhältnisse zugleich umfaßten. Die Religionsstreitigkeiten, die sich aus den Reimarischen Fragmenten und sonsther entwickelten, füllten ein großes Gebiet unserer Literatur aus, und Männer wie Lavater und Herder wurden der Dichtung dadurch ganz entrückt. Die Pädagogik ward eine ganz neue Wissenschaft und brachte eine ganz neue Bewegung in das Leben; sie riß eine ganze Masse von Romanschreibern in ihren gemeinnützigen Dienst. Die Geschichte ward seit Herders Anregungen ganz neu begründet und zog sehr schöne Talente ausschließlich an sich. Die Philosophie ward **1781** restaurirt und ergriff mit einer ungeheuren Bewegung ganz Deutschland, sogar den katholischen Süden; und wer sich nur eine statistische Tabelle unserer literarischen Producte entwerfen wollte, der würde erstaunen über den Abfall an poetischen Werken seit den **80**er Jahren, wo die philosophischen an die Stelle traten. Zu diesen enormen Gegenwirkungen gegen unsere Poesie kam endlich noch die französische Revolution, die die Staaten erschütterte, das Hausleben störte und tausend Geister irrte. Zwischen all diesen feindlichen Elementen und Stürmen sollte sich das leichte und zarte Fahrzeug unserer Dichtung erhalten, und wahrlich es ist ein Zeichen einer natürlichen Bauart, daß es nicht größere Lecke davontrug und sich mit Ehre und Ruhm, wenn auch nicht unversehrt, in einen sicheren Hafen rettete. Göthe zwar, den die politischen Begebenheiten drückten, den die wissenschaftlichen Reizungen abzogen, und

der, was die Hauptsache war, seine schönsten Kräfte bereits gebraucht hatte, Göthe ließ das Steuer sinken und übergab es neidlos in Schillers Hände. Auch dieser war von seinen Kämpfen mit Wissenschaft und Politik, mit Philosophie und Geschichte ermüdet und hatte die erste Jugendkraft darangesetzt, aber er bewältigte Alles und zwang es zum Dienste der Dichtung zurück, in klarer und ausgesprochener Ueberzeugung, daß uns für unser Nationalleben nicht politische Revolutionen frommten, ehe wir unsere geistige Natur gereinigt hätten. Da er seine Dichtung mitten durch jene Klippen und Wellen hindurchsteuerte, so litt freilich unter seiner Hand Steuer und Schiff zugleich, allein nur um diesen Preis war unsere Dichtung überhaupt zu retten. Glücklich, daß diese Hand so lange ausdauerte. Jean Paul versuchte ja auch, allen jenen Elementen mit noch größerer Kühnheit zu trotzen; er wollte Wirklichkeit und Ideal, alle Wissenschaften, Politik, Philosophie, Pädagogik und Dichtung an Bord behalten, aber dafür liegen ihm auch die Trümmer von Allem umher. Und was wollte es vollends bedeuten, daß die Romantiker und Lyriker nachher den von Anderen geretteten Kahn mit eitler Selbstgefälligkeit auf dem ebenen Wasser des Portes schaukelten? Aufs hohe Meer hat sich seitdem keiner hinausgewagt, wie viele Matrosenkünste auch an dem alten Tauwerk versucht wurden.

1. Preußen. (Herder.)

Nach dieser allgemeinen Aussicht treten wir nun den Gegenständen, den Personen und Werken näher, durch welche die außerordentliche Bewegung in unsere Literatur kam, die sich uns ankündigt. Wir haben uns zunächst nach Preußen zu wenden, um dem neuen Geiste unter dieser revolutionären Generation auf die Spur zu kommen, der nachher zwar am Rheine erst greller ans Licht trat. Im 14. Jahrhundert zog Schlesien den Vortheil von den vorhergehenden Regungen am Rhein und im Südwesten von Deutschland; dießmal blieb der Nordosten mehr im Hintergrunde und im Nachtheile gegen die westlichen Gegenden, obwohl mit die größten Persönlichkeiten von dort ausgingen. Die großen Regenten in Preußen und Rußland lockten hier, scheint es, alle außerordentlichen Kräfte, die im Volke schlummerten, hervor, und welch

eine Reihe von Namen bilden nur die Herder, Winckelmann, Hamann, die beiden Forster und Kant, die Preußen in jenen Zeiten geboren hat! Unter ihnen hat Herder, wie wir schon mehrfach andeuteten, das Verdienst den ersten großen Impuls zu einer freieren Production im Reiche der Dichtung gegeben zu haben. Dieß geschah nicht durch eigene productive Gabe, durch Muster und Beispiel, sondern dadurch, daß er die ästhetische Kritik mehr mit Phantasieschwung als nüchternem Geiste betrieb und dadurch eine Brücke von ihr zur dichterischen Schöpfung schlug. Hatte Lessing durch Reinhaltung der Kritik und künstlerische Betrachtung seinen eigenen Dichtungen geschadet, indem er seine wissenschaftlichen Grundsätze aufs Höchste förderte, so nützte dagegen Herder durch Verwirrung und Vermischung dieser Grundsätze, durch eine Masse von neuen Winken, Ideen, Anregungen und Gedankenblitzen, den Dichtungen Anderer, indem er seine eigene Kritik, wie seinen Geschmack unsicher und launenhaft machte. Ueberall steht Herder bei seinem ersten Auftreten, soweit er sich der schönen Literatur annahm, auf Lessings kritischen Leistungen, als auf dem Fundament seiner eigenen Schriften, in deren Aufbau er jedoch dem ersten Plan fast immer auswich, und daher ganz gewöhnlich auf lockeren Boden baute. Was uns diese eben so entschiedene Anlehnung an Lessing, als Abweichung von ihm erklärt, ist, daß Herder in der Literatur fast kein anderes Vorbild hatte als Lessing, und in einigem Winckelmann, daß dagegen sein persönlicher Umgang mit Hamann den Eindrücken, die er dort aus dem Buche empfing, ein Gegengewicht hielt, das, wenn nicht durch die größere Lebhaftigkeit des mündlichen Verkehrs, so gewiß durch die größere Verwandtschaft von Hamanns Geiste zu Herders, ein Uebergewicht ward. Wenn wir uns daher Herder erklären wollen, müssen wir nothwendig zuerst einen Blick auf Hamann werfen, sowie wir Winkelmann hinzuziehen müssen, der in einigen Zügen für Herder, in nicht wenigen für Göthe ein Vorbild war. Beide Männer gehören Preußen an; beide haben in ganz verschiedener Weise, der eine so mittelbar wie der andere unmittelbar, große Einflüsse auf die Umgestaltung von Kunst und Wissenschaft geübt. Sie gehen die Geschichte der Dichtung nicht direct an, sind aber ihrer Anregungen wegen einer wenigstens allgemeinen Betrachtung nicht zu entziehen. Und namentlich sind uns ihre persönlichen Charaktere, die in den

reichlichsten Briefen in größter Unbefangenheit uns abgebildet vorliegen, ganz unentbehrlich, wenn wir die Art und Natur, die geänderten Gesinnungen und Lebensweisen des jungen Autorengeschlechts im 8. und 9. Jahrzehnt verstehen und es in seinen ersten Anfängen betrachten wollen. Auf diesen Charakteren werden wir daher in den folgenden Skizzen mehr verweilen, als auf ihren Werken, die bei Winckelmann unserem Gegenstande zu entfernt liegen, bei Hamann überhaupt zu unbedeutend sind.

Joh. Joach. Winckelmann (aus Stendal **1717—68**), ist neben Lessing und Klopstock unstreitig der Mann, der den alten Lebensansichten und engherzigen Beschränktheiten der deutschen Gelehrten den ersten Stoß geben half durch Entwickelung eines ganz originellen Charakters, den feindlich anzutasten das ungemeine Verdienst des Mannes wehrte, der für ganz Europa ein Kunstlehrer ward. Was Klopstock der Nation an größerer Freiheit darbot, nahm er wieder durch überspannte Würde zurück, Lessing schritt mit einer beneidenswerthen Sicherheit auf der Grenze hin, wo sich Würde und Freiheit berühren, Winckelmann verlor vielleicht in dem Maße an Würde des Charakters, als Klopstock an Freiheit einbüßte. Allein die äußerste Naivetät und Unbefangenheit des Mannes, die vollkommenste Sicherheit, mit der er dem Triebe seiner Natur folgte, die ihn nicht irre führte, die Befriedigung und das innere Glück, das sein späteres Leben ausfüllte und das seine Denkart und Handlungsart zu rechtfertigen schien, die ungeheuren Wirkungen seines Strebens in ganz Europa, wohin so leicht damals kein Ruhm eines deutschen Gelehrten drang, dieß Alles machte, daß man eine Individualität von so scharfem Gepräge trug und bald liebte und bewunderte, wie ungewöhnlich und neu auch dieß Gepräge war. In diesem Manne mischte sich Gutes und Böses, wie in der Natur, und besser zu sein als diese, war in ihm wie in Göthe kein Begehr, ja sogar eine Abneigung. Einsamkeit und inneres Unglück hatten ihm durch dreißig Jahre eine Elasticität des Geistes gegeben, die ihn zu Aufopferung, Selbstverleugnung und den schwersten Tugenden, aber auch zu den feinsten Nachgiebigkeiten gegen die Schlechtigkeit der Menschen und den Druck der Umstände fähig machte; diese seine Jugendzeit hatte ihn frühe altern gemacht, aber die Spannkraft seines Geistes warf den alten Druck nachher ab; er sagte selbst, daß er seine Jugend wieder erhalten habe in dem

Lande der Künste, und daß er nicht mehr zu veralten scheine. So haben wir in seinem Leben selbst ein kleines Bild, wie die deutsche Welt, unter welchen Opfern und auf welchen Wegen sie aus dem alten Regime in ein neues hinübertrat. Winckelmann war arm und mühselig durch die Schule gegangen, aber gestützt durch wahre und ächte Liebe zu den Alten, deren treue Bewahrung im deutschen Unterricht nun endlich nach zwei Jahrhunderten ihre besseren Früchte tragen sollte. Wie Lessing sollte er Theologie studiren, allein „die akademische Speise blieb ihm zwischen den Zähnen hängen (wie er selbst erzählt), er ward was man nennt lüderlich, und bekam mit sehr großer Noth ein sehr kahles Theologenzeugniß." Ihn trieb es frühe zu Antiquitäten und schönen Wissenschaften, und als er 1738 in Halle studirte, stand ihm schon Italien vor. Er faßte mit ungemeiner Lebendigkeit die alten Zustände und Verhältnisse auf, concentrirter auf diesen Einen Gegenstand, das Alterthum, als ein anderer Deutscher jener Zeit war, so daß in ihm, wie in jenen Italienern des 16. Jahrhunderts, das antike Leben mit all seinen Sitten und Neigungen wiedererwachte. Als er den Herodot übersetzte, schrieb Boysen an Gleim, war es als ob ihn ein Genius inspirirte; als er Cäsars Gallica las, wollte er zu Fuß nach Frankreich reisen; und so ist es wahrscheinlich genug, daß er schon so frühe den Gedanken hatte römisch zu werden, um Rom zu sehen. Daß solche Naturen wie er und Lessing, von angeborner Raschheit und Lebendigkeit, von dem Schicksale etwas gehemmt wurden, war vielleicht heilsam; der Druck konnte sie doch nicht beugen. Gleichwohl haben wir die Nachwehen der Unterdrückung bei Winckelmann zu bedauern. Bis zum 30. Jahre seufzte er unter der Last eines Schulamts, die er nie ganz verwand; über seiner Kunstgeschichte empfand er später, daß ein gewisser feiner Geist schon anfing zu verrauchen, mit dem er sich früher auf mächtigen Schwingen zur Betrachtung der Schönheit hob. Er sollte in jenen Jahren, wie er im Unmuth schrieb, grindige Kinder das A B C lehren, während er sehnlich wünschte zur Kenntniß des Schönen zu gelangen, und Gleichnisse aus Homer betete. Wie Lessing suchte er äußerlich anständiger zu erscheinen als seiner Armuth gemäß war. Als er seinen Sophokles und Juvenal commentirte, ahnte noch Niemand den Wiedererwecker der Kunst in ihm, so wenig als in Lessing den Retter der deutschen Bühne, wie er seine ersten Comödien schrieb.

Erst 1748 ward ihm eine dürftige Erlösung geboten; er gab seine Schulstelle gegen eine provisorische und uneinträgliche Stelle bei dem Grafen von Bünau auf, und drückte die rettende Zuschrift an Mund und Brust. Er sah nun Dresden, wo die alte Prunkliebe der Könige werthvolle Kunstschätze gesammelt hatte; der Anblick dieser Gallerie, der Umgang mit Künstlern und Kunstkennern, wie Oeser und Hagedorn war für ihn, was für Lessing die Bekanntschaft mit seinen Schauspielern. Als er seine Unterhandlungen begann, katholisch zu werden, um das gelobte Land der Kunst zu sehen, klagte sein Freund Berends, wie Moses bei Lessing, über Unstetigkeit, und suchte ihn auf ebenem Wege zu halten. Aber in ihm war der Trieb nach einem zusagenden Berufe noch mächtiger als bei Lessing. Er schrieb (1753): „**Nullum ingenium magnum sine mixtura dementiae.** Man muß die gemeine Bahn verlassen, um sich zu erheben. Die Liebe zu den Wissenschaften ists allein, die mich bewegen konnte, diesem Anschlag Gehör zu geben. Gott und die Natur haben wollen einen großen Maler aus mir machen, und beiden zum Trotz sollte ich Pfarrer werden. Nun ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und Alterthümer. Hätte ich noch das Feuer und die Munterkeit, die ich durch heftiges Studium verloren, so würde ich weiter in der Kunst gehen, nun habe ich nichts vor mir als die griechische Literatur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter, dieselbe weiter und wenn es sein könnte aufs Höchste zu treiben. In Bezug auf die **conditio sine qua non** bei dem Antrag des Pater Rauch, so streiten sich Eusebia und die Musen bei mir, aber die Parthei der Letzteren ist stärker. Die Vernunft, die das Gegentheil in solchem Falle thun sollte, tritt derselben bei. Sie ist bei mir der Meinung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien wegsehen, der wahre Gottesdienst sei überall nur bei wenigen Auserwählten zu suchen. Ich glaube, daß ich berechtigt bin, das Vorhaben mit mir nach meinen Begriffen und Gewissen zu deuten. Ich glaube nicht den Pater durch meine **reservationes mentales** zu betrügen, ich kann dieselben durch der Jesuiten eigne Lehren in diesem Punkte vertheidigen. Gott aber kann keinen Menschen betrügen. Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Wirkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf ist unser Instinct; ihm

mußte ich aller Widersetzlichkeit ungeachtet folgen. Hierin bestand bis auf Mosen Gesetz und Propheten. Die folgenden göttlichen Offenbarungen erhalten ihre Ueberzeugung nicht durch den todten Buchstaben, sondern durch göttliche Rührungen, die ich, wie vielen Gläubigen geschehen, billig auch an mir in stiller Anbetung erwarte." Den Ansichten, die er hier vor dem Schritte aussprach, blieb er stets treu. Er sagt selbst, daß er keine Religion habe[153]). Ihm blieben wie Göthen die Jugendgefühle theuer und der Genuß, den Religionsgefühle dem Herzen geben; er sang seine lutherischen Lieder, die allen Preußen jener Zeiten ans Herz gewachsen sind, in Rom fort und konnte in Unglücksfällen seinen Freunden religiöse Tröstungen geben und lang verleugnete Empfindungen wecken. Aber was ihm in aller Religion als die letzte Wahrheit übrig blieb, das nannte er Philosophie; sonst zweifelte und dachte er nicht viel über heilige Dinge, da er ganz andere Sachen zu denken habe, und hätte er in Griechenland sein können, so wäre er auch ein Priester der Cybele geworden. Zu der Begeisterung für seine Musen, die ihn nicht bedenklich über diesen Schritt werden ließ, kam noch eine weitere Schwärmerei, die ihn zu dieser Reise antrieb, „die keiner seiner theueren Märker vielleicht in zwei Säculis gemacht", und die sein für die damalige Zeit ungeheures und nur in Dresden mögliches Project des Religionswechsels noch mehr in ihm nährte. Er trug das Ideal einer heroischen Freundschaft mit sich, das er aus dem Alterthum nahm; er zürnte der christlichen Religion, weil sie keine Lehre und kein Beispiel der Freundschaft gebe, die ihm die erhabenste aller Tugenden war. Er verschwendete damals seine Neigung an einen Lamprecht, der ihn

---

135) Er schreibt unter anderm: „Mein Vater hat mich zu keinem Katholiken machen wollen, er hat mir ein gar zu dünnes, empfindliches Knieleder gemacht. Ich merke, es fehlt mir noch viel zu meiner Seligkeit. Wenn ich mit der rechten Hand das Kreuz machen soll, so meldet sich die Linke. Den Aschermittwoch bin ich eingeäschert worden; ich zuckte, aus Furcht es unrecht zu machen, mit dem Kopfe, der geheiligte Dreck wäre mir beinahe ins Maul geschmiert worden. Ich habe auch gebeichtet, allerhand schöne Sachen, die sich besser in Latein, als in der Fraumutterspracbe sagen lassen. Sieben Vaterunser und sieben Ave soll ich beten; zum Unglück kann ich das Ave nicht, Paternoster brauche ich nicht. — Sollte ich Dir nicht bald Lust machen, ein Katholik zu werden?"

zurückstieß, betrog, enttäuschte; er wollte diesen unterstützen, und sich in Rom eine Stellung schaffen, die ihm erlaubte dieses Freundes ganz zu genießen. So bitter ihn dieser, so bitter ihn Mengs täuschte, dennoch konnte er nie eines Freundes entbehren, und er wähnte bald in Stosch, bald in v. Berg, bald in Franke oder Riedesel den treuen und wahren gefunden zu haben. Seine Freundschaft war ganz anderer Art, als die der Gleim und Jacobi, hier scheiden sich die Sitten und die Geschlechter. Seine Freunde waren meist schöne und junge Männer; er „sprach mit ihnen von Liebe;" er hielt die männliche Schönheit höher als die weibliche; die Frau Mengs, auf die ihm sein Freund alle Rechte abtrat, war ihm nicht gefährlich; man deutete seine Freundesliebe ihm wie dem Sokrates und Joh. v. Müller übel. Wir erkennen die Züge der freieren, genialen Lebensweise, die uns nun bald in vielen Variationen begegnen werden; wir erkennen einen Mann von antiker Gesinnung, zum Theil von anderen Seiten her als wir bei Lessing fanden. So hat Göthe dieß heidnische Element in ihm hervorgehoben, der überhaupt keine bessere Charakteristik geschrieben hat als die von Winckelmann. Er deutete auf jenen Sinn, der sich auf diese Welt richtet, auf jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, jene Ergebenheit in ein übermüthiges Schicksal, auf die Liebe des Nachruhms, der selbst die Zukunft wieder auf diese Welt anweist, auf jenes sichere Ausgehen von einem gewissen Punkte zu ungewissen Zielen. Wirklich war ihm Unsterblichkeit und künftige Bestimmung gleichgültig; er setzte in die Unruhe des Lebens selbst sein Ziel, in stete Wirksamkeit und Thätigkeit seinen Beruf, und nicht der Glaube allein, auch der Wille schien ihm Alles möglich zu machen. Ganz antik war Winckelmann in der Aufrichtigkeit und Naivetät, mit der er seine Natur nie zu verhüllen suchte, mit der er sich allen Affecten überließ, in ihnen aber haushälterisch war und mäßig. Er war es selbst in seinem Glücke und Behagen, und im Sinne jenes alten Weisen wünschte er nicht zu glücklich zu werden. So war seine Derbheit und Gradheit durch Klugheit geregelt, seine Heftigkeit durch zeitgemäße Demuth, Bescheidenheit und Stille gezügelt. Diese Gaben lernte er in Italien ausbilden. Er legte dort das Schwärmerische, was er in Deutschland den Grafen Bülau und seine nüchternen Freunde offen sehen ließ, ab, er lernte die schlauen Wälschen schlau beobachten

und behandeln, und daran hinderte ihn seine Heftigkeit in Liebe und Haß nicht. Wie so viele fremde Künstler in Rom, ward er auf sein Treiben stolz und auf seinen Namen; wie so viele deutsche Italianizati liebte er sein Vaterland nur dann, wenn es seiner Eitelkeit opferte, haßte es bitter, wenn es ihr entgegentrat, und es sind die unwohlthuendsten Stellen in seinen Briefen, wenn er sich über einen schlechten Recensenten, oder über das Lob eines schlechten Archäologen und dergleichen Albernheiten glühend ärgerte, die weit unter ihm hätten sein müssen. In seiner heiteren und lustigen Natur spottete er der Ernsthaftigkeit und Gravität der deutschen Universitätsprofessoren, aber hier in dieser Reizbarkeit und äußersten Empfindlichkeit benahm er sich ganz wie ein deutscher Professor. Besonders gegen Lessing war sein Verhältniß eigenthümlicher Art; beide Männer standen sich so gegenüber, daß unter Umständen das intimste Verhältniß, oder auch, besonders wenn Lessing nach Italien gegangen und seinen Kunststudien gefolgt wäre, die bitterste Feindschaft hätte entstehen können. An diesen Faden reihen wir, was Winckelmanns Hauptschriften für unsere poetische Literatur bedeuteten, an.

Unmittelbare Wirkung hatte seine Jugendarbeit über die Nachahmung der Alten (1755) dadurch, daß sie Lessing, wenn nicht den Anlaß, so doch die Anknüpfung zu dem Laocoon darbot. Er schrieb sie noch in Dresden, unter den Einflüssen der Künstler und Kunstkenner, der Lippert, Hagedorn u. A., unter denen Oeser ihm, wie Göthen, das meiste war, obgleich er grade an diesem auch gelernt haben wollte, wie wenig ein Künstler außerhalb Italien sein könne; diese Männer des alten Styls influirten auf dieses Werkchen und theilweise auch auf dauernde Ansichten Winckelmanns, wie bildsam und fortschreitend er übrigens war. Daß er schon hier mit entschiedener Stimme des französischen Geschmackes in Dresden spottete, daß hier schon der Haß gegen die Franzosen durchdrang, die ihm, seit er Rom sah, die schlechtesten zweifüßigen Creaturen hießen, so wie alle neueren Bildhauer Esel und der Kunstverderber Bernini der größte unter allen, daß er hier schon auf den fein bürgerlichen Anstand der Deutschen herabsah, der aller Freiheit der Sitte Eintrag thut und alle schöne Natur verhüllt, dieß Alles und die sinnliche Gluth, die über dieser Schrift liegt, die reine Auffassung des hellenischen Alterthums und der

Schönheitsſinn der aus ihr athmet, gehört Winckelmanns eigener Natur und dem erwachenden Geiſte der neuen Zeit in Deutſchland an, und mochte für Leſſing erſtaunlich anregend ſein. Dagegen erſcheint er in Anderem wieder ganz noch als ein Schüler der Schweizer Aeſthetiker; auch reichten ihm dieſe bereitwillig die Hand, zogen ihn in ihren freundſchaftlichen Kreis und ſchickten ihm ihren Heinrich Füßli, dieſen Kraftgeiſt und Shakſpearianer unter den deutſchen Malern jener Zeit, deſſen kindliche Natur bei großen Talenten Winckelmann ungemein anzog und dem er Rom zeigte, wie es kein Deutſcher vorher geſehen hatte. Wie die Schweizer, ſo ſtatuirt Winckelmann in jener Schrift noch die Vermiſchung der Künſte, er will, daß der Maler Dichter werde, und Figuren durch Bilder, d. h. allegoriſch male, daß er ſeine Kunſt auf das Unſinnliche, auf den Gedanken richte, was ihr höchſtes Ziel ſei; ein hiſtoriſches Gemälde ohne Allegorie war ihm wie ein hiſtoriſches Gedicht, ein Epos ohne Dichtung. Die Allegorie iſt ihm in der Malerei, was die Fabel in der Poeſie. Dieſe Anſichten, die er nie aufgab, die er vielmehr in einer ſpäteren beſonderen Schrift über die Allegorie noch mit mehr Nachdruck lehrte, ſtammen direct aus Breitingers Lehren, und man ſieht leicht, wie Leſſings Laocoon ſich grade ihnen entgegenwirft. Auf die erſte Nachricht von dieſer Schrift, die böswillige Aufhetzer als directe Polemik gegen Winckelmann auslegten, nannte Winckelmann den Verfaſſer einen Bärenführer, ſprach aber dann mit Achtung davon und nahm ſein Urtheil zurück, doch ſo, daß er auch ſpäterhin Leſſingen einen Menſchen von wenig Kenntniß und einigem Univerſitätswitz nannte, der ſich in Paradoxen gefiele. Wie ſchön und edel ſtand dagegen Leſſing gegen ihm über. Als Winckelmann „wie ein armes Schlachtopfer ermordet gefallen war auf der Grenze zweier Nationen", für die er ſein ganzes Wirken einſetzte, erklärte Leſſing, daß er ihm gern ein Paar Jahre von ſeinem Leben geſchenkt hätte. Er hatte die Briefe zur Durchſicht in den Händen, in denen Winckelmann leidenſchaftlich gegen ihn ſchrieb; Stoſch wollte die Stellen tilgen, aber er litt es nicht. „Niemand, ſagte er, kann den Mann höher ſchätzen als ich, doch möchte ich eben ſo ungern Winckelmann ſein, als ich oft Leſſing bin." Leſſing konnte bei ſeinem äſthetiſchen Richteramt nicht anders, er mußte die Unſicherheit von Winckelmanns erſten Kunſtanſichten auswittern und durfte nicht dazu ſchweigen.

Wie vieles blieb nicht durch sein ganzes Leben an Winckelmann dieser Art hängen. Wie einseitig ist sein Urtheil über Malerwerke geblieben! wie einseitig sein streng-antiker Geschmack, der die schönsten Reste gothischer Kunst bespottete, den er auf Göthe und Meyer vererbte, dem zuerst Heinse freilich in jener vagen Weise entgegentrat, wie etwa, wenn man Großes mit Kleinem vergleichen soll, Herder sich mit seinem romantischen Geschmacke gegen Lessing stellte. Wie ließ er sich von Mengs bethören, den er über Raphael setzte, der ihn mit seinem antiken Anstrich so bestach, wie sich die Christologen, die Lavater und Jung von jedem Manne bethören ließen, der ihnen eine christliche Miene entgegenbrachte. Aber all diese Mängel werden so reichlich überwogen durch die Werke, die ihn unsterblich gemacht haben, die Kunstgeschichte, die er trotz dem Andringen des Cardinals Albano seiner Nation in Italien deutsch schrieb (1764), und die Monumenti (1767) „in denen er als ein armer Privatmann leistete, was akademischen Kräften Ehre machen würde" und sich ein Denkmal seiner edlen Uneigennützigkeit für immer gegründet hat. Hier warf er nicht allein das Ansehen der Hagedorn in Deutschland, sondern auch der Gori und Caylus, der Montfaucon und Maffei und wer sonst im Ausland für Kunstbeurtheiler galt, völlig darnieder, und räumte die gemeine Betrachtungsweise der Kunst ebenso hinweg, wie Herder nachher die der Geschichte; er öffnete das griechische Alterthum zu so freier und objectiver Betrachtung, wie Herder den Orient; es war bei Herder eine erklärte Eifersucht, den Tempel griechischer Weisheit und Dichtung den Deutschen so zu öffnen, wie Winckelmann den der Kunst, und es lassen sich bei Beiden als völlig gleiche Mißgriffe die Vorliebe für Allegorie in der Kunst, für Didaxis in der Poesie bezeichnen. Aus wenigen Winken des Vellejus Paterculus und Quintilian faßte Winckelmann die Idee einer geschichtlichen Entwickelung der Kunst, von der seitdem Niemand eine Ahnung gehabt hatte, er schied die Epochen, er wies den Werken Stelle und Werth an, und bei keinem Deutschen als bei ihm konnte Herder Nahrung für seine philosophische Betrachtung der Geschichte holen. Von Winckelmann wie von Herder läßt sich sagen, was Göthe von dem ersten allein bemerkte: sie werden Dichter, wenn sie unaussprechliche Werke (der Sculptur oder der Musik) umschreiben, um auch dem, der sie nicht sah oder hörte, einen passenden Eindruck zu machen. Wie

beschämte Winckelmann die, die den Nichtkünstlern nicht gestatten wollen, über Kunstwerke zu reden! welcher schweigende Genuß wäre dem seinen zu vergleichen, der sich so enthusiastisch zu äußern wußte! Die Falconets und die ünstler, die gegen Winckelmann und Lessing widerbellten, müssen wohl Alle ihre Ursachen haben, daß sie ihre Werke der Rede und der Geschichte wollen entzogen haben. Wie vor seinen Kunsturtheilen die Künstler, so mag vor seiner genetischen Geschichte die archäologische Anatomie und Mikrologie schweigen, die seitdem unendlich viel Material zugetragen hat, ohne daß, wie sich Winckelmann ganz richtig voraussagte, in diesen hundert Jahren einer gekommen sei, „dem es gelungen wäre, ihm auf seinem Wege nachzugehen, und dem das Herz auf dem Flecke säße, wo es ihm saß." Seit diesen Werken schien erst das Reich des Schönen für Deutschland geöffnet; und jeder Künstler nicht nur, auch jeder Dichter und Alle, die eine Ahnung von den mächtigen Anregungen einer Kunstwelt und der Natur eines südlichen Himmels hatten, wanderten seit Winckelmann nach Italien; dort, sagte Göthe, beginnt für jeden Empfänglichen die eigentliche Bildungsepoche, und wer zur Vervollständigung dieser Winke über Winckelmanns historische Stellung zu unserer Literatur Göthe's Charakteristik nachlesen will, wird ohne unser Zuthun finden, von welcher Bedeutung dieses Land für Beide, und von welcher Wichtigkeit der Vorgang Winckelmanns für unseren größten Dichter gewesen ist. Sollte ein plastisches Element in unsere Dichtung zurückgeführt werden, so war es durchaus nöthig, daß sich neben der regenerirten Musik, die so schwer auf Klopstock wirkte, die plastische Kunst gleichfalls neu belebte und der Geschmack an ihr zurückgerufen würde, um in einer anschauenden Dichternatur, wie Göthe war, die entsprechende Gegenwirkung zu schaffen.

Wenn Göthe mit Winckelmann sympathisirte, so that er es aus seiner ganzen Natur; seine Sympathie mit Joh. Georg Hamann (aus Königsberg **1730—88**) dagegen müssen die Einflüsse Herders und die besonderen Verhältnisse einer gewissen Periode erklären. Zwei entgegengesetztere Naturen, als Winckelmann und Hamann, kann es nicht geben, und die wunderlichen und grellen Abstiche und Contraste, die scharfen Individualitäten unter unseren Literaten jener Zeit und die allzugroße Verschiedenheit und Selbstigkeit deutscher Bildungen zu veranschaulichen, ist nichts tauglicher,

als die gleichzeitige Betrachtung dieser beiden Männer. Winckelmann, von der glücklichsten körperlichen Organisation, gab in selbstgefälligem Schönheitsgefühl Hamilton Recht, der keinen schöneren Kopf gesehen haben wollte, als in seinem Bilde; die Kunst, meinte er selbst, habe keine höhere Grenze. Hamann dagegen schleppte sich mit einem mastigen Körper, den der Stock gegen Schwindel aufrecht halten mußte, er hatte eine stammelnde Zunge und ein kahles Haupt von Jugend auf, und imbecillitas gab er sich selbst zum Namen. Jener hielt äußerlich auf sich, Hamann aber war in seinem ganzen Leben zu keinem ordentlichen Anzuge gekommen. Beide waren von Noth gedrückt, und Hamann kam bis zum 50. Jahre nicht aus Nahrungssorgen, aber der Eine entriß sich mit der außerordentlichsten Willenskraft, der Andere duldete mit Leichtsinn, kraft- und willenlos, und oft mit Verzagen, und wenn dort der Moralist über den Heiden seufzen möchte, so wird er hier bei dem Christen nicht erbaut werden. Jenem war Alles in der Welt Stoff zur Arbeit und Beschäftigung, in der er sein Glück und seine Lust fand, dieser wollte Alles zum Genusse haben, verdarb sich aber den Genuß mit nutzloser Grübelei, und war langweilt in der unersättlichsten Leselust; jener wucherte mit seinem Pfunde als ein treuer Knecht, dieser verscherzte und mißbrauchte was ihm Gott verliehen hatte. Jener zielte mit seiner ganzen Thätigkeit auf ein großes Ganze, und schrieb daher das Eine Werk, das den Mittelpunkt seines Strebens bildete, in einem edlen Tone, der das κτημα ἐς ἀει würdig auf die Nachwelt bringen sollte, dieser ließ sich zu hundert Flugblättern durch die unwürdigsten Kleinigkeiten des Privatlebens zerstreuen und zersplittern, und durch verwirrte Reminiscenzen aus einer confusen Belesenheit zu jenem springenden Styl in seinen Fragmentchen verführen, den er seinen Heuschreckenstyl taufte. Dieser Weise ihrer literarischen Natur entsprach ihre menschliche. Der Eine ging mit festem Fuße durch die schwierigsten Verhältnisse, die den Kräftigsten wankend machen konnten, der andre war im einfachsten Gleise des Lebens stets in Labyrinthe verirrt und rathlos, und diese Zerrissenheit würde das Christenthum weniger empfehlen, als jene Befriedigung den Weg des Unchristen. Beide waren sich gleich in der großen Naivetät, mit der sie ihr Leben in Gutem und Bösem jedem aufhüllten; gleich auch in den Genialitäten der Lebensweise, denn Hamann lebte in einer Gewissensehe, die ihn drückte,

die er aber nicht auflösen und nicht zu einer bürgerlichen Ehe umgestalten wollte. Beide waren in Eitelkeit gleich, nur daß bei Hamann die Reizbarkeit bis zu weit ärgeren Ausbrüchen kam. Sie ging so weit, daß sie auch das Freundessüchtige, das in Beiden lag, ganz anders bei Hamann erscheinen läßt; der neue Sokrates sehnte sich immer nach einem alcibiadischen Freunde, aber er war gegen alle seine Freunde aus Selbstgefälligkeit grob, neckisch, tyrannisch, weil keiner ihm so viel Ehre und Schmeichelei entgegen trug, als er verlangte. Winkelmann war heiter, auch in drückenden Lagen, Hamann traurig in selbstersonnenem Jammer, von hypochondrischen Anfällen zerquält, jener ein Jüngling geworden, als er die Altersbürde seines Schulamts abgeschüttelt hatte, Hamann, wie er selbst sagte, schon in seiner Jugend ein gekünstelter Greis. Jener hatte sich am Marke des Alterthums kräftig gesogen, dieser sich „an den heiligen Büchern bis zum Mißbrauche überrauscht.“ Ueber seinen heidnischen Lehrern war jener zu edlen und großen Gesinnungen begeistert worden, denen es nicht schadet, wenn die Schwäche der menschlichen Natur zuweilen dahinter zurückblieb; dieser schien den alten Vorwurf zu rechtfertigen, daß das Christenthum eine Religion für Schwache sei, denn sie schien ihm „so sehr für unsere Schwachheiten und Mängel eingerichtet, daß sie alle diese zu Wohlthaten und Schönheiten umwandelt.“ Und dieß sind nicht blos Worte, sondern sein ganzes Thun und Leben ist in Wirklichkeit nicht allein schwach und fehlervoll, sondern macht auch die Prätension, für wohlthätig und schön angesehen zu werden. Keine Größe der Denkungsart oder Handlungsweise bricht aus den breiten Memoiren seines inneren Lebens [154]) hervor, aber desto mehr Unschönes und Kleines, bei der größten Einbildung auf sein eigenes Selbst.

Dieses harte Urtheil wollen wir insofern mildern, daß wir, wenn wir blos auf den Mann selbst blicken, der sein ganzes Leben hindurch sich mit einem ungesunden Körper zu plagen hatte und seine Vernunft dem Fleische untergeben sah, weit entfernt sind, mit der Grausamkeit ungeduldiger Krankenwärter ihm jene hypochonderen Wechselfieber von Uebertreibung und Erschlaffung vorzuwerfen, an

154) Den zahlreichen Briefen in der Ausgabe seiner Werke von Fr. Roth. 1821.

denen er litt, und ihm die Handlungen und Aeußerungen anzurechnen, zu denen er sich in den Anfällen von Verzagtheit, des Unmuths, und schwermüthiger Menschenfeindschaft hinreißen ließ. Wir können dann den unglücklichen Mann nur bedauern und beklagen, und von dieser Seite her würde man sein Bild nur entwerfen, um den menschlichen Dünkel mit dem Gemälde des menschlichen Elends zu dämpfen. Wenden wir uns aber von ihm selbst ab zu den thörichten Bewunderern, die ein Leben voll Irrungen, eine Schriftstellerei voll Barbarismen, einen Charakter voll Blößen als ein Muster bestaunen, so können wir nicht anders als vor dem falschen Götzen warnen, vor dem die gutmüthigen Deutschen wie vor allem knieen, an dessen Verständniß sie verzweifeln, und zu diesem Zwecke müssen wir unser hartes Urtheil erhärten. Wir lassen den Mann so viel als möglich selbst reden, damit ein jeder mit eigenen Augen sehe, der sich nicht mit Willen blind machen mag. Denn Niemand hat Hamann besser gekannt und gezeichnet, als er sich selber, Niemand seine Verirrungen in Lehre und Leben so oft genannt, Niemand seine embryonische Ausbildung so durchschaut, wie Er; nur daß er „seinen Fehlern vielfach die rechte Stelle zu geben verstand, wo sie sich verlieren", so in seinen Schriften wie in seinen Briefen.

Die Quelle des ganz eigenthümlichen Mangels an allem Begriffe von Ordnung, der durch sein Leben und Schreiben durchgeht, suchte Hamann selbst schon in dem unnützen und gehäuften Schulfleiße, der verwirrenden Schulmethode, die jene Seuche auf alle seine Handlungen und auf all sein Wissen ausgebreitet habe. Psychologische Aerzte mögen es ausmachen, ob nicht mehr als dieß die geheimen Jugendsünden, zu denen er sich in den Gedanken über seinen Lebenslauf bekannte, die Unfruchtbarkeit seines Geistes und die Zerstreutheit seiner Gedanken veranlaßt haben. Er haftete in seinen Studien auf nichts fest; Theologie, Rechtswissenschaft, Alterthümer, schöne Wissenschaften, Kaufmannschaft und Alles versuchte er ohne Bestand. Gescheitert an solchen Versuchen, warf er sich dann gelegentlich in „misanthropischen Fleiß, in Ausschweifungen der Lüste und des Müssiggangs." In Riga war die Berens'sche Familie seine Wohlthäterin, sie unterstützte ihn und ließ ihn nach London reisen, in das Land seiner Neigungen. In dieser Familie war Joh. Christoph Berens der Wecker fast aller Talente Ost-

preußens: er wirkte auf Kant und Herder, er bezauberte Hamann mit Aussichten in die neueren Wissenschaften und den herrschenden Geschmack des Jahrhunderts. Er ist auch schriftstellerisch in den „Bonhommien, geschrieben bei Eröffnung der neuerbauten **schen Stadtbibliothek" aufgetreten und gibt sich darin als einen jener ehrenvesten Männer kund, die wie Möser, von wahrem Gemeingeiste beseelt, ihren praktischen Sinn auf diese Welt und die nächste Umgebung richten, gleichgültiger gegen die Weltbürgerschaft auf der Erde und die Brüderschaft im Himmel. Er suchte unter seinen excentrischen jungen Freunden zu wirken, wie Merck unter den seinen; er hielt sie in den unteren Regionen, wenn sie sich übersliegen wollten. Eine brennende Freundschaft war um 1755 zwischen ihm und Hamann und J. G. Lindner in Mietau; aber Hamann fühlte sich sogleich in dem Kreise von Berens Familie gedrückt, als ob er nicht verdiene und nicht verstünde, daß man eine unzeitige Frucht so im Preise hielt. Als er nach England kam, blickte er noch grundtief in die Cloake des Londoner Lebens, ward, nach Freundschaft durstig, bitter getäuscht, führte ein lüderliches Leben, und schlug dann plötzlich um zum Bibellesen und Beten, nannte sich den Brudermörder des eingebornen Sohnes Gottes, und bezog nun Alles auf die Erlösung, deren er sich bedürftig fühlte. Der Königsberger Pietismus, der dort uralt ist und von dem wir unlängst noch die eklen Wirkungen erlebten, steckte auch ihn wie eine Pest an; und es ist die Frage, was widerlicher ist, die Entartung des physischen Triebes oder des metaphysischen, wenn sie ein gebildetes und edles Wesen ergreift, wie Hamann war. Hinfort bediente er sich des wunderlichen Ausdrucks und der Betrachtungsweise dieser Sekte, die das Heiligste entwürdigt, indem sie es überhebt. Wenn sich der schwache Mann durch Biertrinken krank und durch Wassergrütze gesund macht, so hats Alles der gnädige Gott gethan; er fand, wie Jung Stilling, der ihm neben Kaufmann(!) ein ecce homo ward, „individuelle Beweise göttlicher Herablassung zu unseren Bedürfnissen in Masse, sie waren ihm feurige Kohlen, die ihm tiefer in die Seele brannten, als all das faule Holz scholastischer Begriffe von Substanz, Attribut, modus und ens absolute finitum;" selbst wenn ihm nur die allgemeine Bibliothek fehlt, wenn ihm ein Urlaub geweigert wird, so sieht er darinnen immer Gottes Finger, wird aber dennoch wüthend darüber und beneidet dem guten Claudius

seine christliche Fassung, die Er nicht besaß. Er redete sich sein Christenthum im Laufe der Zeit so ein, daß ihm sehr spät einfiel, seine ganze Autorschaft, die sich um die kleinlichsten Dinge gelegentlich gekümmert hatte, drehe sich um Christenthum und Lutherthum und deren Erneuerung und Herstellung zur Reinheit herum. So wollte er seinen Fr. Jacobi in die Einfalt des Evangeliums aus dem Spinoza und der Philosophie zurückversetzen, während er sich gleichwohl selbst nicht von dem Grübeln über Spinoza los machen kann, und die zeitweilige Freundschaft mit Jacobi erklärt sich überhaupt sehr wohl dadurch, daß jener mit ähnlicher Unbefriedigung nach Religion und Glauben, zu dem er sich unfähig fühlte, aus dem Standpunkte des Philosophen rang, Hamann aber auf der Stelle des Religiosen nicht von der Philosophie lassen konnte, für die er sich eben so untauglich erklärte. Als Berens seinen Freund Anfangs in diese frommen Verirrungen übergehen sah, warnte er ihn schriftlich und mündlich, und mit dem Beistande Kants; Hamann aber, stumpf gegen den guten Rath, und stumpf gegen die gute Absicht, und stumpf gegen das kleinste Gefühl von Dankbarkeit, stieß Beide hochfahrend zurück und suchte selbst unter ihnen Mißtrauen und Unfrieden zu stiften[155]). Alle seine Freunde, die

---

155) Ich berufe mich nicht gern auf Autoritäten, wenn es das Gesammturtheil über einen Mann unserer Literatur gilt; da es sich aber hier um die moralische Seite dieses Charakters handelt, so unterstütze ich gern die obige Ansicht mit Niebuhrs. Die Lossagung von aller Dankbarkeit gegen die Berens'sche Familie, die despotischen Ansprüche und die grausame Petulanz Hamanns schienen ihm nur andere Phasen der dämonischen Natur, die auch in Göthe furchtbar erscheine: „Wir sehen ihn sich ganz gehen lassen, auf die leichtsinnigste und gewissenloseste Weise seine Verpflichtungen gegen liebende Freunde versäumend, ganz in dem Strom seiner Neigungen schwimmend, und da die Beklommenheit seiner verzweiflungsvollen Lage ihn auf seine früheren pietistischen Gefühle zurückführte, doch nicht im geringsten zu seiner menschlichen Pflicht zurückgebracht. Wir sehen ihn diese Freunde mit Religionsstolz höhnen, ihre Wohlthaten annehmen, sie aber doch hassen und verdammen, dennoch sich vorbehaltend, wenn ihn die Noth treibe, zu ihnen zurückzukehren. Auf seine Handlungen hatte die vermeinte Heiligung keinen Einfluß" u. s. w. Darin weiche ich natürlich von Niebuhr ganz ab, daß er die Bekanntmachung der Briefe an Lindner mißbilligt, und das Entkleiden dieses dämonischen Mannes. Wir meinen durch die Zerstreuung dieser Nebel nichts zu verlieren, sondern zu gewinnen. Wir fürchten auch nicht die

er von Lindner an bis auf Jacobi nach der Reihe besaß, behandelt er in dem schnödesten Tone der Neckerei und der Petulanz, gleich empfindlich gegen einen Tadel, wie gegen ein mäßiges Lob; und seinen Briefen an diese Freunde ist sein schriftstellerisches Auftreten gegen die verschiedensten Literaten ganz analog. Blickt man auf die Quellen seiner Freundschaften und Feindschaften zurück, so findet man Eigennutz und Stolz, wenn nicht noch schlimmere Motive. Gegen Moser war er eine Zeitlang literarisch und sogar moralisch feindlich gesinnt, als ihm dieser aber eine Stelle in Darmstadt verschaffen wollte, da war er ganz enthusiasmirt von dem treuherzigen Laienbruder, unter welcher Maske ihm Moser entgegentrat und ihn vor seiner prismatischen Schreibart gewarnt hatte. Umgekehrt hatte er Mendelssohn entschieden lieb gewonnen, als er ihn persönlich in Berlin sah, als ihn die Literaturbriefe lobten, als ihm Moses aus Verlegenheiten half; weiterhin aber, als ihm dieser die Wahrheit sagte und sich nicht zum Schmeichler hergab, und als Hamann schon zelotischer der Freund Lavaters und Götze's Vertheidiger gegen Lessing geworden war, spielte er mit Jacobi ein ganz schmähliches Spiel gegen den alten Freund. Er hatte in seinem Golgatha und Scheblimini den ehrlichen Juden, den er früher ein Salz und Licht unter den Seinen genannt hatte, „zum Atheisten gemacht", zu gleicher Zeit als Jacobi Lessing zum Spinozisten machte. Moses entgegnete in einer Recension, die Hamann so fein, giftig und politisch nennt, daß ihm dadurch die Hände gebunden seien; und dieß eben scheint ihn zu ärgern. „Ich bin überzeugt, schreibt er an Jacobi, daß man in Berlin empfindlich ist beleidigt worden, Moses zum Atheisten gemacht zu haben. Vielleicht bin ich der erste gewesen, der ihn auf die Sprünge gebracht, mit seinen Vorlesungen (über Gott — zur Rechtfertigung) auszurücken. Dadurch wurde die Entschuldigung ipso facto widerlegt, und ihm zugleich die Arbeit erleichtert, den todten Freund vom Verdachte des Spinozismus zu reinigen und so frohlockt er über uns Beide. Wir können also unserem beiderseitigen Erbfeinde gar nicht einräumen, ihn seine Lection zu Ende lesen zu lassen,

---

„unseligen Eindrücke, die dieß auf verkehrte Gemüther machen kann", denn wir meinen, die fatalste Wirkung mußte es auf das geradeste Gemüth machen, und dieß sei eben die belehrendste und wohlthätigste.

sondern müssen die Epistel darüber lesen. Dazu sehe ich kein anderes Mittel, als einen Hirtenbrief an den Prediger in der Wüste zu entwerfen, und ihm Alles das in die Nase zu reiben, was der allgemeine Bibliothekar gerne gethan hätte, wenn er es nur gedurft, und durch diesen Umweg könnte ich den stummen tückischen Hunden auf das Fell kommen." Und nun stiftet er Kant und Stolberg auf, wehrt mit Händen und Füßen, daß ihn Jacobi gewähren lasse, damit jener, der eifrig und in seinem Eifer ehrlich war, nicht Alles verderbe, und selbst Moses Tod, der darüber einfällt, kann ihm kaum einen Augenblick ein Gefühl für den verfolgten Mann zurückrufen. In welche elende und gemeine Cabalen läßt dieser Briefwechsel, läßt uns diese Eine Stelle hineinblicken! und das sind die wackeren Leute, die so eifrig über die pia fraus der Berliner Freunde schalten, indem sie die fraudulenteste Pietät gegen sie ausübten!

Geht man Hamanns kleinen Schriftchen auf den Grund, so trifft man durch alle verhüllenden Nebel auf denselben Menschen, der die Briefe schrieb, in dessen Geiste, nur in anderer Art wie bei Winckelmann, die alte und neue Zeit in einander spielte, Mikrologien und Pedantereien mit genialen Blicken in die Wissenschaften und die Verhältnisse des Jahrhunderts wechselten. Der erste Eindruck, den wir von der formellen Einkleidung empfangen, ist gewöhnlich der, bei dem die Beurtheilungen dieser Schriften stehen blieben. In seiner Schreibart scheinen sich die physischen Uebel abzuspiegeln, an denen er litt, und er selbst nahm seine Metaphern, in denen er sich über sich selbst und seinen Styl lustig machte, dorther. Er wußte recht gut, daß er die zahllosen Büchermassen, die er las, mehr verschlang als verdaute, daß er mehr Betäubung als Cultur daher empfing, daß er in die jedesmaligen Blätter, die er unter der Feder hatte, tausend Beziehungen aus seiner jedesmaligen Lectüre füllte, die er sehr bald selbst vergaß, so daß Er selber ebensowenig über jedes einzelne seiner Räthsel Aufschluß zu geben vermochte, wie dieß einem Andern weiter möglich ist, als zufällige Präsenz des Wissens, die Notizen seiner Briefe und etwa einige Divination und Phantasie reichen. Diese letztere ist besonders dort erforderlich, wo er seine dürftig ausgedrückten abstracten Sätze auf fremde Gegenstände überträgt und allegorisch umschreibt. „Dieser Wurststyl nun, der von Verstopfung herkam, und von Lavaters

Durchfall ein Gegenſatz iſt, machte ihm ſelbſt Ekel und Grauen;" fortgeſetztes Leſen ſeiner Stücke verſetzt faſt in ſeine phyſiſchen Zuſtände: wenn Leſſing heiteren Sinn macht und Göthe ruhige Harmonie des Gemüthes, ſo verurſacht Hamann Schwindel; Moſes wenigſtens empfand ſo, dem die Sinne vor Spleen vergingen über der Entzifferung dieſer kleinlichen Räthſel und der die treffende Frage unſerem Abälardus Virbius ſtellte, ob er nur mikroskopiſche Augen ergötzen wolle und die Natur keine würdigeren Gegenſtände der Nachahmung habe, als den Schimmel. Dieſe mikroskopiſche Manier mag in den humoriſtiſchen Romanen der Originalautoren, die ſich um die Kleinlichkeiten des Alltaglebens drehen, in der Natur des Gegenſtandes begründet ſein, und man wird ſie daher mit Maß angewandt bei Hippel, J. Paul und den Aehnlichen, als deren Vater und Vorgänger Hamann von dieſer Seite erſcheint, billigen, nur in wiſſenſchaftlichen Dingen ſollte ſie nicht, und nicht aus Grillen und Launen, nicht aus „Feigheit und Furcht vor dem Lichte" gebraucht werden. Und wie oft ſcheint ſie bei Hamann aus jenem hohlen Uebermuthe gefloſſen ſein, der den Anderen kaum einer deutlicheren Mittheilung würdigt, und doch des eitlen Kitzels ſich nicht enthalten kann, ſich mitzutheilen. Denn wie ſehr er die Ruhmſucht und die Polypragmoſyne und Vielſchreiberei des Lavater verwarf, dennoch klingt es gelegentlich aus ſeinem räthſelhaften Schweigen und räthſelvollen Reden wie ein Lavaterſches Orakel heraus: man ſolle nicht ſo pochen, daß er ans Licht treten ſolle! Wenn ſeine Stunde kommen werde, ſo werde ſeine Gerechtigkeit hell leuchten, und mancher Augen würden es fühlen. Er laſſe mit Fleiß vieles ſchlafen, weil die Zeit nicht gekommen ſei; unterdeſſen die Athener von dem ſchwanzloſen Hunde ſchwatzten, habe Alcibiades mit ihnen gemacht, was er wollte. Aber wie ſollte die Stunde eines Mannes je kommen, der in demſelben Augenblicke, wo er in der größeſten Anmaßung die Meiſterſtücke rühmt, die er gegen die Berliner, ſeine Philiſter und Feinde, ſchleudern wollte, plötzlich in der größten Verzweiflung von denſelben Werken, wie von Wechſelbälgen ſpricht! Der mit Jacobi wichtig thuend philoſophiſche Weisheit wechſelt, und bald im Voraus weiſſagt, er werde ihn nicht verſtehen, bald nicht verſtanden, hinterher wie Sancho Panſa ſeufzt, der liebe Gott verſtehe ihn ſchon!

Man hat die Eigenheiten dieſer Schreibweiſe auf die orienta-

lischen Muster geschoben, die auf nordischen Boden verpflanzt, die Köpfe gewöhnlich verderben, in denen die klassische Natur nicht aufgeräumt hat, welche Hamann zwar zu Zeiten in sich aufnahm, aber, nach seiner Weise, nur verschlang, nicht verdaute. Vielfach übrigens erinnert auch seine Schriftstellerei an die alten Wochenschriften und deren verschrobenen Humor, der in manchen Provinzialblättern noch heute spurweise zu finden ist. Hamann schrieb in die Königsberger Zeitung, und sein Freund Buchholz in einem ähnlichen „barbarischen Kauderwelsch" in das Münstersche Wochenblatt; Claudius und Moser haben diesen Humor gezügelt und veredelt. Ganz an die Stoffe und Materien dieser alten Wochenblätter erinnern noch Hamanns polemische Schriftchen. Blickt man oberflächlich auf die Reihe seiner Artikel hin, so scheint es, man habe nichts, als einen schadenfrohen Necker vor sich, der bald in Theologie und Sprachkunde, bald in Philosophie und Kritik sich an Allem zu reiben sucht, worauf er gerade zufällig fiel. Jetzt hat er es mit dem Größten, jetzt mit dem Kleinsten, in Personen und Sachen, zu thun; er sticht auf Lessing und Kant, er läßt Hippel und seinen Freund Herder nicht ungerupft; Schlözer und Campe, Moser und Stark, Hagedorn und Damm und die Hamburger Nachrichten, alles ist seiner polemischen Reizbarkeit wichtig genug. Nun eben glaubt man ihn über einen großen Gegenstand tiefe Weisheit predigen zu hören, da entschlüpft er hinter Nebensachen und macht sie mit seinen Räthseln wichtig; ein andermal spannt uns Jacobi auf ein Schriftchen, dem wir an Tiefsinn, Witz, Laune, an Reichthum von Genie nichts zu vergleichen hätten, zum Glücke ists das einzige Schriftchen, das klar und deutlich abgefaßt ist — aber es enthält leider nichts als eine Vertheidigung des Buchstabens H gegen die alberne Orthographie eines geistlichen Herrn. Am heftigsten ist seine Polemik gegen Berlin, das ihm Babel war; Regierung, Nation, König, Alles war ihm zuwider, besonders seitdem man ihm ungerecht gewisse Emolumente entzogen hatte: da war ihm der König, dessen Schriften ihn ohnehin enttäuscht hatten, ein Metamachiavell, und seitdem ließ er seinen Zorn gegen die Propheten von Böhmischbroda, und den Vetter Nabal, gegen die Aufklärer und Rationalisten in Berlin und gegen Nicolai seinen Lauf, und empfand Ixions Wollust und Rad zugleich, wenn er seine Rache an ihnen ausüben konnte. Früher hatte er sich mit den Literaturbriefen schon

immer geneckt, aber gehalten, nun gerieth er mit den alten Verfassern derselben in offenen Krieg. Diese auffallende Stellung des Königsbergers gegen Berlin bahne uns den Weg in die Mysterien des Hamann'schen Wesens. Er selbst nannte ja auch seinen Haß gegen Babel den eigentlichen Schlüssel seiner Autorschaft; und er wollte „die scandalöse Geschichte der Pfuy (der Emolumente, kooi, die ihm 1782 genommen wurden), und der welschen Herrschaft, den Staat, der alle seine Unterthanen unfähig erklärt sein Finanzwesen zu verwalten, und dafür einer Bande unwissender Spitzbuben sein Herz, den Beutel seiner Unterthanen anvertraut, das tolle Geschrei über Pabstthum, kurz alle locos communes des Berliner Wahnsinns in Literatur und Religion, Alles wollte er mit seiner Kralle erreichen." Sein christlicher Gegensatz gegen die französische Atheisterei, sein deutscher gegen den französirenden König, sein wissenschaftlicher gegen die Berliner Literatur und Akademie, sein universalistischer gegen die einseitige Philosophie, Alles hängt innerlichst zusammen, und zeigt ihn als Feind alles dessen, was wir in der preußischen Literatur vorherrschend fanden, obgleich er sich bei all seinem Spiritualismus nicht von gewissen verwandten Trockenheiten, nicht von dem religiösen Realism losmachen konnte, der seinem Vaterlande natürlich war. Jener neuen Aufklärerei gegenüber geräth er ebensowohl, wie über den alten Schlendrian unserer Gelehrtenwelt in einen Aufruhr, wie Lavater Voltairen und der französischen Literatur gegenüber. Ihn ärgerte die Schwäche und Schiefheit der Kritik selbst noch in den Literaturbriefen, und er schrieb seine Briefe über die Heloise, nicht weil er einer anderen Meinung darüber, als Moses in jenen Blättern gewesen wäre, sondern weil ihm die Begründung der Ansicht nicht genügte. Der Zorn benahm ihm alle Ueberlegung, wenn er bedachte, wie die Wissenschaften in Deutschland verwüstet seien und wie es möglich wäre, daß junge Leute in die alte Fee Gelehrsamkeit ohne Zähne und Haare verliebt sein könnten. Er suchte den Geist und lebendigen Hauch in Geschichte, Kritik, Philosophie und Philologie und fand ihn nicht; mißmuthig blickte er auf die Bequemlichkeit unter den Gelehrten, die sich auf der weiten Oberfläche der Materialien genügten, während Er, das erste Vorbild jener prometheischen Titanennaturen und Fauste, in den Schacht hinunterstrebte, der die Quellen des Wissens enthielte, in den fernsten Orient zurückging, um die Anfänge der Humanität zu

ſuchen, in die Tiefen der Sprachen ſich eingrub, um von da erſt auf die Philoſophie zu gelangen. Gegen das Federleſen unſerer Pedanten empörte ſich ſein „Adlerblick", der nach „Sonnenflug" ausſah, vielleicht um ſo mehr, je mehr er ſich die Flügel ſelbſt gebunden fühlte, und er nahm nachher Antheil an dem Aufſchwung ſeines Herder, dem die Fittige kühner wuchſen. Wie dieſer ſteht er daher feindlich gegen alle die geiſtloſen Gelehrten aller Fächer, und gibt in ſeinen ſokratiſchen Denkwürdigkeiten (1759) Winke zu einer fruchtbareren Betrachtung der Geſchichte der Philoſophie, einem Brucker entgegen, ſtellt ſich in Ariſtobuli Verſuch über den Einfluß der Sprache auf die Meinungen gegen die Michaelis und Gottſched, und über Anderes gegen Andere, immer in dem gleichen Widerwillen gegen ein Gelehrtſein, das von Eingebung und Geiſt entblößt war. Hundert wichtige und unwichtige Probleme berührt er ſo, ohne im geringſten ſelbſt etwas zu ihrer Löſung beizutragen, als daß er zeigt, wie wenig die Anderen beigetragen hatten; immer zurückhaltend im gleichen Gefühle der Ueberlegenheit und Schwäche, weil der extreme Mann lieber Nichts ſein wollte, wenn er nicht Alles ſein konnte; immer voll zerſtreuter Gedanken und Anregungen, die oft wie Blitze ein blendendes Licht, niemals Wärme und Helle gaben, oft ſogar nur wie Irrwiſche ein Scheinlicht warfen. Er iſt das eigentliche negative Prinzip unſerer alten Literatur gegenüber; ſeine Freunde gaben ihm auf, die Rolle des Pan und Satyr zu ſpielen; ſeine Schriften ſind wie ein Sauerteig in die Nation geworfen, ungenießbar an ſich, eine nöthige Gährung im Ganzen. Man muß warnen, wenn Er und Jacobi ihr Eines, was Noth iſt, predigen und ihr εὕρηκα rufen; denn aller Weisheit Prüfſtein iſt doch nur der reine Abſchluß mit dem Leben und hier verzagt der Eine und verzweifelt der Andere. Für die Befriedigung des inneren Lebens bietet dieſe „Furie der dithyrambiſchen Einbildungskraft, die Wälder von Grillen aufſchießen macht" ſo wenig, wie der ſyſtematiſche Verſtand, der alles Grün des Waldes ausdörren möchte. Aber wie er in dem Körper der Wiſſenſchaften die Seele, wie er in jeder das punctum saliens ſucht, dieß dürfen ſich die deutſchen Sammelgeiſter mit allen Hamann'ſchen Sarkasmen noch manchmal merken. In Reception und Production iſt dieß der Mittelpunkt von Hamanns ganzer Natur. Sein Gedächtniß war ganz wie zerbröckelt, „Alles was er las, ward beinahe zur Aſche, worin ein

granum salis übrig blieb, das beim Elaboriren ſpagiriſch-hermetiſch-palingenetiſche Wundergeſtalten hervorbrachte.“ Dieß ſagte er ſelbſt, wenn er auf ſeine Lectüre blickte; wenn er auf ſeine Producte ſah, ſo drückte eine andere Metapher daſſelbe aus. Er verſtand ſich da ſelbſt nicht, und begriff nicht, wie er „dieſe Miſthaufen aufwerfen konnte — aber den Samen von Allem, was er im Sinne hatte, fand er allenthalben.“ Gelang es uns, dieſes Korn aus dem Wuſte zu ſichten, ſo war die Summe ſeines Weſens eben das, was das Ferment in die ganze Geſchichte aller deutſchen Bildung warf, das Machiavelliſche ritornar al segno, was Hamann die petitio principii nannte. Er ſtand allen raffinirten Verhältniſſen, allen unnatürlich geſteigerten Wiſſenſchaften entgegen, und wollte zu einem kindlichen, inſtinctmäßigen, totalen Leben zurück. Er fand, daß der Baum der Erkenntniß den Baum des Lebens zerſtört habe. Er ſah nirgends Rath unter dem ewigen Trennen und Theilen von Berufen, von Wiſſen und Kunſt; ihm war es ein Greuel das Ganze des Lebens ſecirt zu ſehen, das Schulgeſchrei von Realism und Idealism zu hören, die Begriffe des Seins, des Glaubens, der Vernunft iſolirt behandelt zu finden, als Schulbegriffe, da ſie ihm lebendige Verhältniſſe waren und höchſtens Hülfsmittel, unſere Betrachtung zu wecken. Er ſah die Verfeinerung und den Mißbrauch der Wiſſenſchaft, der Religion, des Staats, aufs Extrem getrieben, konnte ſich mit dieſem Luxus nicht verſöhnen, und ſprang mit einem natürlichen Salto auf das andere Extrem kindlicher Verhältniſſe zurück, und wüthete dann gegen ſeinen alten Adam. Die petitio principii, die Revolution ſchien ihm unter ſolchen Verhältniſſen der Uebertreibung, der Unnatur und Ausartung das wahre Gegengift zu ſein. Daher ſein Haß gegen die octroyirte Verwaltung ſeines Landes, gegen die autokratiſche Willkühr ſeines Königs; daher ſein eifriges Lutherthum, weil auch Luther die Anfänge der chriſtlichen Kirche herſtellen wollte; daher ſein Abhängigkeitsgefühl, ſeine Religioſität überhaupt, die überall am Anfange der Dinge liegt; daher ſeine Vorliebe für die Schrift der Kinder, das alte Teſtament, und für den Orient, die Wiege der Menſchheit; daher ſein Haß gegen alle Philoſophie, der ſo weit ging, daß er den Spinoza einen Mörder und Räuber der geſunden Vernunft nannte, und ſeine Neugierde dagegen für die albernſten Prophezeihungen und Wundergerüchte; daher auch ſeine Sichtung

des Studiums der Sprache, die er verbildet und mißbraucht fand und als die Verführerin von Verstand und Vernunft ansah. Aus diesem Gesichtspunkte wird seine ausgeartete Manier und Ueberkühnheit im Vortrage selbst ein Spott auf die gekünstelten Verhältnisse des Jahrhunderts, ohne dadurch entschuldigt zu werden.

Ganz auf dieser Linie liegen auch seine zerstreuten Urtheile über die poetische Literatur, die uns hier eigentlich allein angehen. Ihn ekelte alles, was im alten Style steif und gelenklos war, er hatte sich an den Trescho (in Morungen) und Gottsched gesättigt, er schien die übrigen alternden Poeten keiner Aufmerksamkeit zu würdigen, die nichts von Sinnlichkeit, nichts von Schönheit, Natur, Wahrheit, die nur die conventionellen Züge der alten Witzpoesie an sich trugen; „unter jeder Schminke des guten Tons und Witzes dachte er sich eine sieche, gelbe, ekle Haut, die sein ganzes Gefühl empörte". Einzelne Mißgriffe seines Geschmacks fehlen nicht; im Ganzen aber schätzte er von allen unseren Poeten nur Klopstock, und von ihm nur die Oden; aus der übrigen Welt verleidet ihm Homer jedes Epos, den Milton nicht ausgenommen, und Shakspeare alles neuere Drama. Gegen den italienischen Witz, gegen den Geschmack der Franzosen, die ihm die Kunst verrathen zu haben schienen und über die er ganz wie Winckelmann dachte, erklärte er sich gelegentlich bei der Lectüre der Heloise, in der ihm „jene Schwärmerei der Sinne, die Spitzfindigkeiten der Leidenschaften, das sonderbare Amalgam des Witzes mißfiel, worin die römische Größe zerschmolzen ist wie korinthisches Erz". Im strengsten Sinne der Originalgenies ist er ein Jünger und Prediger der Natur gegen alle Regel und Muster. Als sich die Literaturbriefe gegen das Schuldrama erklärten, neckte er sie mit dem Paradoxon, das Theater müsse sich grade nach Kindern richten; vor ihnen würden die Einheiten und alle die Possen, die man Grundgesetze nenne, zerscheitern; ohne Verleugnung der Regeln sei kein Genie, kein Schuldrama noch Urbild desselben möglich; Kinder müßten wir werden, um den Zweck der Poesie an Schülern zu erreichen. Der Natur gegenüber waren ihm die Alten selbst, die er sonst schätzte, wie Scholien zum Text; das Urkundliche der Natur zu treffen, sind ihm Römer und Griechen nur durchlöcherte Brunnen; er mag daher auch von Lessings und Diderots Theorien nichts hören. In der **aesthetica in nuce** stellte er seine Naturtheorie dagegen. Poesie ist ihm die

Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts, älter als Proſa. Sinne und Leidenſchaften verſtehen nichts zu reden, als Bilder. Wir haben an der Natur nichts als disjecta membra poetae zu unſerem Gebrauche übrig; ſie zu ſammlen iſt des Gelehrten, ſie auszulegen des Philoſophen, ſie nachzuahmen, oder kühner, ſie in Geſchick zu bringen, des Poeten Theil. Man kann ein Menſch ſein ohne ein Autor zu ſein. Wer aber guten Freunden zumuthet, daß ſie den Schriftſteller ohne den Menſchen denken ſollen, iſt mehr zu dichteriſchen als philoſophiſchen Abſtractionen aufgelegt. Niemand ſoll ſich in die Metaphyſik der ſchönen Künſte wagen, ohne in den Orgien und Geheimniſſen der Leidenſchaften vollendet zu ſein. Eben wie Merk, wie Winckelmann der ſcrupulöſen Moral der Deutſchen ihren Mangel an Kunſtſinn zuſchrieben, wie Göthe gelegentlich dem Lyriker Blum ein ſchönes Mädchen wünſcht, ſo ſpottet auch Hamann an anderen Orten der moraliſchen Heiligkeit der ſchwachmüthigen ſchönen Geiſter, die kein Mädchen anzugreifen wagten; und dieß fügt ſich in dieſe Theorie hinein. Die Sinne ſind Ceres, und Bachus die Leidenſchaften, alte Pflegeältern der ſchönen Natur. Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenſchaften, wer ihre Werkzeuge verſtümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? Eine mordlügneriſche Philoſophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und ihr fordert, daß man ſie nachahmen ſoll? Fragt euch, wodurch ihr ſie weggeräumt! Baco beſchuldigt euch, daß ihr ſie doch nur durch euere Abſtractionen ſchindet! und er ſagt wahr. Eine Muſe, wie das Feuer eines Goldſchmieds, wie die Seife der Wäſcher, ſoll den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen der Abſtractionen läutern. Wenn die Leidenſchaften Glieder der Unehren ſind, hören ſie darum auf, Waffen der Mannheit zu ſein? Leidenſchaft allein gibt Abſtractionen Hände und Füße und Flügel, Bildern und Zeichen Geiſt, Leben und Zug. Wo ſind ſchnellere Schlüſſe? wo wird der rollende Donner der Beredtſamkeit erzeugt, und ſein Geſelle, der einſylbige Blitz? Natur und Schrift ſind die Materialien des ſchönen, ſchaffenden, nachahmenden Geiſtes. Wodurch ſollen wir aber die ausgeſtorbene Sprache der Natur erwecken? Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern, durch Wiederherſtellung ihrer Magie!

Hier hören wir Herders Ton; wir hören eine Vorſchrift, die

bei Herder nicht verloren war, der die Poesie des Orients neu belebte, dorther die Morgensterne einer anderen Epoche unserer Literatur heraufzaubern wollte, und dorther seinen Geschmack an Naturpoesie bildete. Wie er den Geist des Orients und seiner Poesie schilderte, that er Hamann am meisten Genüge. Auf allen Wegen und Stegen sehen wir Herder von Hamann angeregt, aufgemuntert, unterstützt. Er war sein Lieblingsschüler und Freund; er hatte ihn gleich anfangs durch seine jungfräuliche Seele und die Reizbarkeit des Gefühls, die Hamann an jungen Livländern häufig gefunden haben wollte, angezogen, und unter all den vielen Freunden, die Hamann versuchte, hielt nicht Lindner, Berens, Kant, Hippel, Scheffner, nicht Penzel, Kraus, Kreuzfeld, Reichardt, so aus, wie Herder, der ihm Liebe durch Liebe, und durch seine kühnen Flüge Achtung abnöthigte, der seinen scharfen und bittern Ton ertrug, der ihm Süßigkeiten streute unter die Neckereien, die er, von Hamann oder seiner eigenen Natur gelehrt, erwiederte, der sich übrigens auch nicht scheute, ihn gradezu aufzufordern, ihn öffentlich mit seinen nachtheilbringenden Kritiken zu verschonen. Jene Empfindlichkeit, jenes starke Selbstgefühl, jener Hang Andere zu hudeln, jene Inspiration neben universeller Gelehrsamkeit, jenes Bestreben, Phlegma und Fleiß mit Enthusiasmus zu paaren, jene Ahnungs- und Witterungsgabe und jener feinere Geschmack, der aus den gebildeteren Organen des Auges wie des Ohres sich herschrieb, jene ausgebreitete Lectüre im Oriente und im Alterthume, jene glühende Imagination, jener „rothwälsche Styl", dem Hamann auch bei Herder Anfangs mit Verwunderung und wenig Wohlgefallen zusah, jene strebende und reformatorische Kühnheit, das Alles liegt bei Beiden gleichmäßig, nur nicht in gleichen Graden vor. Ganz denselben Gang schlug Herder bei seinen aufrührerischen Schriften ein, wie Hamann. Wie dieser halb freundlich halb feindlich gegen die Literaturbriefe, gegen Moses und Nicolai stand, so Herder gegen Lessing. In den Fragmenten, mit denen Herder zuerst auftrat, meinte Hamann alte verblichene Ideen wieder aufleben zu sehen, nur mahnt er ihn caute et sobrie zu verfahren, warnt ihn vor den Klippen, an denen er selbst gescheitert, will es mit ihm gegen seine Feinde, und mit seinen Freunden gegen ihn halten. Er versprach seine Stallmeisterdienste dem spanischen Rittergeiste Herders gegen alle Schlözer und Aehnliche zu widmen; er fand, daß

dessen romantische animalcula und die Räder seiner Sprichwörter für einander gemacht seien. Bei der ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes fand Hamann, die Polonii würden vielleicht sagen, daß Herder ihn aushamanisirt habe; und gewiß behaupteten sie, daß in Herders Metakritik die auffallendsten Gedanken aus einem gleich betitelten Aufsatze Hamanns stammten. Hamann selbst aber fand so viel wahr, daß einige seiner Samenkörner durch Herders Fleiß und Feder in Blumen und Blüthen verwandelt seien; nur wünschte er lieber Früchte, und zwar reife.

Joh. Gottfr. Herder (aus Morungen 1744—1803) pflanzte in der That die neuen Ideen Hamanns in die Nation, die dieser selbst kaum als Privatgut sein eigen nennen konnte. Denn darin war Herder verschieden, daß ihn frühe, statt des persönlichen Ehrenkitzels, den Hamann besaß, ein öffentlicher Ehrgeiz ergriff, der Welt etwas sein zu wollen, und eben dieses laute Auftreten, diese erklärte Ruhmsucht war es, was Hamann weder in Herder noch in Lavater leiden konnte. Er mochte es durchfühlen, daß Beiden für eine Wirksamkeit auf dem offenen Markte der Nation nicht einmal die Musculatur und physische Kraft gegeben war, die zu ersetzen ihre zärteren Seelen widernatürliche Mittel anwenden mußten, was dann nothwendig die Verzerrungen bei Lavater hervorbrachte, denen Herder vielleicht ebensowenig entgangen wäre, wenn ihn nicht bessere Umgebung und eben das warnende Beispiel Lavaters selbst bewahrt hätte. Herders Natur und Jugend schien ihn auch in der That für nichts weniger zu bestimmen, als für die tumultuarische Weise, in der er in seiner ersten Periode in die deutsche Literatur eingriff. Er war in seiner ersten Kinderzeit durch Schulzwang gedrückt, verschlossen und schüchtern geworden; seine gute fromme Mutter hatte ihn, nach seinem eigenen Geständnisse, verwöhnt und mütterlich gemacht; sein späterer Lehrer Trescho fand ihn immer still, eingezogen, in blöder Haltung, stets allein und entfernt von anderen Kindern, und hörte und sah ihn nie laufen oder springen oder laut schreien. Seine zarten Nerven machten ihn zum Mediciner untauglich, zu dem er bestimmt war; er ward Theolog, und dieß schien seiner sittsamen und züchtigen Art angemessener, die immer auf Anstand hielt und frühe den Sittenrichter und Docenten verrieth. Etwas Verschlossenes und Mißtrauisches mischte sich in diese Sanftheit seines Wesens, und seine Freunde fanden ihn bald

empfindlich, reizbar und leicht beleidigt. Die Einsamkeit seiner Jugend äußerte sich ganz frühzeitig in dunklen, nebelhaften, visionsartigen Gedichten, in Reden von entschiedener Richtung auf das, was Schauder und Rührung erregen konnte; seine große Empfindbarkeit sprach sich darin aus, daß er sich aus seiner Jugend an nichts erinnerte, als an empfindsame und rührende Scenen, oder einsame Gedankenträume voll von Planen des Ehrgeizes. Von der Geselligkeit Lessings, von Winckelmanns Freundschaftsdurste ist bei ihm keine Spur, er war sich ganz früh selbst genug, und behielt diesen Zug durch sein ganzes Leben. In Riga, wo er mit 20 Jahren eine Schulstelle erhielt, bildete er den Sinn für Familie, Provinz und Staat aus, was sich aber schon damals bei ihm mit weltbürgerlichen Ideen vertrug. Aus seiner Einsamkeit und Verschlossenheit heraus schickte er seine ersten Schriften anonym von dort in die Welt, und ihr kecker, niederwerfender Ton schien ganz dem blöden Jüngling fremd, auf den auch im Anfange Niemand rieth. Der Geist der Zeit riß ihn mit, der Eifer, neben Lessing und die Literaturbriefe zu treten, die so vernehmlich sprachen und neben denen ein demüthiger Redner nicht mehr gehört worden wäre. Hamanns starkes Selbstgefühl und seine absprechenden Urtheile mochten ihn auch irregeführt haben, wenn es dessen erst bedurfte, denn die Vereinsamung macht zwar rückhaltend und blöde, aber auch stolz, weil sie nicht vergleicht. Dazu kam, daß seine Schicksale ganz anders waren, als die eines Lessing oder Winckelmann. Auf diesen lastete lange der Druck der Umstände und ihre strebende Natur war gezügelt von Noth, ihr Geist vor Ausschweifung gewahrt, weil er sich aus der Bürde der alten Schule und Gelehrsamkeit erst herauszuarbeiten hatte. Aber Herdern ward diese Freiheit gleich anfangs von Lehrern wie Kant und Hamann, durch die Schriften Winkelmanns und Lessings als eine Errungenschaft dargeboten, und in ganz jungen Jahren kam er über Nahrungssorgen hinweg und zu frühen Ehren. Dieß alles gab seinem zwar zarten aber zähen Wesen eine außerordentliche Elasticität; es lieh seinem Ehrgeize Flügel und machte, daß seine Art, öffentlich in Schriften aufzutreten, gleich anfangs seiner Persönlichkeit zu widersprechen schien. Seine Schüchternheit hätte Niemand in dem anmaßenden Tone gefunden, in dem er Lessing und Klotz befehdete; seine Sittlichkeit hätte leicht ein Theolog bezweifelt, der ihn über die ängstliche Mo-

ralität der Poeten spotten hörte; seine Grämlichkeit schien ganz verloren unter dem Enthusiasmus, mit dem er sich über die Zeit und Literatur ausließ; seine Bescheidenheit würde Niemand haben anerkennen wollen, der sein Verfahren gegen Spalding kannte; sein anständiges Benehmen hätte Mancher vermißt, der ihn in der Laune einer übermüthigen Jovialität und Liberalität des Betragens gesehen hätte; die Etourderie vollends, deren er sich beschuldigte, den Mangel an Umgang und Welt, schien er ganz ablegen zu wollen, als er den großen Beruf sich vorsetzte, mehr durch persönliche Bildung, äußere Wirksamkeit und Kenntniß der Welt wirken zu wollen, als durch Bücher, sich mehr zum Menschen und Lehrer, als zum Gelehrten und Schreiber zu bilden. Diese Zweiseitigkeit seines Wesens verlor sich in seinem ganzen Leben und all seinen Schriften nicht, und sie theilt die Geschichte seiner Wirksamkeit in die zwei großen Perioden, wo er der Starkgeisterei und Genialität angehörte und wo er sich von ihr entfernte; wo er auf die Welt mit Jugendeifer und schwärmerischem Feuer zu wirken hoffte, und dann über ihre Kälte wehmüthig ward bis zum gebrochenen Herzen; wo er von der Literatur erwartete, daß sie unser Vaterland auf eine imposante Höhe stellen werde, und wo er nachher meinte, die Kantische Philosophie und die Revolution habe uns um ein Jahrhundert zurückgeworfen; wo er erst sich an alle große Genies anreihte, dann sich auf die Wieland und Gleim zurückzog; wo er erst die freie Poesie der Natur verfocht und zurückführte, dann die Dichtung in den Zwang der Moral und Lehre geben wollte. In beiden Perioden übrigens fehlt nicht, was in der ersten die zweite ankündigt, in der zweiten die erste fortsetzt. Die Empfindlichkeit seiner Jugend weist schon auf die Unverträglichkeit hin, über die alle seine Freunde einstimmige und oft bittere Klage geführt haben; und dieser Fehler war vielleicht für die ganze Wirksamkeit Herders von unberechenbarem Nachtheil. Er verstand sich nicht mit dem Ungleichartigen zu stellen, er unterstützte nicht das schöne Beispiel, das die Vereinigung zwischen Schiller und Göthe der Nation gab, er wich den meisten unserer großen Geister aus, mit anderen, wie mit Göthe und Kant verfehdete er sich und machte Lessings Wort wahr, daß zu nahe gepflanzt sich das Große die Aeste zerschlägt. Umgekehrt blieb sein spätestes häusliches Leben der gemüthlichen Sanftheit seiner ersten Jugend gleich, ja seine Gattin war es sogar, deren

ſanfter Einfluß ihn zuerſt beſtimmte, aus der Starkgeiſterei zu ſeiner Natur zurückzukehren, und mäßiger und weniger beleidigend zu ſchreiben; ſie war eine jener ſchönen Naturen von ächter Weiblichkeit und ſittlicher Liebenswürdigkeit, die in ihrer Geburtſtadt (Darmſtadt) nicht ſelten ſind, und deren ſich ſelbſt aus der öffentlichen Geſchichte eine kleine Gallerie auszeichnen ließe.

Herders erſte Schriften zeigen ihn ganz den ſchönen Wiſſenſchaften und der Kunſt zugeneigt, die auch im 7. Jahrzehnt bei weitem alle anderen Zweige der Literatur überragten, und noch ſieht man darin nichts von jener Univerſalität, an die er ſpäter ſeine beſten Kräfte ſetzte. Die Literaturbriefe hatten ihn, ſchon als er in Königsberg ſtudirte, gereizt, Zuſätze dazu zu ſchreiben; Leſſing und Winckelmann waren die beiden Vorbilder, die ihn beſchäftigten; dieſem nachfolgend trug er ſich ſchon um 1768 mit der Idee zu einer Plaſtik, die zehn Jahre ſpäter unvollendet erſchien; an jenen angelehnt widmete er ſeinen meiſten Fleiß der ſchönen Literatur und dem Studium der heimiſchen und fremden Dichter. Kein Schriftſteller hatte auf Herders Gemüth einen intimeren Eindruck machen können, als Klopſtock: an ihm bildete er ſein Ohr und ſeinen Geſchmack, bei ihm holte er den Anſtoß zu jener Fertigkeit ſich in fremde Natur, Dichtung und Zeit zu verſetzen, an ihm ſagte ihm die Erhabenheit und der prophetiſche Dichterſchwung und die Reinheit des Charakters zu. Allein da er frühe empfunden haben mochte, daß er zum Dichter nicht geboren ſei, ſo ward Leſſing auf ſeine Productionen einflußreicher, und er trat zuerſt als Kritiker auf. Herder ſchrieb es ſelbſt an Hamann, daß der Einzige, der ihn intereſſire, wohin er ſich auch ſchlage, Leſſing ſei. Und dieß iſt in ſolchem Umfange wahr, daß Leſſing faſt nichts geſchrieben hat, worauf nicht Herder irgendwie, ſpät oder frühe, billigend oder polemiſch Rückſicht genommen habe. Leſſing ſchrieb Rettungen, auch Herder ſchrieb Rettungen des Horaz; Leſſing theoretiſirte über das Epigramm, auch Herder in ſeiner Anthologie 1785; über die Fabel ſtellte Leſſing ſeine ſcharfen Sätze auf, und Herder entgegnete über Bild, Dichtung und Fabel 1767, und in den Früchten 1801. Leſſings Religionsgrundſätze haben Herdern ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigt, und er ſetzte auf theologiſchem Wege im Grunde ganz fort, was Leſſing als Laie nur etwas anders betrieben haben würde; er kam Leſſings Deismus ſo nahe, als er als

Geiſtlicher nur irgend konnte, er nahm ihn gegen Jacobi, der ihn zum Spinoziſten machte, mit ſammt Spinoza in Schutz, und ſeine Schrift (über Gott 1787) würde ihn mit Hamann verfeindet haben, wenn dieſer länger gelebt hätte. Einzelne Sätze Leſſings über die Unſterblichkeit und die Kunde der Zukunft, über den Traum von der wachſenden Vollkommenheit des Menſchengeſchlechts, ſeine wenigen Worte über die Erziehung des Menſchengeſchlechts, ſeine Freimaurergeſpräche Ernſt und Falk, gaben Herdern Stoff zu einer Reihe von Schriftchen (vom Wiſſen und Nichtwiſſen der Zukunft 1797; Blicke in die Zukunft der Menſchheit 1793; Palingeneſie 1797; Humanitätsbriefe). So gaben denn auch die Literaturbriefe Anlaß zu den Fragmenten zur deutſchen Literatur (1767); Laocoon und die antiquariſchen Briefe aber zu den kritiſchen Wäldern (1769), den Erſtlingen, die Herder unſerer Literatur darbrachte.

Die Fragmente ſind ein Beitrag zu den Literaturbriefen, denen Herder das Zeugniß gibt, ſie hätten Deutſchlands Auge bis zum Ende auf ſich gezogen, hätten den Geſchmack verbeſſern wollen, und wirklich verbeſſert. Er ſammelt hier ihre Anmerkungen, erweitert, beſchränkt, und lenkt ſie anderswin. Er hat dabei überall das große Bild einer literariſchen Zeitſchrift im Auge, der eine Geſchichte der Literatur zu Grunde liegen müßte, und die ein Leitſtern in der babyloniſchen Verwirrung unſerer Literatur werden ſollte, in der nichts als Partheien und Schulen, keine Hauptſtadt, kein allgemeines Intereſſe, kein geſetzgebendes Genie ſei; und er muß den Briefen das Zeugniß geben, daß ſie dieſem Ideal am nächſten gekommen ſeien. Was den Geiſt und Sinn angeht, der aus Herder in dieſer Schrift redet, ſo iſt das Weſentliche, daß er die Alten, wie Leſſing, in ihr wahres Licht ſtellt, daß er ſie geleſen hat mit dem Enthuſiasmus Winckelmanns, und in der Ausdehnung wie Hamann, und daß er ihre Schönheiten zu zeigen, abzubilden, für ſie zu begeiſtern, geſchickter war als Alle zuſammen. Er ärgerte ſich über die, die das Alterthum mit fremden Augen anſahen, rohe Ueberſetzungen fertigten und mit barbariſcher Zunge von helleniſchen Heiligthümern ſchwatzten. Hamann hatte ihn gelehrt auf die Sprache als auf das Vehikel der menſchlichen Gedanken, den Inhalt aller Weisheit und Kunſt zu achten; er läßt ſich daher zuerſt über die deutſche Sprache aus. Das Ohr gefüllt mit der edlen Größe

der Alten, die Seele überschwellend von der Ahnung einer größeren Dichtung, die Klopstock uns eröffnet hatte, verglich er mit diesem erhabenen Stoffe die rohe Form der deutschen Verse, die kahle Kritik des Ramlerschen Batteur, den steifen Alexandriner, und dann jene verketteten Predigtperioden, den plappernden Paragraphenstyl, den aufgeblähten Schulvortrag, die ganze pedantische Weitschweifigkeit unserer Prosa. Er sprang hier zu dem anderen Extrem über, spottete des sogenannten Klassischen unserer Schreiber, bei denen alles im langsamen Schritt wie ein beladener Maulesel trabe, verlachte diese Pedanten der Reinigkeit, die Großsiegelbewahrer der Sprachkeuschheit, rief die idiotistischen Schriftsteller hervor, und vertheidigte die Ausdrücke des gemeinen Lebens, den Eigensinn der Sprache, die niegewagten Freiheiten, das Regellose und Eigenthümliche gegen das Klassische und Musterhafte, den Ton der Welt gegen den der Schule, — Alles aus dem Grunde, weil unsere Sprache noch in der Zeit der Bildung, des Versuchs, der Bearbeitung stehe. Er reflectirt, von Klopstocks Oden und der Poesie der Hebräer und unserer Barden angeregt, ob nicht der polymetrische Numerus die natürlichste und ursprünglichste Poesie genannt werden könne, ob er nicht ein Schatz für unsre Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik werden, und uns als ein Maß sich empfehlen müßte, das der Phantasie keine Fesseln anlegt. Und anderswo vindicirte er zu anderer Zeit selbst der Prosa den Schwung der Poesie, und verwirrte theoretisch den Begriff der Redearten, wie er ihn praktisch in Prosa und Versen gleich vom Anfang verwirrt hat. Denn er nahm sich sogleich die vertheidigten Freiheiten vorn weg, verwarf die „süßtönende, lammartige Stimme, und den gebückten Ton Derer, die gern wieder geschmeichelt sein wollten, er sprach in dem bitteren Tone des patriotischen Ernstes", den er später selbst mißbilligte, schrieb in einer dithyrambischen Prosa, und in einem springenden Style, der die Schule Hamanns eben so sehr, wie ein eigenes innerliches Feuer verräth; und die Schreibweise der neuen Jugend, die Keckheit der Genialitäten, die Anmaßungen ihres Vortrags, die Mißhandlung der Sprache im übermüthigen Trotz auf die Schöpferkraft, der es gestattet sein müßte, den Thon nach Willkühr zu kneten, All das, was die regellosen Köpfe im 8ten Jahrzehnt nachmachten, die regelmäßigen detestirten, schrieb sich eigentlich von Herder zuerst her. Hamann

selbst entsetzte sich, als er die Folgen seiner Lehren bemerkte. Er schrieb an Herder: Die Greuel der Verwüstung unserer Sprache, die alcibiadischen Verhunzungen des Artikels, die monströsen Wortkuppeleien, der dithyrambische Syntax und alle übrigen licentiae poeticae verdienen eine öffentliche Ahnung. Dieser Mißbrauch ist Ihnen so natürlich geworden, daß man ihn für ein Gesetz Ihres Styls ansehen muß, dessen Befugniß mir aber ganz unbegreiflich und unerklärlich ist. Liegt hier auch eine Satire auf den Libertinismus unseres ganzen Jahrhunderts zu Grunde? Bei Ihrer weiten und gründlichen Kenntniß der Muttersprache hat man Mühe hier und da einen deutschen Perioden zu finden, der eine so rara avis ist, daß man sich wie ein blindes Huhn über ein gefundenes Korn freut. — Nachdem Herder also in dieser neuen Redeweise unsere alte verworfen, und idiotistische, originale Sprache in Anspruch genommen hat, verlangt er in der zweiten Sammlung auch Originaldichtung und keine Nachahmer. Er kommt auf die Thorheit jener Vergleichungen neuerer Dichter mit alten, er deutet an, welche undankbare Mühe die Nachahmung ist, er räth lieber treu und im Geiste zu übersetzen, als ungelenk nachzustammeln. Er beurtheilt Klopstock gegen Homer, und zeigt schon die Lächerlichkeit dieser anmaßlichen Zusammenstellungen daran, daß in Betracht dessen, was Homer für die Nationalbildung der Griechen war, eher Gellert unser Homer heißen müßte. Er wirft dann Willamov gegen Pindar in Schatten, Geßner gegen Theokrit, die Karschin gegen die Sappho — aber noch fehlt es nicht an Mißgriffen, wenn er z. B. in Gleim gern mehr als im Tyrtäus sehen möchte. — In der dritten Sammlung folgt ein beredter Excurs über die Herrschaft der lateinischen Sprache und Literatur über unsere ganze Bildung, und diese Sätze müssen für die Emancipation der griechischen Sprache auf unseren Schulen und die dadurch ganz veränderte Gestalt unserer Philologie von großer Anregung gewesen sein. Er wünscht, wir wären lieber Sclaven des griechischen Constantinopels geworden, als des lateinischen Roms; es wäre uns besser in Religion, Wissenschaft und Sprache geworden. Wieder nach Lessingischen Winken weist er von den Römern weg auf die hellenischen ächten Muster und schiebt Virgil gegen Homer, nach Klopstocks Ansicht, weit zurück. Es verdient immer wieder gelesen zu werden, was hier Herder vortrefflich, eindringlich, mit der Geschichte zur Seite,

über unsere Schulbildung, über unsere Behandlung der lateinischen Sprache als Zweck zu klagen hat, denn es spricht hier ein für die Alten Begeisterter gegen den Mißbrauch der Alten und ein solcher ist immer zu hören.

In diesen Fragmenten hat Herder überall seine Belesenheit in den Alten und besonders im Homer, und das Bewußtsein der geistigen Auffassung dieses seines Lieblings, auf den er auch später immer gern zurückkam, im Hintergrunde; er urtheilt mit einem gebildeten Geschmack über Geschmackssachen, und ist überall voll anregender Beobachtungen, die damals nothwendig großes Aufsehen machen mußten. In den kritischen Wäldern ists wieder hauptsächlich die Kenntniß des Homer, die ihm seine Waffen leiht, mit denen er aber dießmal gegen die Kritik, nicht gegen die Dichtung zu Felde zieht; und in diesem Kampfe bewährte sich das Rüstzeug der Phantasie und Empfindung nicht immer von der gleichen Festigkeit. Man wird ihn mit Beifall hören, wenn er den **epistolae homericae** von Klotz (**1764**) gegenüber, die sich ungefähr zu Homer verhalten, wie Wielands Noten über Shakspeare zu diesem, das gerechte Verlangen abermals stellt, daß man bei Beurtheilung des Homer sich in dessen Zeit versetze. Mein Homer, sagt er in der vertraulichsten Sprache der befreundetsten Kenntniß, soll sich nicht nach meiner Zeit Sitten richten; und er reiht sich hier in der Bekämpfung der französischen modernen Interpretationen der Alten, im Verwerfen der Mäkeleien eines d'Argenson und Voltaire, ganz an Lessings Befehdung des gallisch-antiken Dramas an. Er nimmt die Unsitte jenes Zeitalters in Schutz, und die unschuldigen Dichter gegen die „Ehrbarkeitspedanten unserer Zeit", er will nicht die Gesetze der Politesse an die Schamhaftigkeit des Homer gehalten haben; auch hier erkennt sich ganz sein Sinn für die Ursitten der Völker, der mit ihm aufgewachsen war über seinem Studium der Bibel, des Homer und Ossian. Nur in Einigem versah er es, als er Lessing entgegentrat, der ihn mit Gründen und Thatsachen zu streiten nöthigte, und der ihm in der Auffassung der Alten vielleicht überlegen war, wenn er auch nicht die Gabe hatte, in Uebersetzungen, Analysen und feinen Expositionen das Aufgefaßte so wiederzugeben, wie Herder. Er wendet sich in diesen Wäldern auch gegen den Laocoon, und es ist in der That peinlich zu verfolgen, wie er nach seinem eigenen Gefühle „auf seinem träumerischen Pfade manche

richtige und irrige Gedanken denkt", und mit seiner kritischen Phantasie gleich wieder verwirrt, was der reinste Verstand eben gelöst hatte, mit der eifrigsten und fertigsten Ueberredungsgabe wieder umwerfen will, was wir uns eben zur Ueberzeugung gesetzt haben. Wir wandeln bei Lessing in lauter Licht und Klarheit, Herder wirft uns in ein Meer von Dunkelheit zurück, wohin zuweilen eine einzelne Beleuchtung ihr Licht wirft, um gleich darauf wieder ärgere Finsterniß zu verbreiten. Wir stehen bei Lessing in einem fertigen Bau, und freuen uns reiner Verhältnisse, Herder aber beschäftigt uns, wie er selbst sagt, mit kritischem Schutt. Lessing hatte über die Kunst und ihre Gesetze gedacht, Herder aber nur empfunden, und seine Empfindungskritik hängt sich ohne Methode, ohne Plan, ohne Uebersicht, ohne Rechenschaft an jeden Lessingischen Satz, der seinen Gefühlen widerspricht und sucht ihn mit Gefühlen wegzuräumen. Und hier mischt sich seine subjective Natur sogar in die Auffassung fremden Geistes, in der er sonst die gerühmte Objectivität der Deutschen beginnt: er weiß sich in den Geist der Lessingischen Kritik und Denkungsart nicht zu versetzen, was ihm selbst sein Freund Müller einmal vorgeworfen hat; und er verliert ihr gegenüber sogar den Geist des Homer. So treffen wir ihn gleich anfangs auf der Behauptung Lessings, das Schreien bei körperlichen Schmerzen bestehe nach griechischer Denkart wohl mit einer großen Seele. Dieß ist dem schwungreichen Manne nicht erhaben genug, es verdirbt ihm seinen Homer und seine Achäer, es stimmt ihm nicht mit seinem — Ossian, dessen nordische Helden sammt dem Stumpfsinne ihres Heroismus er mit den menschlichen Achäern verwechselt. Alle Mittel bietet er nun auf, diesem beleidigten Gefühle Recht zu schaffen, und der Leser darf sogar vor Entstellungen der Lessingischen Ansichten auf der Hut sein. Er wirft ihm z. B. vor, Lessing mache die Idee des körperlichen Schmerzes zur Hauptidee des Philoktet, und dieß ist sowenig richtig, daß sogar Stellen im Laocoon sind, die grade dagegen anzuwenden wären. Wenn er hernach die Lessingischen Sätze über das Räumliche und Successive bestreitet, schleicht eine ähnliche Fälschung ein. Lessing sagte zur scharfen Unterscheidung, der Maler wirke im Raume, der Dichter in der Zeit; „die Zeitfolge sei das Gebiet des Dichters, der Raum das Gebiet des Malers"; Herder schiebt ihm aber unter: durch Zeit und Raum! Als ob es einerlei

Ding sei, zu sagen der Luftschiffer treibe sein Wesen in der Luft, der Matrose auf dem Wasser, oder jener schiffe mittelst der Luft, und mittelst des Wassers dieser! als ob Grund und Boden und Bedingung einer Kunst einerlei sei mit ihren Mitteln! Auch bei Befehdung dieser Sätze aber leitet Herdern blos ein peinliches Gefühl bei den Consequenzen, die daraus folgen. Wir haben es schon früher angeführt, daß es ihm graute vor dem Schreckenswort: nur Handlungen solle die Poesie darstellen! Wo blieben seine Didaktiker und Lyriker! Die Poesie solle nicht malen! wo blieb sein Ossian und seine Orientalen! Und wo, bei der bloßen Hinsicht auf den plastischen Homer, wo blieben die romantischen Italiener, Ariost und Tasso! — Auch anderswo, wo er über Fabel und Epigramm sich ausließ, läßt sich dieselbe Beobachtung machen, wie schwankend die kritischen Ansichten Herders gegen Lessing sind, wie er sich ebenso in Poesie versteigt bei Untersuchungen, als er sich bei seinen Poesien wohl in Untersuchungen herabläßt; und keine schärferen Denkübungen kann man sich machen, als wenn man den labyrinthischen Irrgängen seines immer durch Gefühle und Phantasien gestörten Raisonnements prüfend, z. B. in den Anmerkungen über das griechische Epigramm [156]), nachgehen will; so wie man die Unterschiede der dialektischen Lessingischen und der declamatorischen Herderschen Schreib- und Denkart nirgends schroffer und interessanter finden wird, als in dem 23sten der Humanitätsbriefe, wo er Lessings Freimaurergespräche abdruckt und fortsetzt. Wer diese Unterschiede noch auf kürzerem Wege kennen lernen will, der lese die Beleuchtung der Lessingischen Sätze über die Erziehung des Menschengeschlechts, die Palingenesie. Dieß ist eben die Schrift, von der Joh. v. Müller sagt, es bedürfe keines Erweises, daß Lessing die Lehre der Seelenwanderung, gegen die sich Herder richtet, nicht in dem Pfaffen- und Brachmanensinn anpreisen wollte, gegen den Herder hier ein Scheingefecht hält. Er hat für die kühnen, anregenden Sätze Lessings gar keinen Sinn; wie es mit ihnen gemeint sei, scheint er kaum zu fühlen. Weil Niemand mehr an die Seelenwanderung glaubt, so zeigt Lessing einmal in dem so geglaubten Unsinne den Sinn; weil Alles an der Dreieinigkeit zweifelt,

---

156) In den Werken im 10ten Theile der literarischen Abtheilung.

ſo zeigt er auch hierin Verſtand und ſymboliſche Weisheit. Herder macht aber aus allen dieſen kecken Spielen und gymnaſtiſchen Uebungen bitteren Ernſt und apodiktiſche Lehre. Er fühlte es ſelbſt, daß ſich Leſſing über ſeine Behandlung beſchweren werde. Unhöflicher, läßt er ihn ſagen, ich erzählte Dir ein Mährchen und Du nennſt es Unwahrheit? Nur Mährchen, entſchuldigt er ſich. Aber Leſſing würde vielleicht auch ſo geſagt haben: Ich gab Dir tiefe Blicke in die Geſchichte und Du ſetzteſt moraliſche Gemeinplätze dagegen; ich ſprach zu Dir als zu einem Eingeweihten in die menſchlichen Dinge, berathend, Du aber antworteſt mir predigend, wie vor einem Kirchenpublikum. Und hätte Herder vollends eine geordnete, feſte, ſcharfe Entgegnung, eine ſolide Gegenanſicht aufgeſtellt, ſo hätte ihn Leſſing vielleicht gar mit der Antwort überraſcht: Du haſt ganz recht, ich meinte grade das Gegentheil von Dem, was ich ſagte!

Leſſing und Herder liegen ſich einander ſo entſchieden gegenüber, wie Schiller und Göthe: in großen Fragen waren ſie einig, im allgemeinen Streben ungleich, und grundverſchieden in Natur und Lebensweiſe, in Beruf und Schriftſtellerei. Beſchäftigt ſich Herder direct mit Leſſing, ſo hören wir einen vagen Scholiaſten zu dem präciſeſten Autor, Excurſe der Empfindungen über die ſchärfſten Begriffe, über die vierlöthigſten Sätze runde Bemerkungen, und wie Herder ſelbſt einigemal ſagt: Träume. Bei Leſſings Demonſtrationen würde mit Einem Satze Alles zuſammenfallen, in Herders Declamationen iſt vieles Vortreffliche und Herrliche mit vielem Falſchen und Schiefen gemiſcht; dort darf man nicht wählen, hier darf man nichts anders als wählen. Wo Leſſing anregt und auffordert, verſchließt Herder und ſtumpft ab; jener will nur Funken ſchlagen, dieſer nur ſelbſt leuchten; jener trifft überall den Nagel auf den Kopf, der dann wohl haftet, Herder aber braucht ſelbſt hier und da den Ausdruck, wenn er am Ziele ſeiner Unterſuchung angelangt iſt: jetzt ſtehe die Zunge der Wage inne! Dabei aber iſt dem Zuſchauer immer ſchwankend zu Muthe, wie geſchickt die Handhabung iſt. Herder verſteht dieſe vortrefflich: ſie beſteht in den Kunſtgriffen der Ueberredung, auf die die Theologen vor allen Menſchen angewieſen ſind. Dem mathematiſchen Leſſing gegenüber wirkt er mit muſikaliſchen Eindrücken; den knappen Heiſcheſätzen entgegen mit umſtellender Rede. Aus allen ſeinen Schriften blickt

der glänzende Redner, der gewohnt ist, an Stellen zu predigen, wo kein Widerspruch erlaubt ist, und so schildert W. von Humboldt auch die einzige Redegabe des Mannes im persönlichen Umgang als eine unnahbare. So vielen Verhalt Lessing auf eine Strecke zu den Verfechtern des gesunden Menschenverstandes hatte, so vielen hatte Herder mit den Genialitäten; beide hielten bei näherem Zusehen inne, wie es zum äußersten kam. Von den Genialitäten zog sich Lessing schweigend zurück, achtungsvoll vor dem Zeichen der Zeit, aber Herder lehnte sich gegen die Kantische Philosophie feindlich auf, die kein geringeres Zeichen der Zeit war. So viel Lessing Verhalt und Liebe zu den plastischen Künsten hatte, so viel hatte Lessing zur Musik. Beide waren nicht Dichter, aber aus ganz verschiedenen Gründen; den Einen hemmte das Ueberwiegende des Verstandes, den Anderen das der Empfindung; die Wissenschaft und Kritik Jenen, Diesen die Theologie und Rhetorik; die zurückgebliebene Zeit Jenen, und Diesen die sich selbst überfliegende. Doch stellte Jenen die sichere Einsicht besser, als Diesen das sicherste und und feinste Gefühl: Herders eigene Poesien sind sämmtlich vergessen, aber Lessings dauerten aus; Herder selbst bewunderte gegen die Stimme der ganzen Welt den Dichter Lessing mehr als den Kritiker und hielt der gleisenden Theaterliteratur Nathan und Emilie als die Muster- und Meisterstücke entgegen. Im Genusse der Dichtungswerke aller Zeiten und Völker aber, in der Empfänglichkeit für den Ausdruck jedes Schönen und Edlen, im offenen Sinne für alle fremde Natur war Herder über alle Zeitgenossen weg, und hat in dieser Hinsicht an einen Fels geschlagen, aus dem uns der Strom der Poesie aller Zeiten zugeflossen ist. Hier steht er unter den Eltern der Romantik obenan, und etwa wie sich die Schlegel zu Göthe dem plastischen Dichter verhalten, so Er sich gegen Lessing, den Lobredner der plastischen Kunst. Nicht wenig auf sich selbst anwendbar schildert er diesen Charakter des Romantischen, Genialen und Neuen gegen das Alte: Es scheine, als ob wir jenen sanften Umriß des menschlichen Daseins ganz aus den Augen verloren hätten, indem wir, statt dieser Schranken, so gern das Unendliche in den Sinn faßten; unsere Philosophie, unser Jagen nach Kenntnissen und Gefühlen, die über die menschliche Natur hinaus sind, kenne keine Schranken, und so sänken wir, nachdem wir uns in jungen Jahren vergeblich aufgezehrt hätten, im Alter wie Asche zusammen,

ohne Feuer des Geistes und Herzens, vielmehr also ohne jene schönere Form der Menschheit, die wir doch wirklich erreichen konnten. Diese Gefahr, uns selbst zu verlieren ist leider hereingebrochen durch die Vertheilung unserer Natur und unseres Antheils über alle Dinge der Welt, was Herder nicht wenig unterstützte. Sein Kosmopolitismus liegt auf einer Linie mit seiner Receptivität für aller Welt Werke und Menschen. Lessing hatte, ermüdet von seinen schweren Anstrengungen für die Nationalbühne, verlassen von der Nation, jenes Wort gegen unsere Nationalität fallen lassen, der vaterländischste Mann sich für das Weltbürgerthum erklärt; dieß griff Herder auf und machte mit vielen Anderen System aus dem Kosmopolitismus, obwohl er zu Zeiten die Ideale einer Provinzialwirksamkeit mit glühendem Eifer ergriff. Mit diesem Streben ins Weite hängt auch das Fragmentarische und Dilettantische in Herder zusammen, das bei Lessing ganz anders liegt. Bei diesem drängt es gegen den Anfang, wo er unsicher in seinem eigenen Berufe und in dem der Nation tastend die Zeit versuchte, was ihr wohl passend wäre; gegen das Ende concentrirte sich seine Thätigkeit mehr; er fing mit Bruchstücken an, und hörte mit Werken auf. Ganz umgekehrt bei Herder: bei ihm drängt sich dieß Fragmentenwesen ans Ende hin; seine zerstreuten Briefe und Blätter häufen sich in den spätesten Jahren am meisten. Er, wie Lessing, ganz auf das Zeitgemäße gerichtet, hat unendlich viele Anregung gebracht, hat im Ganzen mit richtigem Takte das was Noth that getroffen, aber im Besondern oft wieder die Wirkung aufgehoben. Lessing erledigte, wo er ernsthaft zugriff, Herder hat auch in seinen vollendetsten Werken nur Keime gelegt; jedes Fragmentchen ist bei Jenem ein Ganzes, bei Diesem sein größtes abgeschlossenes Werk nur Fragmente; und dabei war Herder viel ernster und gewissenhafter, Lessing aber leicht und sorglos. Lessings Universalismus hatte die Quelle, daß es ihm gleichgültig war, mit welchem Gegenstande der Erkenntniß er sich beschäftige, weil es ihm immer nur um Wahrheit zu thun war, die in jedem Gebiete zu finden ist; Herdern aber war Alles wichtig, und Alles suchte er zu umfassen, und er polemisirte mit Lessing darüber, daß er einmal sagte, er habe am Markte müßig gestanden und gewartet wer ihn dinge. Wie vielmehr, meinte er, hätte dieser rüstige Geist leisten und vollenden können, wenn er einer unter *ihm werdenden Gesellschaft* vorgestanden hätte! Man sieht, daß

Herder zu Klopstock und seinen reinhaltenden Gesellschaften zurückkehrte, sowie er auch späterhin Akademien und dergleichen lobpries. Aber Schiller und Göthe blieben bei Lessing, der dem Volke freie Erziehung vorbehielt, und die aristokratische Ruthe nicht für nöthig achtete, der alle Ueberanstrengung und Alles mied, was der Natur Zwang anthat, wohin Tagebücher und Gesellschaften im öffentlichen und Privatleben gleichmäßig gehören. Lessing ist, wie Luther, mit seiner Zeit etwas geworden, Herder wollte aus der seinen etwas machen; wie er selbst eine individuellere Charakterform trug, so erkennen sich seine Anhänger unter Theologen und Orientalen (Jos. v. Hammer) noch heute in ihm, sein Anhang ward eine Schule in einem Sinne, in der Lessing keine gehabt hat. Vor Lessing bestand nichts, was sich nicht bei Verstand und Vernunft rechtfertigen konnte, Herder aber gab auf Weissagungen der inneren Seele und prophetische Stimmen; er lauschte nicht allein auf den sokratischen Dämon mehr, als auf die kalte Berathung der Vernunft, auf Ahnungen des Gemüths, auf Träume und Erscheinungen, er ließ sich auch die Bibel aufschlagen in Stimmungen des Kummers, der Sehnsucht und Wünsche. Des prophetischen Geistes voll, setzte er sich gegen Lessing, der vor dem Forschen in der Zukunft warnte, er sprach von einer Wissenschaft der Zukunft[157]): „nicht allein die Raben sollten schreien über die Begebenheiten in der Natur, auch der weissagende Schwan Apolls sollte seine Stimme heben und ein Lied singen von dem, was sein wird, weil das Jetzige so ist und das Vorige so war. Entweder müsse unser Studium der Geschichte und Philosophie nichts sein, oder es gebe eine Wissenschaft der näheren und ferneren Zukunft.“ Aber vorsichtiger hat Göthe vor dem Pochen auf unser Wissen gewarnt: „Wer das Vergangene wüßte, der wüßte das Zukünftige.“ Mit seiner Gabe zu errathen und zu ahnen war Herder mehr als Einer geeignet Wege zu brechen, um große Aussichten zu öffnen, wenn auch nicht wie Lessing des Wegs geduldig zu führen: das Ziel der Wahrheit hieß ihm immer ein Punkt, oft fand er ihn deutend mit glücklichem Auge aus; er suchte sich der gefundenen und geahnten Wahrheit mit Bildern und Symbolen zu nähern; sie zu rechtfertigen und factisch zu

157) In den zerstreuten Blättern: Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft.

belegen, war er weniger geduldig. Denn er war für alles Mechaniſche ohne Beharrlichkeit, für alles Beſondere ſo langſam als enthuſiasmirt für das Allgemeine: er liebte Religion aber nicht Theologie, Muſik aber nicht das Spielen, Poeſie aber nicht klare Rechenſchaft darüber, Philoſophie nicht Speculation, Univerſalität nicht Gelehrſamkeit, Geſchichte ohne Sinn für Thatſachen. So kann man ſelbſt von ſeinem Verhältniß zu Leſſing ſagen: er liebte dieſen Mann wahrhaft, als er ihn in ſeiner Charakteriſtik im Ganzen überſchlug; im Einzelnen hörte er nie auf an ihm zu kritteln. Er betete nicht wie Göthe den heiligen Geiſt der fünf Sinne allein an, er ſtand nicht zufrieden und glücklich wie Leſſing in der Gegenwart, wie ſie war, er ſehnte ſich — was ſeinem Jean Paul ſehr intereſſant ſchien — Geiſter zu ſehen und im Mittelalter geboren zu ſein. Wäre er dort geboren geweſen, ſo hätte er ſich wieder nach ſeinem Jahrhundert der Humanität geſehnt. Denn er kam nicht zu einem reinen Abſchluſſe zwiſchen der Natur, die er in ſeiner Jugend, und der Cultur, die er im Alter in Ausſicht nahm; beides in der Art zu verſöhnen, wie es Leſſing gelang, ſchien ihm nicht ſo leicht zu werden. Daher ſehen wir ihn immer in einer ſo eigenthümlichen Mitte zwiſchen Dieſem und Hamann ſtehen; wir ſehen ihn in jenem Schwanken, das allen ſogenannten Gefühlsmenſchen natürlich iſt, wir gewahren in ſeinen Schriften aus verſchiedener Zeit erſtaunliche Widerſprüche, zwiſchen denen man ſich entſcheiden muß, ſo daß man, bei aller Liebe und Achtung für ihn, oft nicht ſein Anhänger ſein kann, ohne zugleich mit ihm ſelbſt ſein Gegner zu werden.

Wenn wir dieſe Gegenſätze neben einander ſtellen, ſo werden wir ſogleich gewahren, wie ſich hier wieder die Elemente einer alten und neuen Zeit ſtreiten, wie man eine errungene Cultur erhalten wollte, ohne die verjüngenden Naturregungen in der Nation zu verſcherzen. Herder ſtellt in ſich daſſelbe Schauſpiel ſtreitender Elemente vor, wie die damalige ſchöne Literatur ſeines Vaterlands im Großen, wie es Preußen in politiſcher Hinſicht damals und noch heute darſtellt: ein junger Staat in alten Formen, Verweſung, wie Mirabeau fand, vor der Reife, ein Metamachiavell, wie Hamann ſagte, auf dem Thron, der gegen den Machiavelli ſchrieb, und Freigeiſt und Despot zugleich war. Herder überkam völlig die Miſſion ſeines Hamann, die dieſer ſelber nicht erfüllen konnte, er ging als ein Bote der Erlöſung von alten Satzungen, Schulmeinungen

und Kleingeistereien in alle Welt und lehrte alle Völker. Hamann hatte das Reich der Literatur den Kindern verheißen, und so predigte Herder. Mehr noch als Homer und Ossian war die Bibel die Freude seiner Jugend und das Buch seines Lebens. Seine Freude daran nannte er selbst kindlich und angeboren; nur ihr zu Liebe ward er Theolog, und wie er in seinen Kinderjahren Hiob und den Prediger, Jesaias und die Evangelien las, hat er kein Buch sonst in der Welt gelesen. Sein ganzes Leben, schrieb er, entwickelte ihm nur, was ihm seine Kindheit sagte. Er klagte sich selbst an, daß er in seiner Natur leidenschaftlich war, wie ein Kind, er ließ sich gehen, er fiel in schwere Strafe, er kehrte in sich und ging liebenswürdiger hervor. Der Mensch in seiner Kindheit, sagte er, ist ganz Sinn und Gefühl. Und so blieb er immer. Er faßte mit dem reinen Glauben der jugendlichen Phantasie, unbeschadet der Aufklärung, die Religion, die Sage, die Dichtung der Kindheit des Menschengeschlechts auf, und kam niemals aus dieser Hingebung heraus. Er drehte der grauen Zeit der Uebercultur den Rücken, grub sich in die Natur, in die Jugend der Welt ein, suchte sie zu bemeistern und zu schildern mit sinnlichen Bildern und lebhaften Gefühlen, und alle seine Neigungen schwebten um die Wiege der Menschheit oder der Völker. In Shakspeare forschte er heraus, was der Naturpoesie des Volkes gehörte, gleichgültiger gegen das, was den Menschenkenner als Shakspeares Eigenthum lockt; in seinen Ideen zu der Philosophie der Geschichte rang er sich von den Anfängen der Menschheit nicht los. Ganz wie Hamann den ungetheilten Menschen des Instinkts suchte, so bewunderte er die Perioden der Völker, wo noch die Vernunft am wenigsten in die vielseitige gelehrte Form gegossen ist, wo noch Sinnlichkeit und roher Scharfsinn, Schlauheit und muthige Wirksamkeit, Leidenschaft und Erfindungsgeist, wo die ganze Seele ungetrennt und am lebhaftesten wirkt, weil sie, noch auf keine langweilige Regel gebracht, immer in einem Kreise von Bedürfnissen, Gefahren, Erfordernissen ganz lebt, und sich immer neu und ganz fühlt. Er fand es unbegreiflich, daß sich sein Jahrhundert so sehr in die Schatten und dunklen Werkstätten des Kunstmäßigen verloren hatte, um das weite, helle Licht der uneingekerkerten Natur in andern Jahrhunderten nicht erkennen zu wollen. Aus den größten Heldenthaten, fand er, machten wir Schulübungen im Staube unserer Lehrkerker, aus den Meisterstücken

menſchlicher Dichtkunſt ſeien Kindereien geworden, an welchen greiſe Kinder und junge Kinder Phraſen lernten und Regeln klaubten. Er ſuchte daher, was uns hier am meiſten intereſſirt, eben wie Hamann nach einer Naturpoeſie, die des lebendigen Hauches voll ſei, und ſo wenig er in der Sprache die ſpäten und ſtumpfen Geſetze der Grammatiker verehren wollte, ſo wenig Ramlers Correcturen und die Grillen der Aeſthetik. Er legte das Gemüth als Maßſtab an die Gedichte, nicht die Regeln des Kopfes, und hier genügte ihm oft der rohe Geſang der Wilden mehr, als die zierliche Idylle Geßners. In den Fragmenten unterſucht er daher die Natur einer jungen Sprache, und findet darin am beſten die Elemente poetiſcher Diction. Er ſetzt ſich gegen den modernen Lieblingsgedanken, daß eine Sprache, ſo lange ſie nur Eigenthum des ſinnlichen Volkes iſt, eingeſchloſſen und unvollkommen ſei, daß erſt Wiſſenſchaft und Philoſophie ſie vollkommen mache. Zur Philoſophie vollkommen, gibt er zu, aber die Poeſie athme in einem anderen Elemente. Er ſtellte über allen Zweifel weg, wie Hamann, daß die Poeſie vor der Proſa ſei, und die erſten Dichter die beſten. Er wußte, daß Alles in der Welt ſeine Stunde hat, und die Poeſie die ihrige in der Jugend. Zur Zeit der ſchönen Proſa wachſe in den Dichtungen nichts als die Kunſt, ſpäter gebe es nur verſificirte Philoſophie oder mittelmäßige Poeſie. Die Sprache einer Zeit, wo die Stände noch nicht geſchieden, wo es wie in der Geſellſchaft noch keinen Adel, Mittelſtand und Pöbel unter den Worten gegeben, wo die Proſa noch nicht ausgeſiebt war, dieſe war die reichſte zur Poeſie. Gegen die alte wilde Sprache ſei die unſere mehr für die Ueberlegung als für Sinne und Einbildungskraft. Dieſe Sätze befremdeten in der erſten Ausgabe das ganze damalige Geſchlecht, die Unterſcheidung von Natur- und Kunſtpoeſie, die nachher allgemein ward, die Schiller aufnahm, Herder aber ſpäter gerne wieder verwiſcht hätte, begann hier; die Trennung ächter und jugendlicher Dichtung griff ein, und Herder ließ langehin nicht nach, der blinden Nation den Staar zu ſtechen, wie ſchmerzlich ihr die Operation auch ſein mochte. Der Naturſinn, der Geſchmack für die kindliche Poeſie der Urzeiten, den Herder aus Bibel, Homer und Oſſian ſich angeeignet und in ſeinen erwähnten Jugendſchriften ſchon kund gegeben hatte, ſtieg bei ihm zu einer neuen Lebendigkeit, als er Riga verließ und auf der Seereiſe den Oſſian las. Ein Tagebuch, das

er über diese Reise schrieb, ein merkwürdiges Actenstück zu Herders innerer Geschichte, spricht diese gesteigerte Empfänglichkeit mit einer heftigen Glut aus. Aus den Geschäften und Possen der bürgerlichen Welt entnommen, vom Stuhle des Gelehrten weg auf dem Elemente jener Helden, verstand er den Ossian ganz anders, und er verlor nicht das „Gefühl jener Nacht, da er auf scheiterndem Schiff, mit Meer bespült und mit Mitternachtwind überschauert den Fingal las". In dieser Schrift sind in ganzer Unmittelbarkeit alle seine jugendlichen Organe in Thätigkeit, die damals gleichsam in ihm erwachten, als er auf den Natursinn der Seeleute achtete, die auf die große Natur allein beschränkt sind, in der Natur scharf beobachteten, und dann auch einen Schritt über die Natur hinaus ins Geisterhafte und Wunderbare thun. Hagel, Blitz, Mond und Sterne machten hier ganz andere Wirkung auf ihn, als auf dem Lande; hier sehnt er sich Orpheus und Homer zu See zu lesen, hier sprach ihm „das Frappante der ersten Dämmerungsgeschichte und Poesie" noch weit anders zu als sonst. Die Eindrücke dieser Reise wurden dem Publikum bald kund, in Bezug auf Poesie zunächst in den fliegenden Blättern von Deutscher Art und Kunst (1773), die er mit Göthe herausgab, und die gewöhnlich als das Signal zu der neuen Kunstkritik angesehen werden, wie Göthe's Erstlingswerke als das der neuen Naturdichtung. Hier schrieb Herder über Ossian und Shakspeare; er verglich Ossians Lieder mit den Gesängen der nordamericanischen Wilden, deren lebendigen Eindruck die Reisenden schilderten, er sprach seine Freude an diesem wilden Gesange unverholen und in einer Sprache voll neuer sinnlicher Glut aus, und dieser Enthusiasmus wird damals nicht dem Correspondenten allein, den Herder fingirt, so aufgefallen sein, wie Voltairen, daß Rousseau das Gehen auf Vieren so wohl gefiel. Denn dieß war unser Rückgang auf den Urzustand, daß wir nicht den Staat und die Gesellschaft auf die erste Ursprünglichkeit zurückführen wollten, sondern die Poesie, das Reich der Einbildung. Herder hält hier das Todte aller unserer Poesiestücke gegen dieses dramatische Leben, diese Scenen, Bilder und Gestalten. Den rohen, einfältigen Geist, die große Manier, die Tiefe des Eindrucks, den jedes so starkgesagte Wort macht, den freien Wurf, mit dem der Eindruck gemacht wird, das Alles hebt er hervor, nicht als Muster, sondern als Natur; er rühmt jene Sinnlichkeit

dieser Gesänge ohne Begriffsworte und symbolischen Letternverstand, ohne Künstelei und Ueberlegung, diese Schwächungen des Geistes; er wagt es zu sagen, unsere Pedanten, die Alles zusammenplapperten um methodisch zu stammeln, unsere Schulmeister und Küster wären nichts gegen diese Wilden! Kinder, Frauen, Männer von simplem Naturverstande, die seien die besten Redner unserer Zeit. Er rückt die Impromptus der alten Zeit und Natur weit vor unsere Kunstgedichte über Gegenstände, über die sich nichts denken, noch weniger sinnen, noch weniger imaginiren läßt, in denen man Leidenschaft nachahmt und erkünstelt, die man nicht hat. Die Dichtkunst, die die stürmischste, sicherste Tochter der Seele sein sollte, sei die lahmste und wankendste geworden; die Gedichte corrigirte Schulexercitien. Wir dichten nicht in der lebendigen Welt, wir erkünsteln uns Thema und Styl, und daher fehlt uns der runde Contour, den uns der erste Hinwurf verleiht. Nur Klopstock ist von dieser Kriegserklärung ausgenommen; von allen unseren übrigen feilenden Dichtern wendet er sich weg zu den lebhaften Sprüngen und der sinnlichen Verständlichkeit des Volksliedes. Er schämt sich seines Handwerks nicht, Lieder zu sammeln; er empfiehlt die Ellisionen, die Knittelverse, die Idiotismen, ohne Furcht vor den scandirenden Kunstrichtern; er stellt sich keck gegen alles Dogmatische, Lehrhafte, Abgezogene in der lyrischen Poesie, und ruft nach Natur und Simplicität. Gleim hat er als den einzigen zu nennen, der den Volkston angestimmt; aber nicht lange, so folgten Göthe und Bürger seinem Rufe in verschiedener Weise und der Sinn für das Volkslied griff weit um sich, so daß sich Nicolai mit seinem kleinen feinen Almanach (1777) gegen diese Manie wie gegen Alles stellte, was aus dieser neuen Schule kam. Allein man achtete ihn nicht, man verstand wohl gar seine satyrischgemeinte Sammlung ernsthaft, obwohl Herder „vor dieser Schüssel voll Schlamm warnte, die uns die Lust am Besseren verderben sollte, als ob sie das Gold wäre, das wir besäßen"; Lessing selbst begriff Nicolais Eifer nicht und nahm sich dieser Naturkinder an. In dem Aufsatze über Shakspeare stellte sich Herder neben Lessing gegen die Franzosen; er belacht Corneilles Helden, die außer dem Theater Narren sein würden, und Racines geschminkte Empfindungen; Voltaires Vers sei Zuschnitt, Inhalt, Bilderwirthschaft, Glanz, Witz, Philosophie, ein schöner Vers, aber kein Vers für Handlung,

Sprache, Sitte, Leidenschaft; ewige Schulchrie, Lüge und Gallimathias. Der Charakter und Vortrag: schön gekleidete Herren und Damen, schöne Reden und nützliche Philosophie, Schauspieler, die auf Declamation, Stelzengang der Sentenzen und Außenwerke der Empfindung Wohlgefallen anwenden. Dann bereitet der rhapsodische Ausleger Shakspeare seine Stelle, und einige Stücke werden in der fliegenden, hastigen Manier des Enthusiasmus durchgestürmt mehr, als in Lessings Art analysirt.

Herder blieb in den 70er Jahren und noch weiter hin aufs lebhafteste mit der Volkspoesie beschäftigt und gab dieser ersten Erschütterung noch lange den nöthigen Nachdruck. Um 1772 war er tief vergraben in Zoroaster und den Schuking, in Percy's reliques, diese Sammlung von englischen Volksliedern, die außerordentlich anregend in Deutschland ward, er las Jones über orientalische Poesie, und was Alles in diese Gattung einschlug. Schon 1774 wollte er seine Stimmen der Völker geben, es verschob sich aber. Im deutschen Museum schrieb er 1777 über die Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst; er sprach von Percy, er schmähte die Deutschen, die den verlorenen Bardengesängen nachjagten, aber die gefundenen Minnelieder liegen ließen. Noch hier gab es Seitenhiebe auf die „liebe Moral", denn damals folgte Herder ganz dem neuen Begehren nach dem rein Schönen, er war auch hier den radicalen Genies gleich und hätte schwerlich die Clausel Lessings gelten lassen, der zwar nicht die ästhetische Schönheit von der moralischen abhängig machte, aber doch es nicht unbillig fand, wenn einer jenes Schöne ohne dieses Gute verachtete. So hatte er in den Fragmenten mit Klopstock ausdrücklich gestritten, weil dieser für den letzten Zweck der Poesie die moralische Schönheit hielt, und nicht die Bewegung unserer sinnlichen Kräfte, weil er das Kennzeichen der Güte zu dem der Schönheit machte. Und so hatte er sich auch gegen Klotz in den literarischen Wäldern verwahrt, daß der Kunstrichter nicht überall auf die Ehrbarkeit des Dichters aussehen und zuerst den Zuchtrichter machen solle. In einem Aufsatze über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten (1778) wiederholte er seine oft gesagte Ansicht, daß die Poesie ihren lebendigsten Ausdruck in der Jugendzeit der Völker erhalte. In eben diesem Jahre fing er nun an, diese bisher blos kritisch ausgesprochenen Sätze mit Mustern zu belegen. Salomon's Lieder

der Liebe nebſt 44 alten Minneliedern erſchienen gleichzeitig mit den Stimmen der Völker (1778). Dort eiferte er gegen die, die an jenen jüdiſchen Geſängen blos Hebräiſch lernen wollten, und für den weltlichen Inhalt gegen jene, die aus der Bibel blos eine Spreutenne kahler Moralen und trockner Akroame machten. Was die Expoſition der poetiſchen Schönheiten betrifft, ſo iſt es keine Frage, daß die Wärme der Erfaſſung orientaliſcher und aller Naturpoeſie nirgends in dem Grade gefunden wird, wie bei Herder. Die Stimmen der Völker hatten den Zweck, das rohe Geſchrei über und gegen das Volkslied zu dämmen, er wollte Nicolai ein Gegengewicht halten und einfach zeigen, was er unter und an den Volksliedern preiſe; und da es ihm arm ſchien, ein deutſcher Percy zu werden (wie man nachher im Wunderhorn verſuchte), ſo zog er vor, um ja nichts Gemeineres einfließen zu laſſen, die Schätze der ganzen Welt auszubeuten, und er bot die Früchte einer Beleſenheit und Kenntniß der Literatur aller Zeiten aus, wie ſie damals in Deutſchland einzig war. Er führt uns von Grönland bis nach Indien, aus der Zeit Luthers zurück bis zu Harmodius und Ariſtogiton, aus Eſthland bis nach Peru. Mit einer reizenden Leichtigkeit, die bis dahin nicht allein unter uns, ſondern in aller Welt gradezu unerhört war, faßt er jede Zeit, jedes Volk, in jedem Charakter mit einer überraſchenden Treue und Einfalt auf, und ſchickt ſich mit der feinſten Wandlungsgabe in Sinn und Sprache, in Ton und Empfindung. Die ſpaniſche Grandezza, die Düſterheit des Oſſian, die tändelnde Naivetät der Litthauerin, die grauſame Gewalt des nordiſchen Kriegers, das ſanfte Gemüth des Deutſchen, das Schaurige ſchottiſcher Balladen, der kühne Gang der hiſtoriſchen Volksromanzen in England, Laune und Schreck, Ernſt und Tändelei, Alles bewegt ſich neben einander, ohne Affectation und ohne Zwang, als ob die divergirendſten Strahlen aller Menſchlichkeit und Menſchheit ſich in dem weiten Buſen des Deutſchen concentrirten. Wodurch erreichte Herder dieſe frappante Wahrheit und Wandlungsgabe in dieſen Liedern, die er in ſeinem ſonſtigen Vortrage ſo wenig verräth? Nicht allein daher, daß es hier mehr auf Reception als Production ankam, nicht allein daher, daß Herder, vielſeitig in ſich, an dem Allerverſchiedenſten, an griechiſcher Lebensfriſche und indiſcher Beſchaulichkeit, an der Glut des Südens und der Trauer des Nordens participirte, ſondern auch ganz beſonders daher, daß

er das Wesen des lyrischen Liedes nicht im Worte, sondern im Tone suchte, nicht im Gedichte, sondern in Musik und Melodie. Das Wesen des Liedes, sagt er, ist Gesang, nicht Gemälde; seine Vollkommenheit liegt im melodischen Gange der Leidenschaft oder Empfindung, ohne Ton und poetische Modulation ist es trotz Bild und Farbe kein Lied. Ist in einem Liede lyrische Weise, so ist selbst sein geringer Inhalt der Dauer nicht entgegen, man schiebt einen andern unter, man stößt die schlechten Strophen aus. Da nun das Lied gehört werden soll, so suchte er auch beim Uebersetzen des Textes den Gesangton vor Allem zu treffen, um ängstliche Worttreue unbekümmert; ihn warnten die gescheiterten Uebersetzungen so vieler fremder Lieder. Das Schwanken zwischen zwei Sprech- und Singarten des Verfassers und Uebersetzers war ihm unausstehlich, sein Ohr vernahm es gleich und haßte den hinkenden Boten, der weder zu sagen noch zu schweigen wußte. Herder leistete hier für das Volkslied, was Klopstock für die Ode geleistet hatte; wie sich Dieser zu den Compositionen seines Bach verhielt, so Herder zu Gluck, der damals auf den simplen und natürlichen Ton der Empfindung und Leidenschaft zurückwies. Noch im Zuge derselben Thätigkeit, die diese Gesänge sammelte, liegt Herders Buch vom Geiste der hebräischen Poesie (1782), das er, wie er an Hamann schrieb, von Kindheit an in seiner Brust nährte. Dieselbe Gabe der Auffassung und Auslegung, die sich damals in ganz Deutschland mit merkwürdigem Wetteifer am Homer versuchte, dieselbe, die Herder dort am Volksliede übte, wandte er hier auf die poetischen Theile der Bibel. Dieß Buch stellte sich gegen Michaelis' Uebersetzungen und das Aehnliche so, wie Herders historische Neuerungen gegen die Schlözer und seine poetischen gegen die Klotz und Ramler. Für das Verständniß orientalischen Geistes und das Studium der biblischen Literatur war dieß Werk so einzig anregend und bahnbrechend, wie Winckelmanns Schriften für das Kunststudium, wie für die Poesie überhaupt Herders Hinweisung auf das Naturlied der Völker. Auch hier waren die übertragenen Stellen sein Zweck und die Frucht, wozu das übrige Buch die Schale bildete. Auch hier begeisterte ihn die Natur im kleinen Umfange aber lebendigerem Gehalte; hier, wo sich Poesie und Prophetie die Hand zu einem Bunde reichte, der Herdern so nahe lag, fand er sich noch heimlicher als bei Homer und Ossian: gegen diese kindliche Einfalt

im Hiob, in den Psalmen u. s. w. war ihm wie Klopstock die künstliche Poesie der Griechen lauter Schmuck und bei der celtischen selbst ist es ihm hiergegen, als ob er unter einem bewölkten Abendhimmel wandle. Diese theuere Poesie entriß er mit diesem Werke den pedantischen Grammatikern und gab sie der Jugend anheim, die sie empfand, nicht commentirte; und es ist als ob diese prophetische Dichtung ein Ableiter gegen seine eignen Ekstasen sei: er wird vor diesem Dunkel klar und fesselt jene Blitze zu Lichtern. Gewiß war dieses Werk eines der erfolgreichsten, die Herder schrieb und seine ganze Natur und Tendenz erklärt es, daß es sein Lieblingsgeschäft war, und daß er es gern zu einem Lebensgeschäfte erhoben hätte.

Herder machte mit diesen Werken, wenn nicht den Anfang zu der Verpflanzung der poetischen Literaturen aller Völker und Zeiten auf deutschen Boden, so doch die ersten Versuche, die man klassisch und musterhaft nennen durfte, und die erstaunlich ermuthigen mußten. Er leitet hier auf diejenige Seite der nachherigen romantischen Schule über, von der diese bei weitem am wohlthätigsten und verdienstlichsten gewirkt hat. Mehrere hierin einschlägige spätere Arbeiten geben uns diesen Uebergang zu erkennen. Wie er im deutschen Mercur und in den zerstreuten Blättern eine Reihe von morgenländischen Sagen mittheilte, wie er einzelne Blüthen morgenländischer Dichtungen und Sprüche pflückte, wie er, um an höheren Beispielen höhere, edlere Tugenden des Menschen zu lehren als die Fabel that, von dieser in den Palmblättern zu jenen Erzählungen des Orients überging, die diese feinere Aufgabe mit ähnlicher Simplicität lösen, wie er mit seinem gewöhnlichen Sinne Stücke aus der griechischen Anthologie wählte und nachbildete, wie er die Sakuntala in der Uebersetzung des edlen Forster (1791) einführte, wie er in der Terpsichore (1795) den Balde übertrug, wie er endlich (1801) den Cid besang, dieß Alles liegt auf diesem Wege, und dieses letztere Werkchen, das der Nation ein lieber Besitz geworden ist, erklärt sich schon ganz aus den romantischen Neigungen der Zeit, und aus dem Uebergange unserer vorliebenden Neigungen von der nordischen Poesie zur südlichen, der in Herder sehr deutlich nachzuweisen ist. Zu allen diesen Uebertragungen drängte Herdern seine innerste Natur, die der Poesie überall bedurfte und nicht selbst poetisch war, die ihre Genüsse suchte, aber nicht selbständig erschuf.

Dieſem Triebe gab er Grundſätze hinzu: er meinte, wir müßten das Fremde erſt ſchätzen lernen, um uns ſelbſt die richtige Stelle anzuweiſen; und um das Fremde zu ſchätzen, müßten wir es richtig faſſen und verſtehen. Las er daher einen Dichter, ſo ſuchte er jedesmal ihn und ſeine Bildung ganz zu gewinnen, er verglich ihn mit ſeinem Volke und ſeiner Umgebung und mit verwandten Erſcheinungen, und kam zum Verſtändniß des Dichters zugleich mit der Erkenntniß der jedesmaligen literar-hiſtoriſchen Verhältniſſe. Er meinte die Geſchichte der Dichtung nicht groß genug nehmen zu können, es reizte ihn, alle Völker in ihrem eigenthümlichen Genius zu belauſchen, der ſich in ihren Poeſien am reinſten und friſcheſten ausſpricht. Es war ihm kein geringer Vorzug unſerer deutſchen Bildung, daß wir mit Orientalen und Griechen, mit den edelſten Geiſtern Italiens, Spaniens, Frankreichs ſprechen, und bei jedem ſeine eigenthümliche Weiſe zu denken und zu fühlen bemerken können, daß wir „die Blüthe des menſchlichen Geiſtes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder aufgeklärteſten Nation brechen durften". Wirklich iſt dieß Herders großartigſte Seite, wie er den Geiſt der Zeiten und Völker ergreift, das Verſchiedenartigſte verſteht und genießt und wiedergibt; in unſerem Volke, das dieſe Gabe überhaupt in ausgezeichnetem Grade beſitzt, hat ſie keiner ſo ausgezeichnet beſeſſen, wie Er. Bedenkt man, was dieſe Eigenſchaft in ſich begreift, ſo weiſt nur ſie allein Herdern eine eminente Stelle in unſerer Culturgeſchichte an, ſo vielfache Nachtheile ſich auch an ſie anſchließen. Es iſt wahr, das Umſichgreifen dieſer Genußſucht, dieſe Selbſtverleugnung, dieſe Wandlungsgabe hängt mit dem Mangel an Selbſtgefühl, an Volksſinn, an originaler Productionskraft, mit jener Unerſättlichkeit an allem Fremden zuſammen, die ein uralter Charakterzug unſerer Nation iſt; die romantiſche Schule hat damit der Pflanze unſerer Dichtung das Herz ausgebrochen und ſie frühzeitig des lebendigen eigenen Triebes beraubt. Auf dieſem Wege haben wir unſerer Nachahmungsſucht den Zügel ſchießen laſſen, und von einer Denk- und Schreibart, die einen gleichen, nationalen Typus hält, dürfen wir eigentlich nicht reden. Allein wenn wir billig ſein wollen, ſo fragt ſichs einmal immer, ob nicht dieſe Hingebung an alles Menſchliche in ſich einen größeren Werth hat, als alle nationale Abgeſchloſſenheit, jene Lockerung des Cosmopolitismus eine ſchönere Geltung, als alle volks-

mäßige Feſtigkeit und Starrheit. Und dann lag es durchaus nicht allein in unſerer Nation, ſondern es lag in der Zeit des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, wie es in den Zeiten der Kreuzzüge lag, daß alles Nationale verwiſcht ward; und nur das iſt ein Merkmal unſeres Charakters, daß die Blüthe unſerer Literatur beidemale in dieſen Zeiten ſich aufſchloß, als die Sonne der Humanität heiter am Himmel ſtand. Wer möchte in der engliſchen und franzöſiſchen, ſelbſt in der italieniſchen Literatur der neueſten Zeit die altnationalen Eigenthümlichkeiten wieder ſuchen? Die Eröffnung der Cultur aller Zeiten im erweiterten Unterricht und Bildungskreiſe bedingte dieſe Eigenheit der heutigen Literatur, daß ſie nicht in dem Grade ſelbſtändig und unabhängig werden konnte, wie zu anderen Zeiten anderen möglich war. Das Schöne und Große aller Jahrhunderte lag uns offen, wer wollte, wer konnte es verleugnen? Vor dieſen gehäuften Schätzen ſchwand das Selbſtvertrauen und die Schöpfungsluſt der Menſchen, dieß läßt ſich bei unſeren Romantikern vortrefflich beobachten. So ahmten die Römer den Griechen, ſo das ganze Mittelalter den Römern nach, ſo die Deutſchen der ganzen Welt. Mußte alſo Nachahmung der Charakter unſerer Literatur werden, das hat Herder ſelbſt geſagt, ſo ſei es Ehre, wenn wir uns nur beſonnen das Beſte zu eigen machten; und ich glaube, das Zeugniß darf man uns aus beſter Ueberzeugung geben, daß wir dieß ſo lange thaten, bis das Beſte erſchöpft war, und nun die Gewöhnung der Thätigkeit freilich auf das Mittelmäßige und Entbehrliche übergleiten mußte. Unſere Sprache, bemerkte Herder weiter, erleichterte uns dieß, die nicht wie die franzöſiſche gebunden iſt, Alles in ihrer eignen Weiſe zu ſagen. Und bei alle dem iſt es ihm doch nicht ſchwer, den rothen Faden einer Eigenthümlichkeit nachzuweiſen, der durch alle unſere Dichtungen durchgeht, wie abhängig ſie ſind: Gutmüthigkeit, Biederkeit, ein verſtand- und lehrreicher Genius, Sitte, Beſcheidenheit, Herz, bei weniger Glanz der Kunſt mehr Gemüth und wahre Empfindung. Und dieß eben ſind dieſe allgemeinen menſchlichen Eigenſchaften, die uns wieder in jene weite Relation mit aller Welt ſetzten. Gewiß iſt, daß, was wir dadurch an Individualität der Nation verlieren, auf anderen Seiten reichlich wieder gewonnen wird. Ich will nur an das Eine erinnern, daß eigentliches Verſtändniß der Geſchichte ohne dieſe Empfänglichkeit für fremde Natur gar nicht möglich iſt. Wir haben

vor Herder nur Nationalgeschichten gehabt; was Engländer und Franzosen in der Geschichte anderer Völker geleistet haben, ist kaum der Rede werth. Vielleicht ist es nicht anmaßend zu sagen, daß noch heute eine Weltgeschichte nur in Deutschland möglich ist, und auch bei uns erst möglich ist, seit Herder anfing, das Innere der Nationen aufzuhüllen, in Uebersetzungen fremder Werke die „Physiognomie der Composition und die Seele des Originals" erscheinen zu lassen, und uns in jeder Art mit allem Fremden zu familiarisiren. Diese Gabe ist ganz von seinem entschiedenen Cosmopolitismus bedingt, der wieder in einer allgemeinen Stimmung der Nation wurzelte, auf die wir anderswo noch zurückkommen.

Der Cid liegt ganz auf der Grenze, wo sich Herders Uebersetzungskunst mit seiner eigenen Dichtergabe ohne Nachtheil berühren konnte. Diese Romanzen gehören in das Gebiet der Naturgesänge, wo er zu Hause war, und in den Süden, dessen Poesie er in späteren Jahren so bevorzugte; sie haben eine historische Haltung von wenig Schwung, selbst von einer trockenen Färbung, der nur so durch die spanische Würde aufgeholfen wird, wie vielen deutschen Dichtungen durch Gemüth und Melancholie. Es kam hier mehr auf Situationen an, als auf epische Darstellung in großem Zusammenhange, mehr auf Andeutungen in der Erzählung, auf Winke in der Charakteristik, und dieß lag ganz in Herders Sphäre, und lockte seine springende, der Phantasie Raum lassende Art des Vortrags; dazu kam jene moralische Etikette, jene einfältige Großheit, die Gelegenheit zur Lehre u. A., was Alles einlud, hier von dem seinigen dazuzugeben, die scharfen Kanten der oft dürren spanischen Romanze mit deutschem Gemüthe abzuschleifen und der Empfindung mehr Bahn zu machen. Weiter hätte sich Herder auch nicht wagen dürfen; selbst Dichter war er nicht. Auch hat er im Grunde nur weniges Dichterische selbst bekannt gemacht und schien es zu fühlen, daß dieß nicht seine Stärke war, wiewohl er zu Zeiten doch in seinen Oden mit Klopstock siegreich zu wetteifern meinte, und die Mischung von Philosophie und Empfindung in seinen Gedichten für etwas mehr hielt, als den bloßen „Dämmerungton der Empfindung", den Klopstock in der Seele zurücklasse. Seine Gegner warfen ihm vor, daß er in der Prosa Poet, in der Poesie prosaisch war, und er selbst hat in den zerstreuten Blättern geäußert, daß sich nach seiner Meinung die Prosa viel mehr Schmuck

des Wort- und Periodenbaues erlauben dürfe, als die Poesie, die ihrerseits Schmuck in hoher Einfalt und tief eingreifender Bildung der Gedanken suchen müsse. Diesem Satze entspricht mehr seine Prosa als seine Poesie. In dieser ist eine formelle Einfalt wohl in so weit, daß sie meist hart, ungelenk und schwerfällig erscheint; allein sie ward dadurch dunkel und unverständlich, und treibt sich in jener „Dämmerung" herum, in der sich Herder immer so glücklich fühlte. Sieht man sich in seinen Gedichten um, so findet man, daß keine feste Gattung ihm in der Ausführung gelingt, so wenig als ihm ihre ästhetischen Definitionen geglückt waren. Das Kirchenlied ist bei ihm bald minnesängerisch, bald dithyrambisch und psalmodisch, bald liederhaft, aber nie schlecht und recht, vielfach gesucht in Gedanken und einzelnen Worten. Seine Fabeln in neuen Anwendungen erzählen nicht plan, sie springen in unfertigen Sätzen, winken blos, geben eine epigrammatische Moral, oft nur, was seine Lieblingsfigur ist, einen Ausruf, einen Gedankenstrich! Seine Gnomen sind gegen Göthes lebenvolle Weisheit dämmerig, ohne psychologischen Werth, ohne nahes Verhältniß zu den Bedingungen, unter denen grade das heutige Geschlecht in die Welt gesetzt ist. In den lyrischen Gedichten ist nicht Heiterkeit, nichts von den ewigen Themen der Lyrik; die lydische Flöte verdammt er; seine Gesänge sind melancholisch gefärbt, oft aus einer trüben Ansicht der menschlichen Dinge. Dem Inhalt nach ist die Mehrzahl aller seiner poetischen Productionen lehrhaft und philosophisch, ja metaphysisch; der einkleidenden Form nach häufig allegorisch. Eine Reihe Legenden hat Herder erneut und, wie er sagt, dem lehrenden Idyll nahe zu bringen gesucht; allein er konnte diese andächtige Poesie, für die er mehr ästhetische Ehrfurcht hat als wir theilen würden, nicht durch seine Feder gehen lassen, ohne sie mit seiner mißlaunigen Stimmung zu inficiren, und sie zu satirischen Ausfällen zu mißbrauchen. Er erzählt sie wie Fabeln, mit didaktischen Prologen und Epilogen, in denen nicht selten kritische Seitenblicke und bittere Satiren die allenfalls mögliche Wirkung dieser einfachen Stoffe aufheben. Wie er also diese Legenden entstellt und ihrer reinen Gattung entnimmt, wie er das geistliche Lied verändert, die Fabel zum Epigramm spitzt, das Epigramm zur Gnome stumpft, die Gnome zum sibyllinischen Spruche verdunkelt, so brauchte er in den Paramythien (ein sehr bezeichnender Aus-

druck!) griechische Mythen zu Parabeln und paraboliſchen Anwendungen, jene Dichtungen, die ſo ganz nur Ein Körper für Eine Seele ſind. In ſeinen dramatiſchen Dichtungen haben wir eine ähnliche Miſchung von Oper und Schauſpiel; wo ſie nicht muſikaliſche Texte ſind, ſollen ſie ein Verſuch ſein, das griechiſche Drama auf deutſchen Boden zu verpflanzen, und ſtehen ſo in einer Linie mit den ähnlichen Verſuchen Schlegels und Schillers. Schade, daß man dem allen die bittere Oppoſition gegen die Gemeinheit der Bühne anſieht, auf der ſchon Kotzebue herrſchte. Leſſings Verſuche waren nicht minder aus Oppoſitionsgeiſt entſtanden, allein ſie verriethen das nicht, weil der Verfaſſer in ruhiger Ueberlegenheit ſchrieb; auch Er war nicht Dichter, allein er hatte einen Rückhalt in ſeiner Kenntniß des Menſchen, und eine Rechtfertigung in ſeiner Beſcheidenheit; Herders Dramen aber (Admetus Haus u. A.) ſind dagegen von allem Gehalte entblößt, und dabei nicht ohne Prätenſion.

Der auffallende Contraſt zwiſchen Herders eigenen Poeſien und ſeinen Uebertragungen, zwiſchen der elaſtiſchen Spannkraft jener Naturdichtung, die er empfahl und für die er enthuſiaſtiſch in der Nation ſtrebte, und dem ſchweren, dumpfen Drucke dieſer gekünſtelten Gedichte, die er ſelbſt producirte, erklärt ſich nicht allein durch den Mangel an Productionskraft, der bei den meiſten Dichtern der genialen Periode gefunden wird, ſondern auch durch die veränderten Geſinnungen in Herder ſelbſt. Viele ſeiner Dichtungen gehören der ſpäteren, zweiten Periode ſeiner Anſichten und Stellungen an, die ſeinen früheren zum Theil diametral widerſprachen. Herder war der Sohn einer Revolutionszeit, deren Schreckensperiode er nicht veranlaſſen wollte, aber weſentlich mit veranlaßt hat; Er, wie Göthe, erſchraken im Verlaufe der neuen Bewegungen über die ungeahnten Wirkungen ihres Jugendenthuſiasmus, und entſetzten ſich, daß dieſer Raptus in dem Nationalleben eine längere Dauer hatte, als in ihrem perſönlichen. Sie ſchritten raſcher vor und legten Zuſtände in ſich ab, die um ſie her noch lange hafteten; ſie widerſetzten ſich hernach dieſen um ſo heftiger und daher erklärt man ſich wohl die außerordentlichen Widerſprüche, in denen Herder ſpäter als ſein eigener Gegenſatz erſcheint. Wer die Kalligone (1800) und ſeine polemiſchen Schriften gegen Kant durchläuft und mit dem Inhalte der Fragmente, der Wälder, der Deutſchen Art und

Kunst vergleicht, der würde glauben, diese Feindseligkeiten seien gegen seine eigene Jugend gerichtet, und dieß ist besonders in allen Punkten der Fall, die die Verhältnisse der Dichtung betreffen. Ja hier liegen selbst viel früher schon jene zweiseitigen Urtheile bereits nebeneinander, auf die wir oben schon vorbereiteten. In einem Aufsatze von 1778 über Erkennen und Empfinden spottet Er, der so ganz den Genialitäten jener Zeiten angehörte und die Lenz und Aehnliche bewunderte, schon „jener übertriebenen Witzlinge ohne gesunden Verstand und Herzenstreue, jener fliegenden Sonnenrosse, die die Erde verbrennen, jener Speculanten ohne Anschauung und Handlung, jener Leidenschaftshelden, die der Verrückung nahe sind, jener Schwätzer in Modeformeln", die alle für Genies galten. In Schulreden lachte er über die Genieseuche, über die Quäkersekte in den Wissenschaften, die den Geist über sich walten lasse und von der Salbung Lehre und Weisheit erwarte. In der Kalligone war sein Abscheu gegen die regellosen Genies so weit gediehen, daß er seit Lessing die Kritik des Schönen verschwunden erklärte; statt ihrer habe sich mit dem kritischen Idealismus die Akritik auf den Thron gesetzt. Die blinde Abgötterei mit einigen Kunstprodukten schien ihm die Schlaffheit des begrifflosen Ungeschmacks so wenig zu verbergen, als der in Gang gekommenen Akrisie abhelfen zu können. Er verhöhnt jetzt, der früher selbst der klassischen und übertragenden Dichter spottete, die bewußtlose Schöpfung und Schöpferkraft: schwatzt, sagte er, so viel ihr wollt von der absoluten Bewußtlosigkeit des Genies, die mit dem Bewußtsein unerklärlich kämpfe — bedauernd geht der Verständige an diesem Taranteltanze vorüber! Er, den wir so ausdrücklich wider Klopstock über die Vermischung des Schönen und Guten Klage führen hörten, er empörte sich schon in den 80er Jahren, als die alleinseligmachende Kantische Philosophie und der neue Kunstgeschmack die schönen Formen vom Sittlichen und Nützlichen trennte; seine Losung ward jetzt das Schöne, Gute und Wahre unzerstreut und unzertrennlich. Die Guten aller Zeiten, lehrt die Kalligone, strebten durch den Reiz des Schönen das Sittliche zu fördern; wir aber wollen was die Natur in uns zuerst verschmolzen hat, trennen, „und lobjauchzen auf dem gefundenen kahlen Fleck, auf dem das Schöne weder wahr noch gut sein müsse, als über eine höchste Entdeckung, als über das gefundene Reingöttliche, d. i. höchst Nutzlose, durchaus Formelle, mithin höchst Leere". Dieß schien ihm jetzt Ent-

weihung des Edelsten der Menschheit, der Künste, Talente, Gefühle und der Vernunft. Derselbe Mann, der früher so bitter gegen die Franzosen sprach, erscheint in der Adrastea als ihr Vertheidiger. Er redet dort der Akademie das Wort, er findet es heilsam, daß ein solches Parlement über die Reinheit der Sprache und ihre Fortbildung wache, da er doch früherhin diese Fortbildung ganz vorzüglich mit den kühnen Versuchen der Idiotisten bezwecken wollte. Er rühmte jetzt, ebenso wie Göthe später die Anständigkeit des Voltaire sehr wichtig thuend anpries, die Präcision und Bestimmtheit dieser Sprache, als eine nothwendige Frucht ihrer verständigen Cultur, da doch vorher eben jene Eigenschaft der Freiheit seiner Einbildungskraft unerträglich schien, und die verständige Cultur gegen einfältige Natur gar nicht in Anschlag bei ihm kam. Er fand nun auch selbst die französischen Dramen empfehlungswerth, und verzieh ihnen ihren declamatorischen Vers, ihren prosaischen Accent, ihre Canzleisprache der Empfindung, weil sie treffliche Sittengemälde darstellten! er wollte, daß man auch hier sich in den Geist dieser Nation versetzen müsse, daß man nicht von der Tulpe verlange, sie solle Rose sein, da er doch vielleicht früher auf diese Vorschrift in seiner raschen Art erwidert haben würde, man werde aber doch der Tulpe den Rücken wenden, und wenn sie der Rose das Licht versperren wolle, sie vor den hohlen Kopf schlagen dürfen? Der theologische Eifer steht dem freidenkenden Manne in keiner Weise gut, mit dem er sich jetzt gegen die Lehrfreiheit auf Schulen, für eine Controlle der Lectüre, für Staatsverbote gegen alle Religionspolemik erklärte. Er wollte eine heimliche und unmerkliche Sichtung der Leihbibliotheken durch ein Verständniß mit honetten Buchhändlern herbeiführen, gegen Einfuhr schlechter Schriften! an chinesischen Schriften habe sich noch Niemand geärgert, jedes schlechte Buch sei also chinesisch für uns! Ein so chinesisches Mittel kann er vorschlagen! ein so chimärisches Bündniß mit dem Kaufmann gegen seinen Beutel! Er, der früher die „tollste und schädlichst scheinende öffentliche Meinung" nicht unterdrückt haben wollte! So meinen wir einen Superintendenten des 17. Jahrhunderts zu hören, wenn er gelegentlich auch gegen die Theatermanie, die Theaterunterhaltung, die Privatbühnen loszieht. Er, der Shakspearen so gerne der Nation zuführen wollte! Früher hatte er die Poesie der Natur, der Kind-

heit, der Einfalt und Rohheit gepriesen, und hatte gefunden, daß mit der Zeit nur die Kunst und Künstelei nicht die Poesie gewönne, aber jetzt statuirte er einen Fortgang der Kunst; das Ideal des Schönen schien sich ihm mit den Zeiten stets zu heben, es ist ihm glaubhaft, daß der Geist der Poesie durch alle Schwingungen und Excentricitäten in Zeiten und Nationen dahin strebe, immer mehr und mehr jede Grobheit des Gefühls, und jeden falschen Schmuck abzuwerfen, und den Mittelpunkt aller menschlichen Bemühungen zu suchen, nämlich die ächte ganze moralische Natur des Menschen, Philosophie des Lebens. So kehrte er hier zu Jugendideen zurück, die verborgen schon in den Fragmenten, fremdartig unter dem übrigen Inhalt dieser stürmischen Schrift lagen, und es entwickelt sich an diesem Merkmal mehr, wie an jedem anderen die Doppelseitigkeit dieses merkwürdigen Mannes, und die Natürlichkeit des Uebergangs von der Vorliebe zu der höchsten Naturpoesie, zu einer Dichtung, die die Frucht einer höchsten Reife des menschlichen Geistes sein sollte. Hier berühren sich die Neigungen, die sich zwischen Dichtung und Wissenschaft, zwischen Kunst und Philosophie, Geschichte und Natur theilten, und dennoch um alle diese Gebiete ein gemeinsames Band zu schlingen suchten; hier schien ihm die Aufgabe zu liegen, wo der Eingeweihte in allen Tiefen der neuen Cultur und des neuen Wissens zurückkehren könnte zu der poetischen Prophetie der urältesten Dichter, wo sich Alter und Jugend die Hand reichen sollte. In den Fragmenten schon hatte Herder der didaktischen Poesie ihre Stelle angewiesen, wie Lessing. Nur Ein Gebiet in der Psychologie behielt er ihr vor, in den philosophischen Muthmaßungen und Erfahrungen über die menschliche Seele, die aller Stärke der Dichtkunst fähig und aller höheren Reize werth seien. In dem Buch über den Geist der hebräischen Poesie aber ward ihm das Ideal eines didaktischen Gedichts deutlicher, das er ahnungsvoll suchte. Er wünschte dort, daß sich Newtons und Buffons und Copernicus' System zu Poesien gestalte; die höchsten Resultate der reinsten Verstandeswissenschaften zu „Naturdichtungen"! auf der Höhe der Naturkunde denkt er sich einen Dichter möglich, wünscht er, daß ein Dichter geboren werde, der ein Analogon schaffe zu jenen biblischen Bildern, die sich aus simplen Ansichten der Natur gebildet haben. Für ein Gedicht, das unsere neuere Ansicht von

dem Weltbau in solcher Belebung für den Sinn, in so treffender Auslegung für das Herz, so planmäßig für den Verstand darstelle, wie ein gewisses Capitel im Hiob, gäbe er eine Epopöe voll Helden und Waffen hin! Er selbst war nicht dieser Dichter, den er suchte, er war nur Aaron, aus dessen Mund der Prophet sprach, und er hätte sich willig dem neuen Moses in Dienst gegeben.

So sehen wir Herder, wenn wir die Summe seiner ästhetischen Ansichten ziehen, dort wieder stehen, wo schon Brockes und schon das 17. Jahrhundert gestanden hatte, wo man eben solche wissenschaftliche Dichtungen als das höchste Ziel der Kunst ins Auge nahm. Hundert Punkte der Vergleichung drängen sich auch auf, die in der kurzen revolvirenden Geschichte unserer Literatur im 18. Jahrhunderte Herdern die Stelle anweisen, die in dem schwerfälligen Verlaufe unserer gesammten Literatur die Dichter des Zeitalters zwischen Opitz und Leibnitz einnahmen. Es war die Zeit, die sich mit dem Alterthume und der Bibel, mit der nordischen und südlichen Literatur ebenso beschäftigte, wie Er, die an Allem Geschmack fand, Alles aufsuchte, Alles übersetzte, was ihr die Fremde darbot. Wie die Dichter der schlesischen Zeit ihre Poetiken schrieben, so schrieb Herder seine Fragmente, Füllsteine zu einer Aesthetik, voll von Sprachbemerkungen, von Stolz auf die deutsche Sprache, auf ihren lebenden Wohllaut, auf ihre metrischen Vollkommenheiten, voll von jenem Patriotismus, der in allen jenen Schriftchen der gekrönten Poeten des 17. Jahrhunderts nicht mangelt. Der Enthusiasmus für den Naturgesang eines Homer und einer Sappho, bei der Entfernung unserer Sitten und Dichtungen ähnelt sehr; die Vorliebe für gesungene Poesie und Musik nicht minder; die dichterische Production blieb auf Nebenstunden beschränkt. Die Cantaten, die Opern, die Gelegenheitsgedichte, die Vertheidigung des Gebrauchs der alten Mythologie, die allegorischen und didaktischen Liebhabereien, die halbe Polemik gegen das Schauspiel, das er doch in den zwei contrastirenden Formen des antiken und des volksmäßigen Drama's begünstigt, Alles dieß könnte uns glauben machen, Herder sei nicht ganz den Nachwehen jener Zeit entgangen, die auf seinem Vaterlande, auf seinen Landsleuten oder gar Lehrern, auf Gottsched und Trescho, noch gewaltig lastete. Ganz wie diese Zeit sich zwischen Theologie und Dichtung

in einer Klemme befand, ganz wie sie immer von dem Enthusiasmus des Dichters und Horazens Feile zugleich sprach, ganz wie das Natur- und Volkslied in ihr neben der gelehrten Poesie der Opitze lag, ganz so wie das Gute zum Schönen der Schrei jener Zeit war, ganz so ist Alles bei Herder. Nicht zufällig scheint sich Herder mit Opitz, mit Andreä, mit Balde beschäftigt zu haben; das Uebergleiten in das Romantische, das Hervorheben der spanischen und italienischen Literatur, nachdem die holländische oder englische bekannt genug war, die Toleranz gegen katholische Dichtungselemente, Alles sieht sich gleich. Die Vermischung oder Verwechslung des Styls, der poetische Vortrag in der Prosa, der prosaische im Gedichte entspricht sich nicht weniger; das Hinweisen auf reinhaltende Sprachgesellschaften ebenso. Bei eignem Unvermögen zur Dichtung hatte das 17. Jahrhundert das entschiedene Verdienst, daß es die Dichtung fremder Nationen uns eröffnete und uns daran schulte. So auch Herder. Bei dem Ungenüge, das sich jene Zeit in poetischer Hinsicht that, lag der Uebergang von der Kunst zur Wissenschaft nahe. Ihn machte auch Herder. Und in der neueren Geschichte hat Herder offenbar kein Vorbild, das ihm so theuer wäre, wie der große Mann jenes Jahrhunderts, sein Leibnitz! Man lese nur was er über ihn sagt, wo er auch auf ihn zu reden kommt. Die Polyhistorie des 17. Jahrhunderts ist in Leibnitz auf dem Culminationspunkt, und das war Herders höchstes Ideal, nicht zwar wie die Gelehrten mit eisernen Eingeweiden aus jener Zeit ein zerstreuter Vielwisser, aber doch, die Geschlossenheit und den Ueberblick der späteren Bildung mit dem Wissen jener Aelteren vereinend, ein „Pansophus" zu sein, wie es Leibnitz geworden wäre, wenn er ein Jahrhundert später gelebt hätte.

Nachdem wir die Seite, mit der Herder dem Gange unserer schönen Literatur zugekehrt war, herausgehoben haben, bleibt uns die zweite Richtung auf die Wissenschaften übrig, auf die wir an anderen Orten, von allgemeineren Gesichtspunkten aus, zurückkommen. Nur die Keime und Anfänge dieser Richtung wollen wir gleich hier noch aufsuchen, damit wir von dem Streifzuge in die späteren Lebensjahre Herders, der uns zur Umschreibung seiner ästhetischen Stellung nöthig war, zurückkehren in die bewegte Zeit seines ersten Auftretens; damit wir den Ton und den Geist der 70er Jahre festhalten, ehe wir zu anderen Erscheinungen dieser

ſtürmiſchen Periode übergehen; damit wir uns aus dem herrſchenden Geiſte dieſer Jahre das Ueberſpannen des Bogens und aus dieſem die folgende Abſpannung erklären; damit wir endlich Alles das umfaſſen, was in Herders Jugend ſeine kühnen Entwürfe ausfüllte, um von da aus die univerſalen Tendenzen zu verſtehen, denen er ſich ſpäter immer mehr hingab, und die in dem großen Kreiſe um Göthe her nicht minder zu Hauſe waren. Sehen wir von Herders Natur und der Zeit ſeiner erſten Bildung ab, wo die gleichmäßige ungemeine Empfänglichkeit in ihm, dem Individuum, wie in der Nation, ſeine unerſättliche Wißbegierde von früh auf hinlänglich erklärt, ſo lag der erſte Anſtoß in ihm, ſeine Ausſichten über den Kreis der ſchönen Wiſſenſchaften hinaus zu erweitern, auf jener Seereiſe, die auch auf ſeine Anſicht von Poeſie und Kunſt ſo erregend gewirkt hatte. Er hatte in Riga einige Jahre als Lehrer und Prediger geſtanden, das Gemeinweſen dieſer Stadt hatte ihn intereſſirt, er war 1769 nach Nantes und Paris gegangen, um franzöſiſch zu lernen. Auf der Seereiſe dahin brachen die Dämme, die den Strom ſeiner inneren Thätigkeiten bisher noch zurückgehalten hatten. In dem Tagebuch, das wir ſchon oben anführten, beklagt er ſich, Jahre ſeines Lebens verloren zu haben. Aus Hamanns Anſichten wünſcht er ſich, eine leichtere praktiſchere Schule durchlaufen zu ſein; hätte er franzöſiſche Sprache, Mathematik, Zeichnung, Umgang, Geſchichte, Natur, Talent des lebendigen Vortrags zum Hauptzwecke gemacht, in welche Geſellſchaft hätte ihn dieß führen können! Autor wäre er dann nicht geworden, und in wie viele Kühnheiten und Vielbeſchäftigungen hätte er ſich dann nicht geſtürzt! wie viel falſcher Ehrſucht und Liebe zur Wiſſenſchaft, betäubten Stunden des Kopfes, und Unſinn im Leſen, Schreiben und Denken wäre er dann entgangen! Er wäre nicht ein Wörterbuch, ein Tintenfaß von gelehrter Schriftſtellerei geworden, er wäre den Situationen entſchlüpft, die ihn auf eine falſche intenſive Menſchenkenntniß einſchränkten, da er Welt, Menſchen, Geſellſchaft, Frauen, Vergnügen lieber extenſiv hätte lernen kennen ſollen. Welch ein anderes Gebäu einer anderen Seele! Er wäre dann nicht geworden was er war, und hätte nichts verloren, viel dabei gewonnen. Er bittet Gott, ihn zu belehren, warum es gut ſei, daß es ſchüchterne und betäubte Seelen gäbe, die nie wiſſen was ſie thun, nie kommen wohin ſie wollen, nie

sind wo sie sind, und nur durch Schauer von Lebhaftigkeit aus Zustand in Zustand hinüberrauschen! Er ward unzufrieden mit sich, selbst mit seiner Tugend; er sah sie für Schwäche an, für einen abstracten Namen, er konnte keine Tugend begreifen, selbst die Besserung der Menschen fand er nur Schwächung der Charaktere. Er wollte jetzt Alles, was er gelernt hatte in sich zerstören, Alles nur selbst erfinden, was er denke und glaube. Nichts als Leben und Glückseligkeit schien ihm jetzt Tugend, jedes Datum ist Handlung, Alles übrige ist Schatten, ist Raisonnement. Zu viel Keuschheit, die da schwächt, sei ebensowohl Laster, als zu viel Unkeuschheit. So stürmt unser Reisender, in dem sich Fausts Geist regt, in seinen moralischen Charakter; so hörten wir ihn oben über Dichtung neue Gedanken fassen; so regen sich ihm wissenschaftliche Aufgaben an. Er denkt an eine Geschichte der Menschheit; die Horden ziehender Heringe verglich er mit den Wanderungen der Völker und holte von jenen Aufschlüsse über diese. Aus dem Aberglauben der Schiffleute spinnt sich ihm eine Theorie und genetische Erklärung des Wunderbaren, eine Logik für das Dichtungsvermögen. Jede seiner vielfachen Eigenschaften wogt hier in titanischen Hoffnungen auf. Er fragt sich, was er für Anlage habe, in Livland, dem Lande der Barbarei und des Luxus, der Freiheit und der Sclaverei, zu einem Luther und Calvin zu werden! „Ich frage noch, ruft er. Unnütze Kritik und todte Untersuchung aufgeben, mich über Bücherverdienste erheben, mich zum Nutzen der Welt einweihen, das Zutrauen von Hof und Regierung gewinnen, französische Sprache und Wohlstand, englischen Geist der Realität und Freiheit, italienischen Geschmack, deutsche Gründlichkeit und holländische Gelehrsamkeit einsammlen, große Begriffe von mir und große Absichten in mir erwecken, mich meinem Zeitalter bequemen, den Geist der Gesetzgebung, des Commerces und der Polizei gewinnen, Alles im Gesichtspunkte von Politik, Staat und Finanzen einzusehen wagen, keine Blößen mehr geben, Tag und Nacht darauf denken, dieser Genius der Livländer zu werden, mir angewöhnen, Welt, Adel und Menschen zu überreden, auf meine Seite zu bringen — Jüngling, das Alles schläft in Dir, aber unausgeführt und verwahrlost! Die Kleinheit Deiner Erziehung, die Sclaverei Deines Geburtslandes, der Bagatellenkram Deines Jahrhunderts, die Unstetigkeit Deiner Laufbahn hat

Dich eingeschränkt. In kritischen, groben, unnützen, elenden Wäldern verlierst Du das Feuer Deiner Jugend, die beste Hitze Deines Genies, die größte Stärke Deiner Leidenschaft: zu unternehmen." Er gibt sich noch weitere Regeln für diese große Mission; er will nicht wie Rousseau ausschweifen, er will das Große aller Zeiten in Schriften sammeln, ganz anders, als in Iselins Geschichte, er will die Brucker und die Postillenprediger und die Mosheimschen Moralen weit hinter sich lassen. Wir haben außer Göthes Jugendbriefen nichts, was die Titanomachie dieser Jahre, die prometheische Himmelstürmerei so trefflich ausspricht, wie dieses Tagebuch; nichts aber auch, was die wunderbaren Selbsttäuschungen so nahe legt, die mit diesen ikarischen Flügen verbunden waren. Der Jüngling, der alles Große der Weltgeschichte so vor Augen hatte, lernte nicht einmal, daß Wahrheit und ein Streben aus reiner Natur allein die großen Wirkungen auf die Menschen übt, die er machen wollte; in die Begeisterung so junger Jahre mischte sich eine so altkluge Politik, die all ihr Werk auf Ueberredung anlegte, die da meinte, wenn man für eine Sammlung von Kenntnissen der policirten Welt gehalten werde, so könne man mit diesem Scheine Alles ausrichten! Er wollte eben sich dem Dienste der Welt weihen und praktisch wirken, und denkt dabei auf ein Jahrbuch der Schriften für die Menschheit, was Alle lesen sollten, worin für Alle Alles enthalten sein sollte, was für die Menschheit unmittelbar ist, aus allen Wissenschaften und Künsten! Er wollte national und provinziell wirken, concentrirt auf Einen Landstrich unter den besondersten Bedingungen, er wollte „Riga zu einer glücklichen Stadt machen" und schon hatte er die weltbürgerliche Rede in Riga gehalten, daß ein Vaterland in dem Sinne der Alten bei uns nicht mehr möglich sei! Er nahm sich eben vor, aus sich herauszugehen, der äußeren Welt zu gehören, von ihr zu lernen, und in demselben Augenblicke will er ein Tagebuch führen, seinen Geist in Bemerkungslage setzen, sich selbst analysiren. Langsam schien er auf Einen Punkt mit Nachdruck eben hinarbeiten zu wollen, als er schon mit hastigem Finger Bücherplane umschreibt, die nachher sein ganzes Leben ausfüllten. Er wollte als Prediger fortfahren zu wirken, und faßte freigeistige Ideen und weltkluge Maximen zugleich, wollte den Weltmann und den Propheten, die Würde des geistlichen Standes und den ge-

schliffenen Ton der Gesellschaft vereinigen. Er meinte bei der großen Catharina die Rolle zu spielen, die Voltaire bei Friedrich spielte, dazu wollte er „seine Gabe zu Phlegma und Hitze" ausbilden und kalte Vorschläge mit Enthusiasmus unterstützen. Indem er über das Ideal einer Schule für Finnland nachsann, fielen ihm die enormen Widersprüche nicht auf, als Er, der Rousseaus Abwege meiden wollte, sich zur Aufgabe stellte, „den menschlich wilden Emil zum Nationalkind Livlands zu machen; was Montesquieu für den Geist der Gesetze ausdachte auf den Geist der Nationalerziehung anzuwenden, und was er in dem Geiste einer kriegerischen Nation fand, auf eine friedliche Provinz umzubilden!"

Zu all diesen großen Aussichten grade auf eine praktische Wirksamkeit schien ihn seine Natur wenig zu berechtigen; die Verhältnisse aber schienen sie fördern zu wollen. Er erhielt durch Resewitz einen Ruf, den Prinzen von Eutin drei Jahre auf einer Reise zu begleiten, und als sich dieß zerschlug, ward er zu dem Grafen Wilhelm nach Bückeburg **1770** als Hofprediger vocirt. Er hatte auf der Reise nach Kiel Lessing, Claudius, Bode und Reimarus kennen gelernt; er kam in Darmstadt in Verbindung mit Merk, in Straßburg ward er mit Göthe und Jung-Stilling bekannt; sein Ruf und seine Freundschaften erweiterten sich, und überall fand sein polypragmatischer Sinn in diesen Kreisen Nahrung und gab sie wieder. Wie er nun nach Bückeburg kam, so hatte er eigentlich den Wirkungskreis gefunden, den er kaum erst so eifrig suchte, denn ob er in Livland oder hier seine Ideale versuchte, konnte dem kosmopolitischen Manne gleich gelten. Alles schien ihm hier entgegenzukommen, was man nur erwarten mochte. Der Graf Wilhelm war ein Fürst, an dem man die Kunst der Menschenbehandlung üben durfte, ohne sich verächtlich werden zu müssen; der zwar den Beglückungseifer theoretisch nicht theilte, ihm aber doch nicht factisch entgegengetreten wäre. In London (**1724**) geboren, in großen Verhältnissen aufgewachsen, hatte er in dem großen Styl eines englischen Edeln gelebt und die Welt durchreist, ohne als zweiter Sohn an die Regierungsgeschäfte zu denken. Da berief ihn der Tod seines Vaters und Bruders plötzlich zum Regenten des kleinen Ländchens, ihn, der an die Hauptstädte Europa's gewöhnt war. Er vertilgte die bisherige Pracht an dem lockeren Hofe seines verschwenderischen Vaters, und quälte dagegen

das Land mit seinen kriegerischen Neigungen; er baute Festungen, legte Stückgießereien an, machte den 16ten Mann seines Ländchens zum Soldaten, und dachte dabei nach, wie man die angreifenden Kriege aus der Welt schaffen möchte. Er bildete sich in der That, wie sehr sein Heldeneifer aus la Mancha zu stammen schien, zu einem großen Kriegsmanne; er trat im 7jährigen Kriege zu Hannover und leistete nachher, als England Spanien den Krieg von 1762 erklärte, in Portugal wesentliche Dienste, wohin ihn die Engländer schickten. Dort hatte er Pombal regieren sehen, und er kam verändert und mit dem Sinn für andere Dinge zurück. Er heirathete, er widmete sich seinem Lande, er nahm Abbt in Dienste, der vortrefflich zugleich sich selbst zu seiner neuen Stelle zu bilden und den Mann voll Eigenheiten und Grillen leise zu leiten wußte. Er legte das Beispiel weltklugen Benehmens Herdern so nahe vor! Leider starb er bald, der Graf bedauerte seinen Verlust tief, er fiel auf Herder, der 1768 Abbten ein Denkmal geschrieben hatte, aber er fand in ihm nicht wieder, was er brauchte. Der Graf war Herdern zu sehr Held, zu hart und eigensinnig, zu despotisch — er wußte den Mann nicht zu fassen, der Probität und Droiture, seine Lieblingstugenden, neben Nachgiebigkeit in dem Manne erkennen mußte, der ihn behandeln sollte; Herder setzte Eigensinn gegen Eigensinn. So war es sehr charakteristisch, daß er für das Ländchen und dessen Regenten nichts ward, wohl aber für des Grafen Gemahlin, die kränklich war, durch Kränklichkeit ängstlich religiös, und die Herdern zu danken hatte, daß er ihr die Religion lichter und leichter machte. Eben diese Verhältnisse wiederholten sich gleichsam in Weimar, wohin Herder 1775 durch Göthe berufen ward; auch hier wie in Bückeburg entmuthigten ihn die Verhältnisse und die Hemmungen, die er erfuhr, und er zog sich der Herzogin zu, und auf den kleinern gleich gesinnten Kreis zurück, den er und der ihn zu ertragen wußte.

Während Herder so in seinen persönlichen Wirkungskreisen schüchtern zurücktrat, fuhr er fort in Schriften von sehr verschiedenem wissenschaftlichem Inhalte die heftigen Impulse auch in anderen Fächern zu geben, wie er sie in der Dichtungskritik gegeben hatte. Durchaus reformatorisch schrieb er so einen Aufsatz über das Ideal einer Schule schon 1769, und begegnete sich hier

zu Einer Zeit mit Basedow, dem er dieses Feld überließ. Herders neue Plane gingen ganz von demselben Bedürfnisse auf dasselbe Ziel aus: die schwerfällige alte Schule machte unter jeder Bedingung eine Erleichterung nothwendig, der todte Betrieb der alten Sprachen eine realistische Reaction. Das Latein wird in diesem Plane weit hinter das Deutsche und Französische geschoben, und soll nur lebendig betrieben werden; Physik, Moral, und alles Sächliche tritt dagegen hervor; ausdrücklich sagt Herder hier, daß er über Errichtung einer Anstalt in diesem Sinne nachdachte. Hier, wie in den ästhetischen Schriften blickt immer Hamanns Sinnesart und dessen Wunsch, alle Verhältnisse des Lebens und alle Wissenschaften geistig zu durchdringen, hindurch. Die Preisschrift über den Ursprung der Sprache (1770) zeigt ihn in einer Sphäre, in der sich Hamann schon gern umtrieb, und Herder auch später weilte. Er steht hier gegen Condillac, Rousseau, Süßmilch u. A., gleicherweise gegen die materialistischen Erklärer und die Vertheidiger des göttlichen Ursprungs der Sprache, und zeigt, daß die Sprache untrennbar von dem Unterscheidungszeichen des Menschen, seiner Vernunft ist, daß es also eine müßige Frage sei, ob die Sprache von Gott gelehrt ward, da das erste Wort von Gott zu vernehmen, dieselbe Vernunft nöthig war, die für sich allein hinreichte Worte und Sprache zu schaffen. Dieses Schriftchen ist eben so geistreich und selbständig, wie seine erste Conception einer Philosophie der Geschichte (auch eine Philos. der Geschichte 1774), in der er auf das physiologische Gesetz in der moralischen Welt wies, gesättigt an dem langweiligen Stoffwerk der Bossuet, Iselin und Schlözer. Diese Blätter verhalten sich zu seinen späteren Ideen über die Philosophie der Geschichte, wie Winckelmanns Nachahmung der Alten zu seiner Kunstgeschichte; sie sind ganz in dem brausenden, aphoristischen, orakelmäßigen Vortrage geschrieben, in dem sich die kühnen Ahnungen, die sich in dem Manne drängten, ungeduldig Luft zu machen suchten. In eben diesem Jahre begannen auch seine Neuerungen im Felde der Theologie und hier am keckſten. Die Schrift über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts (1774) sollte ebensowohl, wie alles Andere, was er in diesen Jahren schrieb, die Schriftgelehrten bekämpfen, die die Schulknaben alt machten, und die er mit der Jugend jung machen wollte. Kein Buch konnte den Zorn der

Alten in Deutschland so erregen, wie dieses, keines ist heftiger, leidenschaftlicher angegriffen worden. Dieses Werkchen hängt ganz genau mit Herders Geschichtsphilosophie zusammen. Auch erscheinen die Ideen später als ein großer Commentar der Schöpfungsgeschichte mehr, denn als eine Philosophie der Geschichte; und es fehlte nicht an solchen, die dieß Werk für Revelation ansahen und meinten es werde einmal die Bibel ersetzen. Die Urkunde sollte der Keim zu dieser neuen Geschichte und Philosophie des Menschengeschlechts werden; Herder schrieb privatim an Hamann im Tone eines Propheten davon, und öffentlich kündigte er es auf dem Titel an, als: eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift! Er schalt die dürren Auslegungen der Schöpfungsgeschichte platten Unsinn, und wiewohl er meist auf die Fremden losschlägt, so sah man wohl, daß es den Deutschen galt, die die Säcke der Fremden trugen. Ganz ließ er dem revolutionären Eifer hier seinen Lauf, denn er hatte es freilich besser als Buffon, der der Sorbonne einen Schein ausstellen mußte, daß sein System nicht die mosaische Schöpfungsgeschichte abrogiren solle. Eben derselbe Zorn, der ihn gegen Klotz gewaffnet hatte, und gegen Alle, welche den alten Homer mit modernen Augen lasen, rüstete ihn auch gegen die Franzosen und Engländer, die auf ihre moderne Vernunft stolz der Vergangenheit und ihren phantasievollen Schöpfungen kein Recht widerfahren lassen könnten, und gegen die Exegeten, die ihre Grillen dem Moses oder gar dem Verstande Gottes unterschöben; er nannte all den physischen und metaphysischen Kram, der diesem Capitel der Bibel angestrichen ist, eine Sünde und Schande für die menschliche Vernunft und gegen die einfältige Offenbarung Gottes, und hoffte, daß künftig die Bibel nicht mehr mit diesen Morästen von Kosmopöien überschwemmt würde. Der Gegensatz seiner exegetischen Rhapsodien, seiner poetisch-allegorischen Auslegung gegen das Althergebrachte ist bis zum Komischen grell; schon die Gewöhnung an die schleppenden Untersuchungen und riesenmäßigen Systeme mußten dieses Büchlein, das blos mit Ausrufungszeichen interpunktirt ist, und durch Empfindungen und Exclamationen kämpft, in ein wunderliches Licht stellen; wie sonderbar stach dieser orientalische Geist und Hauch ab gegen die gutgemeinte Umständlichkeit mit der Michaelis dem gelobten Lande beikommen wollte; gegen dessen Verunzierung der poetischen Ueber-

lieferung mit trockenen, rationalen Commentaren dieſe „Vereinfältigung und Entkleidung der alten Dichtung"; gegen das Ungeheuer von Bibel-Ueberſetzung und Erklärung dieſe eifrig polternde Kinderſprache, Sätze ohne Verbum und Copula, Hauptworte ohne Artikel, Elliſionen in den Sylben, Sprünge in den Gedanken! Ob das Kind, das hier gereinigt werden ſollte, nicht mit dem Bade im Eifer verſchüttet ward, ob das Bild des jungen Tages, das Herder in der Schöpfungsgeſchichte fand, des großen Lärmes, des lauten Triumphs werth war, mit dem der Ausleger dem ſchaffenden Gott und dem dichtenden Moſes gerne ſein ἐποιησε nachſagte, wie er in dem Auch eine Philoſophie jenes ſtolze **auch' io** rief, obgleich ers leugnete, — dieß ziemt uns nicht zu erwägen, da uns nur obliegt anzudeuten, wie Herder auch in der Wiſſenſchaft dieſelbe Simplificationsmethode anwandte, wie in der Poeſie, mit demſelben ſcharfen Sinne ausſpähte nach den Mitteln der Verjüngung und neuen Belebung, und mit derſelben Lebhaftigkeit auf eine geniale Jugend wirkte[158]), hier wie dort. Bei dieſer jugendlich poetiſchen Exegeſe machen wir übrigens dieſelbe Bemerkung wie bei Herders äſthetiſchen Anſichten: mit der Poeſie miſcht ſich Grübelei, mit der Jugend Alter. Er begnügte ſich nicht mit dem anſchaulichen Bilde, mit dem er es werde Licht in das Chaos der bibliſchen Interpretation rief; er gab Metapher, Allegorie, Lehranwendung hinzu, und ſinnbilderte von ſymboliſchen Sechsecken, was es wohl erklärt, daß man über Myſtik, Cabbala, und Gnoſticismus ſchrie: und glücklich, daß kein Lichtenberg über dieſe Schrift kam, der die brillante Production und die Knalleffecte, die von allem Prophetismus in hellen Zeiten unzertrennlich ſind, blosgeſtellt hätte. — Ganz in derſelben Zeit, in demſelben Ton und Geiſt, wie die Urkunde, ſind auch die zwölf Provinzial-

158) Göthe ſchrieb bei Erſcheinung des Buchs an Schönborn, es ſei ein ſo myſtiſch weltſtrahlendes Ganze, daß es nicht auszuziehen. „Er iſt in die Tiefen ſeiner Empfindung hinabgeſtiegen, hat dabei alle die hohe, heilige Kraft der ſimplen Natur aufgewühlt, und führt ſie nun im dämmernden, wetterleuchtenden, hier und da morgenfreundlich lächelnden orphiſchen Geſang, vom Aufgang herauf, über die weite Welt, nachdem er vorher die Laſterbrut der neueren Geiſter, De- und Atheiſten, Philologen, Textverbeſſerer, Orientaliſten u. ſ. w. mit Feuer und Schwefel und Fluthſtürmen ausgetilgt."

blätter an Prediger geschrieben. Spaldings Buch von der Nutzbarkeit des Predigtamtes hatte sie veranlaßt, und Herdern ärgerte daran die Lauheit, der Mangel an Würdegefühl, die ewigen Beziehungen der Religion auf den Staat, die Nebenbetrachtungen, die Klagen über Dogmatik, Gesangbuch, Katechismus und Liturgie. Er war von der Erhabenheit seines Amtes ganz durchdrungen, ganz erfüllt von den Mißhandlungen, die es in unseren Zeiten erfuhr, wo man es blos zu toleriren schien, wo „glorreiche Degenknöpfe und Feldschmarrengesichter die Engel Gottes in die Kirche schicken, wo kein Weg zur Kanzel betretner ist, als der von der Informator- oder Vorschneiderstelle Sr. Excellenz aus." Wie er den Naturstand der Dichter herzustellen strebte, so den Urstand der Priester; er spricht hier von dem Amte des Predigers wie die schlesischen Dichter von den Poeten. Er wollte nicht allein, daß unsere Priester gewissermaßen das seien, was in Israel die Propheten im niederen Verstande waren, sondern er meine: was auch die Propheten im höheren Verstande gewesen! Er nimmt sich Lavaters an, der noch heute Wunder- und Prophetengabe glaube und lehre; die Propheten seien Wunderthäter, Eiferer für Gott, Weissager gewesen, und er wisse nicht, ob dieß Alles Wesen einer anderen Welt seien, die wir ansehen müßten, wie den Mann im Monde. „Wer heute wieder das ganze Werk Gottes durch Zeiten und Völker in aller Würde und Einfalt zeige, der wäre kein Prophet? Man denke daran, was Luther gethan hat, und schaudre — und hoffe!" Wir sehen, daß hier derselbe Enthusiasmus des Mannes redet, der in den Blättern von deutscher Kunst und Art die Poesie regeneriren wollte, eines Mannes, der ganz von glänzenden Hoffnungen auf die Fortschritte der Menschheit, von glänzenden Hoffnungen auf seine eigene Wirksamkeit erfüllt ist, eines Mannes der Zukunft, eines prophetischen Geistes selbst, der hier die ungestümen Wünsche seiner Brust, dem Volke ein neuer Luther zu werden, nicht verhehlen kann. Aber Luthern trieb nicht das Vorgefühl leuchtender Rollen, die er spielen wollte, ihn lenkte leise und allmählig der Finger der Gottheit und der Geschicke, die ihn zum Propheten bestimmt hatten; wäre in ihm die geringste Ahnung dieser prophetischen Rolle aufgestiegen und hätte ihn verführt, darnach seine Maßregeln zu nehmen, so wäre sein Werk verloren gegangen. Denn dieß trug die Zeit nicht mehr schon zweihundert Jahre vorher, ge-

schweige jetzt, wo Lavater eben seine ähnlichen krampfhaften Anstrengungen zur Herstellung der Urzustände des Christenthums machte. Glücklich für Herder, daß durch die Polemik gegen Spalding, die unberufene Einmischer (Teller) lauter machten als nöthig war, und durch den rebellischen Ton dieser Schriften selbst ein großer Aufstand gegen ihn veranlaßt ward, den er sich besser als Lavater zu Herzen nahm. Er ließ sich die pfäffischen Ausfälle verleiden, in denen er hier zu Gunsten der dogmatischen Predigt die Moralpredigt verwarf, und die philosophischen Beweise der Religion dem Bau der Kothschwalbe am Throne Gottes verglich — er nahm weiterhin eine ganz andere Stellung in der Theologie ein, die dieser exclusiven sehr unähnlich war.

Auf die großen Gährungen, die Lavaters und Herders theologische Schriften in diesen 70er Jahren machten, kommen wir weiterhin zurück. Für die Poesie wär es ein unberechenbarer Schaden, daß die Kräfte so vieler Männer auf Nebenwege abgeleitet wurden, die bald ein tumultuarischer Verkehr zu Hauptstraßen umschuf, auf die sich die Literatur hinzog. Für die betreffenden Wissenschaften aber war der Nutzen gleich unübersehbar, der durch die neue Bewegung hervorgerufen wurde. Und wer Herders trotziges Sturmlaufen absolut mißbilligen wollte, frage sich ja erst, ob zur Erschütterung des alten Gebäudes unserer gelehrten Theologie und unserer Predigtkunst leichteres Werkzeug und stumpferes Geräthe genügt hätte. Herder fuhr auch hier fort, in Hamanns Art ein Ferment in die Nation zu werfen, das, wie herb es auch für sich schmeckte, im Ganzen doch höchst nöthig und wohlthätig war. Wie verdienstlich seine Schriften an sich sein mochten, so wurden sie dennoch verdienstlicher durch das, was sie erregten; was er in der Gegenwart that, war wenig gegen das, was er in die Zukunft fortwirkte; die Pflanze, die aus Hamanns Samenkorn in ihm aufschoß, war noch reicher an Setzlingen als an unmittelbarer Frucht. Es ward auch hierin anders als es in Herders anfänglicher Meinung war: so sehr vertreten sich die Menschen gern selbst das Licht und bei diesen merkwürdigen Widersprüchen im Wesen sind Widersprüche in den Beurtheilungen ganz unvermeidlich, wo nicht der Urtheilende völlig leidenschaftslos für diese und jene Seite ist. Herder suchte anfangs jene laute und öffentliche Wirksamkeit und Anerkennung, die leidige Celebrität, wie es Hamann nannte, und

kein Mann war mehr geschaffen, in bescheidener Stille unsichtbar zu wirken; ja Niemanden hat weiterhin dieses unsichtbare Eingreifen in die Bildungen der Zeit so sehr gereizt, wie ihn, wenn auch einige schmerzliche Sehnsucht dabei sichtbar wird; und Niemand hat in der That so sehr im Verborgenen die kommenden Fortschritte der Wissenschaften eingeleitet wie Er. Auch dieses Verschwimmen, dieß Aufgehen im Allgemeinen, diese Verleugnung des Individuellen, leitet sich aus seinen weltbürgerlichen Neigungen her und bildet zuletzt eine seiner innerlichsten Maximen. Er lehrte weiterhin das Aufgeben des Ich in solcher Consequenz, daß er selbst eine individuelle Fortdauer nicht begehrte [159]). Er neigte sich in der Dichtung jenen Volkspoesien zu, zu denen oft der Name und Ruhm des Dichters fehlt, in denen des Dichters Persönlichkeit aufging. Weil er so gut verstand sein Ich aufzugeben, darum fand er sich auch so gut „in das bessere Du, Er, Wir, Ihr, Sie", und faßte fremden Geist so vortrefflich auf. So wollte er in den Provinzialblättern, daß auch der Priester, der auf heiligem Boden dient, seine Eigenheit ganz vergesse; so verlangte er an den Historiker, daß er schreibe wie ihm die That dictirt. Ja so mußte er selbst den Gottmenschen erhaben über dem Namen und gleichgültig denken, ob künftig noch sein Name genannt werde, wenn nur seine Lehre bestehe! Er erklärte den Nachruhm in dem Grade, wie ihn die Alten feierten, nicht mehr für möglich, und einigen Schmerz meint man ihm dabei anzusehen: nur den abstracten Nachruhm, das geheime innere Fortwirken in der Menschheit sieht er uns armen Neueren vorbehalten. Zu anderer Zeit ist er enthusiastischer in dem Gefühle dieser nützenden Verborgenheit, aber doch nicht ohne Bitterkeit: „Wenn Dir der Nachbar Dein Verdienst stiehlt, sagt er, wenn Du bettelnd ihn flehen mußt, Dein Gut doch als seines zu nützen, wenn Dein Weib und Kind zu Hause darbt, und Dir doch das Herz vor Freude schlägt zu Deinem Werke, und Du den Hohn der Thoren trägst, liebst das Vaterland, und in ihm die tausend Mitduldenden, liebst selbst der Deutschen Dumpfheit und Verlegenheit, Treue und Einfalt — bleibe Der! so wohnt in Dir die deutsche Nation!" Dieß ist auf Herder in gewissem Maße anzuwenden. Es haben

159) Sein Gedicht das Ich ist in dieser Hinsicht charakteristisch.

ihn Viele gehöhnt, die ohne es zu wissen, mit seinen Waffen fochten, und die auf seinen Schultern standen, haben ihn über die Achsel angesehen. Er hat zu jeder freieren und tieferen Forschung der Wissenschaften bei uns Bahn gebrochen, und Niemand sei so unbillig, ihm die Verirrungen zu hoch anzurechnen, die bei diesem Geschäfte unvermeidlich waren. Er hat alte böse Geschwüre aufgeschnitten, und nur die Thoren konnten ihn darum anklagen, daß er schmerzlich schnitt.

2. Der Rhein. (Göthes Jugend.)

Nirgends war Herders Einfluß früher, frappanter und in seinen Folgen unberechenbarer, als bei Göthe. Herder lernte ihn in Straßburg kennen, als er dorthin mit dem Prinzen von Eutin kam, und ihr kurzes Zusammensein war von den außerordentlichsten Anregungen für den Mann, der unserer bei allem Aufstreben siechenden Dichtung endlich helfen sollte. Welcherlei Art der Zusammenstoß der Beiden war, in welchem Zustande der ältere den jüngeren traf, wie sich Göthes Jugendleben überhaupt und sein erster Auftritt in der Literatur entwickelte, hat er uns selbst so ausführlich erzählt, daß hier dem Geschichtschreiber kein anderes Verdienst bleibt, als mit offenem Blicke aufzunehmen und wiederzugeben. Denn selbst die Vergleichung seiner individuellen Bildung mit dem Gange der öffentlichen Dinge hat uns der Autobiograph treffend vorgezeichnet, der sich überall innerhalb seiner Zeit sah, die Einwirkungen, die Förderungen, die Hemmungen der Verhältnisse beobachtete, und die seltene Gabe besaß, sich selbst und seine Zeit richtig zu schätzen. Wenn irgend einem Manne jene Einbildung auf den eigenen Genius, die sich den Zeiteinflüssen entnommen wähnt, zu vergeben gewesen wäre, so ist es gewiß Göthe, allein er war völlig frei von dieser Selbsttäuschung, mit der sich z. B. Jean Paul gegen die historische Erklärungsart wehrte, der es Göthen wie eine unlösbare Aufgabe stellte, anzugeben um wie vieles jedes Jahrzehnt ihn geändert habe. Diese Aufgabe hat Göthes Leben, so weit es reicht, mit fast zu großer Genauigkeit in dem Maße gelöst, daß gleichsam jedes einzelnen Jahres, jedes Mannes, jeder Lectüre Einwirkungen nachgewiesen sind. Er, der immer als feiner Barometer den verschiedensten Stand der literarischen Witterung in Deutschland genau

anzeigte, erkannte sich gern in dem Wechselverhältnisse der Einwirkungen, in dem sich mehr und minder jeder Mensch zu seiner Zeit befindet. Er meinte bis ins Endlose könne man die Quellen seiner Bildung verfolgen; nichts wollte er für sich behalten als die Energie und den Willen, die offene Seele, die das Wahre sucht und es sich gern anbildet; er bekannte, „daß, wenn er Alles sagen könnte, was er großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden sei, nicht viel übrig bleiben würde." Dieß Bekenntniß ist in demselben Geiste gemacht, in dem sein Leben geschrieben ist; es lag schon umständlich in seinem Leben; es ehrt den Mann, den seine Nation vergötterte, so sehr, wie es Bacon ehrte, daß er sein Organon eine Frucht der Zeit, nicht individueller Vorzüge nannte; im Großen macht die naive und fast antike Aufrichtigkeit, mit der er hier sein Innerstes aufdeckt, und literarisch selbst die Influenzen entschiedener Gegner oder auch mittelmäßiger Menschen angibt und anerkennt, wieder gut, was im Einzelnen sein Hang zur Mystification und zum Versteckenspielen so oft verdorben hat. Er hat uns in dieser unbefangenen Anschauung seiner selbst und seiner Zeitverhältnisse eine pragmatische Geschichte seiner literarischen Bildung geliefert, die doch in keiner Weise, wie es dem Pragmatiker so leicht ergeht, in eitles Verweilen auf dem Einzelnen verfällt; und wie man an seinem Werther rühmen konnte, daß hier das Widersprechende geleistet, die sentimentalste Materie auf die naivste Weise behandelt war, so kann man an der Selbstbiographie preisen, daß sie, was sich am meisten dem Pragmatismus entzieht, die Entfaltung eines genialen Geistes pragmatisch dargelegt habe. Dieß ist um so höher anzuschlagen, als Göthes künstlerische Natur sonst den Sinn für alles Historische gern verleugnete, wie er denn auch die chronologische Ordnung in der Ausgabe seiner Schriften vermieden und ausdrücklich getadelt hat, die ihm doch, nach der Verfahrungsart in seinem Leben, über Alles hätte gehen müssen. Allein hier schien er eben, wie es dem Selbsterzähler geziemt, aus sich herauszutreten, und sich wie ein fremdes Wesen zu beleuchten, und er lieferte in der geschichtlichen Erklärung der Entstehung seiner Jugendwerke wahre Musterstücke, die ganz geeignet waren, uns zu einer gründlicheren Behandlung der Literargeschichte anzuregen. Wenn ihn bei diesem Geschäfte eine historische Gabe anzufliegen schien, die er sonst weniger besaß, so schien ihn dagegen eine andere dabei

zu verlassen, die ihm vorzüglich eigen war. Er wußte sich sonst so trefflich in andere Zustände zu versetzen, aber dieß gelang ihm hier nicht wieder; er konnte den Ton nicht treffen, den Anstrich nicht finden, der auf seinem Jugendleben lag; er fühlte es selbst, daß seiner Darstellung das Abbild der Fülle und Frische jener Jugend abging, die im Uebermuthe auf ihre Kräfte keine Schranken kannte; es widerspricht gleichsam die Helle der Erzählung dem dunklen Ringen jener Zeiten, die ausschließliche Einsicht in dem beobachtenden Subjecte dem bloßen Gefühlsleben in dem Beobachteten, die scharfe Entwicklung dem Zustande jener Seelen, in denen „das Bild des Unendlichen wühlte", die breite und weiche Redseligkeit bei der Verarbeitung den knappen Quellen, und ihrem zerrissenen stürmischen Ausdruck, den wir in Göthes Briefen aus den 70er und 80er Jahren finden. Als er sein Jugendleben schrieb, war Göthe schon zu sehr ein Anderer geworden; er lebte so innig mit der Natur, und folglich mit der Zeit, daß er stets Schritt haltend mit den Entwickelungen seiner Jahre und seiner Umgebungen jeder neuen Richtung sich so ganz hingab, und jede frühere darüber schroff ablegte. Wie er sich seiner Zustände im Leben entledigte mit seinen Schriften, so seiner Schriften wieder beim Eintritte neuer Zustände des Lebens. So verwarf und verfolgte er später nicht nur den Sinn und Geist, der seine Jugend durchdrang, viel bestimmter, ausgesprochener, und geständiger als Herder that, er wandte sich auch von den reinsten Producten seiner zweiten Periode ab; er vergaß selbst aus einer dritten oder vierten Epoche seinen Divan und wollte sich auf viele seiner Sachen nicht mehr besinnen. Und so kam es, daß er sich wohl des Factischen aus seiner Jugendbildung bei der Ausarbeitung seines Lebens erinnerte, auch die Triebfedern noch kannte und nannte, aber den entsprechenden Ton der Darstellung nicht traf. Leider sind die Originalquellen für diese Jugendzeit zu spärlich, als daß uns der Rückblick dahin könnte hoffen lassen, die geblaßten Farben überall gehörig aufzufrischen.

Joh. Wolfgang Göthe (aus Frankfurt 1749—1832) war, als ihn Herder in Straßburg kennen lernte, noch aufs mannichfaltigste in der alten Zeit befangen, deren ganze Lage ihm zwar ein Gefühl peinlicher Unbefriedigung erregt hatte. Seine Jugendgeschichte schien, wie das Knabenalter Herders, ein glänzendes und

glückliches Talent anzukündigen, aber keineswegs den Mann, der die kühnen Neuerungen in der Literatur am lebhaftesten fördern sollte. In frühen Jahren finden wir an ihm einen Knaben, der sich an der Natur und einsamen Spatziergängen sinnig freut, aber ebensowenig wie Herder einen Zug zu seines Gleichen fühlt; sein Vater entfremdete ihn der Schule und erzog ihn im Hause, und daß ihm auf diese Art der epische Jugendlauf entging, durch den wir uns im Conflicte gleicher Kräfte am besten selbst erziehen, dieß wirkte auf den ganzen Gang seines Lebens nach, da er nie das Bestreben der Massen hat achten lernen, in denen wir uns nur behaglich fühlen, wenn wir von früh auf an ihre Gemeinschaft gewöhnt waren. Geschichte und Epos hat daher Göthen nie in bedeutendem Grade gefesselt, da das Interesse daran nur in einem äußerlich bewegten Jugendleben wurzelt. Wie anregend der siebenjährige Krieg für eine kräftige Stimmung des Knabengeschlechts jener Jahre sein mußte, liegt von selbst nah: für Göthe aber resultirte daraus zunächst nichts, als ein Partheistreit unter den Alten, ein Umgang mit einem französischen Königslieutenant und den Malern, die dieser in seines Vaters Haus beschäftigte; und seine Wärme für Friedrich war so wenig natürlich, daß man ihm in Leipzig den großen König eben so leicht verleiden konnte, wie man ihn von Weiße und Gellert abtrünnig machte. Wie war Winckelmann von seinem Homer, von seinem Cäsar begeistert zu Entschlüssen und Handlungen! wie Herder von seiner Bibel und ihrer schwungreichen Poesie, von Ossian und den scandinavischen Dichtern! wie war in Allen der Haß gegen die französische Nation und Kunst aufgewachsen, ja angeboren — aber Göthen gefiel Virgil besser als Homer, weil sich die Handlung darin abschloß; ihm sprach Ovid vor Allen zu, eine so charakteristische Lectüre für ihn, wie die hebräischen Propheten für den jungen Herder, wie Plautus für Lessing; seine jugendliche Phantasie führte ihn von den Dichtern nicht zu Spiel und gymnastischer Uebung, nicht zu poetischer Nachahmung der Erzählung großer Handlungen, in der sich das Interesse gleich theilt zwischen Stoff und Form; er erzählte Mährchen seinen Gespielen, froher im Gefühle seines Uebergewichts, als in seiner Schöpfung selbst; er flocht ovidische Reminiscenzen in ein französisches Stück ein; er las die Bibel mit ungeheuren raisonnirenden Commentaren; er zerstreute sich in alle

Sprachen, in Kunst, Dichtung, Religion, Recht, Musik und Natur; ihm kam von frühester Zeit an entgegen, was Herder mehr suchte: eine Mannichfaltigkeit des Wissens, in der jeder Andere würde zu Grunde gegangen sein, über die ihn aber seine entschiedne Künstlernatur hinweghob, die überall das Viele zu einigen strebte, und auf nichts mit dem Fleiße weilte, der nach Ergründung mühsam abzielt. Allem, was die Zeiten damals poetisches gebahren, sehen wir den jungen Göthe hingegeben, fast ohne Wahl und Neigung: er hatte von Mosers Daniel und den Patriarchaden angesteckt einen Joseph in Prosa verfertigt; er machte anakreontische Gedichte; er sang geistliche Oden nach Elias Schlegel; er schrieb Gelegenheitsgedichte; und seinem Vater gefiel dieß Poetisiren in Nebenstunden wohl. Beifällig hörte er komische Epopöen, die seine Gesellen Zachariä nacherzählten; er ergötzte sich an Weiße's Opern; er nannte noch in seiner Lebensbeschreibung Günther, den er wohl nie gelesen hatte, einen Poeten im vollen Sinne des Worts; er ging wie Kleist auf die Bilderjagd und machte beschreibende Gedichte; er hatte noch Gellert herzlich lieb, der Lessingen schon **20** Jahre früher langweilte; in Wielands Musarion schien ihm das Antike lebendig zu werden. Professor Clodius und die Frau Böhme in Leipzig waren die ersten, die ihn in Kleidern, Sitten und Büchern zu wählen und zu unterscheiden lehrten, auch sein wunderlicher Freund Behrisch irrte ihn in seinem Geschmacke, aber freilich waren dieß nicht die Leute, die ihm das Verlorene hätten ersetzen, für das Verworfene das Aechte zeigen können; sie bereiteten nur den Boden, den hernach Herder mit Leichtigkeit baute. Alle Kritik ließ den Jüngling trostlos, dem es Bedürfniß war anzuschauen mehr als zu grübeln; weder seine noch Anderer Arbeiten gnügten ihm und zweimal tilgte ein schonungsloses Autodafe seine ersten Versuche hinweg. Seine Urtheilsunsicherheit war ihm peinlich; er sah sich auf dem Scheidewege zweier Epochen, wo eine Wahl getroffen werden sollte, zu der er durchaus keine Anleitung hatte; er sollte bekannte Pfade, auf denen er sich lange gefallen hatte, mit unbekanntem Erfolge gegen neue und fremde vertauschen. Er empfand die Kälte und Oberflächlichkeit des bisher Geleisteten, schon als er die Universität (**1765**) bezog; neben Gellert zu stehen dünkte ihm leer und unzulänglich; von ihm sprach hier und da eine Stimme in zweideutigen Ausdrücken, während ein

einziger Ruhm die Namen Buffon und Linné umstrahlte. Dennoch lockte ihn immer nur die Aussicht auf ein Dichterleben, wie sehr ihn auch Vater, Lehrer und Freunde auf juristische und diplomatische Bahnen zwingen wollten, wie wenig auch das äußere Leben ermuthigend entgegenkam. Der Jüngling fühlte bei seinen ersten Versuchen offenbar schon jene Leere unserer Literatur, zu der der Biograph später vortrefflich die Ursachen angab. Es fehlte unserer Dichtung ein nationaler Gehalt und ein würdiger Stoff, und daß auch der siebenjährige Krieg hier nur stellenweise und dürftig abhalf, spürt sich in Göthe's Darstellung so gut durch, wie in der unseren. Die äußeren Gegenstände waren zu unbedeutend, die Kleinheit des deutschen Lebens zu verächtlich, um einen Genius zu reizen, der sich fühlte; aller Geist, der sich regte, Patriotismus, Satyre, Dichtung, Alles verkrüppelte, weil es sich nicht an großen Objecten groß zog, und wiederholt blickt Göthe im edlen Neide auf England hinüber; er wußte es wohl warum es in Deutschland schwer war ein Shakspeare und Sterne zu werden. War Göthe schon um die Schule, um den kleinen Weltlauf unter der Jugend, um den lebendigen Unterricht in der Geschichte gekommen, so erklärt sichs wohl, daß es ihm nicht gelegen war, die großen Gegenstände in der Ferne des Raumes und der Zeiten zu suchen, die sein zu lebendigen Verhältnissen neigender Sinn in der Nähe bedurfte. Denn ihm machte nach seinem eigenen Geständnisse nichts Vergnügen als was ihn anflog, und Alles, wozu Fleiß gehörte, war seine Sache nicht. Es war ihm angeboren, alle Arten des menschlichen Daseins mit Theilnahme zu umfassen; er fand sich leicht in die Zustände der Anderen, es ward ihm Bedürfniß sie zu suchen; ihn fesselte anfangs jede Bewegung die ihn berührte, die vaterländischen, literarischen, religiösen Interessen zogen ihn an; ein großes Vaterland hätte an ihm einen Dichter gehabt, der das noch weit überragte, was er geworden ist. Wie ihm das öffentliche Leben nichts bot, warf er sich ganz frühe auf die näheren Zustände in seiner Vaterstadt; die mannichfaltigsten Verhältnisse gingen ihm auf, er war aufmerksam auf die Lage der Juden, er trieb sich in Handwerkstätten um, und hinter den Coulissen des Theaters, er hatte auf öffentliche Begebenheiten zu achten und ward in Privatverhältnisse verwickelt, er gefiel sich in dem engen Kreise des Tages, der sonst der Jugend verleidet, er ward eingeweiht in die inneren

Zustände einer großen Stadt, die von dem Krebsfraße der blos materiellen Interessen und der Unsittlichkeit schon in den mittleren Klassen angesteckt war, in einem Alter, in dem man uns sonst diese Erfahrungen noch fern hält. Kein gleichfühlender Freund trat ihm in diesen leicht bestimmbaren Jahren nahe; wie Herder stellte er sich in persönlichem Selbstgefühle über seine untergeordneten Gespielen, indem er sie nicht wie jener meisterte, sondern mit seinen Talenten unterhielt; wie Herder schloß er sich frühe an Aeltere an und das Schicksal kam ihm hier so wenig wie mit den großen Verhältnissen der Außenwelt günstig entgegen. Ueberall fand er sich an abstoßende Naturen gewiesen, deren Bizarrerie ihn doch wieder nicht losließ. Sein umständlicher, ordnungsliebender, regelrechter Vater konnte ihm die Excentricitäten seiner Natur nicht abgewöhnen; die Olenschläger und Huisgen wollten ihn zum Hofmann und zum Menschenfeinde machen, aber er blieb Dichter; sein barocker Freund Behrisch stellte seine geselligen Talente heraus, aber er fiel immer wieder in sein wirres und störrisches Wesen zurück; den Sarkasmen seines Merck war er so vielfach verbunden, aber sie thaten seinem weichen Gemüthe zu wenig wohl. Rechnet man hinzu, daß er, gerade als sein jugendlicher Geist am schönsten anfing aufzublühen, in Wetzlar das Schauspiel der Visitation des Reichskammergerichts erlebte, wo ein großes Gericht wegen der Verbrechen einzelner Assessoren wieder gerichtet ward, so begreift man wohl, wie all dieß in der frühen Zeit, da er seinen ersten Idealen entsagen mußte, da er Verachtung seiner literarischen Muster einsog, ihm schon zugleich Verachtung der Welt und Menschen einflößen mußte. So lange sein ungemein fühlbares Herz jugendlich schlug, war in ihm selbst gegen diese Bedrängnisse der äußeren Welt noch ein Widerstand, der späterhin häufig ermattete: die rein gehaltene Kinderzeit hielt der bösen Gesellschaft die Wage, in die er gerieth als er sich von der Zucht seines Vaters emancipirte; seiner Vielbekanntschaft steuerte seine Einsamkeit und Naturfreude; und dieß Gleichgewicht streitender Wirkungen geht durch Göthes ganzes Leben und Schreiben hindurch. Von der großen Außenwelt unbefriedigt, von der kleinen um ihn her vielfach abgestoßen, blieb dem strebenden Jüngling nichts als Er selbst; es bot ihm früh die innere Welt einen Ersatz für die äußere, die ihm mißhagte; seine inneren Beschäftigungen entschädigen für viele verlorene äußere Thä-

tigkeiten; dem Hiſtoriſchen ſeiner Dichtungen geſellte ſich ſtets ein Pathologiſches hinzu; und wäre dieſer Gegenſtoß gegen den Druck der läſtigen Außenwelt nicht geweſen, ſo hätten wir nicht die ſeelenvollen Dichtungen, die England ſo wenig hätte hervorbringen können, wie Deutſchland Shakſpeares Meiſterwerke. Die Verhältniſſe, die Göthen zuerſt entgegentraten, der Widerſtreit, in dem ſich ſeine Seele gegen die Welt befand, ſpiegelt ſich in ſeinen erſten Werkchen ab, wie in ſeinem Weſen, deſſen Abbild er dort niederlegte. Er gibt ſelbſt an, daß er ſich in Leipzig ſtets aus einem Extrem ins andere warf, ſchwankend zwiſchen ausgelaſſener Luſtigkeit und melancholiſchem Unbehagen, durch Rouſſeauiſche Einflüſſe einer Lebensart hingegeben, die ihm nicht zuſagte, ſtockig und ſtörriſch, durch krankhaften Widerſetzungsgeiſt und wunderliche Launen beſchwerlich; und in welchen Ruf ihn dieſes ſein fahriges nie ruhiges Weſen leicht nach außen ſetzte, merkt man ſowohl aus der Erzählung ſeiner erſten Jugendabentheuer in Frankfurt, als auch daraus, daß in Leipzig der Graf Lindenau dem Hofmeiſter ſeines Sohnes den Umgang mit ihm unterſagte. Ganz in einen ſolchen inneren Zuſtand läßt ſein erſter dramatiſcher Verſuch gleichſam hineinblicken: die Laune des Verliebten. Er nahm darin ſeine Leidenſchaft zum Stoffe, ein geliebtes Weſen mit Grillen und Eiferſüchteleien zu quälen, und er ſchrieb es ſich zur belehrenden Buße, als er damit den lieben Gegenſtand verſcherzt hatte. Die Mitſchuldigen dagegen öffnen uns die Sitten ſeiner verderbten Stadt; ein Stück, in dem Göthe ſelbſt das Peinliche und den Widerſpruch der heiteren Einkleidung mit dem düſteren Inhalte fühlte. In beiden Stücken wird kein Unbefangener die tieferen Beziehungen finden wollen, die Göthe ſpäter hineinlegte; Beide werden im höchſten Grade befremden, wenn man ihren verletzenden und theilweiſe ſelbſt gemeinen Stoff mit dem vergleicht, was von jeher die jugendliche Dichterbegeiſterung ſonſt zuerſt zu wählen pflegt; und beſonders das letztere wird uns bedauern laſſen, daß ein ſo erregliches Gemüth ſchon in ſolchen Jahren „ſchauderhafte Erfahrungen in bürgerlichen Familien ſelbſtthätig erlebte“ und jeden Augenblick von Bankerotten, Eheſcheidungen, verführten Töchtern, Mord, Diebſtahl und Vergiftung hören mußte. Formell laſſen beide Stücke nur von fern ein Streben nach größerer Gefälligkeit durchblicken; noch war kein anderes Muſter da als Leſſings Minna; und Göthes Ver-

trautheit mit Moliere und der französischen Bühne, die er in Frankfurt gesehen hatte, ließ noch den französischen Anstrich und die Farbe der alten Zeit zurück, der er zu entwachsen strebte. Wie wenig aber ein Stoff, wie der der Mitschuldigen ihn selbst erbaut haben mochte, scheint eben jener Zwiespalt zu sagen, mit der hier traurige Gegenstände lustig behandelt, oder auch ein bitterer Ernst in ein Lustspiel getragen wird; und Göthe selbst scheint es anzudeuten, indem er versichert, daß er ähnliche heitere und günstigere Motive versäumt habe zu behandeln, weil er immer zu seinem eigenen Herzen zurückgekehrt sei. Er sei nicht ermüdet, „über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden könne. Hier suchte er Alles, was ihn quälte, in einem Reime oder in epigrammatisch zugeschnittenen Liedchen los zu werden, die sich auf die eigensten Gefühle und die besondersten Umstände bezogen und zunächst nur ihn selbst interessiren konnten."

Diesen realistischen Grund hat Göthes ganze Poesie. Er sagte es selbst, daß alle seine Dichtungen Bruchstücke eines Lebensbekenntnisses seien, die seine Biographie ergänzen sollte, und es ist kein Wunder, daß man bei uns seine Persönlichkeit bald höher hielt als seine Werke, und diese blos als einen Commentar zu jener las; kein Wunder auch, daß für so viele seiner Producte das materialistische Interesse vorwaltete, weil eine natürliche Neugierde den Schleier zu lüften strebte, mit dem die Dichtung die Wirklichkeit verhängte. Der von der Außenwelt unbefriedigte Mann griff in seinen eigenen Busen zurück, wenn er ein Thema seines Gesangs suchte; selbst wo ihn wie im Götz und Egmont ein außerhalb Gelegenes aufforderte, mischte sich das Individuelle und Pathologische hinein und überdeckte das Historische und von außen Empfangene; den Höhepunkt seiner Leistungen bilden jene Dramen, in denen er die inneren Kämpfe schildert, die ihn in der gährenden Zeit unserer literarischen Revolution bewegten. Nicht Göthe allein, auch die ganze Zeit war gesättigt an jenen anakreontischen Liedern, jenen Fabeln, jenen Bardengesängen, jenen Idyllen, an allen den Gattungen, die uns in gemachten Situationen, in leblosen Gefühlen, in fremden Zuständen umtrieben; es war die Zeit gekommen, wo

Klopstocks poetisches Evangelium durchgreifen sollte: daß uns selbst das bewegen müsse, wovon wir singen wollten. Göthe war in seiner Jugend ganz dieses Glaubens, nicht die Lectüre und die Alten sollten uns zum Dichter, nicht die Imagination bei kaltem Herzen zur Nachahmung treiben, sondern die Natur und die volle Brust uns zum Gesange treiben, wie den Vogel in der Luft. In diesem Sinne ist jene Stelle im Götz geschrieben: das mache den Dichter, von einem Gegenstande ganz erfüllt zu sein. Sollte ihn etwas zur Production reizen, so bedurfte er eine wahre Unterlage, unmittelbare Anschauung und Erfahrung, einen Gegenstand, der die Sphäre seines Lebens und Empfindens berührte. In diesem Sinne schrieb er zuerst seine Gedichtchen, deren aus der frühesten Zeit eine kleine Zahl unter dem Namen blos des Componisten Breitkopf (Neue Lieder 1768) übrig geblieben sind; und mit ihnen „begann die Richtung, von der Göthe nie abweichen konnte, das, was ihn freute oder quälte oder beschäftigte in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit sich abzuschließen." Diese unbedeutend klingenden Worte scheinen uns zu sagen, was Göthen zu dem wahren Dichter machte, den wir vorher vergebens in Deutschland erwarteten und suchten. Es ist wohl wahr, daß jeder andere Dichter auch zunächst nach Stoffen greifen wird, die ihn bewegen und beschäftigen, nicht jeder andere wird aber jedesmal so tief in und so hoch über Dem stehen, was ihn bewegt und was er besingt, als es diese Stelle zu sagen scheint. Nicht jeder wird seine innere Bewegung immer, wie Göthe wiederholt sagt, als eine Qual empfinden, und so die Bürgschaft mitbringen, daß der Gegenstand seines Interesses die menschliche Natur mächtig zu ergreifen wirklich fähig ist, daß er jenen inneren Gehalt habe, den Göthe ganz vortrefflich den Anfang und das Ende der Kunst nannte. Auch Wieland, auch die Freundschaftsdichter und Epistolographen, dichteten, was sie lebten, aber sie spielten mit ihrer Empfindung, geschweige, daß die Empfindung sie quälte. Wenn diese oberflächlich bewegt, ihrer Gefühle allzusehr Herr waren, so war Klopstock auf der Gegenseite allzusehr von ihnen beherrscht, zu tief von ihnen erschüttert. Dieser stand mitten in der Empfindung gefangen, von der er dichtete, aber Göthe war am Rande der durchlebten Erfahrung und zum Abschluß fertig, zur Bewältigung geschickt, ehe er zu Werke schritt. Ihm war vorherrschend die Gabe der Einbildungskraft eigen, die allein

den Dichter macht, und an der die anderen Alle nur ein bescheidenes Theil hatten: eine Gabe, die treibend und hemmend auf die Empfindungen wirkt, bald geschäftig, herrschende Gefühle unendlich zu steigern, eine wirkliche Qual mit Vorspiegelungen zu mehren, bald aber auch den Uebergang von Empfindung zu Reflexion an die Hand gebend, indem sie lehrt, im Uebermaße der inneren Bewegungen uns aus uns selbst zu setzen, uns zu vergleichen und zu beruhigen. Dieser Gabe ist die Kraft uns selbst zu theilen wesentlich eigen; sie lehrt uns mitten in der Leidenschaft uns zu fassen, die sie selbst erst in uns mehr entzündet hat; sie treibt uns zu Extremen und lehrt uns von ihnen zurückzukehren; sie scheidet uns, wo uns innere Kämpfe grade ganz und völlig auf Einen Punkt zu reißen scheinen, von uns selbst; sie trennt uns von den Objecten, zu denen sie uns hinzog; sie liegt auf der gefährlichen Scheide von Gefühl und Reflexion, von Instinct und Bewußtsein, und auf dieser ἀκμη war es daher den Alten so leicht zu weilen, bei denen innerhalb eines großen Volkslebens, das ganz Allgemeingefühl war, der Einzelne sich zu freiem Bewußtsein ausbildete, während es uns unendlich schwer wird auf jener Messerschärfe zu schaukeln, da wir unter lauter willkührlich bewegten Individuen kaum einzeln einmal zur reinen Natur und einem gesunden Lebenstacte zurück gelangen. Daher hat auch für uns diese Kraft, wo wir sie so thätig sehen wie in Göthe, etwas Dämonisches und Furchtbares, weil wir überall in ihr die Ueberlegenheit des Bewußtseins voraussetzen und voransehen, überall also das kältere und freie Beherrschen der Dinge fürchten, dessen vortheilhaften Einfluß auf die Kunstwerke des Dichters wir nicht verstehen, dessen unheimliche Anwendung auf die Handlungen und Ansichten des Menschen uns dagegen auch schon in der Vorstellung abschreckt. Denn diese Gabe wirkt in Kunst und Leben, und ist dem Dichter und Weltmann eigen; Dichter und Weltmann liegen sich auch in der Natur der Dinge keineswegs so gegenüber, wie die damalige Jugend, Klinger und Göthe, sie liegen sahen: und wer sich über die Vereinigung des Diplomaten und des Poeten in Göthe wundert, dem wollen wir anzudeuten suchen, wie beide Eigenschaften auf jene Eine Anlage zurückweisen. Wenn wir Göthes Leben durchlaufen, so haben wir zahllose Situationen, die uns, je nachdem wir sie betrachten, eben so lebhaft die entschiedene Künstlerbestimmung in ihm darlegen, als sie uns die überlegenen

und gefährlichen Eigenschaften des moralischen Menschen aufhüllen. Wir sehen ihn jeden Gegenstand, jede Beschäftigung, Wissenschaft und Lebensverhältnisse mit derselben poetischen Kraft bewältigen, mit der er seine innersten Regungen bändigt. Schon jenes Altaropfer des Knaben schien es zu verkündigen, daß er seine Religion bald in den Dienst seiner dichterischen Kräfte bringen würde; er hielt die Philosophie, gegen die er sich all sein Leben wehrte, in Religion und Poesie begriffen, und auch seine Religion war ihm wieder in der Dichtung enthalten. Später nahte er sich den Naturwissenschaften mit jenem künstlerischen Bestreben, in die Mannichfaltigkeit typische Einheit zu bringen. Ganz frühe entwarf er um sich in sechs bis sieben Sprachen zu üben und die Langweiligkeit der Grammatik zu versüßen, einen Roman in Briefen verschiedener Geschwister, die aus verschiedenen Gegenden in verschiedenen Sprachen schreiben. Allen äußeren Erscheinungen gegenüber lagerte er sich als ruhiger Beobachter: „wenn es draußen noch so wunderlich und wild herging unter der Zerstreuung des Lebens und der Zerstückelung des Lernens, so umgab ihn Frieden.“ Der Krönungsact wird ihm sogleich eine geordnete Erzählung für eine bestimmte Persönlichkeit: „diese mannichfaltige Welt machte also sogleich einen sehr einfachen Eindruck auf ihn.“ Eine Szene auf seiner italienischen Reise in Malsesina, die ihm Verhaftung und Unannehmlichkeit drohte, und jeden Andern gleich anfangs empört hätte, verwandelte sich vor seiner Einbildung in eine komische Szene auf dem Theater und machte ihm den heitersten Eindruck. Alle Personen seiner Bekanntschaft wurden ihm gegenständlich, um gelegentlich seinen Dramen einverleibt zu werden; allen auch gemeinen Gegenständen die poetische Seite abzugewinnen war ihm leicht und natürlich; Oesers Kupferstiche, eine schöne Gegend, eine leidige Erfahrung, Alles regte das poetische Genie in ihm an, und er fühlte sich, das Gelegenheitsgedicht aus der tiefsten Versunkenheit wieder retten und ihm zu seiner verlorenen Würde helfen zu können. Sobald er in die Wohnung seines gastlichen Schusters in Dresden tritt, sieht er Bilder von Ostade und Schalken; wie er mit dem Pfarrhaus in Sesenheim bekannt wird, sieht er sich in dem Kreise des Vicars von Wakefield; eine rohe Studentenversammlung, die seinem Merck den Humor verdarb, gab ihm Masken zu seinen Fastnachtsspielen; seine einsamen Reflexionen sogar brachte er in dialogische Selbstgespräche.

Wie bei ſolchen Operationen der Seele Gefühl und Einbildung in einanderſpielt, ſieht man leicht und wie der Charakter dabei leiden kann, iſt eben ſo klar, wie, daß die poetiſche Anſchauung außerordentlich dabei gefördert werden muß. Unſer Dichter lebt einen gegebenen Zuſtand im blinden Zuge nach dem Naturtriebe ſo aus, daß der Anſtoß an die Convenienz unvermeidlich, und mit dieſem das ſchmerzliche Erwachen des Bewußtſeins nothwendig iſt. Der gewöhnliche Menſch fügt ſich dann den beſtehenden Verhältniſſen und trifft mit ihnen ein bitteres Abkommen auf Unkoſten ſeiner natürlichen Empfindung; der Dichter, um mit der Erkenntniß nicht das Leben aufgeben zu müſſen, flüchtet ſeine natürlichen Empfindungen in das Reich der Poeſie, und ſcheidet ſich von der Wirklichkeit; er wirft dadurch die lebendigen Verhältniſſe in ſolche Ferne, daß dieſe Objectivität ſeiner Kunſt im höchſten Grade dienlich ſein muß, aber in geſelliger Beziehung wird er freilich als ein Gegner der beſtehenden Ordnung erſcheinen müſſen, der ſich kalt, ironiſch, egoiſtiſch von den gemeinen Verhältniſſen losſagt. Wo daher Göthe im Anfange, nach ſeinem charakteriſtiſchen Ausdrucke, ſich gewiſſe Zuſtände vom Halſe ſchafft, bauten ſich auf dieſem Acte ſeine trefflichſten Dichtungen auf; als er ſpäterhin den Hofmann ſpielte und mit den Dingen ſich ſetzte, ehe er ſie noch recht ergriffen hatte, verlor er ſeine Künſtlergabe in dem Maße, als er an diplomatiſchem Talente gewann. Daß in jener Gabe, die Dinge innerlichſt zu genießen und doch in objective Ferne zu ſtellen, des Dichters wahre Kraft liegt, wußte Göthe ſelbſt. Er liebte Goldſmith's Vicar von Wakefield darum beſonders ſo ſehr, weil er ſich in Uebereinſtimmung „mit jener ironiſchen Geſinnung fühlte, die ſich über die Gegenſtände, Glück und Unglück, Gutes und Böſes, Leben und Tod erhebt, und ſo zum Beſitz einer wahrhaft poetiſchen Welt gelangt.“ Dieſe Scheidekunſt iſt immer eine dämoniſche Gabe, nicht nothwendig die eines böſen Dämon. Der Dichter kann ſie ſo wenig entbehren, wie der Politiker und Weltmann, bei beiden aber verlangt man, daß ein reines Gefühl ſie anſtößt, und ein ehrenhafter Charakter unſchädlich lenkt. Göthen iſt oft der Vorwurf gemacht worden, den man ſonſt nur Staatsmännern machen hört, daß er die Menſchen nur wie ſächliche Gegenſtände behandelt, benutzt und geſchätzt habe; Verkleidungen und Rollenſpielen hat er im Kleinen und Großen, im natürlichen und

figürlichen Sinne immer geliebt; er hat das Talent des Schauspielers und des Diplomaten vereint, das uns bei jenem, auf die Kunst gerichtet entzückt, bei ihm und dem andern, wo es sich auf die Menschen bezieht, erschreckt.. Wie verschieden diese zugleich reizende und unheimliche Anlage wirkt, wie verschieden sie von anderen Seiten durch andere Menschen betrachtet werden kann, wollen wir an einem Beispiele versinnlichen, das leicht für alle anderen stehen kann. Wie Göthe Italien gesehen hat, wie es ihn förderte, wie er den Zauber seines südlichen Klima's, die Reste seiner Alterthümer und Kunst, die Merkwürdigkeiten seiner Natur ausgebeutet und für seine künstlerische Bildung benutzt hat, hat W. von Humboldt in einem besonderen Aufsatze auseinandergesetzt, durchweg freudig gestimmt über die Erfolge dieser Reise, weil er nur die ästhetische Seite betrachtete, und alles Schöne und Große der Göthischen Poesie auf diesem Boden aufgeschossen sah. Aber Niebuhr sah diese nämliche Reise mit ganz anderen Augen an [160]). Ihm war es gräßlich, daß Göthe dieß Land nur als eine Ergötzung für sich betrachtete, überall nichts sah, als was zu einer unendlichen Decoration des erbärmlichen Lebens gehört, Alles Große vornehm beschaute und wo es von dem Entgegengesetzten verdrängt ist, sich an der komischen Seite dieses Letzteren ergötzte. Er fügte vortrefflich hinzu, daß er selbst in das andere Extrem gehe, daß sein politisch historischer Sinn sich schon bei dem befriedige, wofür Göthe keinen Sinn hat, daß er unter freien Bauern, die eine Geschichte haben, vergnügt leben könne, ohne die Kunst zu vermissen; er behauptete aber, daß ein ächter und sicherer Kunstsinn ohne den historischen nicht sein kann, weil die Künste nichts Abgesondertes sind. Und in der That ist diese scharfe Widersetzung völlig gerechtfertigt, wenn man das Extrem der menschlichen Kälte in Göthe gewahrt, die von der künstlerischen Wärme gleichsam hervorgerufen scheint. Er sagt im Leben Winckelmanns, er kenne nur zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna von Rom anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wolle, denn nur bei einer so göttlichen Anarchie und himmlischen Wüstenei hätten die Schatten Platz, deren Einer mehr werth sei, als dieß

160) Briefe. II, 289.

ganze Geschlecht. Dieser Satz mag leicht eine unbedachte Künstlernatur enthusiasmiren; ein Mann von historisch-politischem Sinne aber, der gerne lebende Geschlechter um sich sähe, die es mit den Ahnen, geschweige mit deren Schatten, aufnähmen, wird davor schaudern, ein elend gedrücktes Volk nur als Staffage einer trümmervollen Gegend betrachten zu wollen und behandelt zu wünschen.

Damit unsere Leser den Faden nicht verlieren, so wiederholen wir, daß auf Göthes Erziehung und Schule, so wie auf seinen frühesten Productionen, die uns übrig geblieben sind, der Druck der Zeit, der kleinen Verhältnisse, der engen Literatur sichtbar lastete, daß aber sein Dichterberuf gleich in den Symptomen seiner frühesten Entwicklung ganz entschieden vortrat und erwarten ließ, er werde bei jeder größeren Anregung die Bürde der alten Zeit abzuwerfen trachten. Er hatte schon als Knabe aus den Poeten des alten Schlags Klopstock wohl herausgefunden; in Leipzig fing ihm das schöne Naturell Wielands aufzugehen an; er ließ dort Gellert und die Aehnlichen fallen. Aber noch war er ganz rathlos, den Wirren der literarischen Kritik gegenüber, und man merkt aus seiner späteren Darstellung genau, wie ein einziges Muster, wie Lessings Minna, wie ein Aufsatz seines Landsmannes Joh. Georg Schlosser ihm über alle Regel gilt, ihn beruhigt und ermuntert. Er hatte die glückliche Gabe der Gläubigkeit, die der Jugend heutzutage abgeht, sonst aber natürlich ist: er ließ das Schöne auf sich wirken, ohne sich den Genuß durch Grübeln und Untersuchen zu verkümmern, durch verständiges Urtheilen zu verleiden. Und so war es natürlich, daß das Kunstwerk ihn mehr reizte, als die Kritik, und was ihn als Kritik anziehen sollte, mußte die Geschlossenheit eines Kunstwerks an sich tragen. Daher war Lessings Laocoon offenbar das erste Buch dieser Art, was ihn neben Winckelmanns Kunstgeschichte fesselte, und was ihm eine höhere Aussicht in diesem Gebiete darbot, so lange er für seine anschauende Natur noch immer die würdigen Gegenstände vermißte. „Wie vor einem Blitze erleuchteten sich ihm alle Folgen des herrlichen Gedankens, der die bildenden und Redekünste schied, alle bisherige Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen und man hielt sich von allem Uebel erlöst.“ Nicht ohne einen Seitenblick auf Herder, der an dem hohen Sinne markte und mäkelte, gibt Göthe

an, daß dieses Buch, so sehr im rechten Augenblick erschienen, seine volle Wirksamkeit auf ihn geübt, daß er sich ganze Epochen seines Lebens liebevoll damit beschäftigt und sich eines überschwenglichen Wachsthums erfreut habe. Diese Lectüre ward die nächste Veranlassung, daß Göthe nach Dresden ging, und dort die Kunstschätze kennen lernte, die ihm eine andere Welt öffneten, als er bisher bei Oeser oder seinen Frankfurter und Darmstädter Malern hatte kennen lernen. So öffnete sich ihm im Gebiete des Gedankens durch Lessing, im Felde der Kunstgeschichte durch Winckelmann, in der plastischen Kunst durch jene Gallerie, wie in den Naturwissenschaften durch Büffon ein großartiger Gesichtskreis, auf einer Höhe, wohin ihn kein Dichter seiner Umgebung, es sei denn Klopstock gewesen, in dem Gebiete geführt hatte, das ihm vor Allem theuer war. Es begreift sich daher wohl, daß er sich an Alles klammerte, was ihm eine Aussicht auf diese Höhe zu gelangen darbot; daß er verzagte in seiner Hülflosigkeit, in der ihm Niemand Anleitung geben konnte. Er sollte nun von Leipzig nach Hause zurückkehren, und fühlte, daß er vor seinem Vater nicht bestehen würde; er that diesem nicht in der Rechtswissenschaft genug, und sich selbst nicht in dem, was ihm am Herzen lag: dazu hatte seine excentrische Lebensweise ihn kränkelnd gemacht. In Frankfurt (1768) kam er in diesem Zustande in Verbindung mit Fräulein von Klettenberg (derselben, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Geständnisse einer schönen Seele im Meister entstanden), die, wie so viele Frauen, aus Krankheit pietistischen und herrnhutischen Principien nachhing, und nach Universalmitteln für ihre Körper- und Seelenleiden suchte. Durch sie ward Göthe auf Hamann aufmerksam; er kam durch sie in Verbindung mit Herrnhutern und sagte selbst, es würde diesen damals leicht gewesen sein ihn zu dem ihrigen zu machen; er stellte mit ihr alchymistische Operationen an, las mit ihr Welling, Theophrast, Helmont und Starkey, bildete sich aus diesen Beschäftigungen mit Kirchengeschichte, Magie und Philosophie ein eigenes System der Religion, das aber sogleich poetisch gestaltet eine Art Kosmopöie ward; noch späterhin gerieth er über den mosaischen Büchern auf die wunderlichsten Grillen, er glaubte z. B. gefunden zu haben, daß nicht die zehn Gebote auf den Tafeln gestanden, und seine Disputation über diesen Gegenstand, die mit Ernst bewies, es seien auf diese Tafeln

die zehn Grundgeſetze der Eigenthümlichkeit des iſraelitiſchen Volks geſchrieben geweſen, wollte Niebuhr geleſen haben. Dieſe auffallende Sympathie mit dem Myſtiſchen und Myſteriöſen, dieſe Toleranz gegen die magiſchen Künſte und jede Schwärmerei, ſteckte in jener Zeit, wo ſie epidemiſch war, alle ſtrebenden Köpfe an, und Jung, Herder und Lavater ſind hier nur zeitweiſe und ſtufenweiſe von Claudius, Göthe, Forſter und Anderen verſchieden. Forſter, der von 1779—83 in Verbindung mit Geheimorden in Caſſel den Stein der Weiſen ſuchte, gibt uns gelegentlich zu verſtehen, wie viel bei dieſen Thätigkeiten poetiſche Selbſttäuſchung mitwirkte. Er wünſchte, ſein nüchterner Freund Lichtenberg möchte auch ein wenig ſchwärmen; er finde es ſo liebenswürdig zu ſchwärmen *ſo lange man ſich deſſen bewußt iſt*: nur über dieſe Grenze hinausgehend phantaſire man im hitzigen Fieber. Und ſo deutet auch Göthe an, daß ihn in ſeinen kabbaliſtiſchen Studien nichts reizte, als die phantaſtiſchen Verknüpfungen, in denen man hier die Natur darſtellte, und daß er nichts davon trug, als die „Terminologie, in der man etwas, wo nicht zu verſtehen, doch zu ſagen glaubte.“ Daß auch dieſe Beſchäftigungen Göthes nicht zu großer Befriedigung führen würden, war zu erwarten, und daß er kein gutes Gewiſſen dabei hatte, bezeugt, daß er ſie in Straßburg, wohin er ſich jetzt begab, vor Herdern ſorgfältig verbarg.

Denn dieſer war es, der hier die Nebel vor ſeinen Augen zertheilte. So vieles, was in Göthe nur erſt als dunkle Ahnung lag, war in dem fünf Jahre älteren Herder, beſonders durch den Anſtoß jener Seereiſe ſchon klar und reif geworden. Jener Sturm gegen alle abſtruſe Schulgelehrſamkeit und Compendienwiſſenſchaft, jener Drang nach der Entwicklung des Menſchen und aller ſeiner Kräfte, die mit Logik und Metaphyſik nicht gebildet werden, jene Emancipation der Empfindung und Leidenſchaft, Alles was Göthe nur kaum ſchmerzlich vermißte, das hatte Herder gerade jetzt im freudigſten Beſitze, und theilte es freigebig aus. Noch war Göthe bisher in lauter ſolche Kreiſe gerathen, wo das „Geltenlaſſen, Schönthun, Loben und Tragen“ herrſchte, wie es die Zeit der anakreontiſchen Dichter und der Bremer Beiträge gewohnt war, jetzt traf er mit Herder zuſammen, der all das Schelten und Schimpfen, was er von Hamann hatte erdulden müſſen, an ſeinen jungen Freunden wieder ausließ, und daher den Beinamen des Dechanten

(Swift) trug. Er bestürmte die „Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, den Stolz und Hochmuth, der in Göthe liegen mochte"; dieser kam ihm zutraulich und mit einer unersättlichen Wißbegierde entgegen, und ehe noch das Abstoßende, was Herder für ihn hatte, wirkte, hatte ihn seine anregende Kraft schon gefangen genommen. Er verleidete ihm die kleinlichen Vergnügungen und Liebhabereien, die er von seinem Vater überkommen hatte, er verwarf ihm das Interesse an seinen Siegelsammlungen u. dergl., er machte es lächerlich. Er imponirte ihm mit seinen Kenntnissen und Einsichten, riß ihn auf seine großen Standpunkte mit, und flößte ihm das Selbstvertrauen ein, das bald an die Stelle von Göthes blödem Zögern treten sollte. Dieses Vertrauen zu wecken, die eigenen Kräfte in sich hervorzurufen, den Wetteifer zu schärfen, half gewiß das Mißbehagen vortrefflich mit, das ihm Herders ewige Unzufriedenheit und bitterer Tadel, seine Spottsucht und Sarkasmen anregten. Seine bedeutenden Gespräche, seine neuen Ansichten förderten ihn stündlich; aus den dunklen Regionen heraus, in die ihn seine mystisch-religiösen und chemischen Beschäftigungen in Frankfurt geführt hatten, aus dem engen und abgezirkelten Wesen, das er sich in Leipzig angewöhnt, riß ihn Herder in die literarische Welt, die ihm fremd geblieben war, und deren aufstrebende Bewegung ihm jetzt anfing, die mangelnden Anregungen der politischen Welt einigermaßen zu ersetzen. Die „Gährung in diesem Geiste, dieses eingehüllte Streben" mußte einem Menschen wie Göthe einen grundtiefen Eindruck zurücklassen. Alles, was Herder im Laufe seines Lebens ausführte, fand Göthe, als er sein Leben schrieb, in der Fülle der wenigen Wochen, die sie zusammenlebten, angedeutet! und wäre Herder methodischer gewesen, hätte er eben so gut zu leiten als anzuregen gewußt, so würde er, wie er meinte, auch für eine dauerhafte Richtung seiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden haben. Dann aber hätte Herder den lenksamen Jüngling gewiß auf Seitenwege geführt, die nun vermieden wurden, da seine Einflüsse blos negativ waren. Er stürzte ihm seine dichterischen Ideale, „zerriß den Vorhang, der Göthen die Armuth der deutschen Literatur bedeckte, zerstörte mit Grausamkeit so manches Vorurtheil; an dem vaterländischen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Sternschnuppen behandelte; ja was Göthe von sich selbst hoffen

und wähnen konnte, verkümmerte er ihm so, daß er an seinen Fähigkeiten zu verzweifeln begann. Zu gleicher Zeit aber riß er ihn auf den herrlich breiten Weg, den er selbst zu durchwandern geneigt war, machte ihn auf Swift und Hamann aufmerksam, und schüttelte ihn kräftiger auf als er ihn gebeugt hatte." Die Poesie zeigte ihm Herder von der neuen Seite, die wir nun schon kennen. Das Lieblingsbuch seiner Jugend, die Bibel, mußte Göthe durch ihn in einem ganz neuen Lichte sehen; er lernte durch den Blick auf die Natur und Volksdichtung, „daß die Poesie eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen gebildeten Männer." Seinen Ovid suchte ihm Herder zu verleiden, an dem er keine unmittelbare Wahrheit fand; der Vicar von Wakefield wurde ihm durch Herder bekannt, und dieser lenkte dabei sein Urtheil auf das formale Verdienst des Kunstwerkes von dem stoffartigen Empfängniß ab, wie es Göthe später so nachdrücklich bei Anderen that. Auch Shakspeare ward in ihrem Kreise viel besprochen und überhaupt eine unendliche Masse von Ideen in Fluß gebracht; und wohl durfte Herder, als er Straßburg verließ, sich der guten Eindrücke rühmen, die er, und zwar mit Vorwürfen, auf Göthe gemacht habe, den er damals „leicht und spatzenmäßig" nannte. Dieß waren eigentlich die ersten Anstöße zu dem ungemein regen persönlichen Verkehre, der jetzt bald längs des Rheins unter den Literaten aufleben sollte. Jung Stilling befand sich hier, der sich von Herdern förmlich exaltiren ließ; Lerse, dem Göthe im Götz ein Denkmal setzte; Wagner und Lenz, die zu Göthes nächsten Anhängern und Schülern gehörten. Wie hinreißend die Einflüsse Herders in diesem Kreise waren, zeige Göthes Schriftchen über deutsche Baukunst, das in den Blättern von deutscher Art und Kunst neben den obenerwähnten Aufsätzen Herders wieder abgedruckt ward. Göthe war von Jugend auf mit Vorurtheilen gegen die gothische Kunst aufgewachsen; er legte sie vor dem Münster in Straßburg ab; aber dieß war so wenig Ueberzeugung, daß gleich nach seiner Entfernung von dort der Gypsabguß eines Capitäls der Rotonde, den er in Mannheim sah, seinen Glauben an die nordische Baukunst schon wieder erschütterte. Mit Mühe war Göthe später zu überreden, dieß Blättchen unter seine Werke aufzunehmen, und er erinnerte sich kaum des Zustands, in dem er zu diesem Enthusiasmus gebracht ward. Hier ist ihm Erwin ein Heiliger, hier wird die charakteri-

ſtiſche Kunſt für die einzig wahre erklärt, was er ſpäter verſpottete; hier lacht er der Franzoſen, die nichts als die Alten anerkennen wollten. Nach Hamanns Manier hüllte er ſeine einfachen Sätze in ſeltſame Worte und Phraſen, und es klingt ganz in Herders Sturm- und Drangſtyl, wenn er ſeinen franzöſiſchen Kenner anfährt: „Was ſoll uns das, daß der erſte Menſch vier Stämme einrammelte, vier Stangen quer darüber verband und Aeſte und Moos darauf deckte? Und es iſt noch dazu falſch, daß deine Hütte die erſtgeborne der Welt ſei. Zwei an ihrem Gipfel ſich kreuzende Stangen vorn, zwei hinten, und eine querüber zum Firſt, iſt und bleibt eine weit primävere Erfindung, von der du nicht einmal ein Principium für deine Schweinſtälle abſtrahiren könnteſt.“ Mit dieſem gothiſchen Geſchmacke hängt das Wegwenden vom franzöſiſchen, das Wohlgefallen an der niederländiſchen Malerſchule, und die Hinneigung zu Shakſpeare eng zuſammen. Straßburg war der rechte Ort des Streits der franzöſiſchen und deutſchen Literaturtendenzen; in dem jungen Kreiſe war der Zug zum Vaterland, zur Jugend und Natur entſchieden. Die franzöſiſche Literatur ſchien ihnen bejahrt und welk; ein Buch wie das **système de la nature** kam ihnen grau, cimmeriſch, todtenhaft vor; ein Mann wie Voltaire erſchien als ein altes eigenwilliges Kind und war Göthen beſonders durch ſein Bekämpfen der Bibel fatal; alle Metaphyſik verleidete ihnen; ſie ſuchten nach Erfahrung, Leben und Dichtung. Rouſſeau und Diderot ſelbſt drängten von allem Verwickelten zum Einfachen, von Kunſt zur Natur zurück; ſie ſahen in Straßburg den Schauſpieler Aufresne, der gegen den hergebrachten Styl und deſſen Vertreter Le Cain Oppoſition machte. In Göthes Geſellſchaft ſollte nichts gelten als Wahrheit, Natur, aufrichtige Empfindung, Gradheit, Derbheit, und was man Alles als deutſche Art hinzufügen könnte. Für dieſe Richtung gab Shakſpeare die ächte Nahrung. Dodds **beauties of Shakspeare** hatten Göthe zuerſt mit ihm bekannt gemacht; dann gab Leſſing das Signal, Wielands Ueberſetzung erſchien und ward verſchlungen und den Freunden empfohlen; bald war die Societät ſhakſpearefeſt, ahmte ſeine Redeweiſe und ſeine **quibbles** nach, verſenkte ſich in die Natur des Clown, gefiel ſich an ſeinen Abſurditäten vor Allem und nährte auf jede Weiſe ihren Muthwillen. Göthe war hierin voran; der verwandte Genius in ihm regte bei dieſen Flügen des Meiſters die Fittiche, er geſtand es frei, daß er

ſich mit ihm zu verſuchen denke, und die Wagner und Lenz machten dieß nach. Lenz beſonders ſchien ihnen ganz der Mann, die Ausſchweifung des Shakſpeareſchen Genius nachzubilden und Göthe verweiſt, um in die Unterhaltungen und Anſichten der Geſellſchaft zu verſetzen, außer Herders Aufſätzen, beſonders auf Lenzens Anmerkungen übers Theater. Hier wird Shakſpeare als der kühnſte Genius beſtaunt, der Erde und Himmel aufwühlt, um Ausdrücke zu den ihm zuſtrömenden Gedanken zu finden, deſſen Figuren vom König bis zum Pöbel überall, auch unter dem Reifrocke, Menſchen ſeien, die warmes Blut im ſchlagenden Herzen trügen, und kitzelnder Galle in ſchalkhaften Scherzen Luft machten, keine Vapeurs kennten, nicht in müſſigen Formularen hinſtürben, nichts von dem tödtenden Wohlſtand wüßten! Nach Shakſpeares Beiſpiele, ſo wird in jener formloſen, hier lächerlich übertriebenen Sprachweiſe Herders gelehrt, ſoll das Individuelle im Schauſpiel domininen; der charakteriſtiſche und Carricaturmaler gilt zehnmal höher als der idealiſche. Alles, was Ariſtoteles ſagt, iſt nichts; die Handlungen ſind in der Tragödie um der Perſon willen da; hier gilt der Grundſatz: **fabula est una si circa unum sit.**

Wenn Göthe unter dieſen Aufregungen ſogleich producirt und ſeine Producte publicirt hätte, ſo würde ſein erſtes Werk, ſein Götz von Berlichingen, von den dramatiſchen Verſuchen ſeiner Freunde Wagner, Lenz und Klinger nicht ſo außerordentlich abſtechen; ſchon der erſte Entwurf, der im Nachlaſſe bekannt geworden iſt, zeigt dieß deutlich. Allein die nüchterne Erziehung, die lange Unentſchiedenheit, das Mißtrauen gegen ſich ſelbſt wirkte bei ihm hemmend, und dieß zeichnet ihn eben vor jenen jungen Männern aus, daß er über dem blinden Productionstrieb Wache hielt, daß er ſich zwar des Hervorbringens freute, aber nicht des Hervorgebrachten, daß er ſich gymnaſtiſch übte, ehe er auf den Kampfplatz trat. Er nöthigte, nach dem allgemeinen Hange aller damaligen Dichterklubbs, Alles zum Produciren, was ihm nur irgend Talent zeigte, er ſelbſt aber hielt zurück. Er theilte die ultranaturaliſtiſchen Anſichten ſeiner Freunde in Bezug auf die Kunſt nur in ſo fern, als er ſeinem vielſeitigen Weſen nach einmal vorübergehend ſich auch dieſer Richtung hingab; der gothiſche Geſchmack, in dem ſein Götz, und nachher die Stücke, die in dieſen Zeiten ſchon Wurzel faßten, Egmont und Fauſt, geſchrieben ſind, lag bei ihm nur dem klaſſiſchen

zur Seite. Die Opposition gegen alles Einseitige und Extreme, gegen alles Ueberschwengliche und Excentrische, die in Göthes Natur lag, fand bei ihm neue Nahrung, als er von Straßburg weg nach Frankfurt zurückkehrte, und hier in einen andern Kreis von Bekannten kam, die ganz anderer Art waren als die Straßburger. Sein Landsmann und späterer Schwager Joh. Georg Schlosser (1739—99) war ihm schon in Leipzig vorübergegangen; jetzt fand er ihn in Frankfurt wieder. Er participirte an der realen und idealen Natur des Menschen, und vereinte mit praktischen Richtungen, mit soliden Kenntnissen, mit einer ganz strengen, sittlichen und christlichen Tendenz den Sinn für die reformistischen Neuerungen der Jugend, der Göthe angehörte. Durch ihn wurde er mit dem Darmstädter Kreise bekannt, dem er schon von Herder angekündigt war: mit v. Heß, Petersen, Wenk und Merck, die nachher mit Höpfner in Gießen, mit Göthe u. A. die Frankfurter Anzeigen eine Zeitlang leiteten. Unter ihnen ward Merck von dem größten Einflusse auf Göthe; auch Er ein reifer und ruhiger Geschäftsmann, vor dessen Sarkasmen und Bitterkeiten nichts Abentheuerliches bestand. Gegen Herders Einflüsse gehalten, waren die seinigen ganz verschieden: Herder drängte mit seinem Spotte Göthen in sich zurück, allein zu Merck hatte dieser die Zuversicht, daß er seine schlimme Seite nicht gegen ihn kehren würde; Herder schürte das romantische Feuer, das Merck nur duldete; die swiftische Galle des ersteren hatte sich gegen das Obsolete und Alte in Literatur und Leben gekehrt, Merck richtete die seine eben so oft gegen die Enormitäten der neuen Titanen; Herders Bitterkeiten flossen aus einem ungemein gesteigerten Selbstgefühle, Mercks aus der bloßen natürlichen Gradheit seines Urtheils; jener wollte die Welt umkehren und öffentlich etwas bedeuten, er unterdrückte daher auch den Dichtungstrieb in Göthe, der ihm seine Poesien verhehlte, aber Merck zog diese ans Licht, begründete durch Herausforderung und Herausgabe des Götz den Ruhm des jungen Dichters, und hätte sich gerne an diesem begnügt, wenn ihm Göthe überall Genüge gethan hätte. Frühe erkannte er in ihm und warnte ihn vor der Neigung zum Verschwenden seiner Zeit und seiner Kräfte an unbedeutende Dinge; er warnte ihn vor den Verirrungen der schrankenlosen Jünglinge, die sich an ihn heran drängten. Göthe ward unter diesen neuen Freunden an einen nicht minder freien

und kühnen, aber gehaltvolleren Umgang gewöhnt; als er daher nach Wetzlar kam und dort eine ähnliche luſtige Geſellſchaft fand, wie die Straßburger, in der ſich Behriſchs Thorheiten und Lenzens Verrücktheiten zu erneuern ſchienen, ſo war er ihrer ſogleich müde. Er ſchloß ſich an Gotter an, knüpfte ein Verhältniß mit Boie und den Göttingern, und als ihm aus dieſem Kreiſe nachher die Stolberge bekannt wurden, ſagte ihm Merck das bedeutſame Wort, er werde nicht lange mit ihnen aushalten; ſeine Richtung ſei, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben, jene ſuchten das Poetiſche und die Imagination zu verwirklichen und das gebe nichts als dummes Zeug. Wirklich fühlte Göthe bald, wie treffend die Urtheile Mercks über ſeine damaligen Sinnesverwandten waren, durch deren Uebertreibungen er ſich bald gehemmt ſah mehr als gefördert. Ueberall ſehen wir hier Merck, keineswegs wie einen böſen, ſondern wie einen guten Dämon an Göthes Seite, und ganz entſchieden auch in ſolchen Fällen, in denen es dieſer noch ſpät nicht zugeben wollte. Selbſt von moraliſcher Seite ſcheint er momentan eine Kraft in Göthe hervorgerufen zu haben, die mit deſſen gewöhnlichem Zuge, der Natur blind zu folgen, in Kampf trat; denn wie ihm äſthetiſch bei den Extravaganzen ſeiner Freunde, ja bei ſeiner erſten Anlage des Götz ſelber nicht wohl war, ſo war er auch moraliſch weit davon entfernt, ſich bei jenen Zuſtänden ganz wohl zu fühlen, wo „ihn die Wogen der Einbildungskraft und einer überſpannten Sinnlichkeit himmelauf und höllenab trieben.“ Die Epiſode in Seſenheim hat man ſo oft gerügt, als ein Beiſpiel wie Göthe auch die liberalen und genialen Sitten ſeiner jungen Freunde theilte. Aber er verlor den Adel ſeiner Seele darum nicht; das Bewußtſein ſeiner Schuld und der verlorenen Liebe machte ihn mild; die Reſultate ſeiner reuigen Betrachtungen, meinte er, möchten in den beiden Marien, in Götz und Clavigo niedergelegt ſein. In Wetzlar kam er in das bekannte Verhältniß, wo ſeine Leidenſchaften von neuem ſpielten — es war gewiß kein mephiſtopheliſcher Dienſt, daß Merck ſeinen Entſchluß beſtimmte, den Ort ſeiner Liebe zu verlaſſen. Göthe nannte das ſelbſt eine Heldenthat; leider muß es ihm in ſeiner Lebensbeſchreibung nicht der Mühe werth geſchienen haben, ſich ſelbſt vor dem verachteten Publikum in ein vortheilhaftes Licht zu ſetzen. Die Keſtnerſche Familie iſt uns die Bekanntmachung der Briefe aus jenen Jahren

ſchuldig, die mehr als alles Andere das kindliche, durchſichtige, unverdorbene und harmloſe Gemüth aufdecken werden, das Göthe edlen Anforderungen gegenüber entfaltete; die auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefaßten Muth ausſprechen, mit dem Göthe damals der Welt entgegentrat, mit dem er Alle, die ihm begegneten, electriſirte, mit dem er in Götz und Werther (1773. 74) vor dem Publikum erſchien, und mit einem Schlage die ganze Geſtalt unſerer Literatur verwandelte.

In dieſen beiden Producten erkennt ſich die zweiſeitige Natur Göthes in jedem Zuge, und durch ſie ſind beide ſo bedeutend geworden: Form und Inhalt gehören dem wühlenden und reformatoriſchen Beſtreben jener Jugend an, aber beide ſprechen zugleich die Mäßigung in dem Dichter aus, dem es gegeben war, die wilden Stoffe zu bändigen. Er ſchrieb an Schönborn bei Erſcheinung des Werther, worin er ſich ſelbſt ganz niedergelegt zu haben ſchien, im entſchiedenſten Gefühle der Selbſterhebung über dieſe Perſönlichkeit. In beiden verräth er wohl, wie er ganz geſchaffen war, große Begebenheiten der Zeit poetiſch zu bilden, falls ſie ihm ſolche entgegengebracht hätte; da ſie nicht Thaten hatte, ſo lauſchte er auf ihre inneren Beſchäftigungen und auf die Ideen, die ſie bewegten, und er traf den Mittelpunkt dieſes Ideenkreiſes ſo genau, daß ſich daher die enormen Wirkungen wohl erklären, die beide Werke in verſchiedener Weiſe machten. Im Götz machte ſich das Freiheitsgefühl Luft, das eben anfing in Deutſchland Boden zu faſſen und durch Klopſtock, Moſer und die Schweizer vermittelt, die Jugend zu ergreifen. Beſonders in dem Göttinger Dichterkreiſe wurzelten dieſe Ideen, die von dem Sänger des Meſſias ausgeſtreut waren, und mit ihnen war Göthe gerade in Verbindung getreten. Durch ganz Europa war im 18ten Jahrhunderte ein reformiſtiſches Beſtreben faſt in alle Kabinette gedrungen; was ſich im Großen geltend gemacht hatte in Verfaſſung und Adminiſtration, drang jetzt in die Bureaus und Aemter; in die Formen und das Verfahren der Gerichte floſſen humaniſtiſche Neuerungen ein; der Geſchäftsſtyl ſollte natürlich und lebhaft werden, und Göthe erlebte dieſe Gährungen ſo ſehr, und machte ſie ſo eifrig mit, daß er in Beziehung auf ſeine ſtyliſtiſchen Vorzüge dieſer neuernden Art Belobungen ſeiner Vorgeſetzten erhielt. Dieß war die Zeit, wo ihn Voltaire's Beſchützung der Familie Calas und Lavaters

That gegen Grebel begeisterte und mit der Welt versöhnte: die Haut für die allgemeine Glückseligkeit daranzusetzen, heißt es im Götz, das wäre ein Leben! und noch ist hier gläubig eine bessere künftige Welt in Aussicht genommen, und das ganze Gedicht athmet in dem Rufe nach Freiheit aus. Wie die Göttinger am Alterthume genährten Jünglinge, so flog auch Göthen damals das Gefühl des geselligen Druckes ebensowohl in Bezug auf den Staat an, als es ihn in anderen socialen, sittlichen und ästhetischen Beziehungen peinigte. Friedrich der Große hatte selbst das Signal gegeben, den hergebrachten Regierungsschlendrian zu brechen, und jeder fühlte sich in seiner Sphäre berechtigt dazu mitzuhelfen. Eben jetzt brach auch die amerikanische Revolution aus und brachte schnell eine Masse politischer Ideen in Umlauf, die durch Rousseau unter einem stillen aber weitverbreiteten Anhange schon lange vorbereitet waren. In Frankreich griffen die Ideen sogleich in das Gebiet des Wirklichen ein, bei uns sprudelte sich der Haß gegen Tyrannen, Höfe und Hofleute in Lust- und Trauerspielen aus. An ihrer Spitze erscheint Götz; ein historisches Schauspiel, eine Staatsaction von ganz revolutionärem Charakter. Wie das Genie im Poetischen und im Moralischen sich selbst Gesetz sein sollte, nach den Grundsätzen jener Geschlechter, so erscheint hier ein großer Mann in anarchischen Zeiten an der Stelle des politischen Gesetzes. Vortrefflich war dabei der Griff in die Zeiten unseres Volkes, die jeder Bewegung in unserem Nationalleben zum Muster dienen müßten; und ganz neu war das Geschick mit dem der Dichter in den Ton der verschiedenen Stände, in den Styl der untergegangenen Zeit versetzte, der durch die **vestigia veteris leporis** so anheimelte, wie später in noch höherem Grade die Hans Sachsische Färbung des Faust. Noch ehe Herder seine Volkslieder gebracht hatte, ward dieß Beispiel der Accommodation gegeben, das damals am meisten in dieser regellosen Production frappirte. Shakspeares Oekonomie war mit diesem Einen Stücke in Deutschland eingeführt, seine Schule spürte sich besonders in der Rolle des Hofnarren heraus. Gerade das aber, was ein Anderer zuerst aus Shakspeare gelernt hätte, war am wenigsten erfaßt: und dafür traten die Elemente heran, die Göthe eigenthümlich hinzubrachte. Das Große, das Historisch-Imposante einer Zeit wie die Reformation war, die Erschütterung der Welt, die kühnen Charaktere

eines Luther, Hutten, Sickingen liegen in dämmernder Ferne, jedes ſtarke Moment iſt verwiſcht, ein Held iſt gewählt, der ſich durch eine Autobiographie erſt dem Dichter nahe ſtellen mußte, der epiſodiſche Charakter eines Weibes, bei deren Schöpfung Gott und Teufel ums Meiſterſtück wetteten, gewann es über den Dichter ſo ſehr, daß er ſich ſelbſt in ſie verliebte und anfangs nicht allein den ſchwächlichen Weislingen und den ſinnlichen Franz, ſondern auch den heroiſchen Sickingen in ihre Schlingen legte.

Dieſe Wendung in einem hiſtoriſchen Stücke kündigte ſchon an, wie geneigt der Dichter war, mehr in ſeiner eigenen Seele nach Stoffen zu ſuchen, und wie geſchickt dieſe zu behandeln. Sein Werther erſchien daher in ſich vollendeter: er ſtellte ein Bild des moraliſchen Genies auf, in Beziehung auf unſere geſelligen Verhältniſſe geſetzt. Ein Charakter entwickelt ſich vor uns, dem alles Beſtehende Hinderniß und Schranke ſcheint; wie er in der Kunſt der Regel ſpottet, ſo auch der bürgerlichen Geſellſchaft, die die Natur in uns zerſtöre und nichts als Anſtändigkeit dafür biete. Collegien und Aemter ſcheinen ihm den Menſchen zu vernichten, und an ſeiner Stelle nur Philiſter und Strohmänner zu bilden; die Geſetze ſind ihm kaltblütige Pedanten; Regel und Ordnung iſt ihm in Wohnung, Kleid, Amt, Schrift und Rede verhaßt; er ſchlägt aus gegen alle Mäkeleien an der Handlungsweiſe des Gefühls, an dem Glauben des Volks, an Allem, was Empfindung und Phantaſie angeht; ihn reute keine Leidenſchaft, die auch an Wahnſinn und Trunkenheit grenzte, denn er hatte begreifen lernen, warum man alle außerordentliche Menſchen von jeher für Trunkene und Wahnſinnige ausſchreien mußte. Ein ſolcher Menſch bekriegt alle Welt und verzärtelt nur ſein eignes Herz, lebt ihm ganz zu Gefallen, und verübelt ſichs nicht, weil ein Gefühl des Menſchlichen in dieſem Herzen ſchlägt; er wendet ſich von den Erwachſenen weg zu den Kindern, die ihm nicht wehe thun; von den Menſchen zur Natur, die ihm nicht widerſpricht; von der Wirklichkeit weg zur Dichtung, und innerhalb der Dichtung von der bewegten Welt des Homer zu den formloſen ſchwermüthigen Schatten Oſſians; über Klopſtock und Kleiſt begegnet ſich ſeine Seele einem gleichgeſtimmten Weſen, das ihm die Verhältniſſe entziehen; an Entbehren iſt er nicht gewöhnt, an einen Vertrag das Band des Lebens nicht einſeitig aufzulöſen, kann der Feind des Lebens

nicht glauben. Er wird ein Raub der Empfindung, die mit einer Glut und Wahrheit geschildert ist, daß wir nie ohne Seelenbewegung der Entfaltung dieses Charakters folgen werden, der die Marionetten im Grandison und in der Heloise in gewaltigen Schatten warf. Für die Befreiung der deutschen Dichtung von allen fremden Einflüssen war die Erscheinung von Götz und Werther schon ein ganz zuversichtlicher und tumultuarischer Sieg, während Lessings Stücke noch Schlachten, die nur mit der höchsten strategischen Vorsicht gewonnen waren.

Die Wirkungen beider Stücke waren unermeßlich für die Dichtung, wie für die Zustände des Lebens. Die wilde dramatische Skizze schmeichelte dem zügellosen Hang der Jugend; „sie glaubte daran ein Panier zu sehen, unter dessen Vorschritte Alles, was in ihr Wildes und Ungeschlachtes lebte, sich wohl Raum machen dürfte;" und Göthe besaß besonders einen Brief von Bürger, der als wichtiger Beleg dessen gelten konnte, was die Erscheinung des Götz damals aufregte. Gesetzte Männer fürchteten, er begünstige die Anarchie und das Faustrecht und möchte gern diese Zeiten wieder herstellen. Er selbst hatte die Absicht, noch eine Reihe historischer Stücke zu schreiben und trug sich einmal mit dem Plan zu einem Julius Cäsar, von dem er selbst vorher fühlte, daß er nicht Allen gefallen würde. Seine Freunde fingen an Schauspiele in diesem Geschmacke zu machen; eine ganze Saat von tragischen Dichtern wuchs aus diesem Einem Stücke auf, das nach den verschiedensten Seiten hin auswucherte. Mit der ungefähr gleichzeitigen Emilie Galotti verschmolz das Stück in den Augen der meisten Nachahmer in Eins; unsere plötzlich erzeugte Tragödie nahm meist ihre Schauspiele aus unserem gesellschaftlichen Leben, wie Lessing that, zeichnete aber groteske Züge und schreckliche Larven, ungeheuere Szenen mit nachlässiger Hand ins Grobe hin, wie man es im Götz gefunden haben wollte. Diese Gattung wandte sich der Bühne zu, eine andere wandte sich ganz von ihr ab: das historische Schauspiel, oder besser der dialogisirte historische Roman, wie ihn die Schlenkert, Spieß, Cramer und Aehnliche behandelten. Diese rohen Auswüchse, diese Mordspectakel, die in bombastischen Furiosos den kläglichsten Plattsinn schlecht verhüllen, mögen jetzt wohl kaum mehr das Knabenalter enthusiasmiren, und sind schon längst in die Tabagien der Soldaten herabgekommen,

wohin wir ihnen gewiß nicht folgen werden; die eigentlichen Tragödien aber, die aus Göthes Schule hervorgingen, werden wir weiterhin zu betrachten Gelegenheit haben. Götz von Berlichingen, werden wir sehen, wirkte rein schaffend, anregend, hervorrufend, weit auf die Folgezeit hin; Werther dagegen schloß mehr die sentimentale Periode ab oder zeitigte sie. In der Literatur konnte dieser nicht so nachhaltige Nachahmungen verursachen, nachdem Yorick, Young, Ossian und die Sentimentalität der Freundschaftszeit schon vorausgegangen war. Auf Siegwart blieb mit Unrecht die Benennung dieser Jahre hängen, die weit richtiger durch Werther charakterisirt und bezeichnet würden, schon weil er die starkgeistige Seite der Zeit mit in sich schließt. Die Tragödie bildete sich überhaupt weiter, der Roman aber nahm, schon als Werther erschien, eine ganze praktische Richtung, die dem ausschließlichen Tone jener Empfindelei und jener weinerlichen Schwermuth in Millers Prosaschriften nicht günstig war. Im Götz war eine dichterische Gattung angegeben, die in sich die Fähigkeit hatte sich fortzupflanzen, Werther war ein zu unmittelbares Abbild des Lebens um nicht seine nächsten und unmittelbarsten Wirkungen auf das Leben zurück zu machen. Der Dichter stand selbst damals in der Periode der gestörten Ideale, die jedem Jüngling natürlich ist, und die im 8ten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, wo sich Alles um die Dichtung drängte, wo man die Wirklichkeit mit der Poesie maß und verglich, eine gemeinsame für die ganze deutsche Jugend war. Unbestimmte Triebe, ein dunkles Bestreben, ein gesteigertes Gemüthsleben, eine hochfliegende Phantasie stießen überall an die Schranken der gegebenen Zustände an, und Lebensüberdruß bemächtigte sich des erregten und leidenschaftlichen Geschlechts. In dieser Lage nährte man sich gerade an den düsteren Gestalten der englischen Poesie, deren finsteren Charakter Göthe vortrefflich geschildert hat; Shakspeares Hamlet beschäftigte die Gemüther, Young und Ossian lagen den Herzen nah. „In solchen Elementen, bei solchen Umgebungen, Liebhabereien, Studien, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen nicht aufgeregt, in der Aussicht auf ein schleppendes bürgerliches Leben, war in dem unmuthigen Uebermuthe der Gedanke das Leben zu verlassen an der Tagesordnung. Dieser allgemeinen Stimmung hatte Werther seine Wirkung zu danken; er erregte nicht

eine Krankheit, ſondern deckte das vorhandene Uebel auf.“ Denke man nun, daß Göthe aus den eigenen Erfahrungen eines überreichen Herzens ſchrieb, daß den letzten Anſtoß der durch eine ähnliche Lage veranlaßte Selbſtmord des jungen Jeruſalem gab, der die allgemeinſte Theilnahme in Deutſchland erregte [161]), daß Göthe ſeine Erzählung in raſchen, bewegten Briefen in weniger Zeit, aus der erſten Hand, mit genauer Benutzung von Originalnachrichten über die Kataſtrophe Jeruſalems hinwarf, ſo begreift man wohl die ſtoffartigen Wirkungen des Buches, die unglücklichen Folgen der Lectüre, die Aufregung der Gegner, die in Miltons, in Leſſings, in Lichtenbergs Geiſte das Vergöttern des ſinnlichen Triebes haßten, oder die moraliſche Entnervung der Charaktere fürchteten; man begreift aber auch die Bewunderung einer Darſtellung, in der ſich Kunſt und Natur, Dichtung und Wahrheit, Excentricität und geiſtige Geſundheit, Sentimentalität und Naivetät, Bewegung und Ruhe ſo innig die Hand reichten.

Denn wirklich ſchien es ja, als ob jetzt in Erfüllung gehen ſollte, wovon unſere guten Pedanten ſeit Jahrhunderten träumten, als ob ein Dichter uns geboren ſei, der jene Gabe der Inſpiration, des dichteriſchen Enthuſiasmus, der unmittelbaren Empfängniß wiedergebracht habe, wie man ſie in den Sängern der Urzeit vermuthete. Er fand es ſich ſelbſt von ſeiner Mutter angeerbt, alles Phantaſievolle heiter und lebendig vortragen zu können, auch das Gemeine gab ſich ihm leicht zu poetiſcher Auffaſſung hin, die Schwierigkeiten der Form kannte er nicht und überſprang ſie, wo er ſie kannte. Wie dem Muſiker eine Melodie, ſo ſtellte ſich ihm des Nachts ungerufen und unwillkührlich, ohne beſtimmten Anlaß und beſondere Erregung, ein Lied ein, das er ſich herſagte, und oft vergaß, oft wie einen flatternden Schmetterling haſchte und auf ſein Pult heftete. Von früh auf wehrte er ſich gegen den Druck ſeiner Sachen; lebendig, wie ſie empfangen waren, wollte er ſie auch wiedergeben; er erzählte ſeine Mährchen ſchon als Knabe; er trug Jahrelang ſeine Plane und Entwürfe in ſich herum; ſchrieb er etwas nieder, ſo erhielt nur der lebendige Vortrag ſeine Freude daran; Alles, was aus dem Stegreif geſchah,

161) Gotter ſchrieb ſeine bekannte Epiſtel bei dieſem Anlaß und ſpielt auf den Tod des jungen Mannes darin an.

Dichten und Spielen war seine besondere Lust; alles Theoretisiren und Kritteln haßte er, als einen augenscheinlichen Mangel an Schöpferkraft; spät bildete er sich noch aus der bloßen Art und den Mitteln des Vortrags eine Theorie der dichterischen Gattungen; und er war in Weimar nachher darum so sehr an seiner Stelle, weil hier sein Talent freien Spielraum hatte, mit den heiteren Scherzen der Kunst das Leben zu verschönern, und „im Spiel und Tanz, in Gespräch und Theater den Freudenkreis ununterbrochen durch die 52 Wochen des Jahres zu schlingen." Es war als ob die ältesten Zustände uns wiederkehren sollten; als ob der Rhapsode und Volkssänger lebendig erschienen wäre, von dessen Gesängen Herder nur sprechen und rühmen konnte. Niemand hat so sehr wie Er das deutsche Volkslied erneut, so einfach wie dieses empfunden, so viel Anschauung für die Phantasie, so unendlichen Raum für die Musik gegeben [162]), so wenig sich von Vers und Reim im melodischen Fluß der Empfindungen stören lassen. Wir haben nichts Lyrisches als unser altes Volkslied, was so, wie Göthes Jugendlieder, Alles mit Bildern zu beleben, allen Gedanken Gestalt zu geben wüßte, was ohne kühne Metaphern und schwere Apparate so Vieles in so simpler Weise sagte, was so mächtige Leidenschaften aufhüllt und doch in einer reinen Natur so gekühlt und beschwichtigt. Sein Naturleben spricht sich in seinen Liedern nicht als das gesellige, wie bei Voß, als das andächtige oder heiter beobachtende wie bei Hebel aus, sondern als das eines träumerischen, phantasievollen Gemüthes; er hat das Naturlied geadelt und wenn er Schäferlieder von Damon und Phyllis, von Luna und Zephyr singt, so geht Alles in der schlichten Natur so ohne Mißfälligkeit mit, wie die gelehrten Brocken des alten Volksliedes.

Wie in diesen Jugendproductionen darstellender Art Göthe durchaus in einer freien und kühnen Weise auftritt, die kaum im Hintergrunde seine spätere Aenderung ahnen, so wie die spätere Beschreibung seines Jugendlebens kaum diese frühere Natur durchblicken läßt, so warf er sich auch kritisch und polemisch damals der deutschen Welt und Literatur gegenüber, immer von dem edlen Bestreben erfüllt, „demjenigen, was vor unseren Seelen als das Höchste

162) „Nur nicht lesen, immer singen,
und ein jedes Blatt ist Dein!"

ſchwebt, ob wir es gleich nie geſehen haben und nicht nennen können, handelnd und ſchreibend und leſend näher zu kommen;" überall von dem Wunſche beſeelt, eine Gemeinſchaft der beſten Menſchen der Zeit zu fördern, ſich, wie er ſang, des Halben zu entledigen, im Ganzen, Guten und Schönen reſolut zu leben. Er war jetzt durch ſeine beiden Werke an das Licht des Tages gezogen, ſeine Einſamkeit ward plötzlich gebrochen, Lob und Tadel riß ihn aus ſich ſelbſt und ſeinem Stillleben heraus. Er trat mit Merck und den Anderen in den Frankfurter Anzeigen kritiſch auf, ganz in dem neuen Tone, den Herder angegeben hatte, oder in Leſſings reformatoriſchem Geiſte. Mit Heftigkeit zieht er hier gegen kleinliche Moraliſten, ſchwache Dichterlinge, vornehme Zeloten, neue Propheten, gegen Unſitte und Ungeſchmack des Jahrhunderts, gegen alle Syſtemmacherei und Dilettantismus, gegen finſtere Religionseiferer zu Felde, aber auch gegen kritiſche Ketzer und Freigeiſter, wie Unzer und Mauvillon; das wahrhafte Genie ſchützte er ſelbſt in ſeinen Thorheiten. Er ehrte Lavater und Wieland; er rechtfertigt dieſen gegen die ängſtlichen Moraliſten: Kenner des Herzens würden entſcheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landſchaft nicht geſchwinder zum Ziele der Sittlichkeit führte, als die kürzeſte Linie des moraliſchen Raiſonnements. Er verbittet ſich von Sulzer die Moralpredigten, und rechnet ſich gradaus zu denen, die nach deſſen Theorie mit den Künſten Unzucht treiben. Er wünſchte in deſſen Kunſtartikeln mehr Anſchluß an Leſſing und Herder zu ſehen, in ſeinen philoſophiſchen nicht blos Darzählung der Markſteine, ſondern auch ein wenig Bacon'ſche Bilderſtürmerei, Fingerzeige, Ahnungen zu Entdeckungen des Columbus. Er lehnt ſich gegen das verzwickte, alltägliche Geſchlecht unſerer Dichterlinge auf, und er bittet den Genius des Vaterlands, gleichſam ſich ſelbſt portraitirend, um einen Jüngling, der voll Jugendkraft und Munterkeit der beſte Geſellſchafter wäre, den zu fangen die Schönen alle ihre Netze ausſtellten, deſſen empfindendes Herz ſich auch wohl fangen ließe, ſich aber ſtolz im Augenblicke wieder losriſſe, wenn er aus dem dichtenden Traume erwachend fände, daß ſeine Göttin nur ſchön, witzig und munter ſei; deſſen Eitelkeit ſich der Zurückhaltenden aufdränge, ſie durch erlogene Seufzer und Thränen eroberte — und auch wieder verließe, weil ſie nur zurückhaltend war; der uns dann alle ſeine Freuden

und Leiden, Thorheiten und Reſipiscenzen mit dem Muthe eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorſpottete; und an dem endlich offenbar würde, daß nicht Fläche und Weichheit des Herzens an ſeiner Unbeſtimmtheit Schuld habe, wenn er ein Mädchen fände, das ſeiner werth ſei. — Den Uebermuth einer kräftigen Geſinnung und eines friſchen Alters, ſo wie den kecken Humor der von Idealen erfüllten Jugend hatte Göthe ſchon ganz frühe genährt und ſchon in Leipzig hatte er einen polemiſchen Muthwillen an Clodius ausgelaſſen, deſſen pomphafte und hohle Oden in Ramlers Manier ihn ärgerten, und zu deſſen Medon er eine Prolog-Harlekinade ſchrieb, die die Zeiten Roſts und Gottſcheds wiederzubringen ſchien. Was gegen ſein poetiſches Glaubensbekenntniß, was gegen die Träume, die ſich ſeine dichteriſche Phantaſie ſchuf, damals grob verſtieß, erfüllte ihn mit Wuth. So haßte er, obwohl im Herzen den rationalen Neuerungen der Theologen zugethan, das Moderniſiren der alten Begriffe und Zuſtände, das Verdrehen und Beſpötteln der Bibel und der Prophezeihungen, mit denen ihm ein guter Theil des poetiſchen Gehaltes verloren ging; er hätte damals Voltaire wegen ſeines Sauls erdroſſeln mögen; ſein Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes gegen Bahrdt (1774) floß aus dieſer Quelle. — Wieland war immer Göthes Liebling geweſen, Muſarion und Agathon ſeine Freunde; ſeinen Auszug gegen Pfaffen und Tyrannen im Schach Gebal hatte er mit gleicher Geſinnung gebilligt. Allein jetzt reizte er Göthen mit einer tadelnden Recenſion des Götz, die er in ſeinem Mercur hatte abdrucken laſſen. Bei näherem Zuſehen fand ſich, daß er für nichts Kräftiges und Friſches Sinn hatte, daß er den großen Meiſter Shakſpeare ſelbſt mißhandelte und das Verdieſt ſeiner Ueberſetzung durch die Noten aufhob. Die modernen Halbgötter in ſeiner Alceſte verriethen, daß er von dem eigentlichen Weſen des Alterthums ebenſowenig einen Begriff hatte, als von der Kunſt die Sitten und Charaktere anderer Zeiten in einem entſprechenden Style darzuſtellen. Es ſchien endlich, als ob der Mann, der bisher unter die Genien des Tags gezählt wurde, ſeinen Rückzug zu den Pedanten der alten Zeit nähme, als er in Weimar ſeinen Mercur begann, den er ausdrücklich in Oppoſition gegen die „hündiſche Art von Kritik“ unternahm, wie ſie in den Frankfurter Anzeigen herrſchte. Das Bardenweſen, die cyniſche Genialität, der Ultraenthuſiasmus war ihm in unſerer

Literatur zuwider geworden; er ärgerte sich über die Leute, die, wenn sie ein Bischen Witz und nichts zu essen hatten, sich über alle Rücksichten wegsetzten. Seine ganze literarische Thätigkeit quälte sich jetzt mit diesem Mercur herum, in dem alle die breite Mittelmäßigkeit und Spießbürgerlichkeit herrschte, aus der Göthe mit Macht herausarbeitete; und nirgends sieht man so tief in die bodenlose Gemeinheit des deutschen Journalismus hinein, als in den mercurialischen Briefen Wielands, die in aller Bonhommie die Manoeuvres auseinanderlegen, mit denen solche Institute bei uns gehalten und das Publikum in ihnen geäfft und betrogen wird. Haß und Liebe hatte bei Göthe und seinem Kreise damals keine Grenze, Rücksicht und Schonung kannte man nicht, wenn der Kitzel des Muthwillens sprach. Die Farce Götter Helden Wieland (1774) hing sich an die Alceste und die Noten des Shakspeare [163]); sie „turlupinirte den Autor über seine Mattherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt, wie Göthe an Schönborn schrieb, auf eine garstige Weise"; sie machte es aber doch noch gnädig, und ein freundlicher Brief an Wieland stellte das Vernehmen zwischen beiden auf guten Fuß. Nicht so friedlich ging es mit Nicolai ab. Unter den zahllosen Schriften, die Werther hervorgerufen hatte, und unter denen eines Engländers „Geständnisse der Lotte" mit einem wirklichen Facsimile ihrer Handschrift und ihrem Portraite die unverschämteste war, erschienen auch Freuden des jungen Werther von Nicolai (1775), ein Kritikroman voll Galle auf das junge Geschlecht der Volks- und Schauspieldichter, deren Kraftsprache darin auf eine äußerst matte Weise persiflirt wird. Der Geschichte wird darin eine bekannte und unsaubere Wendung gegeben und ein Spottgedicht rächte dieß, das den unberufenen Kritiker in einer unsauberen Stellung auf Werthers Grab zeigte, und trotz Göthes Vorsicht denn doch bekannt geworden ist. Ein allgemeiner Lärm erhob sich in Göthes Bekanntschaft gegen das „Geschmäcklerpfaffenwesen" der deutschen Bibliothek

163) „Wäre er klug, und er könnte die Stelle, wo er Deiner (des Euripides) spottet, und die Noten zum Shakspeare mit Blut abkaufen, er würde es thun." Herkules: Geh in Dich, und bitte den Göttern ab die Noten über den Homer, wo wir Dir zu groß sind. Wieland: Wahrlich, ihr seid ungeheuer! Ich habe euch mir niemals so imaginirt.

und ihren Redactor, gegen diesen Usurpator der deutschen Kritik, den Dictator in Religion und Wissenschaft, den Particulargegner fast aller der Genialitäten, die sich in diesen Jahren hervorthaten. Jung Stilling schrieb die Schleuder eines Hirtenknaben gegen seinen Sebaldus Nothanker, im Aerger über die Ausfälle gegen die Pietisten, und Nicolai wollte wissen, daß Göthe ihn in seinen Schimpfworten darin (die Jung nachher abbat) bestärkt hätte; er ließ ihn durch Merck warnen, nicht mit ihm, wie mit Wieland, Katze und Maus zu spielen; er wisse, daß er vor dem Publikum sehr bald mit ihm fertig werden wollte! Unberufene Einmischer machten den Bruch größer: für Nicolai's Werk galt eine Flugschrift Menschen, Thiere und Göthe; für Göthes die Farce Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten, die Wagner aus Unterhaltungen mit Göthe in dessen Manier gegen Wieland, Nicolai, Jacobi, die Tadler des Werther richtete. Prometheus schickt darin den Deucalion in die Welt, über den sich nun das Rezensentenvolk, Gans, Esel, Uhu, besonders aber der Merkur, die Iris, und der Orangutang hermachen. Iris (Jacobi) hat das Herz voll von Deukalion, aber aus Furcht vor Orangutang zieht sie sich zurück, Merkur bietet ihr den Arm; der Orangutang setzt dem Deukalion einen anderen Kopf auf, denn dieß ist so sein Element, zu bauen auf fremdes Fundament [164]). Göthe erkannte in diesem übrigens rohen Machwerk seine Gedanken und seine Manier wieder; unter seinen Freunden war dieser Hans Sachsische Styl stationär geworden, der sich so sehr der Poesie des Tages anfügte und den heiteren Humor unterstützte, und den Göthe nachher auch nach Weimar hinüberpflanzte. Ob dieser Styl Göthen oder Merck *früher* eigenthümlich war, kann man zweifeln; wenige Zeilen von dem Letzteren zeigen wenigstens, daß er ihm *gleich* eigenthümlich war. Der Ton des „cynischen Bonsens" muß ihm besonders angestanden haben; da vorzugsweise an ihn die Briefe der verschiedensten Leute diesen derben Ton anschlagen, die ihn wohl an Andere gerichtet ganz verleugnen. Göthe hat leider die „poetischen Episteln von ungemeiner Kühnheit, Derbheit, Swiftischer Galle und verletzender Kraft", die er von Merck besaß, für eine Nachwelt versteckt, die vielleicht nichts mehr damit

164) Ein Stich auf den Sebaldus, der sich an Thümmels Wilhelmine anlehnt.

anzufangen weiß, und er hat uns damit die Mittel abgeſchnitten, über Mercks ganzen Werth und Bedeutung abſchließend zu urtheilen. Gewiß iſt, daß dieſer die ſatiriſche Feder ſeines jungen Freundes zu ſchärfen nicht faul war, und daß er jenen Hang theilte, alle kleine Begebenheiten des Tags poetiſch zu verewigen, den Göthe überall hin ausbreitete, wohin er ſich richtete. Die geiſtreiche Geſellſchaft voll Muthwillen und Laune gewöhnte ſich an, jedes Wort, jeden Vorfall, jede Erſcheinung in der Literatur, in Geſpräche, Sprüche und Sinngedichte zu kleiden, die ihren Werth nicht im Stachel, ſondern in der einfachen Charakteriſtik ſuchten. Mitlebende Genoſſen wurden in Masken abgegoſſen, und einzelnes in dieſer Art iſt im Jahrmarkt von Plundersweiler, im Intermezzo von Fauſt u. ſ. ſtehen geblieben, und reiner geſtaltet wachte dieſer ſatiriſche Trieb ſpät noch in den Xenien wieder auf. Ins Größere ausgeführt geben die Faſtnachtsſpiele vom Pater Brei und Satyros ſolche Lebensbilder. Das eine perſiflirt den jungen Leuchſenring, der empfindſam, weich, enthuſiaſtiſch, vor ſeiner eigenen Einbildungskraft nie ſicher, die unglückliche Neigung hatte, überall etwas unter der Decke zu vermuthen, und überall unter dem Tiſche zu ſpielen, von dem man daher jetzt noch immer nichts weiß, aber Vieles vermuthet. Er ſollte ſpäter das Mährchen vom Kryptokatholicismus aufgebracht haben, das ſo ungeheuere Zerrüttungen brachte; damals als ihn Göthe (1775) bei Frau Laroche ſah, habe er einen geheimen Orden der Empfindſamkeit ſtiften wollen. Er hing daher mit dem jüngeren Jacobi einmal zuſammen, und hatte mit allen Weibern etwas zu kramen. Seine Unnatur und Anſpannung, ſeine geiſtige Contorſion und ſeine Kunſtſtücke ärgerten Fritz Jacobi, die Correſpondenzen, die er immer herumtrug, perſiflirte Laroche, und Merck machte Göthen aufmerkſam auf dieſe Art ſich überall mit Schmeicheln und Lügen einzuniſten, die dann Göthe im Pater Brei verſpottete. Einen anderen „tüchtigeren und derberen ſolcher Zunftgenoſſen, die ſich überall vor Anker legten und Einfluß zu gewinnen ſuchten" zeichnet er im Satyros. Wenn dieſer nicht ein Stich auf Baſedows fauniſches Weſen, ſeine Reformationswuth, und gottesläſterlichen Paradoxien ſein ſoll [165]), ſo weiß ich ihn nicht zu

165) Die Jahrzahl 1770 in der Ausgabe der Werke wird wohl ein Irrthum ſein.

beziehen. Man sieht wohl, daß die satirische Charakteristik nicht eben sehr deutlich ist; auch aus dem Pater Brei würde kein Scharfsinn auf Leuchsenring rathen, ohne daß man es sonsther wüßte. So war auch in jenen „lebenden Sinngedichten" der Scherz und die Bedeutung so versteckt, daß die Gemeinten selbst sie nicht erriethen. Mitten in dieser polemischen und satirischen Richtung nämlich erkennt man von ferne wohl, daß diese Leidenschaftlichkeit, dieser Trotz, diese Unverträglichkeit mehr Jugend als Natur bei Göthe war. Die ehrenwerthen Gesinnungen und Absichten des jungen Geschlechts um ihn her rissen ihn mit, sich in den Entwürfen und Beschäftigungen zu gefallen, in denen er stets dem Zeitgeiste mit- oder gegenwirkend nahe trat, in dem er sich immer in dem Ganzen der gährenden Literatur erkannte. Aber indem er seinem Widerwillen gegen alles Falsche und Unnatürliche mit franker Offenheit im mündlichen Verkehre und schriftlich für sich freien Lauf ließ, hielt er ihm doch gleichsam wieder den Zügel; er versteckte doch wieder die so offene Meinung; er überließ seinen Freunden Lenz, Klinger und Merck, wie spät noch Schillern zu publiciren, was er nicht selbst veröffentlichen mochte, als ob es dadurch von ihm abgewälzt wäre; das Meiste und Größte von dem, was seine Seele damals bewegte, ließ er fallen. Von der unartigen Hochzeit Hanswursts, die ihm nicht druckbar erschien, erfahren wir noch in dem Leben nichts als einen Witz auf Macklots Maculatur. Er trug sich mit dem Plane zu einer Tragödie Mahomet, die ganz in den Zeitbestrebungen wurzeln sollte. Er sah die Basedow und Lavater bemüht, das Edle, was sie wollten, auszubreiten, er wollte ihnen an Mahomet tragisch vorführen, daß sie sich in diesem Bestreben nicht der Menge gleich stellen, das Göttliche irdisch machen und der Vergänglichkeit Preis geben sollten. Dieß Stück blieb liegen; Faust ward hinausgeschoben, der schon damals im Entwurfe vorrückte; ein Epos vom ewigen Juden gehörte gleichfalls unter seine Pläne, das, wie Faust, „solche tiefere Griffe in die Menschheit" thun sollte, und dessen volksmäßigen und zeitgemäßen Stoff Göthe ebenso mit Schubart zusammen ergriff, wie er im Faust die allgemeine Conception mit Lessing, Klinger und dem Maler Müller theilte. In dem ewigen Juden, einer Sage, die sich von selbst zum poetischen Rahmen einer Philosophie der Geschichte darbietet, hätte Göthe, den damals religiöse Ideen ausfüllten, mit richtigem Griffe

die nach ſeinen Anſichten hervorſtehenden Punkte der Religionsgeſchichte behandelt, er hätte darin niedergelegt, was er ſich aus Spinoza aneignete, der ihn damals beſchäftigte; er hätte ſein chriſtliches Glaubensbekenntniß hineinverwebt, das ſich eben mächtig änderte. Er erkannte ſich plötzlich auf dem Wege der pelagianiſchen Ketzerei, obgleich er früher ſich für das Gegentheil bekannt hatte; er gab jetzt lieber die orthodoxen Begriffe von der Gnadenwirkung auf, als daß er dem Vertrauen und dem Glauben an die Kraft der Natur und des eigenen Willens entſagt hätte. Wie konnte er auch bei einiger Selbſtprüfung anders, da ja die ſämmtlichen Tendenzen der Zeit aus jenen titaniſchen Bemühungen floſſen, die des Menſchen Selbſtkraft und Größe unter die Waffen riefen, und ihn von den Göttern ſich zu ſondern hießen. In dem Stolz auf dieſe moraliſche Unabhängigkeit, auf die Emancipation von dem perſönlichen Gotte, zu der ihn Spinoza geleitet hatte, auf die dichteriſche Productionskraft, zu der ihm keine Zeit und kein Verhältniß etwas zulegen konnte, wurzelte auch der Entwurf des Prometheus, den er gleichfalls fallen ließ. Als Monolog gehörte dazu jenes unter anderen gerettete Stück, das der Zündſtoff für eine Exploſion ward, die wir weiterhin noch berühren. Jacobi theilte das Gedicht Leſſing mit, der ſich zu dem ſpinoziſtiſchen ἓν καὶ πᾶν bekannte; nach ſeinem Tode erklärte ihn Jacobi zum Spinoziſten und dieß rief einen Streit mit Mendelsſohn hervor, der allerdings zu deſſen Tode mitgewirkt haben mag.

Die Dichtungen, die Göthe in die Welt ſchickte, die polemiſchen Schriften, in denen er ſich an den berühmteſten Namen neckte, erklären wohl den Tumult, den ſein Auftreten erregte; nothwendig aber muß man ſein Perſönliches hinzurechnen, das ganz geeignet war, den ohnehin herrſchenden Zug nach lebendiger Mittheilung zu unterſtützen und die Maſſe der jungen Literaten brüderlich zu verbinden zu einem heiteren Leben und einem ernſten Streben. Wohin ſich Göthe damals wandte, beſtach ſein offenes Weſen, der Naturzug in ſeinem Benehmen, die geniale Unordnung in Schrift, Kleid, Orthographie und Sitte, der man es doch anſah, daß ſie von einem geheimen Triebe des Anſtands in Schranken gehalten war, das reine Selbſtgefühl, das zwiſchen Stolz und Beſcheidenheit ſchwebte, die Fügſamkeit, mit der er bei der erſten Wärme der Bekanntſchaft jede fremde Natur ehrte und behandelte. Auf die allerverſchiedenſten

Menſchen machte er daher die gleiche bezaubernde Wirkung. Man ſuchte damals nach Genie in jedem Jüngling, der die Feder führen konnte; man wollte es ſchon in den Mienen leſen, ſeitdem die phyſiognomiſche Wuth aufkam: und in wem ſollte man es eher vermuthen, als in jenen großen klaren Augen, jener prachtvollen Stirn, dem ſchönen Wuchs und vertrauensvollen Ausſehen des jungen Göthe? So ſchildert Jung Stilling ſein Auftreten in Straßburg in einer Weiſe, daß man wohl begreift, wie er in dem Kreiſe von Religionszweiflern und Freigeiſtern ſich allein an Göthe halten konnte, der ſeine zarten Religionsbegriffe ſchonte und den er daher auch neben Herder noch lieb behielt, obgleich ihm dieſer einen mächtigeren Impuls für ſein ganzes Leben gegeben. Die Mittheilſamkeit in dem Straßburger Klubb haben wir ſchon erwähnt; Lenz ward hier ganz durch Göthe hingeriſſen; Jung Stilling machte er unter anderen Engländern auch mit Fielding und Sterne bekannt, was nicht ohne Einfluß auf deſſen Lebensbeſchreibung blieb. Sein Merck in Darmſtadt war ein Mann, der in ſeiner hypochondren Verſtimmung gern die Freude ſeines Lebens in den Ruhm ſeines jungen Freundes geſetzt hätte; Göthe ward ihm unentbehrlich. Welcher heitere Strich auch hier in den Kreis ernſter Männer durch Göthe gebracht ward, kann die Eine Szene in Gießen zeigen, als Göthe mit Merck, Schloſſer und Höpfner einen Congreß über die Frankfurter Anzeigen hielt und ſich über jenen Chr. H. Schmid luſtig machte, der neben Eſchenburg als einer der erſten literarhiſtoriſch beſchäftigten Sammler und Kritiker bekannt geworden iſt. Wie innig ferner damals alle dieſe Verbindungen waren, und wie ernſt gemeint, geht aus der Behandlung eben dieſer Zeitung hervor, in der gemeinſame Arbeiten von Einem redigirt wurden. So ſieht man Göthen überallhin bei jedem Unternehmen ſeiner Freunde helfend und fördernd. Er theilte damals ernſtlich den phyſiognomiſchen Glauben ſeines Bruders Lavater, lieferte Artikel zu deſſen Werke und ſchaltete bei ſeiner Anweſenheit in Zürich mit dem Text nach ſeinem Belieben. So hatte Göthe an Herders Ideen den wärmſten Antheil genommen; ſo hat er Jung Stillings Leben nicht allein drucken laſſen, ſondern nach ſeiner eigenen mündlichen Ausſage auch redigirt. So waren auch alle Briefe, die damals innerhalb dieſer und anderer Kreiſe geſchrieben wurden, Allgemeingut; nicht allein Leuchſenring, auch die Laroche ſelbſt, beſonders aber

Lavater und Andere trieben die Mittheilung ihrer Correspondenzen zum Mißvergnügen ihrer Freunde bis zur größten Indiscretion und Schlosser legte 1788 eine förmliche Circularcorrespondenz an, woran Lavater, Pfeffel, Jacobi u A. Theil nahmen. Diese Correspondenzen waren ganz ungeheuer: nur die Eine Sammlung der Briefe an Merck zeigt, wie dieser öffentlich minder bekannte Mann die ganze Literatur zum Freunde hat. Allerdings sind daher diese Briefe so wichtige Actenstücke für die Literarhistorie jener Zeiten, wie die Denkwürdigkeiten berühmter Männer für die politische Geschichte, und sie öffnen das Verständniß jener Zeiten völlig, zu dem die poetischen Werke oft nur dunkle Winke geben. Außer der schriftlichen Mittheilung, die in diesen Kreisen noch weiter ging als in Gleims und Lessings, ward auch die persönliche gesucht; man hielt literarische Zusammenkünfte, man rühmte sich einander mit einer Toleranz, die auch Göthe ganz eigen mit seinem Kitzel zu humoristischen Ausfällen zu vereinigen wußte. Er besuchte das Haus Laroche bei Coblenz 1773, von Merck angekündigt; er lobte damals das Fräulein von Sternheim, einen Roman der Frau la Roche, den ihr Freund Wieland eingeführt hatte und der eigentlich unsere Frauenliteratur eröffnet, aufrichtig; die sentimentale Sympathie zog ihn zu dieser Frau, hinderte aber nicht, daß er an der Schönheit und Jugend ihrer Tochter und an der weltmännischen Heiterkeit und dem persiflirenden Zuge des Herrn Laroche gleichen Antheil nahm, der sich gegen alle Empfindsamkeit perhorrescirend verhielt. Vielleicht hätte sich Göthe auch mit Leuchsenring, der damals hinzukam, einig vertragen, wenn nicht Merck und Laroche dazwischen getreten wären. Als ein Jahr später Lavater nach Frankfurt kam, drängte sich Alles an diesen Wundermann, der ganz geschaffen war, die laute und persönliche Mittheilsamkeit zu fördern, denn seine Neigung ging dahin öffentlich aufzutreten und zu glänzen. Göthe fand die größten Genüsse in seiner Unterhaltung und begleitete ihn nach Ems; kein Mann stand ihm damals so nahe wie dieser, wiewohl er an keinem seine Toleranz so sehr zu üben hatte; er erkannte ihn schon damals als einen Phantasten, aber er phantasirte mit Bewußtsein mit, und hoffte wohl noch Besserung, da er den schönsten, schlichtesten Menschenverstand in Lavater gewahrte, den er je gefunden habe. Noch fesselte ihn jede ganze Natur, sie mochte noch so sehr von der seinen verschieden sein. Kaum zurückgekehrt

nach Frankfurt traf Göthe auf Basedow, den wahren Gegensatz Lavaters, und auch an diesen, der ihn schon äußerlich durch sein cynisches Aussehen und Wesen hätte abstoßen können, schloß ihn sogleich das Wohlgefallen an allem dem, was in seinen Bestrebungen eine frischere Weltanschauung verrieth. Auch an ihm fand er nichts, was ihm zur eignen Bildung hätte dienen können, er brauchte ihn mehr „sich zu üben, als sich aufzuklären", der heimliche Zug des Absonderns trat auch hier schon dicht an die freieste frischeste Lust des Zusammenseins hinan; er sah sich lustig, wie es jenes Gedichtchen sagt, als das Weltkind zwischen diesen beiden Propheten, aber sie waren ihm wirklich noch Propheten, weit mehr als es die Lebensbeschreibung will merken lassen. Er reiste mit Basedow wieder nach Ems zu Lavater, und das Hetzen der Geister dauerte bis zur Ermattung fort. Nun sollten die Jacobi in Köln aufgesucht werden, an denen er mit Herder schon vorher sich humoristisch versündigt hatte; Versöhnung war um so leichter zu hoffen, als Frau Laroche vermittelt hatte, mit der, ehe der Nimbus von ihr gewichen war und die Zeit eintrat, wo ihr Jacobi **horreurs** und Wieland sanfte Wahrheiten sagte, jener so empfindsame Briefe wechselte, wie es heute kein Ehemann gestatten würde. Dazu kam, daß Betty, die vortreffliche Gattin von Fritz Jacobi Göthen ganz einnahm. Sein Inneres, durch die ungleichartigen Lavater und Basedow zurückgedrängt, brach vor Fritz Jacobi auf, dessen gemüthliche Richtung ohne das feindselige jener Beiden ihm momentan wohl that, dessen völlige Rückhaltslosigkeit, dessen Vertrauen, mit dem er ihm seine „tiefsten Seelenforderungen" nicht verhehlte, ihn warm durchdrang, dessen Beschäftigung mit Spinoza ihm gerade gelegen war: „der tiefste Grund seiner menschlichen und dichterischen Fähigkeiten ward durch eine unendliche Herzensbewegung, beim Anblick eines alten Familienbildes, in Göthen aufgedeckt, und alles Gute und Liebevolle was in seinem Gemüthe lag, schloß sich auf;" er ward des Vertrauens dieser Freunde sogleich theilhaft. Die Nächte vergingen auch hier in den ernstesten und tiefsten Gesprächen, in denen sich Naturen wie Fr. Jacobi erholen; sie schwelgten im Austausche ihrer Seelen. In Elberfeld sahen sie Jung, und Göthe nahm damals dessen Leben mit sich nach Frankfurt. Jungs Beschreibung dieser Zusammenkunft bethätigt ganz, wie glücklich und selig sich Göthe in diesen Kreisen

fühlte, von denen er ſich bald losſagte. Heinſe war damals zugegen; auch ihn riß das „Genie vom Wirbel bis zur Zehe, der Geiſt voll Feuer mit Adlersflügeln" in Göthen ſogleich hin: Göthe hat ihn in ſeinem Leben nicht einmal erwähnt; und doch hatte er in jenen Jahren über ſeine Laidion geſagt: dieß ſei ein Mann, dergleichen Fülle habe ſich ihm ſo leicht nicht dargeſtellt, man müſſe ihn bewundern oder mit ihm wetteifern, er habe nicht geglaubt, daß ſo etwas in deutſcher Sprache möglich wäre! Von Jacobi's ſchied Göthe damals, wie er ſagt, ohne daß ſie ahnten, wie verſchieden ſie ſeien: und doch werden die Zeugniſſe noch einmal erſcheinen, daß er ſie ſchon vor jener Zuſammenkunft mit Schimpfnamen belegte, und mit dürren Worten ſagte, er „verachte ſie", ſo wie Merck mit Anderen beim Weine ſie „verfluchte"; und die Zeugniſſe, wie er nachher Friedrichs Schriften in Weimar dem Geſpötte Preis gab, ſind ſchon bekannt. Aber dieß waren die Launen jener Zeit, in der man ganz „in dem Feuerblick des Moments" lebte, wie man darin zu erkennen und zu dichten ſtrebte: das vornehme Weſen Jacobis widerſtand Göthes Natur, aber die Lebhaftigkeit des Augenblicks und die ganze Stimmung jener Jahre, als ſein erſter Ruhm erſcholl, öffnete ſein Gemüth gegen alle Welt. Er blieb auch ſpäterhin, nach förmlicher Verſöhnung, in Briefen, im Geſpräche mit Forſter und ſonſt (und nur in der Biographie nicht) kalt gegen Jacobi, der ihm noch ſeinen Woldemar dedicirte, als ſei nichts vorgefallen, der ſeinen Mißmuth verſchluckte, wie ſehr auch die Heinſe und Aehnliche an ihm hetzten. Wie viel mag aber Jacobi von ſeiner Meinung zurückgekommen ſein, die er in jener Zeit ihres Zuſammenſeins äußerte, daß Göthe eben der Mann ſei, den er bedurft habe, und daß dieß einmal gewiß ein wahres, inniges, ewiges Verhältniß ſein werde, das ſie zuſammenbände! Wie oft wird er an den uranfänglichen Eindruck zurückgedacht haben, da ihm Göthe wie Wielanden als ein Wolf vorkam, der Nachts an die Leute hinaufſpringe und ſie in den Kothe wälze, wo er ſo urtheilte wie der junge Hartmann, der in Göthes Briefen an Lavater nur einen Menſchen reden hörte, der ſeinen Scherz mit dem Freunde trieb und Alles um ſich her verachtete. Wir ſehen, wie die Freunde bei den erſten, gewöhnlich untrüglichſten, Eindrücken die dämoniſche Natur des Mannes ahnten, der ſich auch weiterhin immer mehr von denſelben Leuten durch große Klüfte geſchieden erkannte, denen er

ſich kurz vorher mit Leidenſchaft genähert hatte. So war Niemand für Göthen weniger gemacht, als Klopſtock; dennoch fand auch zwiſchen ihnen eine Befreundung ſtatt; mit Zimmermann knüpfte ihn ſchon Lavater zuſammen, wenn es auch nicht ſein leidenſchaftlich derbes Weſen gethan hätte, das damals als Kraft und Genie galt. Die Göttinger Jugend, Klopſtocks Schule, näherte ſich ihm in Briefen und Perſonen; die Stolberge führten ihn in den ähnlichen franken und burſchikoſen, aber doch ganz verſchiedenen, romantiſch gefärbten Ton der dortigen Kreiſe ein. Er empfing ſie mit offener Bruſt und machte mit ihnen eine Reiſe in die Schweiz. Das nannte Merck einen dummen Streich; er fand ſie unpaſſend für Göthen und hatte Recht. Zwar hat dieſer damals, als er Klopſtocks Oden ſammelte und wie Heiligthümer verehrte, als er in Klopſtocks Sinne das Fechten, Reiten und Schlittſchuhlaufen trieb, ſchwerlich die Klopſtockſchen Sitten der Stolberge, ihr öffentliches Baden, ihren lauten Tyrannenhaß, ihre Naturaffectation ſo auffallend gefunden, wie er ſich in dem vierten Theile des Lebens anſtellt, ſonſt hätte er wohl nicht die Briefe aus der Schweiz, den Anhang zu Werther, und noch viel weniger die enthuſiaſtiſchen Briefe an die Gräfin Auguſte geſchrieben; wohl aber liegt es ganz in ſeiner Natur, daß jene ritterlichen Rodomontaden, mit denen Friedrich Stolberg über den Verluſt einer unvergleichlichen Geliebten und ſeinen unermeßlichen Schmerz ausbrach, dem ſtillen Gemüthe zuwider waren, das ähnliche Verluſte tiefer empfunden hatte; und als der Schönen Geſundheit getrunken und die Gläſer zerbrochen wurden, mochte es ihm wohl ſo vorkommen als zupfe ihn Merck am Ohre.

Denkt man ſich in den unruhigen und ſtrebſamen Verkehr dieſer Kreiſe, erinnert man ſich, daß dieß eben die Jahre waren, wo in Zürich die Literatur ſich am wucherndſten ausbreitete, wo Königsberg, Berlin und Wien ſich als literariſche Hauptſtädte anzuſehen anfingen, wo Gleim in Halberſtadt auf die Realiſirung ſeiner Dichterkolonie dachte, ſo begreift man wohl, daß dieſe Bewegung auch an die kleinen deutſchen Höfe dringen mußte, die ſich dem Privatleben näher ſahen als die Höfe von Oeſtreich und Preußen. Wirklich ſieht man auch, daß an vielen Orten zugleich ein Bedürfniß und ein Wunſch ſich regte, an dem Aufſchwung der deutſchen Literatur einen Antheil zu haben, von ihr einen Vortheil zu ziehen. Wir haben den Grafen Wilhelm von Bückeburg ſchon genannt; hätte

er eben so viel Glück als Unglück gehabt mit Abbt und Herder, so wäre vielleicht dort eine Zufluchtstätte für manchen Anderen geworden. Aehnlich ging es mit dem Fürsten von Dessau. Der treffliche Mann hatte auf seinen Reisen Winckelmann kennen gelernt und diesen franken Deutschen ganz bezaubert; Winckelmann wollte ihn auf seiner letzten Fahrt nach Deutschland besuchen; seine Ermordung zerstörte dieses Wiedersehen. 1771 berief der Fürst Basedow zu sich, um eine Lehranstalt nach seinem Plane anzulegen; dieser Ruf geschah in derselben redlichen und edlen Absicht, in der der Fürst sein Ländchen verwaltete und mit den Werken der Garten- und Baukunst zierte, und erregte allgemeines Aufsehen. Aus Dessau ist in der That eine ganze Reihe von verdienten Pädagogen ausgegangen, allein die meisten in Opposition mit Basedow, der dort sein wüstes Wesen fortsetzte und die lernbegierigen Lehrer, die sich zu ihm drängten, mit Essen, Trinken, Spielen und Rauchen mehr unterhielt als mit ernsten Gegenständen; so daß man wohl sieht, der Fürst war mit ihm weit übler berathen als Bückeburg mit Herder. Der Eifer aber, das Talent zu schützen und zu pflegen, ließ über einzelne Mißstände dieser Art wegsehen. Wir wissen, wie der Erbprinz von Braunschweig Lessing protegirte; wir haben angedeutet, welche Mühe man sich in Mannheim und Heidelberg gab, den eigensinnigen Mann zu fesseln. Klopstocks Ansehen stieg an den kleinen Höfen immer mehr: die treffliche Landgräfin Caroline von Darmstadt sammelte seine Oden und ließ sie in wenigen Prachtexemplaren drucken. Man sagte sich, die dänische Pension solle mit der Beendigung des Messias aufhören, dafür wollte ihm der Markgraf Carl von Baden eine ganz unabhängige Stellung geben und war begierig den Dichter der Religion und des Vaterlands bei sich zu sehen. Es schien aber, als ob ein Mißgeschick auf alle den edlen Absichten der Höfe laste. So ward der schöne Plan Carl Friedrichs, ein patriotisches Institut für den Gemeingeist Deutschlands, nach dem Muster der helvetischen Gesellschaft, mit Zuratheziehung Herders und Müllers zu gründen, durch die Revolution vereitelt. So drückte auf die glänzende Militärakademie des Herzogs Carl von Würtemberg, die ganz aus dem neuen Bildungstriebe in Deutschland hervorging, Despotie und der Zwang der Subordination, die militärische Pedanterie und der Eigenwille eines Fürsten, der die wilde Genialität der Zeit mitgemacht hatte. So

verdarb vieles Gute, was Dalberg bezweckte über seinem unglücklichen Hang, überall selbst producirend mitzuwirken, wo er blos hätte protegiren sollen. So versäumte Darmstadt die günstige Gelegenheit, sich zum Mittelpunkte eines großen Kreises zu machen; Merck, Sturz, Lichtenberg gingen von hier aus; Ewald, Moser, Claudius, Herder, Göthe waren hier oder wären leicht hier zu fesseln gewesen; aber dieser Stadt ist es eigen, ihr eignes Licht unter den Scheffel zu stellen, und fremde Talente ungeschickt zu wählen, oder zu versäumen. So blieb denn der Ruhm deutscher Medicäer auf dem Hause Weimar allein hängen; denn auch Gotha, wo man mit Weimar rivalisirte, und wo sich J. Fr. Schmidt, Gotter, Manso, Jacobs, Schatz, Reichard und Andere zusammenfanden, ward nur ein Sammelplatz vieler Mittelmäßigkeiten, wie es leider in Sachsen später und früher das Gewöhnliche war.

Die Seele des neuen Lebens, das im 8. Jahrzehnt in Weimar aufblühte, der Mittel- und Bindepunkt aller der vielartigen Persönlichkeiten, die dort theils zusammentrafen, theils vorüberzogen, war die Herzogin Amalie. Noch während des Lebens ihres Gemahls hatte man dort, wie wir oben hörten, das auflebende Schauspiel begünstigt, und als **1772** Wieland hinkam, sah man das Theater schon als eine Schule der Tugend und Sitte, als ein politisch-moralisches Institut an, und betrieb mit Ernst und Eifer die Aufführung der neuen Stücke von Gebler, Herrmann, Bertuch, und der Opern, die seit Weiße in Schwung gekommen waren. So war die erste Gestaltung dieses Triebes nach Bildung von der Herzogin ausgegangen, und in der Zeit von Weimars Blüthe behauptete Wieland noch immer, daß ohne sie der Ort bald wieder zur alten Bedeutungslosigkeit zurückkehren würde. Eine Dame von Welt und einer unruhigen Bildungs- und Unterhaltungssucht, von milder Lebensansicht, tolerant gegen Alle und gegen Alles, war sie auch ganz dazu gemacht, die heterogenen Bestandtheile des Hofs, der Verwandtschaft, der literarischen Zirkel wenn nicht in Liebe zu binden, doch so aus- und bei einander zu halten, daß trotz vielfacher Reibungen jedes Aufsehen und jede Spaltung vermieden ward. Von ihr ging die Hast aus, mit der man in Weimar auf stets neue Ergötzlichkeit sann, mit der man sich auf jeden Gast von Geist und Namen stürzte, ihn aussog und dafür mit Huld überschüttete. Sie hatte Lust und Sinn für Alles und Jedes, musicirte

und zeichnete, lernte spät noch griechisch, las Latein und übersetzte einiges aus Properz; ihr Liebling Wieland wunderte sich bald über die Ausdauer, mit der sie in den Zeiten bürgerlich glücklichen Zusammenseins mit der Gräfin Bernstorf und Bode Musik trieb, bald über das schwankende Interesse, mit der sie jetzt sich mit Raynal von Politik, mit Villoison von Literatur, mit Oeser von Kunst unterhielt. Sie duldete in ihrer Umgebung Leute, die selbst dem toleranten Wieland mißfielen, sie war ihren Söhnen nachsichtig wie selbst deren Lehrer es mißbilligten, sie stieß sich nicht an die vielen Unschicklichkeiten, die im Gefolge des wirren Getriebes am Hofe sich einschlichen, und über die sich die edle Herzogin Luise nachher zu beklagen und mit Geduld und Würde zu erheben hatte. Sie hatte dem Erbprinzen Wieland, dem Prinzen Constantin v. Knebel zu Erziehern gegeben; und da diese Männer um ein Billiges gewonnen waren, so lag es nahe genug, daß man bei der Vielgeschäftigkeit und Neuigkeitslust an diesem Hofe auf den Gedanken gerieth, noch andere schöne Geister dahinzuziehen. Wieland machte den Plan, Gleim zu gewinnen, und hätte Er des jungen Herzogs Liebe, wie im Anfang der Fall war, ausschließlich behalten, so würde er mehr um seinen Mercur, als um den Hof her, eine Gesellschaft von ganz anderer Art versammelt haben, als sie sich nachher durch Göthe bildete. Auf der Reise aber, die Karl August nach Darmstadt machte, um sich um die Prinzessin Luise zu bewerben, stellte ihm Knebel in Frankfurt Göthen vor; seine Liebenswürdigkeit spielte mit dem gewöhnlichen Zauber, sein Bruch mit Wieland ward heilbar gefunden, er ward berufen. 1775 kam er in Werthers Montirung dahin, brachte noch Vieles von dem Geiste und Sitten seines Romans mit sich und hatte damit die Frauen sogleich weg. Dieß war der Scheidepunkt der alten und neuen Zeit in Weimar. Ganz andere Persönlichkeiten wurden in Göthes erstem Eifer in Aussicht genommen als vorher: Herder ward Göttingen entrissen und nach Weimar berufen; Friedrich Stolberg war engagirt, als sich Klopstock hineinlegte, der an dem allzu freien Leben Anstand nahm, und seinen Liebling bestimmte, in Holstein-Oldenburgische Dienste zu treten. Sogleich kühlte sich aber auch dieser erste Eifer Göthes ab; er hatte jetzt Fuß gefaßt und fing an sich von seinen bisherigen Freunden zu sondern, das Ungleichartige auszusichten, sich selbst zu fühlen und zu heben. Die diplo-

matiſchen Unarten, über die ſich ſeine Freunde ſpäter oft zu beſchweren hatten, begannen gleich jetzt. Seinem Freunde Schloſſer ließ er ſchon 1776 durch ſeinen Bedienten ſchreiben, ohne nur ein einziges Wort hinzuzufügen. Klinger fand ſich bald in Weimar ein, aber er war ihm in der Geſellſchaft drückend, denn er meinte es zu ernſt wie Knebel, wie Herder und Schloſſer. Lenz erſchien und ward wie ein Kind behandelt; er machte täglich ſeinen dummen Streich und war bei all ſeinen Anlagen in dieſem Kreiſe nicht zu brauchen. Merck ward dem Hofe bekannt, und ihn gewann und behielt man lieb, obgleich er die erlauchten Perſonen nach Wieland unterweilen behandelte, wie die großen Schönen ihre Liebhaber. Zwiſchen Merck und Göthe aber riß ſeit dem Aufenthalte in Weimar ein heimlicher Bruch ein. Auf Wieland wirkte der neue Günſtling zaubriſch; er verlor ſich ganz vor ihm, kannte nichts Höheres und Reineres, und in einer Stunde, „wo er ihn in ſeiner ganzen Herrlichkeit ſah, kniete er neben ihn, drückte ſeine Seele an ſeine Bruſt und betete Gott an.“ Er ließ es ſich gefallen, daß ihm Göthe über den Kopf wuchs, er freute ſich ſogar darüber. Eine Weile mochte Göthe dieſe ſchwärmeriſche Verehrung ertragen; auf die Länge mußte ihm die Zudringlichkeit dieſer Freundſchaft läſtig werden, und die gehoffte Seelenvereinigung mißglückte, wie die zwiſchen Göthe und Jacobi. Zu Herder fühlte ſich Göthe wie in Straßburg: er fuhr fort, klagte er, ſich und Anderen das Leben ſauer zu machen. Auch Wielanden drückte Anfangs „der Hoheprieſter“ mit dem Glanze ſeiner Erſcheinung, und dem Verletzenden ſeiner Neckereien, aber auf die Länge hin entſpann ſich zwiſchen ihnen und ihren Familien eine „hausgeſponnene Freundſchaft“, die derb und dauerhaft war.

Der Ruf des neuen Lebens in Weimar ging ſogleich in alle Welt aus; er verbreitete Gutes und Böſes, und was wir Alles von dieſem Leben wiſſen, ſcheint es dem wirren Getreibe an dem Eiſenachſchen Hofe in der Blüthezeit unſerer alten Literatur ſehr zu vergleichen. Der Zug des genialen und wüſten Lebens der Jugend griff nach Weimar über. Man ließ die liebe Natur frei walten, man wollte, wie Wieland ſchrieb, die beſtialiſche Natur brutaliſiren, man wandte ſich von Weibern zu Wein, vom Wein zu Spiel, vom Spiel zu Kinderpoſſen. Ohne Plan zu leben ward eine Zeit der eigentliche Lebensplan. Die Gewöhnung an Genuß,

der Hunger nach Neuem, die Ergreifungsfähigkeit, die man am Hofe systematisch ausgebildet hatte, führte nothwendig solche Excesse mit sich; auf ländlichen Parthien der Etikette enthoben, wich man im genialen Uebermuthe aus allen Schranken. Das tolle Leben poetisch zu würzen, war Göthe eben der rechte Mann; er konnte es mit der Allbestrebsamkeit der Herzogin Amalie mit Leichtigkeit aufnehmen. Ausgezeichnete gesellige Talente, wie Einsiedel, kamen ihm fördernd entgegen, und so bildete sich hier eine Miniaturwirksamkeit für den Dichter, die ihn dem öffentlichen Leben auf eine Reihe von Jahren entzog. Alles, was in seinen früheren Kreisen im Kleinen getrieben worden war, wiederholte sich hier mehr im Großen; alles Kleine, Neckische, Momentane, Gelegenheitliche ward rasch ergriffen, alles Große und Bedeutende ward für eine Zeit der Sammlung zurückgelegt. Wie er in seiner Gesellschaft in Frankfurt und Offenbach zuletzt immer in Exaltation, stets in glänzenden, nie in nüchternen Momenten gelebt hatte, so setzte es sich hier fort. Ein geschriebenes Journal ward gegründet, ein Liebhabertheater errichtet, das Keckste ward auf der Bühne und in den Zirkeln gewagt, zu Ettersburg an der Ilm wurden die kleinen Stücke und Operetten aufgeführt, zu denen Zeit und Oertlichkeit mitwirken mußten. Göthe huldigte, wie Einsiedel, Seckendorf, Musäus u. A. diesen Bedürfnissen; er schrieb dem Hofgeschmack zu Liebe jene Claudine, Erwin und Elmire, und Aehnliches, was Nicolai schon ein Herabgehen von der Höhe nannte; er verlor die Zeit über jenen Jahrmarktsfesten und kleinen Spielen, die im großen Zusammenhange unserer Literatur nichts bedeuten; er vergeudete sein Dichtungsvermögen an Redoutenpläne und Prologe. Die schonungslosen Ausfälle auf Freunde und Feinde dauerten hier fort, wie in den früheren Kreisen: „den leichtsinnig trunknen Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen, und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen", ließ Göthe in Ettersburg vor dem versammelten Hofe noch an Jacobis Woldemar aus, und in einer Farce Orpheus und Eurydice parodirte man zweimal eine Arie aus Wielands Alceste auf die allerlächerlichste Art. Mit diesem geistigen und moralischen Treiben schien es dann in einem sonderbaren Widerspruche zu liegen, daß sich Göthe anfing den ernstesten Geschäften des Herzogs zu widmen, und die verschiedensten Aemter sich übertragen zu lassen. Wieland fand, daß

dieß politischen Frost um ihn her breite, daß ihn sein Genius verlasse, und seine Einbildungskraft erlösche. Er meinte nicht daß es rathsam wäre, dem Homer den Tempelbau zu Delphi zu übergeben, wie schön er auch den Palast in der Odyssee gebaut habe. Keiner von Göthes Freunden blieb mit ihm zufrieden; Herder wollte, der von der Natur Auserwählte sollte sich nicht über Kleinigkeiten zersplittern, sondern nur das Auserwählte darstellen. Dieß drückte Merck gröber aus: im Vergleiche mit dem, sagte er zu Göthe, was Du der Welt sein könntest und nicht bist, ist mir Alles, was Du geschrieben hast, Dreck! Er hatte schon vorher das plötzliche Nachlassen des ersten Schwungs mißfällig bemerkt, als Göthe in dem schnell hingeworfenen Clavigo (1774) den Weislingen wiederkäute, um ihn „in der Rundheit einer Hauptperson zu zeigen"; solch einen Quark, meinte er in Herders Sinne, müsse Göthe nicht wieder schreiben, und dieser nannte dieß einen schlimmen Rath, und berief sich auf die Repertorien, denen gewiß mit solchen Stücken gedient sei. Allerdings ist Clavigo ein vortreffliches Bühnenstück, das, gegen Lessing gehalten, trefflich zeigt, wie leicht diesem Dichter der Fluß der Rede, Blüthe der Sprache und Raschheit der Erfindung war; aber noch waren wir lange nicht auf dem Standpunkte, für die Repertorien zu arbeiten, wenn wir nicht wollten, daß die Schauspieler Herren der Theaterliteratur blieben. Stücke des höheren Styls schlossen ja die Sorgfalt für die Bühnen nicht aus, aber schon galt bei Göthen der üble Satz, daß „Werke des höheren Styls nur die Liebe lehre". Seine späteren Dramen hemmten theilweise die Stümper und Nachahmer, aber Stücke wie dieses zogen die Massen der Schreiber nach, die einigen Sinn für die Vortheile der Bühne für dramatisches Talent hielten. Und wie wenig Göthe selbst nur darin Recht hatte, zu glauben, es sei ihm ein Leichtes gewesen, solcher Stücke damals ein Dutzend auf Verlangen und Zureden zu liefern, schien die Stella (1776) zu sagen, die sich nicht einmal auf der Bühne gehalten hat. Es ist wieder derselbe flatterhafte Charakter „mit curiosen Principiis", deren doch selbst Merck bald müde ward[166]); es ist der abgeschwächte Held in Miß Sara Sampson; es ist wieder das Thema der Liebes-

166) S. die Matinée eines Recensenten in den Briefen von und an Merck p. 61.

intriguen, das vielleicht als Hauptſtoff in der Tragödie am erſten ſättigt. In dieſem Sinne, den Göthe zur Rechtfertigung ſeines Clavigo vorſchützte, Bühnenſtücke zu liefern, bedurfte es mehr eines Mannes, der ausſchließlich außer ſich lebte, und nicht aus ſeinem Innern den Faden ſeiner Erfindungen ſpann. Und wie Göthe in Weimar nach Außen hin lebte, dieß mißfiel ſeinem regierenden Freunde am meiſten. „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, ſagte er, als er ihm in Weimar zugeſehen hatte, hier am Hofe herumzuſchranzen und zu ſcherwenzen, Andere zu hudeln oder ſich von ihnen hudeln zu laſſen? Gibt es nichts Beſſeres für ihn zu thun?“ Und daß auch dieſer mißmuthige Ausbruch nicht die Stimme eines böſen Geiſtes war, hatte Göthe doch zuletzt ſelbſt zugeben müſſen, als er bedauernd geſtand, wie viel ihn ſein geſchäftliches Treiben an ſeinem eigentlichen Glücke, ſeinem poetiſchen Sinnen und Schaffen geſtört, beſchränkt und gehindert habe, und mitten in der Zeit, da er ſich die Laſt der Aemter auflud, wollte ſchon Wieland an ihm bemerkt haben, daß er darunter leide und daß der Gram wie ein heimlicher Wurm an ihm nage.

Damals übrigens dachte er freilich im erſten Gefühle ſeiner Kräfte, getragen von den Schwingen eines günſtigen Geſchicks, gehoben von der ehrenden Freundſchaft eines edlen Fürſten und eines geiſtreichen Hofs, der Achtſamkeit des Vaterlands ausgeſetzt, wegblickend über die Beengungen der Moraliſten, wie Klopſtock, Herder und Knebel, erhaben über die kleinlichen Klätſchereien und Zeitungsſchreibereien ſeines Wieland, ohne Achtung für die Stimme Gottes im Volke und für die des Dämons in ihm ſelbſt, damals dachte er mit ſeinem gigantiſchen Streben der Hemniſſe der Welt Meiſter zu werden, Aeußeres und Inneres zu umfaſſen, die kleinſten Genüſſe des Lebens nicht Preis zu geben über den höchſten, noch die höchſten aus dem Geſichte zu verlieren über den kleinen; mitten im Spiele begriffen und ſiegreich geſtellt lachte er der kalten Kritteleien des Freundes, der gut rathen konnte, wo er nichts zu verlieren hatte. Er war überhaupt wenig geſchaffen, über ſich zu reflectiren, ſo lange er lebte, und dieß that er im vollen Sinne des Worts. Sich in ſeinem Zuge nicht ſtören zu laſſen, verſchloß er ſich; und nur in die Briefe an Lavater aus jenen Zeiten geht ſein Inneres in knapper Mittheilung über, da dieſer ſein titaniſches Ringen nicht wie Merck beſpöttelte. Ein leidiges Geſchick wollte, daß er früher,

als Alles um ihn her ins Unendliche hinausrang, seine innere Besonnenheit entgegensetzte und sich an den nüchternen Merck anschloß, daß aber nun, als Alles in ihm selbst mit dem Ungeheuersten kämpfte, als Alles in ihm gährte, was die schönsten Dichtungen seines Lebens zu füllen reich genug war, er gegen die besonnenen Rathschläge von außen stumpf ward, und seinen Enthusiasmus an dem enthusiastischen Lavater nährte. Die neuen ungewöhnlichen und glänzenden Verhältnisse hatten den jungen und unvorbereiteten Mann in zu viel glücklichen Rausch geworfen. Es muß einer kein Mensch sein oder keine Menschen kennen, wer ihm die kleinen Ausbrüche dieses Rausches verargen wollte. In diesem Glücke stürzte er sich auf Dinge, für die er nicht berufen und geschaffen war, und täuschte sich darüber selbst. Das kann ein schwächerer Kopf und Geist viel leichter erkennen, als der große, der sich keine Höhe zu steil dachte. Er hatte im Sturm eine Freundschaft mit seinem Fürsten geschlossen, die ihn erhob und ehrte; man muß die Erfahrung gemacht haben, wie dergleichen plötzliche Verbindungen so leicht gebrechlich werden, um die Dauer dieses Bundes zwischen Unebenbürtigen gehörig zu schätzen. In diesem Glücke gefiel er sich still und selbstvergnüglich, war eifersüchtig auf seine Wirksamkeit und das Vertrauen, das man ihm schenkte, verhehlte sein Treiben und seine Aussichten und Pläne, da er keinen gewachsenen Freund um sich sah, dem er das Hohe und Niedere, was in ihm vorging, hätte vertrauensvoll zeigen dürfen. So warf er sich ganz in den Beruf, um jeden Preis denen gefällig zu sein, denen er verpflichtet war; und es war seiner fürstlichen Umgebung natürlich recht, daß er für diesen engsten Zweck „sich opferte, indem er nichts anderes suchte, als wenn dieß das Ziel seiner Begriffe wäre.“ So schienen sich die Kräfte des großen Dichters für die Welt zu zersplittern. Es war kein Segen auf unseren mäcenatischen Verhältnissen; der Deutsche hatte sie vielleicht darum nicht, weil er sie nicht vertrug. So hatte man sich an Klopstock und Göthe getäuscht, aber Lessing und Schiller schienen ohne Schutz desto trotziger zu wachsen, je geringere Gaben sie mitbrachten. Es kann Göthen unmöglich selbst klar gewesen sein, was er sich Großes hinter seinem neuen Berufe imaginirte, wenigstens hätte es eben hier des kühlen, nüchternen Dritten bedurft, der ihm neben dem Großen, nach dem er rang, das an-

gränzende oft gar zu Kleine gezeigt hätte. Aber freilich, er hätte des Nüchternen auch geſpottet, wie er ſogar des Enthuſiaſten ſpottete. Er ſelbſt wußte es, daß er in ſeiner ſteten Bewegung ſich im Höchſten und Niedrigſten, in Weisheit und Thorheit umtreibe, und er erkannte damals das Element, aus dem des Menſchen Seele gebildet iſt, in einem Fegefeuer, worin alle himmliſchen und hölliſchen Kräfte durcheinandergehn und wirken. Gott und Satan, Himmel und Hölle lägen in ihm neben einander, und Lavaters Ideale ſollten ihn nicht verſuchen und irre leiten, „wahr zu ſein, und gut und böſe wie die Natur.“ So wollte er denn auch das Große und Kleine des Lebens kennen und üben. „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernteren Freunde in Nebel, ſchreibt er an Lavater, es mag ſo lang währen als es will, ſo hab' ich doch ein Muſterſtückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenoſſen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abentheuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unverſehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Feſten, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausſtaffirt; es iſt eine treffliche Wirthſchaft. Und bei allem dem bin ich, Gott ſei Dank, in mir und in meinen wahren Entzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünſche, als die ich wirklich mit ſchönem Wanderſchritte mir entgegenkommen ſehe.“ Es ſtritten ſich in ihm die Gefühle von einer großen Bedeutung und Nichtigkeit ſeines Treibens. „Ich bin nun eingeſchifft auf der Woge der Welt, ſchreibt er, voll entſchloſſen zu entdecken, gewinnen, ſtreiten, ſcheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu ſprengen.“ — Und wieder: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen iſt, das mir täglich leichter und ſchwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart, dieſe Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünſchte ich's den größten Menſchen gleich zu thun, und in nichts Größerem. Dieſe Begierde, die Pyramide meines Daſeins, deren Baſis mir angegeben und gegründet iſt, ſo hoch als möglich in die Luft zu ſpitzen, überwiegt alles Andere, und läßt kaum augenblickliches Vergeſſen zu. Ich darf mich nicht ſäumen, ich bin ſchon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schickſal in der Mitte, und der babyloniſche Thurm bleibt ſtumpf unvollendet. Wenigſtens ſoll man ſagen, er war kühn entworfen, und wenn ich lebe, ſollen, will's Gott, die Kräfte bis

hinauf reichen.“ Er rühmt, daß sein Leben stark vorrücke, und fängt zugleich an zu begreifen, warum wir weiter müssen, sobald wir angefangen haben uns hienieden einzurichten. Er sieht die Schuppen und Nebel mit Freuden von seinem Geiste fallen, indem er zugleich sich seiner steigenden Gewandtheit im Leben erfreut. Es reinigt sich in ihm, rühmt er; alle streitenden Kräfte der Seele sind in ihm rege; ich heiße Legion, ruft er im vollsten Selbstgefühle. Und wirklich meinte er damals die Welt und die Kunst, die Wissenschaft und die Natur zu bezwingen, den Menschen in seinem praktischen und theoretischen Wirken, den Staatsmann und Literaten darzustellen, des Lebens Ernst zu behaupten und seine Genüsse nicht zu entbehren; und zu jener Art Universalität, zu der ihn die Natur bestimmt zu haben schien, schien ihn auch sein Schicksal hinzuweisen, wie in der eigenthümlichen Erziehungsweise in seiner Jugend, so jetzt in einem weit immenseren Verhältnisse an dem universalthätigen Weimarer Hof, wo man Kunst und Naturkunde wenigstens so angelegentlich betrieb, wie das Regieren. Wenn nur nicht auch Göthe das, worin sich hier doch Mehrere theilten, Alles hätte zusammen sein, und nicht das Regieren so angelegentlich hätte treiben wollen, wie Kunst und Wissen. Wenn er denn Tage und Wochen und Monate „im Dienste der Eitelkeit“ verbringen, mit „Maskeraden und glänzenden Erfindungen eigne und fremde Noth übertäuben, und die Feste der Thorheit schmücken“ wollte, so war das ganz gut, so lange er diese Sachen als Künstler traktirte und für seinen eigentlichen Beruf einen Gewinn daraus zog. Wie er sich aber ein „Stück des Reichs nach dem andern auf dem Spatziergange übertragen“ ließ, und sich auch, so sauer es ihm zuweilen ankam, nicht überzeugen wollte, daß dieß nicht sein Feld war; wie er sich in dieser Unruhe von seinen dichterischen Arbeiten abhalten ließ, und sich nur in immer tiefere Verwicklungen stürzte; wie er selbst einsieht, daß sich der Mensch, der sich in Staatssachen versetzt sieht, ihnen ganz widmen muß, da Er doch so vieles andere auch nicht fallen lassen wollte; wie er fühlt, daß er zu viel auf sich lade, und doch nicht anders kann, dieß ist dem Unbefangenen unheimlich, der es beobachtet, und leid, wenn er die Folgen überschlägt. Indem sich Göthe gegen Merck rühmt, daß er in seinen Verwicklungen in die Hof- und politischen Händel eben recht am Platze sei, das

Kothige dieser zeitigen Herrlichkeit zu erkennen, schreibt er dazu: „Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach sind immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte steht!“ Ob er in dem Augenblicke, da er dieß schrieb, nicht wieder den mephistopheliſchen Freund am Ohre fühlte?

Wir verlassen Göthen in diesem dunklen Drange, in dem er die Entwürfe zu seinen gereiftesten Werken fortwährend mit sich trug, aber sie zu gestalten nicht Zeit und Ruhe fand; in dem er das Leben genoß und größere innere Erfahrungen als früher sammelte, die auch größere Zeiträume zu ihrer Entwickelung verlangten, ehe sie reif zum Pflücken, geschickt zum Abschluß und zur dichterischen Bewältigung waren. Zehn Jahre nährte er so die mächtigsten Empfindungen und Bewegungen seiner Seele, und kein geringeres Asyl ward verlangt, um ihnen endlich Form und Gestalt zu geben, als Italien, wo die künstlerische Natur des Mannes, der für jene mildere Sonne geboren war, erst völlig aufbrach, als er die Last seiner Geschäfte hinter sich hatte, vor sich die Reste der alten und mittleren Kunst, und in sich das lebendige Verständniß der alten Dichter. Wäre es möglich gewesen, daß er die Stoffe, die er in Italien auf Einmal ausbildete, in Deutschland nach und nach ausgearbeitet hätte, so würde sein dauerndes Beispiel besonders im Gebiete des Dramas vielen Schaden verhindert haben. So aber überließ er, nach Clavigo und Stella, den Wahlplatz zu behaupten seinen Freunden; die Tragödie in den 70er und 80er Jahren steigerte sich, während er immer mehr zur Ruhe, Mäßigung und Schönheit hinstrebte, nach seinem ersten Muster nach der Seite der Kraft und Naturwahrheit hin bis zur Carricatur; und als er aus Italien zurückkehrte, erschrak er über die Gewächse, die aus seinem erstgestreuten Samen erstanden waren.

In der maaslosen Betriebsamkeit um die Aufnahme unserer Literatur, die wir in den 70er Jahren und vorzugsweise in Göthes Bekanntenkreise gewahren, fallen zwei Erscheinungen vor allen in die Augen, die uns von einer neuen Seite die streitigen Elemente der sich verändernden Zeiten und Geschlechter kennen lassen. Was

nämlich die Kritik angeht, den ästhetischen Sinn und die künstlerische Beurtheilung, so sehen wir fast Alles gleichmäßig die neue Theorie des Natursystems ergreifen. Nicht allein die strebende und leidenschaftliche Jugend verbreitete diese Ansichten und producirte nach ihnen, sondern auch ältere gesetzte Männer schlugen sich auf diese Seite, durch Lessings besonnenen Vorgang gleichsam gerechtfertigt; die früheren Dichter traten ab und verstummten; und wo wie bei Käſtner, Lichtenberg, Nicolai noch die alte Schule vertheidigt ward, mußte meist persönlicher Eigensinn oder Gereiztheit zu der altväterschen Natur hinzukommen, wenn diese noch laut zu werden wagte. Was aber die Production und poetische Schöpfung betrifft, so sehen wir eine eigenthümliche Lähmung durchgehen, als ob die schaffenden Organe theils aus Alter theils aus zu großer Jugend erschlafft wären. Denn nicht allein bei jenen gesetzten Aelteren beobachten wir diese Erscheinung, sondern auch eben bei jenen genialen Jünglingen voll himmelstürmerischer Hoffnungen. Wir haben eine ganze Reihe von Dilettanten und Laien, Fragmentisten und Vielschreibern der verschiedensten Art, die meist alle vortrefflich urtheilen, voll der schönsten Grundsätze, voll Interesses an unserer werdenden Dichtung sind, aber der dichterischen Production entweder gar nicht, oder ganz wenig, oder doch mit wenigem Glücke obliegen.

So haben wir Joh. H. Merck nun schon so vielfach vortreffliche, strenge, aber immer aus dem schönsten Takte und dem kräftigsten Geschmack stammende Urtheile aussprechen hören: wir sahen den gereiften, ernsten Geschäftsmann, der von Leben und Kunst ungefähr wie Lessing dachte, und der auch z. B. Lessings Glaubensbekenntniß in religiösen Dingen ausdrücklich für das seinige erklärte, ganz auf der Seite des jungen Genius, den er mit dem seltensten Scharfblick in der Zeit eines ganz verwirrten Geschmacks unter so Vielen als den Einzigen erkannte, der die rechte Anlage zur Rettung unserer Dichtung mitbrachte. So rathlos Göthe in kritischer Hinsicht war, so sicher war Merck; in bildender und redender Kunst ein treffender Kenner wußte er mit Witz und ohne Floskeln, mit verständiger Schärfe und ohne Enthusiasmus die Werke der Phantasie zu unterscheiden. Wieland nannte ihn den Göthe unter den Rezensenten; wirklich konnte er das empfangende Publikum von der tüchtigsten Seite darstellen, und er

verachtete aufs tiefste die Urtheilslosigkeit des großen Haufens und seine materielle und schwerfällige Natur. Ganz wie Lessing zürnt er über die Nation, die immer Shakspeares und Sternes verlangt, und doch den Literaten von Profession Rang und Achtung versagt, die die Sinnlichkeit als einen Rausch betrachtet, dessen man sich schämen müsse, wenn er vorüber ist; die die Existenz des Dichters, „dessen ganzes Leben ein Rundtanz sinnlicher Empfindung ist", schief beurtheilt; die von ihm eine gute nützliche Zeitanwendung verlangt, und die Liebe zur Kunst nur erlaubt, wenn nichts Wichtigeres dabei versäumt wird. Ueberzeugt, daß in den Bildungen der Zeit und Geschichte Politik, Moral, Kunst, Religion so zusammenhängen, wie die Kräfte der menschlichen Seele, und daß sich jedes Jahrzehnt im Ganzen und Großen umbilde, überschlug er den Zeitgeist, wenn er und wo er urtheilte; und von diesem Standpunkte herab hatte er den Grimm gegen alles Halbe, Mittelmäßige und im Ganzen der Cultur Bedeutungslose, gegen alles Tabellarische und Encyclopädische in unsren Wissenschaften, mit Göthe gemein; hatte dieselbe Toleranz gegen das Bestehende, gegen das Sinnliche, Poetische, Anschauliche in der Religion, wenn es auch nicht sein Glaube war, gegen das Eigne der alten Zeit, wenn er sich auch von ihr lossagte; und wo er ein Kunstwerk betrachtete, überschlug er es so im Großen, und lachte der „Feuerwerke von Gefühl und Kunstsprache", die die gewöhnlichen Kenner abzubrennen pflegen. Es läßt sich daher wohl begreifen, daß seine kritischen Episteln, in denen er wie Göthe in seinen satirischen Sachen, die Kritik auf den naiven Styl zurückführte, vortrefflich sein mußten. Sie aber sind für uns verloren, und was wir im übrigen von Merck besitzen, zeigt nur, wie wenig er zum Schreiben geneigt und gemacht war. Er arbeitete sehr thätig in Wielands Mercur mit, seitdem die Frankfurter Zeitung aufgegeben war und die Verbindung mit Göthe sich lockerte: der unbehagliche, hypochondre, feindliche Mann zog sich zu dem behaglichen und zufriedenen hin, und im Dienste seines Götterboten schickte er ihm die Abfälle seiner Gedanken, die für Wieland lauter Gold waren, er bequemte sich zu loben, menagemens zu haben, Rücksichten zu nehmen, der Alltagskritik zu fröhnen, der er sonst selbst so aufsäßig war. Wieland meinte, er werde ein brillanter Schriftsteller sein, wenn er nur wollte, und sah nicht ein, wie Göthe, daß ihm

das eigentliche productive Talent abging, daß seine Briefe und Gespräche weit besser waren als seine fragmentarischen Schriften, die z. Th. noch sehr nach dem alten Regime schmecken. In seinen mehr darstellenden Aufsätzen erinnert er an Möser und Sturz; er urtheilte in den Fächern der Naturkunde und Kunst, wie jener in den politischen und staatswirthschaftlichen, und sein Brief eines Landedelmanns[167]), oder die Schilderungen des jungen Oheim von dem Staatswesen und Stadtleben, würde man in den patriotischen Phantasien ohne Anstoß lesen. Die Tendenzen sind für ein feineres Auge verschieden: sein ernsterer Sarkasmus trennt sich von der gutmüthigen Ironie Mösers, und von dessen staatsgeselligem Sinne scheidet ihn ein gewisser Unabhängigkeitsgeist, der die Cultur mit ihren Folgen und Bedürfnissen gern entbehrt. So veranschaulicht seine Geschichte des Herrn Oheim an dem Glücke des Bauernlebens und der Unnatur der Gelehrten- und Staatswelt und der Rastlosigkeit des Gewerbstandes die Wahrheit, daß der Mensch auf eignem Schaffen und Thun sichrer ruhe als auf Wissen und Erlerntem, und daß die Bedürfnißlosigkeit glücklicher lasse als Cultur und Luxus. Hier hört man eine Stimme aus Rousseau's gemäßigter Schule, während Möser in der ächtest deutschen Natur und Gemüthlichkeit von Rousseau und Voltaire gleicherweise eben so weit abstand, als sich Wieland beiden annäherte.

Möser und Sturz, die wir mit Merck vergleichen, können wir aus demselben Gesichtspuncte hier anführen, von dem sie uns allein angehen: wie nämlich diese Männer der Wissenschaft und des praktischen Lebens von dem Flusse der schönen Literatur mitgerissen werden, bald ein Urtheil zu fällen und in Geschmackssachen eine Parthei zu ergreifen, bald einen wissenschaftlichen Gegenstand in freieren Formen zu behandeln, bald sich selbst im Gebiete der Kunst zu versuchen. Eine Erscheinung wie Justus Möser muß uns in jener Zeit für viele Bizarrerien der jungen Literatur entschädigen. Ein Mann, der sich an die klaren einfachen Gesetze der Natur in Staat und Leben bindet, der mitten in den Bedürfnissen der Zeit und in den Mängeln der Zustände steht, sie übersieht, ordnet, und mit dem seltensten Takte zu handhaben räth;

---

167) Mercur 1780. III, 177.

der selbst ein Bild der Schlichtheit und Einfachheit darbietet und doch mild, heiter und fröhlich Lust und Freude vergönnt, und dem Luxus und Wohlleben das Wort zu reden weiß; der die schönsten Gaben des edlen Volksmannes vereinigt mit der schonenden Fügsamkeit des Geschäfts- ja des Hofmannes; der in London seinen politischen Gesichtskreis auf die immensesten Verhältnisse des größten Staatshaushaltes ausgedehnt hatte und doch nicht den innigsten Sinn für die kleinen Zustände seines kleinen Vaterländchens verlor; der sich vielmehr mit dessen Gegenwart praktisch und schriftstellerisch so musterhaft beschäftigte, daß er in seinem lebendigen Wirkungskreise erstaunlich viel Segen gestiftet, und in Osnabrück einen Staats- und Bürgersinn gegründet hat, dessen Ausdauer sich noch in diesen Jahren in der ehrenhaftesten Opposition gegen einen schmählichen Despotismus beurkundet hat; der sich eben so musterhaft den Forschungen über die Vergangenheit seines Vaterlandes hingab, daß er mit seiner Osnabrückischen Geschichte, so wie mit einzelnen Winken in den patriotischen Phantasien ein anregendes Beispiel für deutsche Geschichtschreibung, Rechtsforschung und Staatsökonomie geworden ist, — ein solcher Mann tröstet uns in Deutschland mit seiner unverwüstlich guten Natur für die trostlosen politischen Zustände, die alle Talente zu verwüsten pflegen, welche sich nach dieser Seite hin neigen; er beweist uns, daß die engsten Verhältnisse, wenn sie einsichtig und thätig benutzt werden, daß unsere kleinen Stäätchen, wenn sie Mischung der Gewalten und Bewegung der Geister gestatten, wie es in dem geistlichen Wahlstaate der Fall war, eben so wohl das Talent reifen können, wie die ungeheuern Räume des americanischen Freistaats. Denn wie oft hat man Möser mit Franklin verglichen und immer neue Punkte der Aehnlichkeit, von den allgemeinsten Aeußerungen ihrer Menschenliebe und Menschenverstandes an bis zu ihren kleinen Paradoxien gefunden! Wenn man denken sollte, daß irgend einem Manne die Bewegungen in unserer schönen Literatur hätten gleichgültig, und die Neuerungen in den 70er Jahren zuwider seyn dürfen, so wäre es gewiß Möser, der in seine nützlichen Thätigkeiten vertieft, dazu in einem Lande geboren war, wo die Schriftstellerei langeher mangelte, wo v. Bar französisch schrieb und wo Gottsched reformirte, so daß auch Mösers Jugendschriften die Gottschedsche und die französische Schule gleichmäßig ver-

rathen. Allein er ging mit der Zeit fort, er schloß sein Inneres für Lessing und Klopstock auf, wagte sich an dramatische Versuche, die vergessen sind, schrieb (wie wir hörten) für den verbannten Harlekin, und setzte die beste Entgegnung gegen Friedrich II. zum Schutze der deutschen Literatur. In dieser Schrift, die Göthen in Verbindung mit Mösers Tochter brachte, nannte er Klopstock, Göthe und Bürger ganz in dem Sinne der neuen Jugend die Grundbauer unserer Literatur, er bewunderte sogar die „herkulische Kraft" in Klinger, Lenz und Wagner, obwohl er wußte, daß sie sie vorzugsweise zu schmutziger Arbeit angewandt hätten; und wie sehr er auch noch als ein Mann der alten Zeit einzelnen Namen anhing, die jetzt zu verschwinden begannen, so steht er doch ganz in den Naturtheorien der Göthianer und der Schule Klopstocks, die den nordischen Geschmack gegen den südlichen, den englisch-deutschen gegen den italienisch-französischen vertheidigten. Ueber dem Ideal, das der Süden anstrebte, sagt er, sei seine Poesie verarmt, und habe die Mannichfaltigkeit verloren, die der Norden der höchsten Schönheit vorgezogen; er stellt sich gegen die Convention und den guten Ton, der uns zu jenem einförmigen verfeinerten Geschmacke führt, auf die Seite der Natur, die uns zu Mannichfaltigkeit und Reichthum anleitet, wohl aber auch zur Verwilderung irre führen kann. Ganz dieses Sinnes war auch Helfrich Peter Sturz (1737—79), dessen Schriftstellerei häufiger mit Mösers ist verglichen worden. Er gehört seinen praktischen Tendenzen nach zu Möser, nach seiner Kenntniß und Liebe für die englische Literatur und Schauspielkunst zu Lichtenberg, nach seinen Verbindungen zu Klopstocks Kreise, nach seinen Schriftchen zu der großen Klasse jener Fragmentisten, in deren Mitte Lichtenberg und Lessing stehen, nach seinem Charakter und physischen Beschaffenheit zu den vielen Hypochondristen und Humoristen jener Möserschen Periode. Auch er billigt [168]) die Revolution in unserer Literatur, und meint, es sei endlich Zeit, daß die Natur rede wie ihr der Schnabel gewachsen sei, daß nicht allein der Kenner befriedigt werde, sondern auch die unverdorbene Klasse der Menschen: sei diese erst gebildet, so werde ihr Beifall das Siegel der Vortreff-

168) In den Schriften I. Briefe aus England.

lichkeit. Er freut sich, daß die populare Literatur schon aus den Zimmern unter die Treppe wandre und erzählt mit Vergnügen, daß er eine Lesegesellschaft kenne, in die ein Paar Kutscher gehörten. Auch Er hat sich dramatisch versucht, und an einem Gegenstande, wie ihn jene Göthischen Freunde gern wählten: die Heldin seines Trauerspiels, Julie, ist zu einer Heirath gegen ihre Neigung genöthigt; die Ausführung aber ist trocken, ganz verschieden von dem Sturm und Drang der Tragödie der 70er Jahre, und beweist wieder, wie gering das poetische Vermögen bei so vielen war, die doch den Versuchungen der Zeit und den epidemischen Einflüssen der dichterischen Atmosphäre nicht widerstehen konnten.

Auch J. G. Schlosser, Göthes Schwager, gehört ganz in die Reihe der Literaten, die gern alle Wissenschaft auf einen praktischen Nutzen zurückführten, und in sofern von der neuen emancipirten Dichtung weit abzuliegen schienen. Er stand mit den Schweizern, mit Iselin und Bodmer in Verbindung, die helvetische Gesellschaft wirkte auf ihn, wie auf Carl Friedrich v. Baden über, die gemeinnützigen Regungen unter den Zürchern ergriffen auch ihn, denen damals der Bauer Kleinjogg, jener fleißige Landwirth von gutem Kopf und gesunder Denkart, ein Prophet war. Ein durchaus edler Mensch, durch strengere Grundsätze mehr mit Klinger verbunden, durch hypochondre Stimmungen zu dem Umgang mit den sanften Georg Jacobi und Pfeffel getrieben, ungefähr wie Merck zu Wieland, war Schlosser gleichmäßig des Ideals und der Wirklichkeit bedürftig, und erscheint bald in seinen sokratischen und platonischen Neigungen, so wie in seinen religiösen — (Ueberzeugungen nicht sowohl als) Wünschen Jacobi ähnlich, und in seinen philosophischen Schriftchen auf der Seite der Hasser alles Systemwerks, der unbilligen Gegner Kants, der Gefühlsphilosophen, oder in seinen politisch-moralischen Ansichten mit Möser verbündet, und Parthei nehmend gegen alle vage Träume und verwegene Revolutionen. In diesen Beziehungen steht er in einer haarscharfen Mitte zwischen denen, die wie Rousseau zur Natur zurück und denen, die wie Iselin zu einer gewissen Culturhöhe vorwärts wollten; beides war ihm allgemeine Theorie und er verlangte das praktische Verfahren nach dem gegebenen Falle. Dieß war ihm in allem Wissen die wahre Weisheit, von den Verhältnissen auszugehen, sich nach der Decke zu strecken, den jedesmal

passenden Grad der Vollkommenheit ins Auge zu fassen, wenn es sich um Reformen handelte; das Erreichbare anzustreben, nicht das Ideal; am Staate zu erhalten lieber als entweder umzustürzen oder zu künsteln; er rieth an den Gesetzen und Verfassungen weise „zu flicken", und mit der Speculation den Gang der Natur nicht früher zu versuchen, ehe der Mensch ihn selber gehe; er zweifelte auch, ob wir der Natur wieder nahen könnten, oder wollte doch erwogen wissen, wie weit wir es könnten und wie viel wir unsern Nachkommen überlassen müßten. Es war ihm daher zu weit gegangen, wenn die übertriebene Humanität an die Stelle des Rechts fahrlässige Billigkeit setzte, zu weit, wenn der Kosmopolitismus alle Vaterlandsliebe überwältigte, zu weit, wenn Reimarus vorzeitig erleuchtete, ehe dem Volke ein Glaube gesichert war; es war ihm zu kühn, wenn Basedow Riesenanstalten für Zwerge errichtete, und Emile unter lauter Yahoos erziehen wollte, Herzen voll Wahrheit der verzirkelten Theologie gegenüber, Köpfe voll Licht mitten unter dem verwirrten Rechte, freie Seelen in sklavischen Regierungsformen, liebevolle Jünglinge in der kalten Welt. Es ist vortrefflich, wenn er die Gränzen der Erziehung erwägt, die wenig besser machen kann als die Natur, aber vieles an ihr verderben, und wenn er sich denkt, daß die endlosen Mißstände der Welt, die einer guten Erziehung entgegenstehen, durch eine Handvoll Seminaristen sollten gehoben werden, aber es ist doch auch wieder merkwürdig, daß Er, der doch überall Verbesserungen bedarf, die ihm über die Kraft der Reform hinausreichen, nirgends den Gedanken gewaltsamer Umwälzungen zu fassen wagt, und wohl mußte er daher wie ein Prediger in der Wüste stehen in einer Zeit, die nach nichts als nach Revolutionen dürstete. Wenn aber dieß sonderbar ist, so ist es noch vielmehr, daß er im Aesthetischen, wenigstens zu Zeit und nach Laune, ganz auf der Seite der poetischen Revolutionäre stand. Schon daß er den Longin übersetzte (1781), zielt hierhin: denn dieser weist die ängstliche Beobachtung der Regel ab und lehrt den Genius trotz der Fehler zu ehren. Am merkwürdigsten aber ist sein Schreiben des Prinzen Tandi an den Verfasser des neuen Menoza[169]). In diesem Stücke hat Lenz

169) Im 2. Bande der kleinen Schriften v. Schlosser. 1779. 4 Thle.

ihn selbst unter dieses Prinzen Maske verstanden, und Schlosser spricht ihm in dem Briefe Muth zu. Er verwirft hier die Poetik des Aristoteles, dessen Politik er doch so achtungsvoll übersetzte und auslegte; mit Unmuth habe er den kalten Unmenschen die Linien zu dieser Dichtungslehre drechseln sehen; er verachte die regelrechten Stücke; bei Shakspeare habe er statt der Regeln Zauberkraft gefunden; nur Eine Regel gelte: fühle, was du fühlen machen willst! sie sei der Stempel des Dichtergenies, ihn habe Lenz! Und nicht allein ästhetisch, auch menschlicherseits überhaupt scheint sich Schlosser hier in die Zunft der Naturgenies einschreiben zu wollen: er läßt den Prinzen Tandi sagen, ihn habe der Dichter am wenigsten treu porträtirt; er habe nur den Philosophen in ihm gesehen, der nach festen gefühlten Grundsätzen gerader Vernunft Alles abwiegt — aber auch die Leidenschaften stürmten in ihm; er suche Wahrheit nicht, um sie zu wissen, sondern mit Leidenschaft sich hineinzustürzen und in ihr zu leben; er liebe und hasse mit gleicher Leidenschaft u. s. w.

Wo wir aber die Unentschiedenheit der Stellung, das Schwankende des Verhältnisses, die neue Toleranz gegen jede geistige Richtung, die sich nur wieder ihrerseits tolerant zeigt, das dilettantische Interesse des praktischen Geschäftsmannes für die Literatur, und endlich das Improductive dieser Classe von Interessenten auf der höchsten Spitze sehen können, ist bei Friedrich Heinrich Jacobi (aus Düsseldorf 1743—1819). Ihn hatten Wieland, Göthe und Lessing, eben die Leute, die unsere Literatur den Händen der Schulpedanten entreißen und eleganten Weltleuten übergeben wollten, wiederholt, dringend und aufmunternd zur Schriftstellerei aufgefordert, zu der er doch gar nicht geschaffen war. Er war von Jugend auf zum Kaufmann bestimmt, war ohne eigentliche Schulbildung geblieben, und sollte und wollte später als Autodidakt und Dilettant sich mit allen Schulen der Philosophie schlagen, in deren Terminologien er nach eignem Geständniß langehin Mißgriffe machte. Er war im Lande der Stillen geboren, in eine Gesellschaft der Feinen einverleibt, nachher nach Genf, in den Umgang mit Schülern Rousseaus gekommen, und hier gewann der Mathematiker Lesage Einfluß auf ihn, der ihm noch in Briefen später Studienplane entwarf, ihn auf allerhand Lectüre verwies, die man in den guten Cirkeln von Paris tractirte, und der von ihm (1763)

hoffte, er werde uns Shaftesbury und Rousseau ersetzt haben, wenn er freien Lauf gehabt und sich der Poesie, Eloquenz und höheren Moral hätte widmen können: Jacobi aber mußte vielleicht hoffen, auch ohne dieß Plato werden zu können, wie er denn weiterhin immer von einem System seiner Philosophie sprach, der doch nie nur eine systematische Abhandlung schreiben konnte, wie ihm sein Feind Mendelssohn und sein Freund Hamann, und Friedrich Schlegel, der Freund und Feind schien, gleichmäßig zu verstehen gegeben haben. Er mochte frühe, wie jene Zeit geneigt war, auf ein Angeborenes und Eingegebenes, auf eine dämonische Natur vertrauen, und es schienen ihn Erfahrungen dazu zu berechtigen[170]), die Andere freilich nur in Verbindung mit seiner Reizbarkeit und Nervosität sehen würden; es klebten ihm Ansichten der frühesten Kindheit an, und er strebte immer die ersten Offenbarungen und Ahnungen der Seele mit der Vernunft zu versöhnen. Daß bei einer solchen Natur, bei einer unbefriedigten Stellung im äußern Leben und einem halbverfehlten Berufe, bei einer mangelnden Schule alle seine Bekümmernisse und Philosopheme zuletzt nur auf ein ganz Individuelles hinauslaufen konnten, liegt in der Natur der Sache und seine Freunde und Schüler haben es selbst gesagt: ihm schien es, als ob der Mensch nur in dem leben könne, was er für wahr halte, mit dem sich vereinigen und Friede halten, was ihm gerecht scheine. Er war hierin im reinen Gegensatz zu Lessing, der im Ganzen seiner Umgebung lebte, und Friede und Krieg hatte mit Meinungen, die er Schaden oder Nutzen bringen sah, gleichviel ob sie im Grund der Seele ihm lieb oder leid waren, der eine

---

170) Er erzählt, sein kindischer Tiefsinn habe ihn schon im 8ten oder 9ten Jahre zu gewissen sonderbaren Ansichten gebracht, die ihm bis spät blieben. Es habe ihn nämlich in diesem Alter plötzlich eine Vorstellung von ewiger Fortdauer beim Nachgrübeln über die Ewigkeit a parte ante mit solcher Klarheit angewandelt und so ergriffen, daß er in eine Art Ohnmacht sank. (Werke IV. p. 87.) Zu sich gekommen erneute er diese Vorstellung und gerieth in einen Zustand von Verzweiflung; er ertrug sie nicht. Im 23sten Jahre wiederholte sich diese Erscheinung, aber nun konnte er die gräßliche Gestalt ertragen, und er wußte jetzt mit Gewißheit: sie war. Er könne sie seitdem zu jeder Zeit in sich aufrufen, und glaube, er könne sich in wenigen Minuten das Leben nehmen, wenn er sie einigemal wiederhole!

Wahrheit für sich einsehen und für eine andere öffentlich streiten konnte, wenn ihm die seinige untauglich für die Oeffentlichkeit schien. Daher hatte Jacobi später gar nicht in Lessings Sinne gehandelt, als er dessen spinozistische Bekenntnisse veröffentlichte, und ganz Lessings Geist entgegen war der geistliche Eifer, mit dem er in den gehässigen Streitigkeiten, die wir weiterhin noch berühren, seine Ansichten zu Gewissenssachen machte, und zu propagiren suchte. Und dieß war um so auffallender, als er selbst seiner Meinungen so wenig sicher war: denn wenn wir ihn selbst nach der endlichen Befriedigung fragen, die doch nur der Prüfstein jeder Weisheit, zumal einer solchen sein kann, die so ganz nur individuelle Lebensphilosophie sein wollte, so finden wir ihn zweifelnd und halb verzweifelnd an Welt und Wissen, der die Welt so vielfach und eifrig belehren wollte; in Unmuth und Unglauben einen Salomo, da er doch so salbungsreich von der Nothwendigkeit des Glaubens sprach; er gibt sich immer die Miene der Unfehlbarkeit, als ob sein Weg der Weg der Wahrheit und des Lebens sei, und zuletzt läuft bei ihm alles auf die schwermüthige Trauer über die menschliche Natur hinaus: „er findet überall sein eignes Elend, seine eigne Armuth wieder", und nicht jeder wird sich hierbei wie Hamann trösten, dem es nicht besser ging: daß man mit solchen Gesinnungen nicht weit vom Reiche Gottes sei. Er liest schwankend die Gedanken der freigeistigen Forster und Lichtenberg, fürchtet sich der Sünde und läßt sich's doch schmecken; dann wieder wie Lavater seines Glaubens und seines persönlichen Gottes bedürftig, klammert er sich an Herder mit dem Hülferuf, er solle ihm zu festem Glauben, zu diesem Priesterthum, dieser Feuerweihe helfen. Und so hat Jung Stilling ihn zum Deisten und Zweifler aus Grundsätzen erklärt, und richtiger hat Fr. Schlegel bemerkt, daß er von dem Wege, den er gewählt zu haben scheine, unaufhörlich nach dem anderen hinüberschiele, irre werde und in ein stetes Zaudern und Zweifeln gerathen sei. Denn dieß ist eben ein Zeichen der Zeit an Jacobi, das uns hier als sehr charakteristisch interessirt: daß er nämlich bei all seiner individuellen Natur und Subjectivität zugleich die größte Objectivität zeigt darin, daß er sich mit Allem verträgt, wenn es ihn nur nicht persönlich verletzt, daß er sich gerne verwahrt gegen alle Angriffe, daß er sich setzt mit allen Meinungen und Ansichten, sie mögen noch so

himmelweit verschieden unter sich und von den seinigen sein, daß er daher tolerant und intolerant zugleich erscheint, gleichgültig und reizbar, partheiisch und unpartheiisch, eben so eifrig sich über Anderer Meinung aufzuklären, als seine eigne Anderen unterzuschieben oder anzutragen, begierig sich an alle Männer von Bedeutung anzuschließen, sich gegen alle auszusprechen. Denn dieß ist der Ausdruck sowohl einer unbefriedigten und unfertigen Bildung, als auch jener vornehmen, ideenbedürftigen Redesucht derer, die sich zu Handlungen und thätiger Wirksamkeit wenig aufgelegt fühlen, daß man stets über Alles grübelt und klügelt, philosophische Absicht in Allem sucht, philosophische Beobachtung an Allem und zu jeder, auch noch so unpassenden Stunde übt; und daher findet man bei Jacobi und in seinem Kreise, ganz im Extrem bei der Fürstin Gallitzin, jene systematische geistreiche Unterhaltung, jene Tagebüchermoral, die das Leben in lauter Betrachtung auflöst, jene Sentenzen à la Larochefoucauld und Montaigne, die dürftige Frucht einer launenvollen, veränderlichen und fast immer charakterlosen Weisheit; man findet in Jacobis Kopfe immer solche Probleme der Gefühlsphilosophie, die dem Jüngling bei seiner ersten Charakterentfaltung sehr wohl anstehen, dem Manne aber im Rücken liegen müßten: ob man einen Freund noch lieben würde, den Krankheit häßlich entstellt hätte; in wie weit man Freund von dem Freunde des Freundes sein müsse und dergl.! Mit diesem Bedürfnisse der Mittheilung und der Anlehnung stimmt nun ganz die weite Bekanntschaft Jacobis mit allen Literaten, und daß sein Pempelfort, wie später der Wohnsitz der Fürstin Gallitzin ein Mittelpunkt für alle Reisenden ward. Unabhängig von einander hatte sich in Düsseldorf und in Straßburg dieselbe Beweglichkeit kund gegeben, und in Jacobi war Göthes Eifer noch in größrem Maasstabe, die edlen Menschen der Zeit persönlich zu kennen, wie er sich bei Gleim vorfand und in der Herzogin Amalie, und bei Joh. v. Müller, der ganz ein Kind dieser Zeit und voll von ihren Eigenheiten, Launen, wechselndem Geschmacke, tieferen Regungen und schwankenden Stellungen war. „Menschen dieser Art, sagt Jung von Jacobi im Theobald, haben ihren Geschmack und Empfindung hoch rectificirt und können in der Welt Gottes nichts alltägliches ertragen, das ennuyirt sie; wo sie aber Geniefunken entdecken, da jubiliren, herzen und küssen sie.“ Dieß

schildert sein entgegenkommendes Wesen gegen Alle vortrefflich. Göthen befremdeten später bei der Lectüre der Jacobischen Briefe diese Verbindungen zwischen Menschen, die keine Spur von gleicher Richtung und gemeinsamen Interessen hatten, und er bemerkt, daß auch Herdern dabei nicht wohl war, daß er zu hoch über dem hohlen Wesen gestanden habe. Zuerst war eine innige Freundschaft zwischen Jacobi und Wieland, als dieser mit Georg Jacobi stand und Iris und Mercur ein friedliches Paar waren. Damals war Friedrich Jacobi wie die Gräfin Gallitzin mit dem eleganten Philosophen Hemsterhuys verbunden, der ein Freigeist war wie Forster und Lichtenberg, dessen Spinozismus Lessing anzog, dessen Politur, Witz und Dichterschmuck ihm damals den unbestrittenen Namen des Plato des Jahrhunderts erwarben; populare Philosophie war Jacobi das Höchste, und dieß wies ihn auf Wieland, den er damals mit Heftigkeit gegen die Göttinger und gegen Fréron vertheidigte, den er bewunderte, aber auch in Einem Athem in jener herben Art tadelt, die Hamann eigen war und die dieser auch bald genug an Jacobi selbst ausließ. Die Freundschaft mit Wieland löste sich, seitdem dieser den Sebaldus von Nicolai gelobt hatte, worin Friedrich die beißende Carricatur seines Bruders Georg in dem Herrn Säugling erkannt hatte; und später noch entschiedner durch eine machiavellistische Schrift Wielands über das Recht des Stärkeren, die dem freisinnigen Jacobi zuwider war, der keinen Götzendienst gegen Fürsten, kein Schönthun mit der Despotie ertragen konnte. Göthe sollte nun Wielanden ersetzen, und mit ihm vertrug sich und versöhnte sich Jacobi nach den Reibungen, die wir berührt haben. Man wollte in seinen Schriften jetzt Göthes Styl sehen, er fand ihn selbst mehr Lavaterisch; Lavater hatte ihn mit seinem „vernünftigen Enthusiasmus" in der ersten Minute eingenommen, später aber fand er vielfach Ursache sich von ihm abzuwenden und eine Stellung zwischen den Illuminaten und Schwärmern zu suchen. So sehen wir ihn immer hin und her fahren, getheilt in die Bewunderung von Klopstock und von Lessing; wie er sich Lichtenberg von Seiten der Nüchternheit empfiehlt und Claudius von Seiten des Glaubens, wie er Hemsterhuys und Forster treu bleibt und Hamann trotz seiner schnöden Behandlungsart liebt, mit der ihm dieser gerade

ſein politiſches Schaukeln zwiſchen den Partheien vorwirft [171]); er geht mit der Gallitzin und mit Stolberg aufs innigſte um und läßt ſich mit Göthe und Müller des Catholicismus verdächtigen, von dem er auch, wie Hamann ſelbſt wußte, gar nicht fern ablag; es überraſchte auch ſpäter mit Recht, daß er ſo heftig gegen Stolberg Parthei nahm, und es war natürlich, daß er wieder einlenkte. Und doch ſtand er auch wieder mit Voß; er fällt Herdern ganz bei, und hält ſich eben ſo wohl zu Heinſe, mit dem ſonſt kein Menſch zu thun haben wollte. In ſeiner Philoſophie war er wie Schloſſer ein ungeſtümer Gegner Kants; nachher ſuchte er ſich mit Fichte zu ſetzen, und mit Fries, und meinte ſich bald in Reinhold, bald in Fr. Schlegel wieder zu erkennen. Mit dieſer unſicheren Natur ward nun Jacobi in die Ideenkreiſe der jungen poetiſchen Literatur geriſſen und mußte ſeine Parthie ergreifen. Bei einem ſo beſtimmbaren Mann kam auf die nächſten Einwirkungen erſtaunlich viel an: hier hielten ſich Göthe und ſeine Gattin gleichſam die Wage, ein Weib, die jenen Himmelſtürmern, die ſich für die Menſchheit gegen Familie, Haus und alles Engere empörten, direct entgegen

---

171) Er ſchreibt ihm: „Verzeihe mir, daß ich Dir das Kalte und Warme Deines Athems zur Laſt lege. Wie kann ein wüthender zugleich ein verſtändiger und ſchlauer Mann ſein? [es iſt von Starck die Rede.] Die alte Geſchichte des neu, in neuem Balge, erſcheinenden Catholicismus kommt mir nicht als ein Idealismus, ſondern als ein unſterblicher Realismus vor. Du kannſt das Uebel freilich nicht ſehen, dieweil Du ſelbſt mit einem geheimen Catholicismus inficirt biſt, und, wie es allen Geſetzgebern geht, nicht das Herz haſt, den Stab über Deinem eigenen Kopf zu brechen. Du ſcheuſt Dich nicht, Gamaliel factice, meinen ehemaligen Beichtvater als einen — Maul- und Bauchpfaffen zu läſtern? Ach Deine politiſche Freundſchaft übertrifft alle pias fraudes, die Du ſo nachdrücklich an Anderen rügſt. Lege die Feder nieder, ſchöpfe eine friſche reine Luft, und weine über Deine eigene Viſion" u. ſ. f. — Die auffallendſte von allen dieſen Zweideutigkeiten oder Zweiſeitigkeiten Jacobis iſt die Art und Weiſe, wie er es ſich zu einer Art Lebensaufgabe machte, gegen den Spinoziſtiſchen Atheismus anzukämpfen, und wie er nachher, als Alles und auch ſein Herder ſich dagegen auflehnte, ſich verſchanzte, Atheismus nehme er gleich Cosmotheismus und bezeichne ihn als nichts anſtößiges! Es iſt aber ein leidiger Erſatz, wenn ich jemanden vor aller Welt Ohren Satan ſchimpfe und ihm dann unter vier Augen ſage, Satan ſei ein Engel.

lag, indem ſie, wie jene Amalie im Allwill, ſich umgekehrt für Mann und Kind und Haus gegen alle Welt empört haben würde. Göthe fühlte dieß Jacobis ganzem Weſen gegenüber wohl durch: er tadelte ſein Einmummen in den einfachen Familienzuſtand, und mied ſein Haus ſpäter, weil er ſich vor der Beſchränkung ſeiner dichteriſchen und menſchlichen Freiheit durch jene conventionelle Sittlichkeit fürchtete. Was den poetiſchen Geſchmack angeht, ſo läßt ſich erwarten, daß Jacobi ſo gut wie Schloſſer oder Merck den Naturtheorien huldigte: die Dichter, welche Genie hinriß, die nicht lange überlegten, die nicht erſt ihre Schönheiten ins Licht zu rücken brauchen, „die, weil ſie wirklich ſahen, hörten und fühlten, in ihre Worte das allgenugſame Hephata aufnahmen, welches ihnen ſelbſt Sinn, Herz und Geiſt geöffnet hatte, dieſe Leute machten ihm Alles recht.“ Da er aber ſo wenig wie Klinger den Dichter vom moraliſchen Menſchen trennen wollte, oder da bei ihm der dichteriſche Menſch moraliſch ward, wie er von den Genies umgekehrt behauptete, der ſittliche Menſch werde in ihnen poetiſch; da er ſeiner ganzen philoſophiſchen Richtung nach eher darauf geführt wurde, über das moraliſche Genie nachzudenken als über das dichteriſche, ſo trat hier ſein eigenes Gefühl, dem er vertraute und ſein Sinn für Häuslichkeit, in der er ſich glücklich wußte, gegen die neuen Genialitäten; und als er ſich zu jenen philoſophiſchen Romanen aufgefordert fühlte, Allwill und Woldemar, die uns hier allein angehen, und die er im Drange jener Jahre (1775—79) in der erſten Geſtalt der Iris und dem Merkur einverleibte, ſo lieferte er gleichſam die Gegenſtücke von Werther: er zeigte das moraliſche Genie, das hier in das ſchönſte Licht gerückt war, von zwei Seiten, mit jener Unpartheilichkeit, zu der ihn ſeine ganze Unentſchiedenheit außerordentlich befähigte, und auf die er ſelbſt ſich große Stücke einbildete. Als darſtellendes Werk iſt Allwill durchaus unbedeutend; Jacobi hatte nicht einmal Anlage ſich raiſonnirend verſtändlich zu machen, geſchweige darſtellend anſchaulich zu werden. Ueberall ſieht man zu ſehr wirkliche Verhältniſſe durch, und doch herrſcht die Reflexion vor. Als Abbild der Geniemänner aber, als eine vorlaufende Charakteriſtik der Fauſte jener Zeiten, die Jacobi in dieſem einen Individuum, wie ſchon der Gattungsname andeutet, zeichnen will, ſind dieſe Briefe um ſo intereſſanter, als ihm bei dieſem Portraite Göthe vielfach geſeſſen

hat [172]). Dieſe Menſchen, ſagt er, ſind von Gott gezeichnet; man ſoll ſich vor ihnen hüten. Uebermaß der Kräfte reizt in ihnen zu Gewalt und Unterdrückung. Ihren beſonderen Gaben liegt eine lebhafte Sinnlichkeit, große Gewalt des Affects und ungemeine Energie der Einbildungskraft zu Grunde; und dieſe letztere iſt bei ihnen mehr eine Einbildung des Affects, weniger als bei anderen ein freies Geiſtesvermögen. Wo der hellere Kopf in dieſer Gattung iſt, da iſt gewöhnlich auch größere Ruchloſigkeit. Seinem ſittlichen Theile nach wird ein ſolcher Menſch ganz Poeſie; er kann alle Weisheit verlieren und jede ehrliche Faſer. „Die Vollkommenheit dieſes Zuſtandes iſt ein eigentlicher Myſticismus der Geſetzesfeindſchaft, und ein Quietismus der Unſittlichkeit.“ Sie ſind leidenſchaftliche Egoiſten und gefallen dabei, da ſie vor den kalten Egoiſten edle und ſchöne Regungen voraus haben. Eigentlicher Verleugnung ſind ſie nicht fähig, und die Federkraft der Sittlichkeit iſt in ihnen ſo gut wie todt. Wer die Außerordentlichen darunter kennt, darf ſich wundern, daß ſie nicht Engel an Tugend oder Satane an Laſtern wurden; ihre Natur iſt ganz zweiſeitig, unbändige Sinnlichkeit und ſtoiſche Hänge, Zärtlichkeit und Leichtſinn bei Muth und Treue, Tiegerſinn und Lammesherz. Sie fordern eben ſo bei Anderen Alles an Alle, wie es ſich bei ihnen darſtellt: eine leichte Dirne ſoll auch den Reiz und die Liebe eines frommen Mädchens haben und umgekehrt. Das nennen ſie Natur, und eines Sinnes mit der Natur ſein, da ſie doch ſtets die Bande der Natur löſen, wahre reine Verhältniſſe zerſtören und chimäriſche an deren Stelle ſetzen, da doch nichts der Natur mehr entgegen iſt, als die Unmäßigkeit, die die Bedürfniſſe vervielfältigt und unendlichen Mangel ſchafft, jene Ungenügſamkeit, die die Welt verdirbt, das blinde Ringen nach Allem, das Scheidekünſteln an den Dingen, um die Form von dem Stoff, die Wirkung von der Urſache abzulöſen. Ein Weſen, *gegen* das predigen nichts fruchtet, *für* das predigen das unſinnigſte Beginnen iſt. Theorie der Unmäßigkeit iſt der Name für das, was ſie an die Stelle der alten Weisheit ſetzen wollen.

---

172) Dieß ſieht man ſchon daraus, daß Jacobi in Privatbriefen dieſelben Ausdrücke von Göthe braucht, die er auf Allwill anwendet, z. B. XII. p. 99 in den Werken Thl. I. er ſei ein Beſeſſener, der faſt nie willkührlich handeln könnte.

Sie sind in ihren Empfindungen ganz, voll, aber nie beständig. Sie belachen die Thorheit der absichtslosen Wisserei ohne Wissen, als ob es etwas Besseres sei ihr müssiges Sammlen von Empfindungen! In ihrer Wechselsucht verschmähen sie alle Grundsätze, die doch zur Menschheit eines jeden Menschen gehören. Erfahrungen nützen nicht, wenn nicht durch ihre Vergleichung standhafte Begriffe und Urtheile zu Wege kommen. Das achtet die Welt überall als das Höchste, was Obmacht des Gedankens über sinnliche Triebe beweist. Wo der Mensch in der Gewalt des Triebes ist, fühlen wir Unanständigkeit. Wäre auch das menschliche Herz, dessen Wankelmuth eingestanden ist, der Art, daß es immer recht leite, dennoch würde der Charakter verwildern, sobald man ihm auf Wege folgte, die der allgemeinen Ordnung zuwiderliefen. Diese romantischen Laffen lassen sich einfallen, die Welt sei nicht gut genug für sie, da sie selbst nicht gut genug für jene sind; sie haben stets und haben nie rechtschaffene Gesinnungen, thun vielleicht im Feuer manches Gute, meiden aber nie das Böse. Was aber ist der wunderbarste Luftspringer gegen den Unerschütterlichen im Kampfe? Gegen diese meist höchst treffenden Sätze läßt er nun Allwill erwiedern: die Forderung sich um Tugend zu mühen, und zu unwandelbarer Tugend zu gelangen, gemahne ihn, wie wenn man sich aus Grundsatz verlieben solle. Ein solcher Liebender ohne Leidenschaft kann wohl sehr treu sein, das wisse er wohl. Er aber habe sich an das wahre Leben gehalten, sein Herz habe ihn gerettet, dieß zu verstehen, sei ihm Weisheit, und ihm zu folgen Tugend. Wenn der Ruchlose vorgebe, eben dieß zu thun und dabei ruchlos werde, so ersprieße eben Alles in seiner Natur: das Herz des Edelgeborenen sei verlässig. Nach allen Sittenlehren handelnd stoße man auf Ausnahmen. Er singe ein anderes Lied, dessen Melodie nicht auf die Walze des moralischen Dudeldeys genagelt sei. Er überlasse sich seiner guten Natur, die verlange, daß er jede Fähigkeit in sich erwachen, jede Kraft sich regen lasse. Die Wahrhaftigkeit sei die erhabenste aller Tugenden und doch sei die Lüge der sterbenden Desdemona auch eine Tugend; so weit sei es von Vorstellung und System zur Wirklichkeit; und darum sei es so ein Lumpenkram um alle auswendig gelernte Religion und Moral u. s. w. Auf welcher Seite hierbei der Nachdruck liegt, sieht man wohl; und daß dem Verfasser ernstlicher um eine „mörderische Verfolgung" der Irrwege

dieſer Geniemänner zu thun war, als dieſe angenommene Unpartheilichkeit einzugeſtehen ſcheint, weiß man aus ſeinen Briefen. Man ſieht aber wohl, daß er mit eben dieſer Kälte der Abfaſſung productiv ſeinen Naturtheorien gerade entgegenſtand; er meinte nichts ohne einen gewiſſen Enthuſiasmus ſchreiben zu können und ſchrieb mit Ueberlegung, und fühlte daher bald, daß er nicht zum Schreiben, beſonders nicht zur Darſtellung gemacht ſei. Daher ärgerten ſich Wieland und Göthe mit Recht an dem planloſen Haufen Papier, und an dem kleinen Schutt im Allwill, deſſen Stoff ſo bedeutſam war. Woldemar iſt nicht beſſer; eben ſo gering an Erzählgabe, eben ſo reich an vordrängendem Raiſonnement und Wichtigrednerei, wie Allwill, und an Erfindung ſo arm, daß jene wichtig behandelte Situation, wie der vornehme Held ſich zu einer Hülfeleiſtung gegen einen Armen auf der Straße herabläßt, hier aus dem Allwill, und im Allwill aus Werther entlehnt iſt. Auch hier ſcheint gar kein Verhältniß zwiſchen Plan und Erfindung. Es ſoll wieder ein ſolcher Charakter entwickelt werden, der die Tugend für eine freie Kunſt anſieht, und wie das Kunſtgenie durch ſich ſelbſt dem ſittlichen Verhalten Geſetze geben will, die Verhältniſſe aber, in die er gebracht wird, ſind die ungünſtigſten für dieſe Anlage: der Held ſteht zu einer Freundin aufs vertrauteſte, heirathet eine andere, jene entſagt ihm auf den Willen ihres ſterbenden Vaters, ſie verſchweigt ihm dieß, er erfährt es, nimmt es ihr übel, und wühlt ſich in eine Verzweiflung an aller Freundſchaft und Menſchheit hinein. Und an dieſe Compoſition knüpft ſich dann wieder eine freie Theorie über Quellen und Weſen der Tugend an. Hamann fühlte es durch, daß es Jacobi ſchwer geworden ſein müſſe, dieſes Ganze zuſammenzuſetzen. Sein Urtheil darüber führt direct in den Geſichtskreis, in dem ſich dieſes ganze Geſchlecht herumdrehte, und indem wir auch ſogleich die Tragödie dieſer Jahre werden inne ſtehen ſehen. Der Held ſcheint ihm in die Klaſſe der Weſen zu gehören, die eine unbeſchränkte Unabhängigkeit der rohen Natur gern mit den Ergötzlichkeiten des geſelligen Lebens verbänden. *Eine Verbindung dieſer äußerſten Enden komme ihm freilich als die einzige Auflöſung für das Problem menſchlicher Glückſeligkeit vor.* Ob ſie aber eine Mauer oder eine Thür ſei, möchten die Salomone der Zeit entſcheiden. Ihm antwortet Jacobi in anderen Worten mit einem gleichen Zweifel über

die Möglichkeit der Verbindung von Herz und Kopf, an der er eben so nahe zu verzweifeln ist, wie Hamann, und wie Klinger, der dieses Problem mit etwas mehr Glück darstellend zu behandeln wußte.

Wenn wir die Ungleichheit der persönlichen Neigungen, das Unpassende der Verbindungen, die Abweichungen des Geschmacks und der Grundsätze in diesen Zeiten recht auffallend herausstellen wollen, so können wir nicht besser thun, als diesen Weltmännern und Geschäftsleuten ihre Freunde unter den Tragödienschreibern entgegenzusetzen, wo wir einen ähnlichen Contrast in den Menschen finden werden, wie nachher in den Producten, wenn wir von dem Trauerspiele zu dem praktischen und humoristischen Roman übergehen. Der Mittelpunkt der Tragödie dieser sogenannten Sturm- und Drang-Periode ist übrigens ein und derselbe mit dem der vorzüglicheren jener Lebensbilder und pragmatischen Romane, die wir ihr entgegenstellen werden; eben derselbe, um den sich die tiefsten geistigen Regungen jener ganzen Zeit herumbewegten, und von dem sich die revolutionären Stürme jener Jahre herleiten. Es ist derselbe, um den sich die Poesie der mittleren Zeiten so vielfach hat drehen müssen, die auch gleichsam in Miniatur mit dem Eintritt dieser Periode anfing wieder hergestellt zu werden. Es ist der gewaltige Stoß der Natur gegen die Cultur, der Einfalt und schlichten Sitte gegen die Convenienz, der Jugend gegen das Alter, des Herzens gegen den Verstand, des Gefühls gegen die Welterfahrung, der Freiheit gegen den Zwang des Staats, der Dichtung gegen die Wirklichkeit. Den Zwiespalt und inneren Kampf, den diese dem Gefühlvollen schrecklichen Gegensätze verursachen, fühlten die kälteren Männer des wirklichen Lebens, wie Merck und Möser, wie Lessing und Lichtenberg, nicht, die wärmeren wie Schlosser und Jacobi verschlossen ihn stiller in sich; die geordneteren und kräftigeren Männer der Dichtung, wie Schiller und Göthe, versöhnten ihn auf einer heiteren Höhe, die excentrischen gingen darin unter wie Lenz, oder erstarrten gleichsam darin wie Klinger. Diese Gegensätze haben wir schon im Mittelalter in verschiedenen Aeußerungen beobachtet, wie auch jetzt wieder: sie stellen sich dem Verständigen heiter und humoristisch dar und so erscheinen sie hier und da bei unseren Sternianern; den Empfindsamen aber tragisch, und so wurden sie der Grund der Tragödie jener 70er Jahre.

Klinger gab selbst als die Quelle seiner ersten, vorzugsweise tragischen Schriften jene Empfindungen an, unter denen zuerst die wirkliche Welt sich blos durch den dichterischen Schleier seinem Geiste darstellte, dann die Dichterwelt in ihm durch die wirkliche erschüttert ward. Der Gedanke dieser Gegensätze bewegte den stoischen Mann, werden wir weiterhin sehen, durch sein ganzes Leben so ununterbrochen, wie den epikurischen Wieland der Zweifel zwischen Idealem und Realem. Der Mann von Herz und Gefühl, von Naturtrieb und Sinn für einfache Verhältnisse galt jener Jugend für einen Dichter, wenn er auch keine Zeile schrieb; die moralische Kraft, die den Helden macht, schien Klingern auch den Dichter zu machen; alle Virtuosität, die Tugend selbst war ihm Poesie, und die Poesie Tugend; er konnte daher auch die moralische und ästhetische Poesie nicht trennen. Weit entfernt hiermit im Sinne der älteren Moralisten die Poesie der Sittenlehre in Dienst zu geben, faßte er vielmehr das Wort Tugend im Verstande der alten virtus, und gebrauchte vielfach dafür den Ausdruck Kraft, versammelte in diesem Begriffe alles und jedes geistige und Willensvermögen des Menschen, verlangte in dem Dichter die ausgedehnte Menschheit und moralische Energie des handelnden Menschen und in diesem die Bewahrung des reinen Herzens und den edlen Trieb des von der Welt unberührten Dichters, des Mannes der Ideale; er glaubte mit seinen Jugendfreunden an poetische Charaktere und eine mächtige Menschheit auch trotz dem Schmerze, daß er sie so selten wirklich fand; er kam nicht auf den Gedanken, daß die moralische und poetische Energie getrennte Eigenschaften seien, die, wo sie sich gegenseitig heben und stützen und vereint scheinen, alles Gefährliche und alles Nützliche einer Bundesgenossenschaft an sich haben. Dieses mißliche Verhältniß hatte bei ihm selbst und seines Gleichen Statt, die immer das waren, was sie dichteten, das was sie schrieben fühlten, oder doch zu fühlen sich anstellten, die stets die Poesie ins Leben, wie das Leben in die Poesie mit gleichgültiger Wahl trugen, und die daher dem nüchternen Merck, Göthe, Wieland gleichmäßig zuwider waren. So trat Klinger in seiner Jugend überall in einem so auffallenden Wesen, wie das Geschöpf einer andern Welt, auf; Merck fluchte diese Poesie zum Teufel, die die Menschen von Anderen abziehe und sie inwendig mit der Betteltapezerie ihrer eignen Würde und Hoheit ausmöblire; Heinse

freute sich des Menschen „voll Unsinn und Geist" nur so lange er ihn nicht sah; das Gerücht persiflirte sein angenommenes brutales Wesen, indem es ihm nachsagte, daß er einmal rohes Fleisch verschlungen habe. So schildert Göthe auch Lenz als einen Menschen, der immer Komödie gespielt und in der Einbildung gelebt, immer willkührliche Vorstellungen und Gefühle genährt habe, um sich etwas zu thun zu machen. Die Imagination spielte mit diesen Jünglingen und riß sie hin, wahre und falsche Empfindungen setzten sie immer in Streit mit der Welt außer ihnen, gefühlige Herzen, feinere Organe, lebhaftere Phantasie ließ sie das stärker empfinden, was Andere weniger berührte, sie fanden bald, daß der kältere Weltmann nur für sich genieße und leide, der Mann ihres Ideals aber für das ganze Menschengeschlecht, und schon sprachen sie damals in halben Täuschungen und halb in edlen Regungen von dem Weltschmerz, den auch die heutigen jungen Heilande zur Schau tragen. Gequält von den Wehen, woran sie die Menschheit krank liegen sahen, weit mehr als diese selbst dieselben Wehen empfindet, suchten sie den Mißständen zu begegnen, hegten „den bestimmtesten Willen ein Wesentliches zur Weltverbesserung beizutragen" und gaben dieß Bestreben erst auf, als sie in kühleren Jahren den Glauben an die Menschen verloren, der ihnen in der Jugend heilig war. Die Schäden der öffentlichen und Privatzustände sollten geheilt, das heimliche Leiden des Staats und des inneren Menschen gemildert werden, und daher sind moralische Controversen nicht selten der Stoff der Dramen dieser Jahre, didaktische Stellen oft breite Bestandtheile darin, und die Mißverhältnisse der conventionellen Welt der Gegenstand der Nachahmung, der grellsten Darstellung, des bittersten Hasses, und der satirischen Verfolgung. Wir sehen auf dieser Bühne die Natur durch alle Schranken des Gesetzes, der Vernunft, des Uebereinkommens durchbrechen, und immer das Gefühl und das Mitleid in Anspruch nehmen. Die zweideutigsten Verhältnisse traten in ein mildes Licht, wenn sie nur den ursprünglichen Einrichtungen der Natur zu entsprechen schienen. Die mannichfachsten Umstände werden aufgeboten, um Menschen von besserer Natur und Sitte zu den schauderhaftesten Thaten genöthigt zu zeigen: Familienhaß, Stammfeindschaften, Fürsten-, Gatten- und Verwandtenmord, Mesalliancen, Empörungen, Collisionen von Leidenschaft und Pflicht, dieß sind die Themen der zahllosen Stücke,

die auf Emilia Galotti und Götz in den 70er Jahren, wie Pilze aus der Erde entstanden; und es ist bezeichnend genug, daß Schröder damals einen Preis auf das beste Trauerspiel setzte, dessen Gegenstand ein Brudermord sei. In den meisten dieser Tragödien ist keineswegs auf ästhetische Schönheit, auf künstlerische Behandlung ausgegangen; man suchte der Wirklichkeit am nächsten zu bleiben und dem Publikum gefielen die plattesten Copien des Alltagslebens (wie die Möller'schen Stücke, Graf Waltron u. A.) am besten; man schrieb daher immer in Prosa; man achtete auf keine poetische Gerechtigkeit, sondern es schien am schönsten, wenn Schreck und Entsetzen recht grausam den Zuschauer durchschnitten, wenn das Häßliche und Gräßliche das Schöne hob oder ausmachte; man verstand jene Shakspear'sche Vorschrift, daß das Drama der Zeit den Spiegel vorhalten solle, aufs prosaischste und wörtlichste, und Klinger vertheidigte ausdrücklich in dem Zusatz zu seinem Schwur gegen die Ehe den Sieg des Lasters, die bloße Schilderung des Weltlaufs, den Standpunkt also, auf dem unsere Bühne in Gryphius' Zeiten stand. Die Muse des Schönen schien auf allen Seiten, wohin wir uns wenden, vor der plumpen Hand des Deutschen zu fliehen; Wielands Dichtungsgötter waren moderne Grazien, Jacobi's die Amoretten, Heinses Faunen und Satyre, die der Youngianer das schöne Bild der Alten vom Tod; Klingers Muse ist Minerva, und nie die Göttin der häuslichen Geschäfte, des Oelbaums, der Weisheit, nein immer die schreckliche Tochter des Göttervaters, in Waffen und Rüstung. Diese Tragiker sind daher auch die geschwornen Feinde der Sentimentalität. Wenn sie Werther lieben, so ist es des starkgeistigen Inhalts oder der poetischen Darstellung wegen: den Helden hassen sie eher, der den Muth der Jünglinge erschlafft; die Hahn und Babo u. A. schrieben Stücke ausdrücklich ohne Liebesintriguen und der Letztere (zu seinem Arno) spottete geradezu des ewigen Heirathens, der Kammerjungferintriguen und der erhitzten Marquisen. Klinger besonders rechtfertigte die Benennung dieser Zeit als der Periode der Kraftgenies durch seinen extremen Gegensatz gegen jene kränkliche Empfindsamkeit, jene aus Büchern angelesene Krankheit, jene Dichtungen selbst, die den Muth des Lebens zerknicken; er machte in einzelnen seiner Stücke Ausfälle auf diese weichlichen und entnervenden Bücher (in der Elfriede), auf Dichter wie Geßner und Gellert (in den Spielern); er stellte

in Stilpo's Sohne Horazio das tragiſche Bild einer Liebe auf, die von ehrenhaften Zwecken abzieht; ſein Feenmährchen Bambino, die Ueberarbeitung ſeines Orpheus (1778), iſt eine einzige ſchneidende Satire gegen die platoniſche Liebe, gegen die Tugend der Schwächlinge, die nicht ſündigen können, gegen die empfindſamen Weibchen und Männchen, die mit dem Monde liebäugeln und die Dichterlinge, die ihr kaltes Feuer von ihm empfangen. Der ſtrenge Mann hatte von ſeltner Freundſchaft und Liebe nichts in der Welt gefunden; er hatte von Jugend her auf ſich allein geſtanden, Alles ſich ſelbſt zu danken; er liebte es mit jenem prometheiſchen Stolze auf die eigne Kraft, Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit zu blicken; er ſagte noch ſpät: nur der Schwache und Charakterloſe trägt ſich mit den Wörtern Schickſal und Zufall, der Mann von Kraft, der aus ſelbſtgeſchaffenen Grundſätzen handle, verſtatte keinen Luftgebilden, keiner Macht außer ihm Gewalt über ſich; er handle aus ſich ſelbſt und wiſſe, daß er das Schickſal in ſich beherrſcht! Auch hier hören wir wieder in dem Dichter denſelben Geiſt reden, der aus den Figuren der Gedichte ſpricht; denſelben freſſenden Skepticismus, der dieſen Menſchen die Welt, und uns ihre Schriften verleidet; daſſelbe Ankämpfen gegen alle geiſtigen, wie gegen die Schranken der Geſellſchaft; und ganz wie der unverſöhnte Fauſt klagt Klinger über jenen Leſſingiſchen Satz, daß die volle Wahrheit nicht für die Menſchen tauge; es iſt ihm ein ſchmerzlicher Beweis, daß die Menſchheit nie aus der Kindheit heraustrete: „er will die ganze Wahrheit, oder er ſchließt ihr die Augen ganz zu!“ Außerordentlich bezeichnend für die deutſchen Zuſtände iſt dieß, daß von all jenen feindlichen Begegnungen der idealen und realen Welt keine ſo tief bei uns eingegriffen hat, wie der Gegenſatz der inneren Gemüthswelt gegen die äußere, der Stoß des freien Geiſtes an die Schranken der Menſchlichkeit, an die Geſetze des Menſchengeſchicks. Kein Heros der Mythenwelt taugte für die deutſche Dichtung, als der einzige Prometheus, der mit des Geiſtes Kraft handelnde; kein Heros unſeres Alterthums intereſſirte ſo wie Fauſt. Die Volksſage von ihm hatte der Engländer Marlow zu Shakſpeares Zeit noch ganz in ihrem erſten Sinne behandelt, indem er den Contraſt des kurzen Menſchenglückes gegen die ewige Dauer der Verdammniß hervorhob; ſtufenmäßig vergeiſtigte ſich bei uns der Sinn der Fabel in den Behandlungen Müllers, Klingers und Göthes.

Setzt man zu Göthes Faust den Tasso, das Thema vom Verhältniß des Dichters und Staatsmannes, und zu beiden Stücken die Jugendwerke Schillers, die sich gegen den Despotismus, die Unnatur im Staate (Fiesco), und die Unnatur der Conventionen im bürgerlichen Leben (Cabale und Liebe, und Räuber) stellen, so hat man Alles, was instinctartig das Jahrzehnt vor deren Erscheinung bewegte, in mehr oder minder geläuterter Form beisammen, und es begreift sich eben so natürlich, daß diese beiden Dichter die früheren Producte in Vergessenheit brachten, wie dieß bei Shakspeare der Fall ist. Wo man hinblickt, berühren sich in Klinger, Schiller und Göthe der Ideenkreis und die Schriften; vieles ist bei Klinger Reminiscenz bald an diesen, bald an jenen (im Otto an Götz, im Roderico an Don Carlos, im Günstling an Fiesco u. s. f.), vieles aber auch gemeinsame Zehrung an den Zeitideen. Ueberall aber, selbst wo unserm Dichterpaare schon entlehnt wird, erscheint dieß in einem so rohen Zustande, daß nur sie als die eigentlichen Poeten erscheinen, die den rohen Stoff zu zähmen wissen. Und dieß ist eben das Verhältniß in dem Shakspeare zu seinen Zeitgenossen stand.

Denn die Dichtergruppe um Shakspeare her hat nach dem Wenigen, was wir von ihnen wissen und lesen, die frappanteste Aehnlichkeit mit unseren tragischen Dichtern jener Jahre. Die Aufregung, welche die erste Aufnahme einer Bühne überall zu begleiten pflegt, brachte damals Zustände und Charaktere in der Theaterwelt hervor, die auf eine ganz analoge Periode wüster Genialitäten deuten, und ein Marlow und Robert Green zeigen uns dieselbe zügellose und zerissene Natur in ihrem Leben, dieselben Neigungen in ihrem Geschmack, dieselben Zerrbilder in ihren Poesien, wie einige der Jugendgenossen Göthes. Diesen Vorgängern gegenüber ist Shakspeares Hauptverdienst gerade das, was Göthe und Schiller den Kraftgenies gegenüber haben, ja was Beide noch im Verhältniß zu Shakspeare selbst anstrebten: daß er nämlich die üppigen Auswüchse beschnitt. Er hat vielleicht keinen Stoff bearbeitet, den er nicht vorfand, keine Eigenthümlichkeit und Manier, keine Lieblingsfigur, keine Art des Vortrags im Scherz und Ernst, im Bathos und Pathos gehabt, die nicht vor ihm gewesen wäre; aber er gab den rohen Stoffen erst Kunstform und viele der Eigenheiten der älteren Bühne traf verdeckt sein ironischer Spott, obwohl er sie so

gut beibehielt, wie Aristophanes die Lieblingsscherze der atheniſchen Komödien. Was er für einen geordneten Kunſtgeſchmack thun konnte, ohne ſich ſelbſt und die Wirkſamkeit ſeines Talents zu zerſtören, hat er wohl redlich gethan. Die kleinſte Einſicht mußte ihn lehren, daß er nur auf dem Grunde der Volksthümlichkeit groß werden konnte; das hatte Lope de Vega eben ſo gewußt; das ſprach auch Schiller eben ſo aus, der in einer anderen Zeit und in einem Volke ohne Nationalgeſchmack und Nationalbühne viel mehr Freiheit hatte, die reinſten Formen in Ausſicht zu nehmen. Gleichgültig aber gegen dieſe feineren Einſichten Shakſpeares hielt ſich ſeine deutſche Schule damaliger Zeit, die ihn und ſein Beiſpiel immer im Munde führte, meiſt an die Auswüchſe ſelbſt, die nur ſein Jahrhundert bedingte und entſchuldigte, und die theilweiſe ſeine eigne Einſicht verwarf. Ueberall räuſpern und ſpucken dieſe Dichter in der Art des Briten, aber daß es galt, den Geiſt ihrer Zeit eben ſo zu faſſen und auf ihren Geſchmack ein ſelbſtändiges Kunſtgebäude zu gründen, wie es Schiller verſuchte, davon hatte keiner eine Ahnung. Sie ſahen ihm ſeine Bizarrerie und Scherze und Witze ab, und ahmten ſie nothdürftig nach, ohne zu überſchlagen, daß es ein anderes, ein lachluſtiges Jahrhundert war, in dem Shakſpeare ſchrieb, eine ſpitzfindige Zeit, in der der Bauer dem Hofmanne auf die Ferſen trat, eine Periode in der Rabelais' gezwungene Scherze Gemeinton der Welt waren; Lenz überſetzte loves labour 's lost, aber ganz ſtumpfſinnig für die große und ernſte Wendung, die dort dem übermüthigen bewußten oder unbewußten Spaße in roher und verkünſtelter Form gegeben wird. Sie ſahen dem großen Dichter auch ſeine derbe Naturzeichnung ab, die ungeſchminkte Darſtellung des Menſchlichen, und der Gewalt der Leidenſchaft, aber ſie hatten keinen Begriff von jener Vorſchrift, ſich im Sturm und Wirbelwind des Affects zu mäßigen, nie die Beſcheidenheit der Natur zu überſchreiten, nie für die Schätzung der „Million", ſondern für die der wenigen Einſichtsvollen zu arbeiten, eine Vorſchrift, die für den Dichter, wie für den Schauſpieler gilt. Unſere Tragiker gefielen ſich, die wilden Leidenſchaften anderer Zeiten auf unſere Tage zu verpflanzen; Leſſings Vorgang überſchreitend in aller Art der Ausführung lieferte Klinger eine neue Arria, ſetzte altſchottiſchen Stammhaß in neue Zeiten, gab die Beiſpiele antiker Vaterlandsliebe und Rachſucht in modernen Formen und unter moderne Be-

griffe und Anschauungen gemischt, schon im Vorgefühl, wie unpassend solche Stoffe in solchem Grade für solche Geschlechter wären. Aber wo Shakspeare auf dem Gipfel seiner Kunst das Bedürfniß fühlte, mächtigere Charaktere in dem Menschen zu beschwören, als das schwache Geschlecht der cultivirten Gegenwart oder der romantischen Ritterwelt ihm darbot, wo er den Urstand des Menschen in ungeheuren Leidenschaften und großartigen Handlungen zu entwerfen dachte, da griff er (im Macbeth, Lear, Hamlet) in jene Urzeit des britischen und gallischen Alterthums zurück, deren grause Sagen für uns waren, was die tantalischen Greuel der Heroenmythe für Griechenland. Der weise Dichter vergaß nicht gelegentlich anzudeuten, wie dieß Zeiten anderer Art seien als die gegenwärtigen, ohne daß je eine Bühne daraus gelernt hätte, in Costüm, Decoration und Färbung der ganzen Darstellung dieser Stücke auch durch das Auge das Gemüth in Einklang mit dem dargestellten Stoff zu bringen. Wenn im Lear gezierte Ritter erscheinen statt hunnischer Rohheit in phantastischer Pracht, und elegante Architectur statt byzantinischer Gemächer mit drückender Schwere, und schöne Natur statt starrer Oede der Gegenden, so ist sogleich die Grundlage für alle Wirkung des Stücks verloren. Dieß berührt sich mit der höchsten Spitze der Shakspearischen Dramatik, die unsere Nachahmer vollends ganz verfehlten. Seine Stücke sind nur für die Aufführung geschrieben, nicht für die Lectüre, sie haften in der Lectüre so wenig, wie Göthes Tasso in der Aufführung, sie sind Bühnenwerke im Lessingischen Prinzip der reingehaltenen Gattung, im strengsten Verstande, während Göthes Stücke fast nur für die Lectüre, Schillers immer gleichmäßig für Spiel und Lesen berechnet sind. Wir haben nur den allgemeinen Vortheil von dieser Eigenschaft Shakspeares gezogen, daß er dadurch der eigentliche Restaurator unserer Schauspielkunst geworden ist; unsere Dichter haben seine Kenntniß von dem Verhältnisse eines Schauspieltextes zu der Leistung der Bühne nicht eingesehen, wenn man nicht, wie wir oben meinten, Lessing ihr auf der Spur finden will. Unsere Bühne jener 70er Jahre, unser Schröder spielte zwar die Lenzischen Stücke, die Klingerschen waren auch alle der Darstellung gewidmet, da er seit 1776 Theaterdichter bei der Seilerschen Truppe war, allein was sie Bühnenmäßiges haben, geht nicht über die Lieferung gewisser stehender Charakterformen, Helden, Liebhaber und Böswichter,

die Shakſpeare nicht kannte, und nicht über gewiſſe Möglichkeiten der Compoſition, über das ſogenannte Bühnengerechte hinaus, und bei Lenz nicht einmal ſo weit. Shakſpeare verdeckte mit dieſer Kunſt Wagniſſe in ſeinen Stücken, die außerdem Fehler ſein würden. Er hat in manchem ſeiner Stücke, wie Lear und Hamlet, eine Regelmäßigkeit der Dispoſition, eine Symmetrie der Theile, eine planmäßige Gegenſätzlichkeit der Charaktere und Handlungen ſo ſehr, daß dieß gleichſam eine Anlage der Stücke in der kälteſten Berechnung vermuthen ließe; und dieſe Anordnung und Compoſition müſſen alle jene Dichter und Beurtheiler nie geſehen haben, die in dem ordnungsloſen Durcheinanderwürfeln von Szenen Schauſpiele in Shakſpeares Geiſte ſahen, und die Alles bei ihm auf Inſpiration und Bewußtloſigkeit ſchoben und die Werke des Genies von derſelben Eingebung an ſich ſelbſt erwarteten, da doch nur auf der Grenzſcheide von Inſtinct und Einſicht, von Natur und Geiſt, wo Shakſpeare mit einziger Sicherheit weilte, die Blüthe des Genius am ſchönſten aufbricht. In jenen Stücken würde das trockene Gerippe vorblicken, wenn nicht der ſanfte Umriß der Aufführung den runden Körper hinzugäbe, und wenn nicht die Mannichfaltigkeit der individuellen Figuren es verdeckte. Auch dieſe Mannichfaltigkeit wieder iſt nur durch die Darſtellung gerechtfertigt: ſie iſt dem Leſer drückend, dem das große Ganze des Kunſtwerks nicht aufgehen kann, wenn ihm nicht, wie wir früher ſagten, durch den Schauſpieler die raſche Erkenntniß der Charaktere erleichtert iſt, wenn er nicht durch den ſteten Fortgang der Handlung gehindert wird, ſeinen eigenen Gedanken nachzuhängen, die bei der ſchwierigen Lectüre nothwendig ſtörend hinzutreten müſſen. Auch hier haben diejenigen, die blos die dichteriſche Phantaſie in Shakſpeare bewundern, die oft ätzende Schärfe ſeines beobachtenden Geiſtes nicht empfunden, die ohne den Schmelz der Darſtellung die poetiſche Wirkung auf das Gemüth oft tilgen würde, ſie haben keinen Sinn gehabt für jene tiefe verſtändige Beurtheilung der Menſchen, für jene hiſtoriſche Anſchauung der Welt, die bei ihm eine noch größere Seite iſt als die eigentlich künſtleriſche und idealiſirende. Aber welche Art Pſychologie haben freilich jene guten Dramatiker bei ihm geſucht, die eine Menſchenkenntniß mehr affectirten als beſaßen, die alle Erfahrung der Seele aus ihrem beſchränkten Selbſt, alle äußere Erfahrung aus einem jugendlichen Studentenleben hernahmen. Ihnen

graute vor der Geschichte, wie selbst Göthen, wogegen es Shakspearen im Angesicht des Historie wohl zu Muthe ward; sie regten sich allenfalls im Tacitus und Sueton zu Schilderungen einer grausigen Menschheit wie Gryphius auf, während Shakspeare den ruhigen Plutarch las und die naiven Chroniken der heimischen Geschichte. Um sie her war nichts, als ein düstres, elendes Leben, eine schwachmüthige, hypochondre Menschheit, und höchstens eine Bewegung der Geister, die selbst dem größten Manne der Zeit nach seinem eigenen Geständnisse ganz dunkel war, aber um Shakspeare spielte der blendende Schimmer von Englands heiterer Größe, wo eben eine freie Entwicklung der Geister gesichert, ein mächtiger Wohlstand und Handel in erster Begründung, Seewesen und Meerherrschaft in frischer Ausbildung, und der imposantesten Macht der Welt gegenüber eine glückliche Stellung gewonnen war. Mitten in eine solche großartige handelnde Umgebung gestellt, konnte sich der dramatische Dichter bilden, in dessen Werken eine Welt von Anschauungen aufgeht, über der der Himmel bald heiter lacht, bald finster droht; dessen Stücke uns mit ganz originaler Selbständigkeit subjectiv immer auf jene englische Bühne fesseln, die sich in einer eigenen Mitte zwischen Hof- und Volksgeschmack hielt, zugleich aber in das Alterthum und in die Gegenwart, in das Vaterland und die romantische Ritterwelt, in die Kreise des thierischen und menschlichen und Geisterlebens zaubern; der Dichter, den man fest an seine bestimmte Zeit und Localität geknüpft, und doch in allen Beziehungen des Menschlichen, im Heiligsten und Geringsten, überall so kräftig, so männlich, so edel, so rein menschlich urtheilen, fühlen, und anschauen sieht; der, so ganz über alle Zeit hinausgewachsen, so erhaben über Parthei, Laune und Gefühlsweise, im übermüthigsten Spiele des Scherzes keinem Leichtsinn verfallen, im Betrachten der schrecklichsten Gemälde des Menschenschicksals von keinem weichlichen Verzagen berührt, von allen Situationen, Leidenschaften, Charakteren, Verhältnissen, Zeit- und Menschenaltern angezogen, an keines aber durch Vorliebe gefesselt ist; der Dichter, der die individuelle Form der menschlichen Bildung, auf die die neuere Zeit angewiesen ward, mit dem so sicheren Takte ergriff, wie die Dichtungsart, die dieser Bildungsform entsprach, und die Behandlung, die dieser Dichtungsart eben dadurch nöthig ward; der endlich seine Dichtung über die „tafftenen Phrasen und den sei-

denen Bombast" der Liebespoesie, über Empfindung und Gedanken weg zu Anschauungen eines rein handelnden Lebens erhob, und der mit all diesen Eigenschaften allein würdig ist, als tragischer Dichter der neuen Welt dem Einen epischen des Alterthums verglichen zu werden.

Wenn man gegen diesen Heros die Shakspeare unserer damaligen Zeit vergleicht, die sich ihm mit keckem Dünkel selbst vergleichen, während der einzige Competente an ihm zu Grunde zu gehen fürchtete, so ist es freilich ein tragikomisches Schauspiel. Ueberall sieht man sie mit seinen Ausdrücken handthieren, seine dramatische Oekonomie mißbrauchen, seine Stücke übersetzen, seine Szenen und Charaktere copiren (wie z. B. Falstaff in Maler Müllers Idyllen, Percy in Klingers Conradin, die Balconszene im leidenden Weib begegnet); man sieht die Dichter im Leben nach Art der Shakspeareschen Narren sich unterhalten, und handeln, schreiben und schaffen in einer Weise, von der kaum zu sagen ist, warum man sie Shakspearisch nannte, wenn man sich nicht hinzudenkt, daß jene Jünglinge auch Shakspearen in eine Carricatur verzerrten. Wenn man sich dieß recht anschaulich machen will, so muß man Briefe von Heinrich Füßli lesen und Bilder von ihm sehen. Dieser junge Züricher hieß der Shakspeare unter den Malern; er war Lavaters Freund, in dessen Nähe man sich zu dem groben und ungeschlachten kraftgenialischen Tone sehr versucht fühlen mußte, da nicht allein Göthe und Füßli, sondern auch der junge Hartmann, den wir oben schon erwähnten, in Briefen an ihn diesen Ton anstimmte. Wir haben Bruchstücke aus den Briefen Füßli's schon gelegentlich mitgetheilt, die das unmäßige Selbstgefühl des jungen Mannes aussprachen; er verhehlt es so wenig, daß er Lavatern in den 70er Jahren aus London schrieb: Alles gewogen, sei er, was kein andrer Mensch in diesen Tagen, als Er (Lavater). Er empört sich mit aller Grobheit eines Schweizers gegen die furchtsame Freundschaft Lavaters, gegen die moralisirenden Salbadereien seiner Briefe, gegen sein Sektenwesen und seine verächtlichen Freunde, aber er behält ihn doch in aller seiner Gutmüthigkeit lieb, wie in der Zeit ihres gemeinsamen Angriffs auf den Landvogt. Als Künstler lagert er sich den Niederländern zur Seite und gegenüber, erkennt ihr Großes und lacht ihrer „Gremplerei und Drecknatur"; dem Chodowiecki stellt er sich so entgegen, wie die Krafttragödie dieser Zeit den

kleinen Gemälden der Familienromane entgegensteht, die Chodowiecky so vielfach mit seinen Bildchen ausstattete: er könne nicht die Ilias in eine Nußschale ziehn, die Rosse Elias auf einen Mückenflügel malen, er möge nicht Sturm in einem Weinglase erregen und über eine Rose weinen; er brauche Raum, Höhe, Tiefe und Länge. Er lacht der Correktheit in seiner Kunst ebenso wohl, wie der Conventionsdichter Pope und Thomson; die Mitte zu halten, wußte er sich nicht gegeben. Aus seinen Gemälden blickt überall der Geist des Ungeheuren und der Ueberspannung. Als er Shakspearische Szenen malte, „vergaß er, nach Forsters trefflichem Urtheil, die Scheidemauer zwischen Malerei und Poesie, indem er den hinschwindenden Gebilden der Täuschung Dauer und Form gab. Er phantasirte nicht Menschen sondern Ungeheuer, mit einzelnen verzerrten Theilen und Proportionen: Kaliban war die Grundfigur für seine Imagination." Er hatte vor, ein Trauerspiel zu machen; wäre es geschehen, so würden wir wahrscheinlich unsre übrigen Tragödien noch überboten sehen an Gewaltsamkeit und Contorsionen. In das Romantische, wo Shakspeare's Humor am kühnsten waltete, wagten sich die Deutschen nicht mehr, die den Zeiten der Ritterromane schon zu fern lagen. Nur das faustrechtliche Ritterthum nahm sich noch der dramatische Pinsel zum Vorwurf, im übrigen blieb man auf bürgerlichem Boden. Wir sagten schon oben, die Tragödie dieser Jahre theile sich zwischen Götz und Emilie Galotti; man kann auch sagen, Werther, der sogleich mehrmals dramatisirt ward, habe auf die bürgerliche Tragödie mit gewirkt; und wie eigenthümlich sich der Geschmack zwischen diese beiden Dramatiker theilte, ist nirgends besser zu bemerken als in Wezels Wickham (1774) oder in Sprickmanns Eulalia, die in Lessings Dialog Charaktere der Sturm- und Drangzeit entwerfen. Das Historische und Ritter-Schauspiel schien am meisten eine populare Gestaltung annehmen zu wollen, zu der es auch am natürlichsten geschaffen war; nicht allein fand es auf allen Bühnen damals die allerlebhafteste Theilnahme, (wie ja auch einige Stücke dieser Art bis heute die Bretter behaupten), sondern es suchte sich auch förmliche nationale Stätten und Heimathen, was immer das Sicherste für den Bestand irgend eines Kunstzweiges ist. Allein hier haben wir den alten Jammer wieder, daß nichts Nationales bei uns Wurzel fassen sollte! Da

wo eine respektable Bühne war, in Hamburg, oder in Berlin, da war keine Geschichte und keine Volksthümlichkeit; nach Wien drang das historische Schauspiel erst in der romantischen Zeit, als der Poesie die Verbindung mit dem Leben genommen war, und die Dichtung mechanisch ward. In der Schweiz regte sich die alte Vaterlandsliebe; der greise Bodmer schrieb noch an seinem Abend politische Schauspiele, die im 20. Jahrhundert sollten aufgeführt werden, wenn Stolbergs Enkel für die Freiheit fallen würden; Joseph Ignaz Zimmermann und F. R. Crauer, zwei Luzerner, J. L. Am=Bühl aus Wattweil und K. Müller aus Näfels, lieferten eine ganze Reihe patriotischer Stücke, von denen keines ausgedauert hat; denn die Schweiz ist der ganzen Beschaffenheit ihrer Geschichte, und der Entwicklung ihrer Literatur nach nicht für das Pragmatische der Historie und nicht für das Schauspiel geschaffen. Auch nach Baiern griff dieser Geschmack über, das immer einen Nationalsinn bewahrt hat und wo man immer der Fahne folgt, sobald Mittelalter und Ritterthum die Losung ist. In München war seit dem Freiherrn von Ickstadt, den der Graf Stadion nach Baiern gebracht hatte, etwas von dem neuen Lichte in Deutschland eingedrungen; es war 1759 eine Akademie gestiftet, es ward für Verbreitung von Büchern gesorgt, und eine mildere Censur eingeführt. Allein dieß Alles hatte nicht recht Bestand; die wenigen Köpfe, die sich regten, wie Zaupser, Westenrieder, Braun u. A. entgingen nicht religiösen Verdächtigungen; der Fortgang der Bildung kam ins Stocken und so geschah es mit dem historischen Schauspiel auch. Die Grafen Anton Clemens und Joseph August von Törring schrieben Theaterstücke, und die Agnes Bernauerin des letzteren (1780) erhielt sich bis in unsere Tage auf der Bühne. Franz Maria Babo (aus Ehrenbreitstein 1756—1822) schrieb in München, er setzte sich in Prosaschrift gegen manche Misbräuche, und lag hauptsächlich dem Schauspiel ob; auch von ihm sehen wir noch den Otto von Wittelsbach und die Strelitzen, Stücke, die sich dem Publikum nicht weniger als dem Schauspieler empfehlen, da sie sich von selbst spielen und ohne Anstrengung sehen lassen. In den Stücken von Nagel (Aufruhr in Landshut, und von Hübner (Heinz v. Stein u. A.) arteten diese Kraftstücke hier in plumpe Carricaturen aus; in Ludwig dem Baier von Längefeld erlaubte man sich Ausfälle auf die Kirche: da

ward 1781 die Aufführung aller vaterländischen Schauspiele in München verboten! So blieben wir also auf die zerstreuten Stücke der Einzelnen angewiesen, die nicht der Art waren, das Interesse der gesammten Nation zu fesseln. Unter diesen ist eines der ältesten, das sich an Götz anlehnt, Klingers Otto (1775), das Bild einer rauhen Männlichkeit; der junge Gebhard darin ist der ultrirte Georg im Götz. Aber von historischem Stoff, von Zeit- und Lokalfarbe hat dieses Stück nichts; von dieser Seite zeichnete man mehr die Stücke von Jacob Maier (aus Mannheim 1739—84) aus, in dessen Fust von Stromberg (1782) selbst Schiller diese Eigenschaft rühmte. Aber die hier eingepfropften historischen Züge zerstören dagegen die poetische Wirkung: diese zu erreichen versuchte der bairische Hofmaler Friedrich Müller (aus Kreuznach 1750—1825) in seiner Genoveva schon auf dem Wege der späteren Romantiker mit der Wahl eines mittelaltrigen Novellenstoffes. Müller gehört wesentlich in die Reihe der Genialitäten dieser Zeit; er lebte seit 1776 in Rom, wo man ihn in einer Krankheit katholisch machte, er war mit Heinse, Fernow, Göthe u. A. in Verbindung über Kunstsachen und schrieb mehrere Kunstaufsätze in der unbehülflichen Art wie Künstler meistens thun. In seinen poetischen Productionen ist er ganz interessant durch seine Grenzstellung zwischen Idylle und Schauspiel, und innerhalb seiner Idyllen selbst zwischen dem verkünstelten Geschmacke und dem natürlichen und naiven, die jetzt mit einander im Streit lagen. In Adams erstem Erwachen (1778) und dem erschlagenen Abel haben wir Klopstock-Geßnersche Prosa, hochgehende Tändelei, Weichheit und Erhabenheit; das Malerische waltet erstaunlich vor, und man würde diese Empfindungspoesie so zu Haydn vergleichen wie Klopstock mit Händel. Im Faun und Mopsus (1775) haben wir statt des Patriarchalischen das Satirhafte, statt des Erhabenen das Burleske; das Grobe, Unverhüllte, Nackte trit hier hervor; und das Suchen und Haschen der Natur in einzelnen Tönen und Zügen, das bei allen Tragikern aus Göthes Schule zerstreut und verdeckt liegt, herrscht hier in einer gewissen Fülle und selbst Reinheit vor. Bacchidon und Milon (1774) ist mehr antik gehalten, wie sehr auch Falstaff hinter dem alten Satir vorsieht; Ulrich von Coßheim ist eine ritterliche und romantische Idylle; die Schafschur (1775) und das Nußkernen ganz bäurisch, ein niederländischer Malerstyl, förmlich

in Opposition mit der Geßnerschen Schäferwelt und mit aller gekünstelten Poesie, zu Gunsten der Natur- und Volksdichtung; und hier ist er in seinem Felde: wir haben nichts von den Genredichtern jener Zeit, was sich mit diesem an Naturwahrheit vergleichen ließe. Für das Dramatische reichten seine Kräfte übrigens eben so wenig. Sein Faust (um **1776**) ist ganz in dem Sturm und Drangsinn jener Jahre empfangen: das Ringen nach Größe und Ganzheit, „das Murren gegen Schicksal und Welt, die uns mit Conventionen beugt", dieß Ueberspringen seiner selbst schien dem Dichter so natürlich, den diese Sage schon interessirte, ehe er von Göthes und Lessings Faust wußte. Gegen das lahme „vermatschte" Menschengeschlecht soll hier denn Faust als ein solcher ganzer „ausgebackner Kerl", aus dem ein Löwe von Unersättlichkeit brüllt, gestellt und in dem Druck der Noth, in misanthropischem Humor gezeigt werden, und es gibt in diesen Fragmenten Raum genug für die Burschikositäten und für die elliptische, plebejische Kraftsprache dieser Zeit. Aber diese Natur nimmt sich hier schon erzwungen aus, diese Satire ist schon kindisch, und besser als diese Brutalität steht ihm die Sanftheit in der Genoveva, ein Stoff, der ihn mehrfach zur Bearbeitung anzog. Das ausgeführte Stück ist in Götzens Manier; die überlegene Buhlerin Mathilde, der gutartige Weichling Golo erinnern an Figuren im Götz; psychologische Schärfe und innere Erhebung darf man aber nicht suchen. Neben Göthe und Shakspeare übte übrigens auch noch Gerstenbergs Ugolino Einflüsse aus, besonders auf L. Phil. Hahn (aus der Pfalz **1746—1815**), der den Aufruhr in Pisa (**1776**) als eine Einleitung zu Ugolino schrieb, voll Reminiscenzen aus Shakspeare und Götz, und den man nicht mit dem Fr. Hahn des Göttinger Dichterbundes verwechseln darf. Er ist einer der Haupthelden der kraftgenialen Zeit: er kannte das Uebertriebene seiner Stücke selbst, aber er wollte sich nicht Einhalt thun, weil er nicht zu den „kalten Klötzen" gehörte, die, wenn sie dichten wollen, sich erst ins Feuer lesen müssen. Nicht so leicht wird in den verwandten Stücken ein solches Zerrbild von einem jähzornigen Polterer wieder vorkommen, wie dieser Ugolino, und ein solcher Bösewicht wie dieser Erzbischof, dessen Apostel Ehrgeiz und List sind, dessen Evangelium Diebstahl, dessen Gebete Wünsche nach Gold, dessen Gelübde Begierden der Wollust, der sein Ge-

wissen den Siebenschläfern, sein Herz dem Wolfe abstehlen wollte! Andere Stücke von Hahn drehen sich im bürgerlichen Kreise mit ähnlichem Stumpfsinne herum; so besonders sein Karl von Adelsberg (1776). Mit diesen am verwandtesten sind die Stücke von Leopold Wagner (aus Straßburg 1747—79), dem Göthe eine traurige Unsterblichkeit im Faust bereitet hat, weil er ihm den Stoff zu seiner Kindesmörderin (1776) stahl, einem Stücke voll entsetzender Gemeinheit und Rohheit, das des Beneidens nicht werth war. Nicht besser sind seine übrigen Sachen; die Reue nach der That (1775) spricht allem Feingefühl eben so sehr Hohn, und ist übrigens wohl im Stoffe und in der Figur des Kutschers Walz, ein Vorbild für Cabale und Liebe und den Musikus Miller geworden.

Das traurigste Opfer der Ueberspannungen dieser Periode ist J. M. Reinhold Lenz (aus Livland 1750—92). — Er war nach seinen Versuchen aus der Zeit vor seiner Bekanntschaft mit Göthe schon auf dem Wege, sich und andere zu quälen; er gefiel sich schon 1769, die sechs Landplagen, Krieg, Hunger, Pest, Feuers- und Wassernoth und Erdbeben zu besingen, Gegenstände, wider die sich die Phantasie sträubt. Die Freundschaft mit Göthe riß ihn in den größten Dünkel und in einen blinden Wetteifer, um so mehr, je anerkannter in Göthes Kreise sein Genie war; und je geringer später seine Leistungen, je größer Göthes Ruhm ward, desto mehr mußte sich seine Rivalität zu Neid und Bosheit steigern, da auch keine Spur von eigentlicher Sittlichkeit in ihm gewesen zu sein scheint, die dem hätte Einhalt thun können; oder sie mußte zur Selbstverachtung zurücksinken, da kein Bewußtsein von eigentlichem Talente und Verdienste ihn trösten konnte. In Schlossers Haus brach sein Wahnsinn aus. Unglück macht den Beurtheiler mild; man hat daher immer die guten Seiten von Lenz, nach Göthes Vorgang, hervorgesucht. Da seine Leistungen unter die traurigsten Beispiele der unsinnigen Verirrungen gehören, die den Deutschen eigenthümlich sind, da sie das Gepräge seines wirren Wesens an sich tragen, und dieses wieder fremde und eigne Schuld nicht Erbsünde war, so müssen wir vor dieser Milde warnen. Seine Umgebungen verdarben ihn offenbar; die Neigung führte damals zu solchen Compositionen „von Genie und Kindheit, mit Maulwurfsgefühlen und nebligten Blicken",

wie Wieland Lenzen ſchildert, und zu ſolchen „milchigen, weiblichen Seelen, die vom poetiſchen Teufel beſeſſen ſind", wie er den jungen Werthes charakteriſirte; Er und Göthe fühlten einen Augenblick Wärme für den naiven, lieben Jungen, der ſich überall als „Poet à triple carrillon" gerirte, dann ergötzten ſie ſich, wenn er „**regulièrement** ſeine dummen Streiche machte", nachher fanden ſie, daß er „bei all ſeinem Genie ein dummer Teufel und bei ſo viel Liebe ein boshaftes Aeffchen ſei", endlich wurden ſie ſeiner ſatt und ließen ihn laufen. Er ſelbſt verdarb ſein Talent mit Knittelverſen, Gelegenheitsſpöttereien, ſatiriſchen Skizzen, Matinées (einer Gattung, die wohl Merck aufgebracht hatte); und ſo behielt er keine Spur von Anſtand und Ordnungsſinn im Leben und Dichtung übrig. Er ſelbſt ſchrieb ſich ſeine beſte Charakteriſtik mit wenigen Worten an Merck: Seine Gemälde ſeien alle ohne Styl, wild und nachläſſig auf einander gekleckt; ihm fehle zum Dichter Muße, und warme Luft und Glückſeligkeit des Herzens, das tief auf den kalten Neſſeln ſeines Schickſals und halb in Schlamm verſunken liege, und ſich nur mit Verzweiflung emporarbeiten könne; er murre darüber nicht, weil er ſich das Alles ſelbſt zugezogen. Blickt man in ſeine Werke hinein, ſo entdeckt man kaum in ſeinen proſaiſchen Erzählungen, namentlich wo er im Landprediger (1777) Lebensſcenen aus dem Hauſe ſeines Schloſſer kopirt, die Gabe der geordneten Darſtellung und treuen Auffaſſung der Dinge. In ſeinen dramatiſchen Verſuchen iſt er ganz zügellos und wild, und moraliſch und äſthetiſch gleich ungenießbar. Man leſe nur den Engländer (1777), wie grell da die Freigeiſterei und die geile Wolluſt dichtet, „die den Himmel Preis gibt für Armiden." Dieß ſind ſo oft die Muſen jener jungen Männer geweſen, die Wielanden „wegen ſeiner Jugendſünden" liebten; und Niemand war dieſem Geſchlecht gegenüber köſtlicher als eben Wieland: er pflegte dieſen Sklaven der Sinnlichkeit die That ſeines Combabus anzurathen. Alle vollendeten Stücke von Lenz ſind eine Art ſchauderhafter Comödien, gemiſcht von tragiſchen, graſſen und luſtigen Situationen. Im neuen Menoza (1774) iſt Miene gemacht, die Geſchwiſterehe im milden Licht zu zeigen; weniger auffallend iſt das Thema, und weniger verzerrt ſind die Charaktere in: die Freunde machen den Philoſophen (1776). Die Soldaten (1776) ſind doch wenigſtens noch im Ausgang tragiſch;

ein Wachtſtubenleben ſo ekel als möglich ſtellt ſich in dem verrückten Stücke dar, das Tieck ein markiges Gemälde nannte, und deſſen Hauptgedanken er darin ergreifend und überzeugend ausgeführt fand, daß nämlich Mädchen als Menſchenopfer dem Staat dargebracht werden müſſen, um die großen Heere und deren Eheloſigkeit möglich zu machen! In dem Hofmeiſter (1774) vergehen ſich Held und Heldin auf verſchiedene Weiſe; Sie bekommt von ihrem Hofmeiſter ein Kind, während Er auf der Univerſität ſie vernachläſſigt; es ſind aber zwei treffliche Leute, und der Junge Philoſoph genug, die Verlaſſene doch zu heirathen; der Hofmeiſter flüchtet indeß, ſchulmeiſtert, kaſtrirt ſich, heirathet aber auch noch ein unſchuldiges Bauernmädchen, Alles, damit es ein Luſtſpiel gibt. Eine Reihe didaktiſcher Stellen über die Hofmeiſterei nimmt ſich dazu ganz ſonderbar in dieſer Compoſition aus. Und dieſe Stücke wurden damals aufgeführt, regellos, unverſtändig, wüſt wie ſie waren! Aber man denke auch, wie lange man ſich über elenden Farcen und franzöſiſchen Ueberſetzungen gelangweilt hatte! Hier gab es doch etwas zu ſehen, heftige Exploſionen, ganz ungewöhnliche Scenen, gewaltſame Erſchütterungen! wie viel mehr mußte dieß reizen, als jene ſchleppenden Declamatorien! wie viel anſprechender waren dieſe lebendigen Accente und einzelnen Naturlaute, die hier allerdings nicht fehlen, gegen jene ſteifen Moralſentenzen, und jene gezirkelte Complimentirpoeſie, gegen die nun Alles Feuer und Flamme war.

Weit der fruchtbarſte und nachwirkendſte unter dieſen Dichtern, und der ächte Repräſentant dieſer Zeit iſt Fr. Maximilian Klinger (aus Frankfurt 1755—1831), von dem wir ſchon Hauptzüge zur Charakteriſtik der Periode entlehnt haben, die von ſeinem Schauſpiel Sturm und Drang ſogar den Namen führt. Seine erſte Thätigkeit war ganz aufs Dramatiſche gerichtet. Er hatte in ſeinen Zwillingen (1774) mit J. A. Leiſewitz (aus Hannover 1752—1806) um jenen Preis geſtritten, den Schröder auf das beſte Stück über Brudermord ausgeſetzt hatte. Der Julius von Tarent von Leiſewitz iſt ein regelmäßiges, überlegtes Stück, und gibt uns die Gegenſätze zweier ungleicher Brüder, eines ſpeculativen, grübelnden, ſchwankenden, von der Liebe bewegten, eines handelnden, entſchiedenen, unüberlegten, von der Ehre getriebnen; erſt gegen das Ende wird der reflectirende Gang etwas lebendiger.

Man würde sagen, dieß Stück baute sich mehr auf Lessings Schule auf, obwohl Lessing selbst es anfangs von Göthe verfaßt glaubte, wie man damals überhaupt auch Stücke von Klinger (die neue Arria z. B.), Lenz und Wagner auf Rechnung Göthes setzte, geradeso wie in Shakspeares Zeit dieselbe Unsicherheit herrschte. Es ist gegen Klingers Zwillinge gehalten unstreitig das bessere Stück, aber das wildere bekam den Preis, in dem die Leidenschaft Verzerrung, Kraft Rohheit, Kummer Verzweiflung ist, in dem man zu dem Brudermorde noch einen Sohnesmord in den Kauf erhält. Leisewitz fand sich durch diese Entscheidung bewogen, mit dem ersten Versuche zu schließen, Klinger ließ sich zu einer profusen Thätigkeit anspornen, und lieferte gleich im folgenden Jahre 1775 nicht weniger als fünf Stücke. Das leidende Weib hat Tieck, von der Familienähnlichkeit verführt, Lenz zugeschrieben; es läßt sich aber aus einem kleinen Nachspiel „die frohe Frau" (1775) beweisen, daß es von Klinger ist, denn dieser wird darin von Wagner, den ich für den Verfasser halte, eben so mit hämischer Bewunderung getadelt und gelobt, wie Lenz Göthen scheint betrachtet zu haben. Untergrabenes Familienglück ist hier, und so auch im Otto das Thema; von eigentlicher dramatischer Kunst ist noch fast so wenig Spur wie bei Lenz. Die Charaktere im Otto sind zum Theil nach Lear und nach Götz kopirt, und Episoden ohne Zweck eingeschoben; und wenn dieses Stück ein Auswuchs von Götz heißen kann, so das leidende Weib ein Nebenschößling aus Werther. In der neuen Arria trit schon mehr Klingers eigne Natur heraus. Der wilde Geniemann Julio, ein Jupiter, ein Dichter, ein Allvermögender, die Solina, ein Weib von monstroser Majestät, und die ähnliche Cornelia sind schon ganz von jenen Römernaturen, aus Rousseau und Tacitus erwachsen, die nur in andrer Art die starken Charaktere des französischen Drama's wiederbringen; sie haben einen ermordeten Fürsten zu rächen, und werden schon so mit ihren geraden Tendenzen in Contrast mit den Winkelzügen der Hofleute gebracht, wie es weiterhin Klingers Lieblingsthema ward. Die Ungeheuer in Tugend und Laster, der rießenmäßige Bombast, der verletzende Ausgang, Alles scheint in diesem Stücke sich ganz unmittelbar an die 100 Jahre älteren Tragödien von Gryph und Lohenstein anzuschließen. Im Simsom Grisaldo sieht die Hauptfigur wie ein Portrait Göthes aus,

ein kastilischer Held, dem nur die Mädchen gefährlich sind, denen er sich leichtsinnig hingibt und entzieht, ein Gegensatz gegen die Philister und die Menschen ohne Seelenempfängniß um ihn her: ihm sind ein Paar Shakspearesche Carricaturen, eine Art Narr, ein verliebter Don Quixote von Hofmann, ein finsterer, trockner, gekünstelter Menschenfeind entgegengestellt, die ihn stürzen wollen; hier siegt aber Leidenschaft, Liebenswürdigkeit und Größe über Cabale und Neid. Das Schauspiel Sturm und Drang malt schottischen Familienhaß in grellen Zügen, ein Gegenstück zu Romeo und Julie; auch hier versucht sich der Dichter in kühn angelegten Original-Charakteren; das Trifolium von Freunden, Wild, Lafeu und Blasius, die verwilderten und starren Jünglinge, die die Feindschaft ihrer Väter unterhalten, sind ihm minder geglückt als der alte Berkley, ein aus Unglück und Rachsuch halb kindisch gewordner Greis, der in einzelnen Zügen, so schwer die Aufgabe war, trefflich gehalten ist. Sieht man diese Stücke nach der Reihe durch, so begreift man wohl, daß, wenn ein Mittelpunkt der deutschen Bühne dagewesen wäre, sie eine Masse von ähnlichen verwegenen Compositionen hätten hervorrufen müssen, die dann, wenn eine mannichfaltige Fortbildung der dramatischen Literatur zu hoffen gewesen wäre, einen großen Stoff hinterlassen hätten, der durch Amputation und Reinigung zu trefflichen Bühnenstücken hätte gebildet werden können. Zugleich fühlt man aber auch, daß diese hastige Production so gewaltsamer und aufregender Werke des Dichters Feuer schnell aufreiben mußte, der dann bald wie ein ruhiger, aber nicht ausgebrannter Vulkan erschien. Noch in den Stilpo (**1777**) spielen wieder Situationen aus Romeo und Hamlet herüber; er behandelt eine glückliche Revolution gegen fürstliche Mörder und Unterdrücker, nicht ohne Opfer der liebenden Jugend, die den feindlichen Haß der Eltern aussühnen möchte. Wir wollen die Lustspiele übergehen, die von weniger Interesse sind, nur die Spieler (**1780**) sind als Vorbild zu Schillers Räubern wichtig. Hier ist weit unverfälschtere Menschenkenntniß und natürlichere Zeichnung, als in den meisten Stücken dieser Classe, denn hier steht Klinger wieder auf eigner Erfahrung und Nachdenken: er will dem Verstand und der weltmännischen Bildung fühlbar machen, daß ihr das Herz zu leicht verloren geht, ohne das kein wahres Glück ist. Wie dieses Stück auf Schiller influirt hat, so

hat dagegen auf den Günstling (1785) schon Fiesco, auf Rodrico schon Don Carlos zurückgewirkt. Sobald die ersten Schillerschen Stücke erschienen waren, fangen Klingers Dramen an regelmäßiger zu werden, ohne daß sie dadurch gewinnen. Es scheint, ihre hellere Form läßt die bitteren Eindrücke, die sie doch hinterlassen, noch mehr empfinden; die sorgfältigere psychologische Zeichnung macht den Leser achtsamer und läßt ihn Mängel im Ganzen entdecken, wo er sie vielleicht im Einzelnen nicht findet. So liegt in der Elfride (1782) die richtige Beobachtung zu Grunde, daß der Mensch oft mit Lastern und Tugenden im Gefühle seiner Kraft und guten Willens leichtsinnig spielt, und sich dann durch Gelegenheit und bösen Einfluß verleiten läßt. Dieß wird an allen drei Hauptfiguren anschaulich; allein die Häufung so vieler in Schwäche beruhender Charaktere, ohne Aussicht auf eine bessere Menschheit, ist so peinlich, wie früher seine starken Charaktere immerhin waren; der Mangel an Licht und Schatten wirkte beidemale übel. Keinesweges gab Klinger diese starken Charaktere überall in seinen späteren geregelten Stücken auf. In der Sammlung seines neuen Theaters (1790) finden wir sie noch in der Medea, im Aristodymos, im Roderico und Damocles, nur daß er doch fühlt, sein Roderich, der Pendant zum Posa, könne allenfalls eher für ein poetisches Ungeheuer gehalten werden, als die Böse-wichter, die er ihm in dem Stücke entgegenstellt. Außerordentlich schadet diesen Stücken schon die didaktische und reflectirende Breite, die uns seinen Uebergang zum Romane nahe legt, zu dem er mehr aushaltende Neigung und Beruf hatte; im Damocles haben wir eine förmliche Staatsaction mit politischen Verhandlungen. Hier siegt der ruhige Weltmann Attalus gegen den stoischen Freiheitsprediger, und der Dichter läßt uns unentschieden, mit wem er es hält; diese kühlere Anschauung, wie überhaupt die Kälte, die jetzt an der Stelle der früheren Leidenschaftlichkeit über diesen Dramen liegt, weist uns noch mehr zu seinen Romanen hinüber, in denen wir Klingers Tendenz und Natur deutlicher durchschauen können; vollends wenn wir die zwei Bände seiner Betrachtungen hinzunehmen wollen. Da diese Werke, obwohl meist etwas später geschrieben, das vollständigste und eindringendste Bild der eigenen Stimmung dieser Gährungszeit geben, so verweilen wir einen Augenblick dabei.

Klinger hat in der letzten Ausgabe seiner Werke nur wenige seiner Dramen aufgenommen und dagegen die Reihe seiner Romane mit Ausschluß des Bambino an einen durchgehenden Faden gereiht, den er so offen spinnt und der daher so blos liegt, wie in Wielands Werken die bewegenden Gedanken seines Lebens. Es ist auch hier der ewige Gegensatz zwischen Ideal und Welt, Herz und Verstand, Enthusiasmus und Kälte, Tugend und Laster, Dichter und Weltmann, Engel und Teufel, Gott und Thier, was den denkenden und ernsten Dichter beschäftigt. Seine Romane sind daher ebenso wohl wie seine Dramen alle auf den moralischen Menschen bezogen, und er haßte ebenso sehr die bloße Unterhaltungspoesie wie die kalte Speculation, die sich vom Leben trennt. Die Art und Weise, wie er sein inneres Leben in seine Schriften trug, hat mit Wielands die größte Aehnlichkeit, obgleich er zu diesem im Ganzen eine Art von stoischem Gegensatz macht. In einigen seiner früheren Romane würde man diesen Contrast nicht so sehr finden: sein Mährchen vom Bambino (zuerst 1778), das wir schon erwähnt haben, seine Geschichte vom goldnen Hahn (1785), (die in den Werken im Sahir umgearbeitet ist), könnte man ihren muthwilligen Einkleidungen, und selbst ihren Tendenzen, und sehr oft selbst ihrem Styl nach ganz für Wielandisch halten. In jenem zeigt er einen Freund der platonischen Liebe, der zu einem Combabus verhext ist; in diesem erzählt er eine Geschichte des Sündenfalles, wie der Geist der Humanität und Cultur (Sahir) in einen goldnen Hahn gebannt ist, und als er erlöst wird, über das unschuldige Circassien Sünde mit Aufklärung und Verbrechen mit dem Gesetze bringt. Hier ist ihm die Beschäftigung mit seinen Problemen noch gar nicht so peinlich ernst, er hält sich hier weit objectiver; und besonders gleichen auch seine Stiche auf Bonzenthum und Christenthum den Wielandischen ganz, und erinnern stark an seine Verehrung der Pallas und der Musen, und die Gerüchte, die über sein Heidenthum im Umlauf waren. Auch der Vortrag ist durchweg heiter ironisch, während ihm sonst jener Sarcasmus eigen ist, den er selbst aus einem starken Gefühle herleitet, und dem Witze entgegensetzt, der mit dem Lächerlichen spielt, während jener eine Fackel in das Dunkel des menschlichen Wesens schleudre. Dieß ist das ächte Gemälde seiner übrigen Romane, in denen wir durch diese stets wiederkehrende Operation bald grell

aufgeklärt, bald schmerzlich blind gemacht werden. Durchlaufen wir die ersten Erzählungen in seinen Werken, den Faust, Raphael de Aquillas, die Reisen vor der Sündfluth und deren Seitenstück, den Faust der Morgenländer, so haben wir überall die schreckenden Bilder von einer Welt, in der das Gute erliegt, das Böse herrscht, das Gute selbst zum Bösen ausschlägt, die edelsten Bestrebungen mit schauderhaften Ausgängen belohnt werden, und auf diese Art die Vorsehung überall verdächtigt erscheint. Klinger gesteht es selbst, daß ihm das Wort Vorsehung ein Schall ist, bei dem er in die peinlichste Verwirrung gerathe, wenn er den vermeinten Sinn mit dem Gange der Welt ausgleichen wolle. Er hielt die französische Revolution für eine Satire auf diesen vermeinten Sinn, und in dem Fragment über das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit gibt er uns auf die Zweifel über den Gang der Welt, auf alle Fragen nach Warum und Wohin keine Antwort. Die Träume von einer Veredlung der Menschheit sind ihm nichts als dichterischer Zeitvertreib, dieser gutmüthige Glaube kam ihm zu Zeiten albern und abgeschmackt, zu Zeiten ekelhaft vor. Bei all diesem aber bleibt dem beobachtenden Schwarzsichtigen ein Krümchen Trost übrig: er glaubt trotz aller Herrschaft des Lasters und der kalten Klugheit an Moralität als an einen idealen Hintergrund der Dinge; er, der an keine Wunder glaubt, glaubt an das Eine, das er mit seinen Augen sieht: daß nämlich die moralische Welt, die auf der physischen so breit ruht, von der geistigen an einem einzigen Haare aufwärts gezogen und sogar etwas emporgehalten wird, und daß die Masse seit ewig an diesem Einen Haare vergeblich zerrt, um es zu zerreißen. In diesem Sinne sucht uns Giafar mit dem Elend des Edlen zu versöhnen; in diesem Sinne stellt uns Klinger überall die seltenen, wenigen, aber großen Männer des Ideals und der Tugend, die Dichter und Helden, den niedrigen Massen und deren Verderbern entgegen; sie halten gleichsam an jenem Faden diese corrupte Welt, und sollen daher außer ihr, über ihr und dem Schicksal stehen. Der Glücklichste heißt der, der außerhalb der rauschenden Thätigkeit der Welt steht, er solle alle Verhältnisse meiden, wodurch die innere moralische Kraft Gefahr läuft. Was aber bei diesem Verhältnisse wieder herauskommt, das lehrt uns gleichsam wider den Willen des Dichters die Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. Der

Held Falkenburg ist ein so einsam im Schatten der Tugend, von einem Schüler Rousseau's gebildeter Dichter, den die Fittige der hohen und ächten Begeisterung, den das Ideal über das Schicksal erhaben zeigen soll. Sein Charakter soll im Gegensatz zur Welt gezeigt, sein Unglück soll aus diesem Gegensatze hergeleitet werden. Allein seine Unfälle, der Tod seines Vaters, der Tod seines Kindes, veranlaßt durch die Untreue einer unvorsichtig gewählten Frau und eines eben solchen Freundes stehen gar in keiner Folge von diesem Charakter; und der allgemeine Haß, der ihn als einen scheinbaren Demagogen trifft, hätten den über das Schicksal Erhabenen nicht drücken dürfen, den noch dazu die Neigung seines Fürsten, des Ministers, des Lehrers, des Freundes und sein reines Gewissen schadlos hält! Dennoch streift dieser Held bei diesem Unglück an Wahnsinn, und was ihn noch rettet, ist eine dürftige symbolische Comödie! Diese Erzählung ist ein Bild innerer Zustände, die sich der Revolution gegenüber in Deutschland bildeten; es scheint, daß Georg Forsters stille feste Gemüthsart, seine häuslichen und öffentlichen Schicksale, sein Bann und Acht Züge genug zur Vergleichung böten, wie sich die Wirklichkeit zu dieser Dichtung verhalte, und dort würde man im Leben die Züge eines wirklich über das Schicksal Erhabenen finden, von dem man gehoben und getröstet scheidet, während uns diese dichterische Darstellung drückt und peinigt. Aber in jenem edlen Manne war Dichter und Weltmann auch kein Gegensatz; und dieß fällt Klingern erst ganz spät ein, daß die Verbindung beider Eigenschaften eigentlich den wahren Menschen ausmache, den er mit Diogenes Leuchte so eifrig suchte: hohe dichterische Einbildungskraft mit der Vernunft des Mannes der Geschäfte gepaart, ein gesundes Herz neben Welterfahrung, ewige Jugend in dem Bunde von Herz und Verstand. Denn er fühlte es doch einmal, daß der Dichter, der von der Welt immer so gut denkt und sich dabei aus der Welt zu retten doch für nöthig findet, sich selbst schlage und seine eigne Theorie Lügen strafe. Er redet sich daher zuletzt selbst ein, daß er auf jenes Ziel der Vereinigung dieser widerstreitenden Geisteskräfte hinarbeite! Allein wie sehr er sie auch nähert, so hält er sie doch immer auseinander; und auf dieser Höhe, über die er nicht hinauskann, steht das Gespräch zwischen Dichter und Weltmann als sein interessantestes Werk, wenn man dem Gange seiner Ideen und

seinen Charakter auf den Grund gehen will. Er zeigt hier den klugen kalten Weltmann am Ende im Laufe der Welt um nichts glücklicher, als den Schwärmer auch; er stellt ihn gegen den schroffen Dichter in ein milderes Licht, als er sonst thut, und erkennt in ihm eine eigenthümliche Größe und Ganzheit, und wägt die Klarheit, die ihm eigen ist, mit der Wärme des Dichters ungefähr auf gleicher Wage. Beide wollen sich nun einander nähern, reserviren sich aber doch immer ihr Gebiet. Einfachheit und Beschränktheit, Absonderung und Einsamkeit bleibt des Dichters Element und so bleibt die Kluft übrig, die wir gern ausgefüllt sähen. So ist sie auch bei dem Dichter persönlich geblieben. Er bekennt, wie er in seinem Leben zwischen Armuth und Wohlergehen getheilt war, aus der ärmsten Hütte an den mächtigsten Hof kam, so auch immer zwischen Menschenverkehr und tiefster Einsamkeit gewechselt zu haben. Die Verschmelzung von beidem war ihm nicht gegeben; er sah sie nur als ein schönes Ziel vor sich liegen; er wollte jetzt zwar darauf losarbeiten, aber dann sagte er wieder verzagend: wenn er wüßte, wie eine Katze mauste, die man noch ganz jung von der Mutter wegnahm, wie man in einem verdorbenen Staate ein rechtschaffener Mann bleibe, wie die Gesellschaft mehr durch den Glauben an Tugend als durch die Sache selbst fortbestehe — so wolle er als Menschenlehrer auftreten; jetzt könne er nur träumen, sehen, hören und dann faseln wie jeder Andere, wenn er etwas mehr thun wolle. So hat er sich jene schöne Einsicht nur mit dem Verstande geschaffen, denn er war klug und paßte auf sich selbst mit einem ungemein hellen Kopfe; aber er blieb mit einem verdüsterten Herzen auf den ersten Jugendeindrücken hängen, sah das Bessere und folgte dem Schlechteren, er wußte das Beste nur anzudeuten, zu schildern aber nur die Contraste, aus denen er weg wollte. Seine Schriften bilden dieß streitige Wesen merkwürdig ab. Er lehrt diese seine Gefühlsphilosophie und Herzensüberzeugung mit dem kältesten Verstande, ganz im Gegensatz mit Jacobi, der sehr klare und einfache Begriffe mit einem Schwall von vagen Empfindungen zu umwickeln pflegt; die hellste Präcision, die Wielands Klarheit übertrifft, gränzt zuweilen mit poetischen Phrasen, die an Jean Paul erinnern, der reinste Pragmatismus wechselt mit symbolischen und allegorischen Darstellungen. Immer schweben seine Neigungen um Extreme. Er machte an die

Menschheit übertriebene Anforderungen, wie Jean Paul, aber in entgegengesetzter Weise: er rüttelt bitter an den einzelnen Menschen und nimmt keine veredelte Menschheit in Aussicht, dieß thut Jean Paul und erzieht sanft an dem Einzelnen, die menschliche Schwäche respectirend. Klinger denkt von den Menschen zu gut und zu schlecht und daher rühren die feinen Carricaturen in seinen Dichtungen, die Heroen in Tugend und Laster. Daß er nirgends ein Mittel fand, beruht darin, daß er die mittleren Stände der Gesellschaft, die auch in allen seinen Dichtungen fast niemals auftreten, gar nicht gekannt hat. Er kannte nur Einsamkeit und aus Erinnerungen die Noth der allerunterſten Stände, und dann den Hof und das Hofleben, und er lernte sich mit beiden vertragen; dieß erklärt seine morgenländische Natur, da man im Orient eben diesen Mittelstand nicht hat, und da der Gebildete dort keine andere Wahl hat, als die Klinger überall statuirt: einsam oder am Hof zu leben, Derwisch oder Vezier zu sein; es erklärt seine Sympathie mit Rußland, und daß der Freiheitsmann, wie Klopstock seinen dänischen König, seinen Kaiser Alexander bis in den Himmel erhebt; es erklärt seine feinen Entschuldigungen des Despotismus, den er in sich gefunden hat und in jedem muthmaßte; es erklärt, daß der disciplinarische Erziehungsaufseher, der pädagogische Soldat die größte Freiheit im Militärstand, im Gehorsam fand! dieß erklärt auch, warum er das ächte Bürgervolk des neuen Europa, die Engländer, nicht mag, und um seinen Shakspeare zu retten, ihn keinen Engländer nennt; und warum Er, der dem Herzen nach ein ächt deutscher Patriot ist, doch wieder dem Kopfe nach mit dem anständigen Franzosen hält, der ihm ein viel vollendeterer Mensch ist, als der Deutsche. Hier steckt wieder seine Extremsucht, das Suchen nach scharfgeprägten Formen menschlicher Ausbildung dahinter. Er verträgt sich aus den ganz entgegengesetzten Gründen, wie Wieland, mit Voltaire und Rousseau, obgleich ihm jener seiner Natur nach so entfernt lag, wie Wielanden dieser; Wieland vertrug beide aus eigner Glätte und Runde zugleich, Klinger aus eckiger Schärfe nach einander. Daß Voltaires Geschichte eine Satire auf die Vorsehung sei, das gerade nahm ihn für ihn ein; er fragt, was denn die ganze Geschichte anders sei, und warum man sie im Sinne der orthodoxen und hyperorthodoxen Theologen lesen solle. Rousseau dagegen war der eigentliche Liebling seiner Seele, sein Lehrer in seiner empfäng-

lichsten Zeit. Emil war ihm das erste Buch des Jahrhunderts, der neueren Zeit! Der Verfasser schien ihm den großen Gedanken gefaßt zu haben, die erwürgte moralische Kraft wieder aufzuwecken, und ihn freute jene Kühnheit und Beredsamkeit als Naturäußerung, die uns Anderen ihrer Unnatur wegen so mißfällt, da sie im höchsten Grade von jener Einfalt abliegt, die darin gerade gepredigt wird. Ihn sah er in dem idealen Lande wohnen, über das der Witzling nur spotte; seine Bücher waren ihm Inschriften an dem Tempel der Natur, den er, ihr Liebling, dem Menschengeschlechte wieder geöffnet habe; er bekannte sich ganz zu Rousseaus Satz, daß Alles gut sei, was aus den Händen der Natur kommt, und Alles unter den Händen des Menschen ausarte. Er gab sich ganz diesem Klügeln über den natürlichen Trieb und Instinkt hin, diese ächte und einzige Natur, die man auf jenem Rousseau'schen Wege am schnellsten verliert; denn dieß bewußte, schmerzliche, zweifelnde Ringen verfehlt gerade das, was nur das vertrauensvolle Leben mit sicherem Griffe faßt. Das war was Klingers Freund Schlosser besser ahnte, und was er mit jenen Fragen meinte, ob wir und wie weit wir zu der Natur zurücksollten, die Rousseau in Aussicht stellte. Wie anders haben die Anderen unter uns diese Rückkehr zur Natur gesucht! Die Göthe und Wieland gaben all dieß skeptische Grübeln auf und lebten entschlossen darauf los, und sie haben mit ihrem heiteren epikureischen Vorgang die Nation unendlich mehr gelockt, als der strengere Klinger, dessen Beispiel übrigens wieder sichtbarer fortwirkte, als Lessings, der mit beneidenswerther Sicherheit mitten hindurch ging. Denn Er besaß diesen Natursinn und Lebenstakt so unbekümmert eigen, daß ihm nur die Schweigenden folgen können, die im gleichen Falle der Beruhigung sind und der Reflexion entbehren können; auf Klingers Seite haben sich jene wühlenden Unzufriedenen laut genug gemacht, die den dunklen Drang jener Jugend durch die Schubart, Seume und Aehnliche hindurch leiten bis auf unsere Tage, wo er sich wieder entladen wird, sobald ihm ein neuer, so deutlicher Gegenstand gegeben ist, wie damals die Literatur war.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

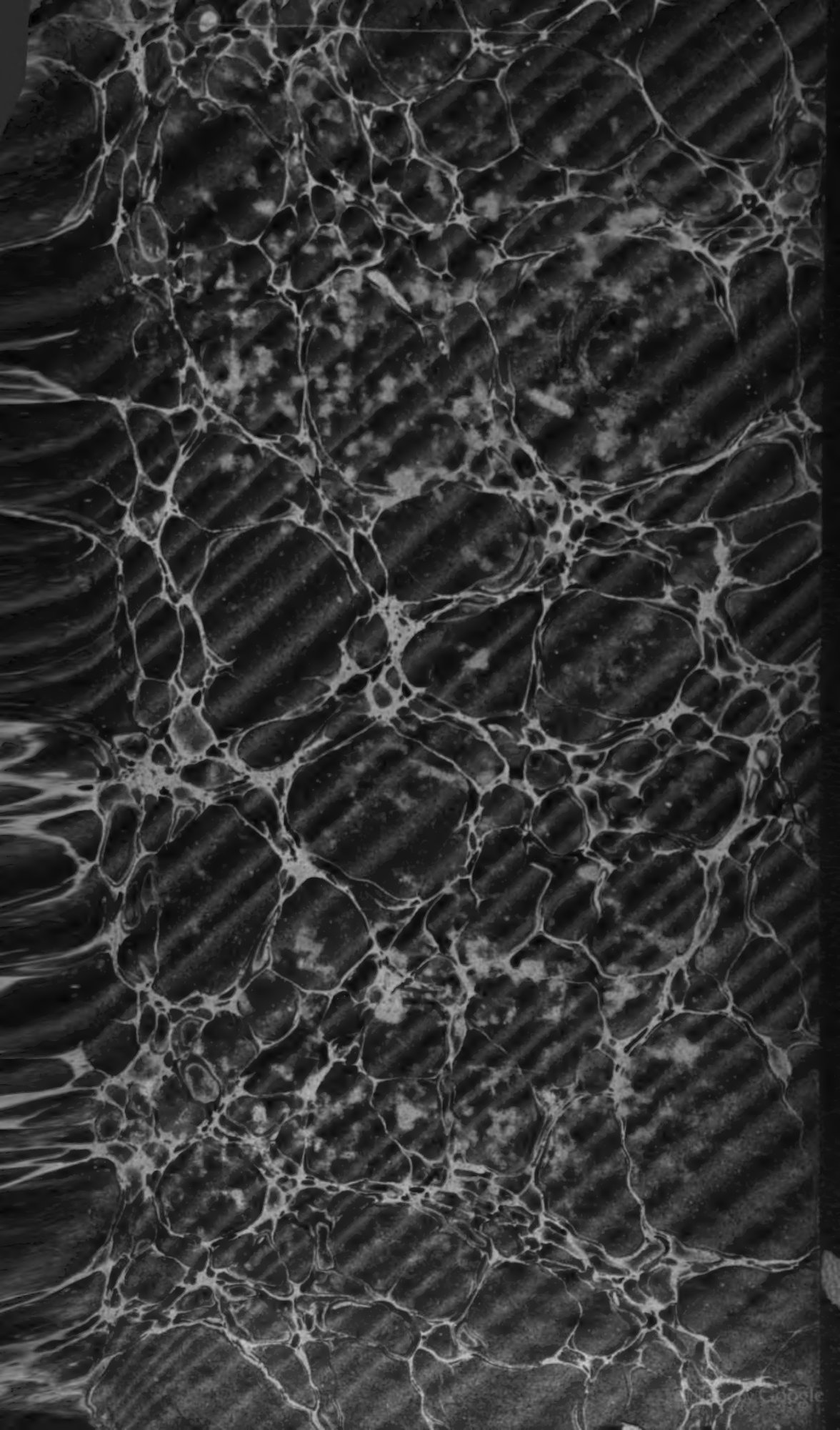
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

FEB - 3 1933

MAY 2 0 1974 ILL

CANCELLED

4378033

Digitized by Google